This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

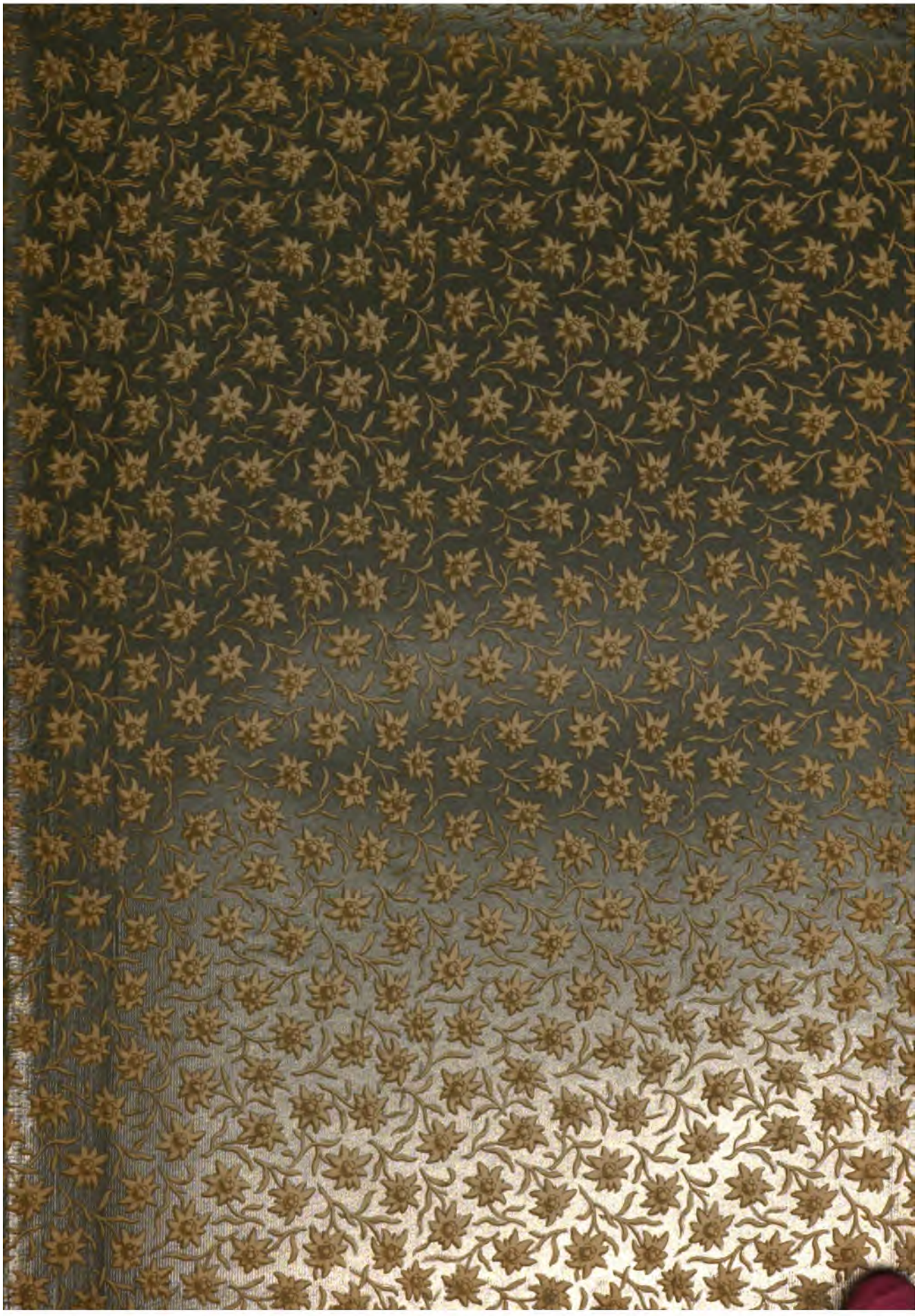
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 06658369 5

Die Schweiz im 19. Jahrhundert

Schmid & Francke Bern
F. Payot Lausanne



Die Schweiz

im

neunzehnten Jahrhundert

Buchdruckerei Stämpfli & Cie., Bern

Die Schweiz

im

neunzehnten Jahrhundert

Herausgegeben

von

Schweizerischen Schriftstellern

unter Leitung

von

Paul Seippel

Professor am eidgen. Polytechnikum in Zürich

Mit zahlreichen Illustrationen

Zweiter Band

Verlag von
Schmid & Francke in Bern und F. Payot in Lausanne
1900

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
282664B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1944 L

Die Schule

Geschichte des öffentlichen Unterrichts aller Stufen

I.

Deutsche Schweiz

von

J. Hunziker

II.

Französische Schweiz

von

François Guex

Nachstehender Aufsatz entspricht in seinem Inhalt nur teilweise dem Titel. Wenn man bedenkt, daß die 19 Kantone der deutschen Schweiz in fast durchgehender Selbständigkeit ihr Schulwesen besorgen, so wird man begreifen, daß eine gesonderte Betrachtung in dem Raume kaum durchführbar war, den die Ökonomie unseres Werkes diesem Teilgebiete zuweisen konnte.

Mehr noch fiel ein anderer Umstand ins Gewicht.

Der Geschichte des Unterrichtswesens der deutschen Schweiz mußte doch notwendig eine Darstellung der Faktoren vorangehen, welche die geschichtliche Entwicklung des schweizerischen Unterrichtswesens überhaupt bedingt haben, und es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß nur in geringem Umfange die pädagogische Entwicklung der deutschen Schweiz nicht die nämlichen Züge aufweist, wie die Gesamtentwicklung. Daher erschien es ratsam, beide ineinander zu verweben; auch so noch war möglichste Knappheit geboten.

Der Leser wird daher in diesem Aufsatz manches nicht finden, was er sucht; vielleicht wird er auch einiges darin finden, was er nicht sucht.

Buchdruckerei Stämpfli & Cie., Bern

Die Schweiz

im

neunzehnten Jahrhundert

Herausgegeben

von

Schweizerischen Schriftstellern

unter Leitung

von

Paul Seippel

Professor am eidgen. Polytechnikum in Zürich

Mit zahlreichen Illustrationen

Zweiter Band

Verlag von
Schmid & Francke in Bern und J. Payot in Lausanne
1900

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
282664B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1944 L

Die Schule

Geschichte des öffentlichen Unterrichts aller Stufen

I.

Deutsche Schweiz

von

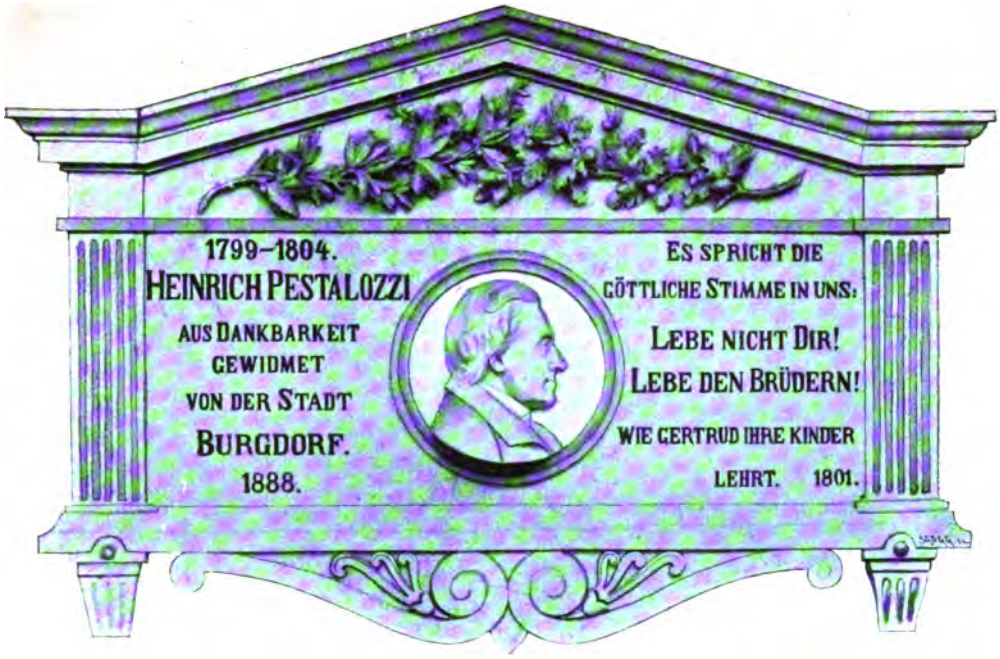
J. Hunziker

II.

Französische Schweiz

von

François Guex



Nachstehender Aufsatz entspricht in seinem Inhalt nur teilweise dem Titel. Wenn man bedenkt, daß die 19 Kantone der deutschen Schweiz in fast durchgehender Selbständigkeit ihr Schulwesen besorgen, so wird man begreifen, daß eine gesonderte Betrachtung in dem Raume kaum durchführbar war, den die Ökonomie unseres Werkes diesem Teilgebiete zuweisen konnte.

Mehr noch fiel ein anderer Umstand ins Gewicht.

Der Geschichte des Unterrichtswesens der deutschen Schweiz mußte doch notwendig eine Darstellung der Faktoren vorangehen, welche die geschichtliche Entwicklung des schweizerischen Unterrichtswesens überhaupt bedingt haben, und es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß nur in geringem Umfange die pädagogische Entwicklung der deutschen Schweiz nicht die nämlichen Züge aufweist, wie die Gesamtentwicklung. Daher erschien es ratsam, beide ineinander zu verweben; auch so noch war möglichste Knappheit geboten.

Der Leser wird daher in diesem Aufsatz manches nicht finden, was er sucht; vielleicht wird er auch einiges darin finden, was er nicht sucht.

I.

Die Jahrzehnte, die dem Zusammenbruch der Eidgenossenschaft der XIII alten Orte 1798 vorangingen, zeigen bezüglich des Bildungs- und Unterrichtswesens widersprechende Züge. Auf der einen Seite ist mit der Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts neuer Wein in die alten Schläuche gekommen. Die Anregungen, die auf pädagogischem Gebiete von Deutschland ausgingen, fanden in der deutschen Schweiz lebhaften Wiederhall. Die gesunden Ideen Gesners über den gelehrten Unterricht wurden in Basel und Zürich bei den Schulreformen zu Rate gezogen; für die Tugenden des klassischen Altertums wußte Bodmer in Zürich die Jünglinge seiner Vaterstadt zu begeistern; in Bünden bot das Seminarium in Haldenstein ein Vorbild für bessere Erziehung der Söhne aus höhern Ständen; Joh. Georg Sulzer schrieb noch vor der Mitte des Jahrhunderts seinen den Engländern und dem gesunden Menschenverstand abgelauschten „Versuch einiger vernünftiger Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder". Zum Durchbruch kam die neue Strömung durch die Begeisterung, welche Rousseau mit seinem „Emile", Basedow mit seinen pädagogischen Reformversuchen in weiten Kreisen hervorrief; mächtig ward der Traumsinn des jugendlichen Pestalozzi von jenem „Traumbuch" ergriffen; von Basel aus wirkte Iselin zur Verbreitung der philanthropischen Ideen; Förderung der menschlichen Glückseligkeit, vornehmlich durch allgemeine Verbesserung der Erziehung, ward auch bei uns die Losung der Besten jener Zeit.

Aufgeklärte Geistliche und Staatsmänner wandten ihre Blicke auf die Hebung des Volksunterrichtes zu Stadt und Land und setzten ihre

Kraft und Einsicht für dieselbe ein; die Reform der zürcherischen Schulen in den Jahren 1765—1778 beweist, daß es wenigstens für einzelne Landesteile nicht ohne Erfolg geschah. Das Kloster St. Urban errichtete eine Normalschule nach Felbigerschem Muster und hielt 1781 einen ersten Bildungskurs für Landschullehrer ab. Nach dem Vorbild, das Berlin gegeben, gründeten Zürich und Bern für die Vorbildung zu den gewerblichen Berufsarten sogenannte „Kunstschulen"; für die Bedürfnisse des angehenden Handwerkers entstanden in mehreren Städten Zeichenschulen; für die Ausbildung des bis dahin fast gänzlich vernachlässigten Mädchenschulwesens wirkten in gegenseitiger Achtung verbunden der ehemalige Jesuitenprofessor Zimmermann in Luzern und der protestantische Chorherr Leonhard Usteri in Zürich. So keimte es aller Ecken und Enden in den Gauen unseres Vaterlandes schon vor dem Schluß des „von Verbesserungen gärenden" 18. Jahrhunderts.

Das älteste Bild von Pestalozzi.
(Stadtbibliothek Zürich, wohl aus dem Nachlaß Lavaters.)

Indessen, so verdienstlich alle diese Bestrebungen waren, man darf nicht vergessen, daß eine ganze Reihe derselben auf die Initiative von Privaten zurückging und noch lange Zeit ausschließlich auf private Pflege angewiesen war; man darf nicht vergessen, daß die Scheidung der Bevölkerung nach Ständen, wie in regierende Bürgerschaften und Unterthanen, fortbestand, vielfach das Kind des Armen, fast ausnahmslos das Landvolk in die mittlern und höhern Schulen keinen Zutritt fand; daß trotz aller Fortschritte im einzelnen der Bildungsdurchschnitt des Volkes in der Schweiz zu Ende des Jahrhunderts in weniger raschem Aufschwung begriffen war als in manchen geistlichen und weltlichen Fürsten-

tümern Deutschlands. Durchgreifenden großen Neuerungen, wie sie dort der aufgeklärte Despotismus wagen konnte, stand bei uns die Kleinheit der Verhältnisse und die demokratische Denkart entgegen, die mit Ängstlichkeit vor gewaltsamen Eingriffen in das Herkommen zurückschreckte; der Korporationsgeist hielt an erstarrten Formen fest und konnte dies mit um so größerem Erfolge thun, als der Gedanke, der Staat sei berechtigt und verpflichtet, das Schulwesen von sich aus und unter Darbietung der nötigen Mittel aus dem Staatsschatz aus- und umzugestalten, jener Zeit durchaus neu und fremd war.

Zumal im mittlern und höhern Schulwesen machte sich die Thatsache geltend, daß es wirklich alte Schläuche waren, in die der neue Wein Einlaß begehrte. Die einzige Hochschule, die die deutsche Schweiz damals besaß, Basel, hatte, 1460 begründet, bereits ihre dritte Jahrhundertfeier hinter sich; aber auch diese Feier war, trotz Iselins Ratschlägen, nicht im stande gewesen, sie zu verjüngen; noch immer entschied unter den Bewerbern um ihre Lehrstühle, wie bei allen andern Beamtungen, das Los; die Professoren waren Basler, fast ausnahmslos auch die Schüler; die Anstalt war zu nahezu ausschließlich lokaler Bedeutung herabgesunken. Von den wissenschaftlichen Studien war es nur die Theologie, die auch außerhalb Basel im Vaterlande, d. h. in den höhern Schulen einiger Schweizerstädte, zu einem notdürftigen Abschlusse gebracht werden konnte; das war das Werk der geistigen Bewegung der Reformation und Gegenreformation gewesen und dabei hatte es auch zwei Jahrhunderte lang sein Bewenden gehabt. Ganz neulich erst war es dazu gekommen, daß in Zürich und Bern durch Begründung „medizinischer Institute", in Bern zugleich durch ein „politisches Institut" auch andere gelehrte Berufsarten wenigstens für das nächstliegende Bedürfnis Gelegenheit zur Vorbildung fanden; doch war auch das ein Werk der Privatinitiative. Wer in Theologie, Jurisprudenz und Medizin mehr wollte, war an das Ausland gewiesen, ebenso wer andern Wissenschaften zustrebte.

Mittelschulen (Gymnasien, Lyceen) gab es in den regierenden Städten, Lateinschulen auch in manchen Municipalstädten; aber wo nicht durch hervorragende Persönlichkeiten zeitweise ein frischerer Geist gepflanzt wurde, ging alles möglichst in den alten Geleisen. Jede, auch die kleinste Reform der Organisation mußte mühsam erkämpft werden. Es war eine in der deutschen Schweiz wohl einzig dastehende Neuerung, daß bei der zürcherischen Schulverbesserung in den Siebzigerjahren die lateinische

Schule der Stadt Zürich ihren Lehrplan den modernen Bedürfnissen so weit anpaßte, daß sie von dieser Zeit an offiziell den Namen einer „Realschule" erhielt.

Die deutsche Schule in den Städten und die Dorfschulen außerhalb derselben waren auf die Elementarstufe beschränkt; der Unterricht, vorwiegend gedächtnismäßig betrieben, erstreckte sich auf Religion, Lesen, Schreiben und Singen, in den Städten und größern Dörfern auch auf Rechnen; in den meisten Landschulen war Rechnen „nicht üblich". Überhaupt lag das Landschulwesen in weiten Gebieten völlig im argen; am meisten entwickelt war es in den Unterthanenlanden von Zürich, Bern, Basel, in den demokratischen Urkantonen, in den gemeinen Herrschaften des sog. „Landfriedens", wo Zürich und Bern das entscheidende Wort hatten; aber auch hier war die Schule fast durchweg auf den Winter beschränkt, mit höchstens wöchentlich 1—2 Schulhalbtagen während des Sommers; die Lehrer selbst oft kaum im Besitz der dürftigsten Elementarkenntnisse, vom Pfarrer abhängig, kärglich besoldet und in der Hauptsache auf das Schulgeld der Kinder angewiesen, das sie nahezu überall selbst einzutreiben hatten; genötigt, durch Handwerksbetrieb oder eine kirchliche Bedienstung den nötigen Selbstunterhalt zu erwerben; ihre Wahl mehr durch äußere Gründe — Ortsangehörigkeit, Unterstützungsbedürftigkeit, Besitz einer geräumigen und günstig gelegenen Stube zum Schulhalten — bedingt als durch Fähigkeit und Wissen; nur an wenigen Orten eigene Schulhäuser; von methodischer Erfassung des Lehrstoffs, Durchführung eines Klassenunterrichts, passenden Lehrmitteln und halbwegs geeigneter Bestuhlung kaum die Anfänge.

Das war das Erbe, das die alte Eidgenossenschaft dem 19. Jahrhundert auf dem Felde der Schule hinterließ. Dazu kam nun, daß der Sturm des Jahres 1798 zunächst eher zerstörend als hebend wirkte; nicht bloß auf dem Gebiete des höhern Schulwesens, wo die revolutionäre Strömung die Hörsäle entvölkerte und durch den Ruf nach Abschaffung des Zehntens eine der wesentlichen Einnahmequellen der Anstalten und ihrer Professoren in Frage stellte; noch schlimmer wirkte diese letztgenannte Maßnahme auf die ökonomische Lage und die Stimmung der Geistlichen, die bis jetzt die Hauptstütze der Landschulen gewesen; und mochten die einsichtigern Parteigänger der neuen Ordnung der Dinge noch so sehr vom Gefühl des Bedürfnisses erfüllt sein, die größere Freiheit lasse sich nur bei erhöhter Bildung behaupten und rechtfertigen —

auf den Dörfern ward vom gemeinen Mann Freiheit und Gleichheit vielfach so verstanden, daß nun auch die Verpflichtung hinfällig geworden, die Kinder zur Schule zu senden und für diese die bisherigen ökonomischen Leistungen weiter zu entrichten. So hatte sich die Lage der Dinge bezüglich des Schulwesens durch die Vorgänge der letzten Monate eher noch verschlimmert, als die eine und unteilbare helvetische Republik im April 1798 ins Leben trat.

H. Pestalozzi.
Nach Rath.

II.

„Man muß der Welt beweisen, daß aus unserer Revolution für wahre Menschenveredelung ein Gewinn erwachse." Mit diesem Worte zeichnete Philipp Albrecht Stapfer den Grundgedanken, der die edlern Elemente der neuen Centralregierung in ihrem Thun beseelte und der vor allem aus auch ihm selbst als Minister der Künste und Wissenschaften der Leitstern in seinem amtlichen Wirken war. Die Aufgabe, die er in idealer Begeisterung erfaßte, war an und für sich keine geringe: auf Grund der eben so verschiedenen als durchweg mangelhaften, ja teilweise gänzlich ungenügenden Schulzustände in den einzelnen Teilen der bisherigen Eidgenossenschaft ein einheitliches und organisch gegliedertes schweizerisches Schulwesen aufzubauen. Und an dieses Werk wagte er die Hand zu legen mitten in den schwierigsten Verhältnissen, als noch alles von der staatlichen Umwälzung her im Schwanken war, die Schweiz zum Kriegsschauplatz für die fremden Heere wurde, im Gefolge der letztern bittere Not und Elend durch das Land zog, die innern Parteikämpfe jede bleibende Ordnung unmöglich machten.

Man weiß, in welcher Weise er die Sache angriff; nicht, wie es in Frankreich geschehen, durch Begründung centraler höherer Schulen,

Pestalozzis Wohnhaus und Armenerziehungsanstalt auf dem Neuhof.

Nach einem Stich von J. Aschmann (Pestalozzianum).

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

sondern von unten herauf, indem er seine Sorge vor allem der Elementarbildung zuwandte. Er ließ sich Bericht über jede einzelne Schule geben; er arbeitete einen Gesetzesentwurf für die untern Bürgerschulen aus; er setzte, als er mit diesem nicht durchdrang, in den Kantonen Erziehungskollegien und Schulinspektoren ein und versah sie mit Instruktionen; er mühte sich ab, Anstalten für bessere Lehrerbildung zu schaffen; und als er auch hier nicht zum Ziele kam, begünstigte er wenigstens mit unwandelbarer Hingabe und allen Mitteln, die die erschöpften Staatsfinanzen aufzuwenden gestatteten, die Bestrebungen Pestalozzis,[1] Erziehung und Unterricht auf neue Grundlagen zu stellen.

In gleichem Sinn setzte sein Nachfolger Mohr das Begonnene fort. Es gelang, wenigstens einige Minimalforderungen betreffend die Pflicht der Gemeinden, Schulen zu errichten, betreffend Lokale, Lehrerbesoldungen und allgemeine Schulpflicht von Staats wegen zu proklamieren. Pestalozzis Werk erwuchs zu segensreichem Gedeihen, und als der Einheitsstaat zusammenbrach, brachten die Männer, die sich einst um Stapfer geschart, die neue Saat in ihrer engern Heimat zum Keimen. Es ist doch nicht gering anzuschlagen, daß die Regierungen mancher der durch die Vermittlungsakte wieder hergestellten Kantone sich beeilten, die Sorge für die Schule als „unentbehrlich und einen der höchsten Zwecke des Staates", als eine „heilige Pflicht der Obrigkeit" zu erklären; auch als

[1] Heinrich Pestalozzi, geb. 12. Januar 1746 in Zürich, errichtete auf dem Neuhof im Aargau eine Erziehungsanstalt für arme Kinder (1774—1780), in welcher er denselben durch Verbindung von Unterricht und Arbeit zur Ausbildung ihrer Gesamtkräfte und zur Erringung einer selbständigen Existenz zu verhelfen suchte. In seinem Buche „Lienhard und Gertrud" (4 Bände, 1781—1787) hat er den Gedanken, daß die Veredelung der Menschheit durch volle Entfaltung der in den Individuen selbst liegenden Kräfte angestrebt werden müsse und erreichbar sei, eingehend dargelegt. Aber erst die Staatsumwälzung von 1798 ermöglichte ihm die Fortsetzung seiner praktischen Versuche auf dem Gebiete der Menschenbildung, 1799 als Leiter des Waisenhauses in Stans, nachher in den Schulen zu Burgdorf. Durch Begründung eines Erziehungsinstitutes daselbst 1800 und durch die theoretische Darlegung seiner Ideen in dem Werke „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" (1801) lenkte er die Blicke der ganzen pädagogischen Welt auf sich und machte sein Wort an sich selbst wahr: „Ich habe erfahren, um Wunder zu wirken, muß man mit grauen Haaren von unten auf dienen." Sein Institut, das er 1805 endgültig nach Yverdon verlegte, erreichte dort seine höchste Blüte. Durch seine Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze (S. 40) gab Pestalozzi den Impuls zu einem tiefgreifenden Umschwung in der Entwicklung der pädagogischen Ideen und des Schulwesens im In- und Auslande. Pestalozzi zog sich nach Auflösung seines Instituts 1825 nach dem Neuhof zurück und starb 17. Februar 1827 zu Brugg.

nach Napoleons Sturz die reaktionäre Strömung sich unverhohlener geltend machte, wagte man nicht mehr auf die Indifferenz des Staates in Schulsachen, wie sie bis 1798 geherrscht, zurückzugreifen; immerhin überließ man die Pflege der Schule in der Mehrzahl der paritätischen Kantone nun wieder den Konfessionen und verzichtete auf einheitliche staatliche Leitung. Erst das Jahr 1830 brachte die Anschauung zum endgültigen Durchbruch, daß die Sorge für die Schule in ihrem ganzen Umfang Sache der organisierten Volksgemeinschaft, also in normalen Verhältnissen Sache des Staates, sei.

Philipp Emanuel v. Fellenberg.

Um so eifriger machte sich, sobald die Nachwehen der Revolution überwunden und mit der Mediation ruhige Zeiten gekommen waren, die Privatthätigkeit ans Werk. Das Streben, den Kindern eine bessere Bildung zu geben, als sie die Dorf- und da und dort auch die Stadtschulen darboten, führte zur Gründung zahlreicher Privatinstitute; ebensosehr das Werk begeisterter Hingabe ihrer Leiter an die Erziehungsaufgabe als der Opferwilligkeit der beteiligten Kreise, ebneten diese Institute auch den öffentlichen Schulen die Bahn zur Vervollkommnung. Landgeistliche stellten ihre Muße und ihre beste Kraft in den Dienst der Lehrerbildung, indem sie in ihren Pfarrhäusern Normalkurse, oft mit sehr geringer Entschädigung von seiten des Staates, abhielten; auch einige Klöster wirkten in der nämlichen Richtung. Ohne jegliche offizielle Mithülfe blühte Pestalozzis Erziehungsunternehmung in Burgdorf und Iferten zu internationaler Bedeutung empor, begründete Fellenberg[1]

[1] Philipp Emanuel v. Fellenberg von Bern (1771—1844), schon in der Jugend durch Pestalozzi angeregt, strebte, indem er durch Verbesserung der Landwirtschaft die Urproduktion zu heben und durch Verbesserung der Erziehung die Menschen

auf Hofwyl einen alle Stände umfassenden Erziehungsstaat; mit einer Besoldung, die eben hinreichte, seinen Schulkindern jährlich eine kleine Freude zu bereiten, führte P. Girard die Leitung der Schulen seiner Vaterstadt; durch diese drei Männer wurde die Schweiz in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts das Ziel der pädagogischen Wallfahrt aus ganz Europa und von jenseits des Ocean. Die vereinzelten Kräfte zur Verbesserung des Schulwesens mit einander in Fühlung zu bringen und zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen, bildete sich 1808 unter Pestalozzis Auspizien die „Schweizerische Gesellschaft für Erziehung", die bis 1812 ihre regelmäßigen Jahresversammlungen in Lenzburg abhielt; ihre Hinterlassenschaft nahm die „Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft" auf; seit Beginn der Zwanzigerjahre ward letztere der Sprechsaal für freie Entwicklung auf den Gebieten des vaterländischen Kulturlebens und so auch der Schule. In ihren Sitzungen und Kommissionen wurde besonders die Frage besserer Lehrerbildung ins Auge gefaßt. Mit Genugthuung konnte sie konstatieren, daß bereits in mehrern Kantonen eigentliche Lehrerbildungsanstalten mit trefflichem Erfolge wirken: in der deutschen

Johann Jakob Wehrli.

aller Stände zu richtiger Erfassung ihrer Lebensaufgabe heranzubilden suchte, seit Beginn des 19. Jahrhunderts, „der zunehmenden Verderbnis der Zeit (und den aus ihr hervorgehenden politisch-socialen Umsturzbewegungen) einen Damm entgegenzusetzen". So gründete er auf seiner Besitzung Hofwyl bei Bern eine ganze Reihe unter sich zusammenhängender Anstalten für Landwirtschaft und für Erziehung (Institut für höhere Stände, Mittelschule für den Bürgerstand, Armenschule), die er mit außergewöhnlichem Organisationstalent leitete und bis zu seinem Tode in ungeschwächtem Bestand erhielt.

Schweiz in Luzern, Aargau, Graubünden; außerdem ward im Anschluß an die Armenschule in Hofwyl unter Wehrlis[1] Vorbild und Anleitung der Typus einer Lehrerbildung geschaffen, die auf das Landschulwesen überhaupt anwendbar erschien und demselben zur Stunde schon tüchtige und begeisterte Lehrkräfte zuführte. — Damals hoffte man, unter dem Vortritt P. Girards, in der Verbreitung des wechselseitigen Unterrichtes zugleich die ausreichende Lösung gefunden zu haben, um trotz der Sparsamkeit der verfügbaren Mittel auch armen Landschaften die Durchführung allgemeiner Schulbildung zu sichern. Im Kanton Zürich bildete sich ein Privatverein für ökonomische Verbesserung der Elementar-Landschulen des Kantons; auf dem Wege gemeinnützigen Zusammenwirkens entstanden in einzelnen Landbezirken bereits „Amtsschulen" für gehobene Volksbildung.

Aber auch im mittlern und höhern Schulwesen war ein allmählicher Aufschwung unverkennbar. Noch in den letzten Jahren der Helvetik war zu Aarau durch die Freigebigkeit eines Privatmannes eine jugendfrische höhere Lehranstalt, die Kantonsschule, begründet worden, wenige Jahre später entstand eine solche in Chur wenigstens für den evangelischen Kantonsteil Graubündens. In den bisherigen und in neuentstandenen Privatinstituten fanden nun auch das medizinische Studium und die politischen Wissenschaften neben der Theologie intensivere Pflege; Bern bildete seine höhere Lehranstalt zu einer Akademie mit allen vier Fakultäten um; 1818 wurden die höhern Schulen Basels reorganisiert und damit auch seine Hochschule dem bisherigen Schlummerleben entrissen. Die Anstellung hervorragender Gelehrten aus dem Auslande, die in der Schweiz ein politisches Asyl fanden, wirkte hier und anderswo frisches wissenschaftliches Leben, nicht minder die Berufung von Mitbürgern, die sich im Ausland einen weitern Horizont erworben. Das neue Streben ergriff auch die Studierenden; der Eifer für das Turnwesen, der sich aus Deutschland herübergepflanzt hatte, machte nicht nur die Leiber, sondern auch die Geister kräftiger, und der im Jahre 1819 begründete „Zofinger-

[1] Johann Jakob Wehrli (1790—1855) von Eschikofen (Thurgau) kam als junger Lehrer 1810 zu seiner Ausbildung nach Hofwyl und wurde von Fellenberg sofort zur Leitung der neu zu begründenden Armenschule ausersehen. Er bewährte sich in dieser Aufgabe so trefflich, daß die Armenschule auf Hofwyl auch im Ausland vielfache Nachahmung fand. Seine hier gewonnenen pädagogischen Anschauungen übertrug Wehrli als Seminardirektor seines Heimatkantons (1834—1853) auf die Bildung der Volksschullehrer.

Verein schweizerischer Studierender" führte die Jünglinge aus der kantonalen Abgeschlossenheit und Beschränktheit heraus und einigte sie in der Pflege nationaler Gesinnung.

In den Zwanzigerjahren begann die fortschrittliche Stimmung allmählich auch in den Ratsälen zu Einfluß zu gelangen. In Freiburg hatte P. Girards Wirken die Schulgesetzgebung von 1823 vorbereitet; 1829 erließ Nidwalden eine Schulordnung; Luzern setzte im Mai 1830 ein freisinniges Schulgesetz in Kraft; in Zürich war man in Vorbereitung eines solchen, als die Folgen der französischen Julirevolution auch in unserem Vaterlande eine neue Ära herbeiführten.

III.

Worin bestand nun diese neue Ära?

Die aristokratischen Kantonsregierungen räumten eine nach der andern das Feld. Die Souveränität des Volkes, die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, die Freiheit der Bewegung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens unter Wegfall der bisherigen Vorrechte und der obrigkeitlichen Bevormundung wurden die Grundsäulen der neuen Ordnung der Dinge. An Stelle der mehr oder weniger patriarchalischen Verwaltungsweise der Restaurationszeit trat in den obern Regionen das ernste, von einer begeisterten Volksstimmung getragene Streben nach durchgreifenden Reformen; unmittelbar und ausgiebig wurde die Steuerkraft des Landes zu der Lösung der Kulturaufgaben herbeigezogen. Daß unter denselben das Erziehungswesen in erster Linie stehe, war keinen Augenblick zweifelhaft.

Mit weitschauendem Geist und kühnem Mut, zugleich mit einer ungewöhnlichen Schaffensfreudigkeit, gingen die Männer der Dreißigerjahre ans Werk. Auf Luzern, das 1830 zum erstenmal alle Bildungsanstalten des Kantons in ein Ganzes zusammenordnete, folgten in der deutschen Schweiz 1832 Zürich und Solothurn, 1833 Thurgau, 1835 Aargau, Baselstadt, Baselland, Bern, sei es mit einheitlichen Schulgesetzen, sei es mit Gesetzen über das Volksschulwesen, denen vorher und nachher Specialgesetze über andere Materien des Schulwesens sich anreihten; in eben so rascher Folge vollzog sich die Errichtung von Seminarien, wo solche nicht bereits ins Leben getreten waren: Küsnacht-Zürich (unter Scherr), Kreuz-

lingen-Thurgau (Wehrli), Münchenbuchsee-Bern (Langhans), Oberdorf-Solothurn (Roth), Gais-Appenzell A.-Rh. (Krüsi), St. Gallen für den katholischen Kantonsteil (Wurst).

Zu der Regeneration des Staatslebens in den Kantonen gesellte sich ein Wiedererwachen des nationalen Gedankens. Die Errichtung eines nationalen wissenschaftlichen Centralinstitutes, die zu Ende des 18. Jahrhunderts Stapfer als Krönung des Aufbaues der helvetischen Schulanstalten vorgeschwebt hatte, erschien wiederum als leuchtendes Ziel in erreichbarer Nähe. Gleichzeitig mit dem Versuche, durch Revision der Bundesakte von 1815 das staatliche Leben der Eidgenossenschaft zu verjüngen, erhob sich der Ruf nach Gründung einer eidgenössischen Hochschule. Von der Waadt aus 1832 offiziell angeregt, fand er bei den Abgeordneten zur Tagsatzung in Luzern günstige Aufnahme; zur Ausführung des Projektes in Zürich oder Bern ward von der Mehrzahl der Kantone ein Konkordat in Aussicht genommen. Ehe noch Klarheit über die Durchführung der Idee gewonnen war, entschloß sich Zürich, das mitten in der Reorganisation seiner Schulen stand, mit den bescheidenen Mitteln seines Kantons den Gedanken zu verwirklichen; schon am 29. April 1833 ward die neue Hochschule eröffnet. Wetteifernd rückte auch Bern in die Linie (Gesetz vom 14. März, Eröffnung der bernischen Hochschule 15. November 1834). So besaß nun die deutsche Schweiz mit einem Male zwei lebensfrische kantonale Universitäten, die zum Ausgangspunkt eines reichen wissenschaftlichen Lebens in nähern und weitern

Ignaz Thomas Scherr.

Kreisen wurden, während zur nämlichen Zeit das Scheitern der Bundesrevision zeigte, welches Schicksal aller Wahrscheinlichkeit nach dem Projekt der gemeineidgenössischen Anhandnahme des Gedankens beschieden gewesen wäre. Und nun raffte sich auch Basel auf, dessen längst bestehende Anstalt bei dem Projekt einer eidgenössischen Hochschule gar nicht in Betracht gekommen war; sobald die Stadt sich von den blutigen Wirren, welche die endgültige Abtrennung der Landschaft zur Folge gehabt, einigermaßen erholt hatte, entschloß sie sich, von dem Opfersinn ihrer Bürger unterstützt, die Pflege der idealen Bestrebungen unverkürzt fortzusetzen; der Fortbestand der Universität wurde sichergestellt und die Neuordnung ihrer Einrichtungen im Jahre 1835 der Ausgangspunkt ihrer seitherigen Entwicklung.

Die Schulgesetzgebung der Dreißigerjahre gestaltete sich in ihren Einzelheiten so verschieden, wie es die Verhältnisse waren, mit denen sie in jedem Kanton zu rechnen, und die besondern Bedürfnisse, denen sie abzuhelfen hatte. Die Gesichtspunkte, die sie ins Auge faßte und nach Möglichkeit zu verwirklichen bestrebt war, sind im allgemeinen etwa folgende: organische Gliederung des gesamten Schulwesens; centrale Anstalten für die Stufe der Mittelschule mit gleichmäßiger Berücksichtigung des humanistischen und des realistischen Bildungsganges; daneben in den einzelnen Landesteilen Gelegenheit zu erweiterter Bildung in gehobenen Volksschulen und Bezirksschulen; als Grundlage des Organismus eine für die Jugend aller Volksschichten gemeinsame Volksschule; Festsetzung der obligatorischen Schulpflicht mit bestimmtem Anfangs- und Endpunkt, und Ausdehnung derselben auch für die Ärmsten, in der Form von Ergänzungsschulen, bis an die Schwelle des reifern Jugendalters; einheitliche Gestaltung der Lehrpläne der verschiedenen Schulstufen; Vorsorge für geeignete Lehrkräfte, Lehrmittel, Schullokale; Organisation einer ausreichenden Kontrolle in den Gemeinden, Bezirken und durch den Staat; Sicherung des regelmäßigen Schulbesuches. So bestimmt die Richtung der Zeit auf Beseitigung der bisherigen kirchlichen Bevormundung ging, so bestimmt kam anderseits der erzieherische Endzweck der Schule zum Ausdruck: „sie soll", so erklärte der erste Satz des zürcherischen Gesetzes, „die Kinder aller Volksklassen nach übereinstimmenden Grundsätzen zu geistig thätigen, bürgerlich brauchbaren und sittlich-religiösen Menschen bilden".

Manche Gründe wirkten zusammen, daß nur ein Teil der deutschen Kantone in den Dreißigerjahren zu einer den fortschrittlichen Ideen

entsprechenden Konsolidation ihres Schulwesens gelangte, nicht nur die Abneigung gegen diese Ideen selbst, wie dies beispielsweise in der Urschweiz der Fall war. Auch in Kantonen, in denen der neue Geist kräftig sich regte und frisches Leben in die Schulbestrebungen brachte, galt es vorher erst den Boden zu ebnen, auf dem ein kantonales Schulwesen sich aufbauen konnte, da bisher die Gemeinden auf diesem Gebiete fast souverän geschaltet hatten; anderswo brauchte es noch Jahrzehnte, den Widerstand der konfessionellen Organisationen gegen eine einheitliche staatliche Ordnung zu brechen.

Aber selbst unter den Kantonen, die schon damals in der Lage waren, einheitliche Grundlagen zu schaffen, gab es solche, die den Ausbau bessern Zeiten überlassen mußten. Namentlich war dies der Fall mit Bern; zunächst trat hier der Streit der Regierungsmänner mit Fellenberg, nachher der politische Parteikampf der Ausführung hindernd in den Weg.

Anders lagen die Dinge in Zürich. Nachdem der politische Neubau verhältnismäßig rasch unter Dach gebracht worden, wirkten die Männer des Fortschritts zu Stadt und Land ohne Unterschied der Partei für denjenigen der Schule einträchtig zusammen; die Gelehrten, denen in erster Linie an möglichst intensiver Reform des höhern Schulwesens gelegen war, und die Vertreter einer durchgreifenden Verbesserung der Landschulen arbeiteten sich gegenseitig in die Hand; den einheimischen Freunden der Volksschule stand die fachmännische und organisatorische Kraft des Württembergers Ignaz Thomas Scherr[1] zur Seite, der als Referent für die Volksschule im Erziehungsrat, als Direktor des neubegründeten Lehrerseminars und als Inspektor der Schulen zugleich den Löwenanteil der Durchführung übernahm. Wie die Reform der höhern kantonalen Schulen in der Hauptstadt von dem hohen und lichten Geiste Orellis Zeugnis ablegte, so war ihrerseits die Scherrsche Volksschule für

[1] Ignaz Thomas Scherr (1801—1870), von Hohenrechberg in Schwaben, kam durch Berufung an die Direktion der Blindenanstalt, mit der dann durch ihn eine Abteilung für Taubstumme verbunden wurde, 1825 nach Zürich. 1831 ward er Mitglied des Erziehungsrates und widmete sich von da an ausschließlich der Organisation des öffentlichen Unterrichtswesens. Seit 1839 setzte er als Privatmann seine pädagogische Thätigkeit mit unverminderter Kraft bis zu seinem Tode fort (Handbuch der Pädagogik, 3 Bde., Ausarbeitung von Schulbüchern u. s. w.). Im Thurgau, wo er nun seinen bleibenden Aufenthalt genommen, führte er als Präsident des Erziehungsrates (1852—1855) mit großer Energie eine den Bedürfnissen der Zeit Rechnung tragende Umgestaltung des kantonalen Schulwesens durch.

ihre Zeit und in ihrer Art eine vollendete Leistung. Die Klarheit und Einfachheit ihrer Organisation, die feste Begrenzung ihres Programms auf die geistige Bildung, die treffliche methodische Durchführung namentlich auf der Elementarstufe, die umsichtige Ausrüstung mit einer lückenlosen, sorgfältig abgestuften Reihe an Zahl und Umfang übersichtlicher Lehrmittel — dazu die energische Geltendmachung der Unabhängigkeit der Schule von der Geistlichkeit, die Sorge für die Rechte, eine geachtete bürgerliche Stellung und die materiellen Interessen des Lehrstandes, sowie die Pflege seines korporativen Selbstgefühls — das sind die Hauptzüge, die das Werk Scherrs charakterisieren und es befähigten, den Sturz ihres Schöpfers ohne wesentliche Erschütterung zu überdauern. Die Scherrsche Volksschulgesetzgebung wirkte vorbildlich auch auf andere Kantone; selbst im Ausland ward die zürcherische Schulorganisation mit hoher Anerkennung beurteilt.

Aber der frische Aufschwung, den die Dreißigerjahre gebracht, erlahmte, noch ehe diese selbst ihr Ende erreicht hatten. Das autoritäre Regiment der liberalen Regierungen stieß auf eine immer stärkere Gegenströmung in den untern Volksschichten, welcher zunächst, durch den Aufstand vom 6. September 1839, diejenige von Zürich erlag. Zwei Jahre später siegte die Reaktion in Luzern; ihren Sieg bezeichnete sie noch 1841 durch ein neues Schulgesetz, das die Herrschaft der Kirche über die Schule aufs neue besiegelte. Durch die ganze Schweiz ging eine rückläufige Strömung, die auch die Bestrebungen für die Schule lähmte. Der Versuch in Appenzell A.-Rh. in eben diesen Jahren, durch Schulordnung und Schulgesetz die Grundlagen eines kantonalen Schulwesens zu schaffen, wurde vom Volk mit der Erklärung beantwortet, daß die Behörden nicht einmal das Recht haben, überhaupt derartige Vorlagen zu machen. Die Vierzigerjahre weisen in der Schulgesetzgebung einen fast vollständigen Stillstand auf, bis durch die Niederwerfung des Sonderbundes und die Aufstellung der neuen Bundesverfassung die Spannung der Gegensätze sich löste.

Nicht daß deshalb auf dem Felde der Erziehung nun Unthätigkeit geherrscht oder die Initiative zu neuen Unternehmungen erloschen wäre; aber letztere knüpfte jetzt mit Vorliebe an die Bestrebungen an, die vor den Dreißigerjahren auf dem heimatlichen Boden erwachsen waren, und wandte sich, nachdem der Staat die Hand über die Volksschule geschlagen, zunächst den Gebieten zu, die ihr der Staatsliberalismus

jener Tage nicht streitig machte, der erzieherischen Arbeit gegen sociale Notstände. Auf Anregung J. C. Zellwegers von Trogen nahm die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft die Bildung von Armenlehrern in den Kreis ihrer Aufgaben; 1840 wurde die erste schweizerische Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder in der Bächtelen bei Bern eröffnet. Das Ideal der Lehrerbildung blieb dieser Richtung die einfache, aber praktische Schulung, die Wehrli schon vordem in Hofwyl, jetzt als Direktor des thurgauischen Lehrerseminars seinen Zöglingen gab, im engsten Anschluß an die unmittelbaren Bedürfnisse und an die Lebensgewohnheiten des Volkes, im Geist und in der Liebe Pestalozzis; trat es doch jetzt zu Tage: Wehrlis Schule hatte sich im Volke eingelebt, dagegen der Doktrinarismus der zürcherischen Volksschule und der Scherrschen Richtung jenen Volkssturm verschuldet, der nun auch den gesunden Fortschritt bedrohte. In weiten Kreisen der Schulfreunde griff dieses Urteil um sich, und in der Jahresversammlung der gemeinnützigen Gesellschaft 1843 saß man über die „neuverbesserte" Volksschule zu Gericht. Aber den verallgemeinernden Übertreibungen der Anklage gegenüber scharten sich Zellwegers und Wehrlis Freunde zu mannhafter Verteidigung der fortschrittlichen Interessen zusammen und der Träger der Pestalozzischen Traditionen, Dr. Niederer, erteilte, trotz seiner persönlichen Verfehdung mit Scherr, der zürcherischen Schulgesetzgebung das Zeugnis, sie sei, „obgleich auch sie nicht auf die Natur zurückgeht, immer noch die relativ beste der Schweiz".

IV.

Das Jahr 1848 führte die Umwandlung der Schweiz in einen Bundesstaat herbei. Die Stellung, welche die allgemeine Stimmung jener Zeit dem Bunde in Unterrichtssachen zuwies, gelangte in dem von Kern und Druey verfaßten Berichte der die Revision der Bundesakte vorberatenden Kommission zu präcisem Ausdruck: „Das öffentliche Unterrichtswesen darf dem Bund nicht mehr fremd bleiben; denn es ist eine Grundbedingung des öffentlichen Lebens, der Freiheit und Ordnung. Der Bund soll jedoch nur die Errichtung solcher Anstalten übernehmen, welche über die Kräfte der Kantone hinausreichen, oder wo die Kantone nicht die erforderlichen Mittel haben, dieselben zu rechtem Gedeihen zu

bringen. Es gilt dies ganz besonders vom höhern Unterricht für die verschiedenen Berufsarten."

Entsprechend diesen Anschauungen ward die Sorge für das mittlere und untere Schulwesen bedingungslos auch weiterhin den Kantonen überlassen; der Antrag, dem Bund wenigstens das „Oberaufsichtsrecht über das gesamte Schulwesen im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft" zu überweisen, vereinigte nur die Stimmen von Aargau, Zürich und Baselland auf sich. Anderseits kam jetzt der Gedanke einer höchsten nationalen Bildungsstätte wieder in Fluß; lagen ja doch die vaterländischen Angelegenheiten nunmehr in der Hand der Männer, die in ihren Jünglingsjahren den Traum einer eidgenössischen Hochschule geträumt hatten. So bestimmte denn Art. 22 der ersten Bundesverfassung: „Der Bund ist befugt, eine Universität und eine polytechnische Schule zu errichten." Da Bern im Wettkampf mit Zürich bei der Frage des Bundessitzes als Sieger hervorgegangen war, sahen Zürich und die Vertreter der Ostschweiz in der Verwirklichung dieses Postulates zugleich eine Art Kompensation für die Verlegung des politischen Schwerpunktes nach Westen. Nach längern Vorberatungen faßte denn auch wirklich der Nationalrat im Januar 1854 mit 59 gegen 39 Stimmen den Beschluß, es solle eine eidgenössische Hochschule und ein eidgenössisches Polytechnikum errichtet und der Sitz beider Anstalten nach Zürich verlegt werden. Im Ständerat fiel die Universität; die Errichtung einer polytechnischen Schule in Zürich aber gelangte am 4./7. Februar in beiden Räten zur Annahme. Im Frühjahr 1855 wurde zunächst ein Vorkurs, im Herbste die Schule selbst eröffnet. Mit ihrer Leitung ward ein eidgenössischer Schulrat betraut und zum Präsidenten desselben Dr. Kern, und als derselbe zwei Jahre später nach Paris abging, Dr. K. Kappeler von Frauenfeld berufen. Die Anstalt umschloß gleich von ihrer Gründung an Schulen für Architekten, Ingenieure, Mechaniker, Chemiker, Forst-

Dr. Kappeler.

Eidgenössisches Polytechnikum.

männer und eine philosophische Abteilung zur Pflege der humanistischen und politischen Wissenschaften; in späterer Zeit trat noch hinzu eine landwirtschaftliche Schule, die Kulturingenieurschule und die Schule für Fachlehrer mathematischer und naturwissenschaftlicher Richtung. Schon 1863 konnte das Polytechnikum seinen stolzen Sitz über der Stadt an den Abhängen des Zürichberges beziehen; an die Seite desselben sind in den letzten Jahren eine Anzahl von Neubauten getreten, die mit ihrer innern Ausstattung für die Zwecke der Wissenschaft Zeugnis davon ablegen, daß die Eidgenossenschaft und ihre Organe der einzigen bis jetzt bestehenden eidgenössischen Schule stetsfort eine vor keinen Opfern zurückscheuende Sorge entgegenbringen.

Aber auch im kantonalen Schulwesen kam seit 1848 eine neue Zeit frischen und zielbewußten Schaffens. Jetzt rückten auch diejenigen unter den deutschschweizerischen Kantonen mit einheitlichen staatlichen Schulordnungen und Schulgesetzen in die Reihe, die bis jetzt noch auf Grund von Satzungen aus dem Anfang des Jahrhunderts ihr Schulwesen verwaltet oder dasselbe den Konfessionen anheimgegeben oder in denen sich die Selbständigkeit der Gemeinden einer gemeinsamen Normierung entzogen hatte: Schwyz 1848, Obwalden 1849, Zug und Schaffhausen 1850, Graubünden 1853, Glarus 1861, St. Gallen und Appenzell A.-Rh. 1862, Uri 1875. Luzern lenkte mit dem Schulgesetz von 1848 wieder in fortschrittliche Bahnen ein; Bern kam jetzt dazu, sein Volksschulwesen zum vollen Ausbau zu bringen. Die Kantone, die schon seit den Dreißigerjahren im Besitz umfassender Schulgesetze waren, schritten zu gründlicher Revision derselben, um den gesteigerten Bedürfnissen der neuen Zeit gerecht zu werden: die Schulpflicht wird nach Möglichkeit erweitert, der Lehrplan bereichert, die Besoldungen erhöht, primitive Anforderungen an die Schullokale und an die Ausrüstung der Schule mit Mobilien durch weitergehende ersetzt, neue Lehrmittel geschaffen, strengere Absenzen-

ordnungen erlassen u. s. w. Auch das mittlere und höhere Schulwesen fand in analoger Weise vermehrte Pflege und sorgfältigere Ausgestaltung. Stattliche neue Schulhäuser zu Stadt und Land zeugten von dem Wetteifer, der sich in einzelnen Kantonen auch der Gemeinden in Sachen der Schule bemächtigt hatte.

Am durchgreifendsten machte sich der Zug der Zeit wohl auf dem Gebiete der Lehrerbildung geltend. Die von Scherr vertretene Richtung weitgehender theoretischer und wissenschaftlicher Vorbildung gewann endgültig die Oberhand. Den veränderten Anschauungen weichend trat der alternde Wehrli 1853 von der Leitung des Seminars in Kreuzlingen zurück. Auch in Wettingen, wo die landwirtschaftliche Arbeit unter Augustin Keller besonders stramm betrieben worden war, zog nach dessen Übertritt in die aargauische Regierung ein mehr auf die theoretischen Studien konzentrierender Geist ein. Das zürcherische Seminar strebte in Lehrplan und Lehrziel einer umfassenden Allgemeinbildung zu, wie sie eine wohlausgestattete Mittelschule darbietet; es war natürlich, daß unter diesen Verhältnissen die Frage am Horizont auftauchte, ob die Sonderexistenz der Seminarien in klösterlicher Abgeschlossenheit und in ländlichen Umgebungen sich auch für die Zukunft noch werde rechtfertigen lassen.

Während dergestalt das kantonale Schulwesen in seinen wesentlichen bisherigen Bestandteilen während der nächsten zwei Jahrzehnte nach 1848 allmählich zu den Umrissen emporwuchs, die es bis heute aufweist, kündigten sich bereits die Vorboten eines weitern Entwicklungsstadiums an.

Hatte die Bundesverfassung vorderhand darauf verzichtet, in Sachen der Volksschule ein Wort mitzureden, war bei ihrer Vorberatung nicht nur das Recht der Oberaufsicht über das gesamte Schulwesen, sondern auch die Errichtung von Lehrerseminarien durch den Bund ausdrücklich abgelehnt worden, die einfache Thatsache, daß die Eidgenossenschaft aus einem losen Staatenbund nunmehr in einen Bundesstaat umgewandelt war, mußte dazu führen, daß Schulbehörden und Lehrer den Blick über die kantonalen Grenzpfähle hinaus erhoben. Einzelne Kantone begannen die Schulkenntnisse ihrer waffenfähig werdenden Mannschaft einer Kontrolle zu unterziehen. Der 1842 begründete, aber erst 1849 thatkräftig auflebende „Schweizerische Lehrerverein" beriet an seiner vierten Versammlung 1861 über das Thema „Möglichkeit oder Wünschbarkeit irgend welcher Centralisation des schweizerischen Schulwesens"; die Frage ob und wie weit eine Erhöhung der Lehrerbildung mit Hülfe des Poly-

technikums erreichbar wäre, wurde lebhaft besprochen; die Erstellung schweizerischer Lehrmittel in das Zukunftsprogramm aufgenommen, und der Hauptreferent — Seminardirektor Fries in Küsnacht — erörterte damals schon die Frage, unter welchen Kautelen sich zur Hebung des Schulwesens in ärmern Landesteilen eine ökonomische Beihülfe des Bundes rechtfertigen ließe. Anderseits führte die Beteiligung der Schweiz an den Weltausstellungen dazu, daß die Bundesbehörden es sich angelegen sein ließen, auch dem schweizerischen Schulwesen zur Anerkennung im Ausland und zu Anregungen aus dem friedlichen Wettstreit der Völker zu verhelfen; für die Weltausstellung in Wien 1873 unternahm der Bund die groß angelegte erste Statistik des schweizerischen Unterrichtswesens, und die Berichte seiner Specialkommissäre brachten mannigfache fruchtbare Gedanken in die Heimat zurück.

Wir sahen oben, wie dem Aufschwung der Dreißigerjahre und ihren autoritären Reformen eine Periode des Stillstandes und teilweiser Reaktion gefolgt war. Ein ähnlicher Rückschlag blieb auch der gesetzgeberischen Detailarbeit der Nachfolger nicht erspart. Zu Anfang der Sechzigerjahre kam es in Baselland zu einer Volksbewegung gegen die dortigen Behörden, welche 1862 eine Revision der kantonalen Verfassung zur Folge hatte: alle Gesetze mußten von nun an dem Volksentscheid unterbreitet werden. Ehe das Jahrzehnt zu Ende ging, besaßen Thurgau, Zürich, Bern das neue Volksrecht des „Referendum" ebenfalls in ihren Verfassungen. Damit war der Sieg der rein-demokratischen Staatsform auch außerhalb der Landsgemeindekantone entschieden; im Lauf der Siebzigerjahre hielt es auch in die Grundgesetze der übrigen Kantone der deutschen Schweiz, sowie in die Bundesverfassung seinen Einzug. Wo es geschah, waren von nun an der Gesetzgebung überhaupt, wie der Schulgesetzgebung im speciellen, wesentlich veränderte Bedingungen des Erfolgs ihrer Bestrebungen gegeben; auch auf Inhalt und Ziel derselben konnte die Wirkung nicht ausbleiben.

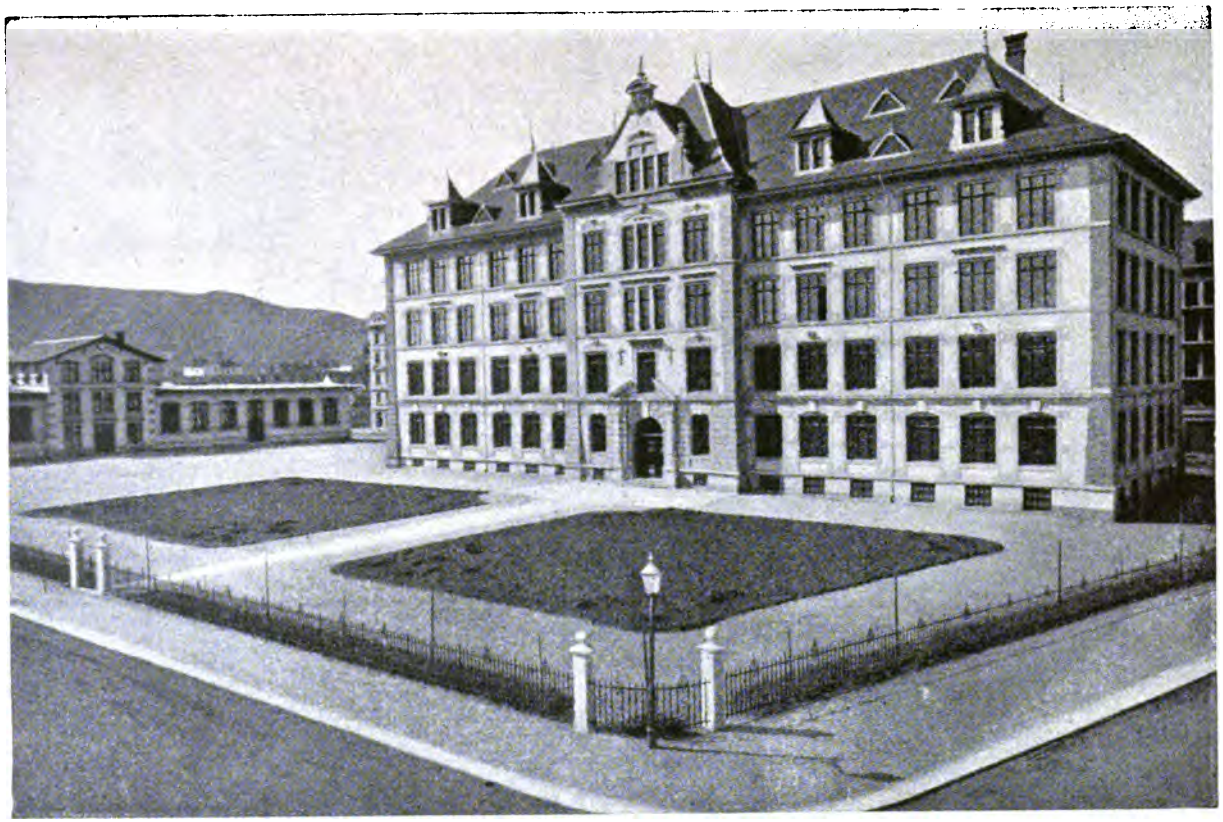
V.

Mit der Revision der Bundesverfassung, die im Jahre 1874 zum Abschluß gelangte, treten wir in die Entwicklungsperiode, die bis in die Gegenwart reicht.

In den Programmen zur Bundesrevision und noch im Anfang der Revisionsarbeit selbst traten die Schulfragen wenig oder nicht hervor. Aber im Verlauf erhielt nicht nur die Befugnis des Bundes, im höhern Schulwesen sich zu bethätigen, eine wesentliche Erweiterung; von der Volksstimmung außer den Räten getragen, wurden nunmehr auch in Art. 27 bezüglich der Volksschule bestimmte Grundsätze unter die Garantie des Bundes gestellt: „Die Kantone sorgen für genügenden Primarunterricht, welcher ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen soll. Derselbe ist obligatorisch und in den öffentlichen Schulen unentgeltlich. Die öffentlichen Schulen sollen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können." Das Obligatorium der Volksschule war bereits in allen Kantonen in Kraft; die allgemeine Durchführung der Unentgeltlichkeit nur der Abschluß eines in den Kantonen bereits in voller Entwicklung befindlichen Prozesses; mit den Forderungen der staatlichen Leitung und der Wahrung der Gewissensfreiheit ließen sich die kantonalen Einrichtungen ohne große Schwierigkeiten in formellen Einklang bringen, und bei dem allmählichen Aufhören des „Kulturkampfes", dem diese Bestimmungen ihren Ursprung verdankten, empfanden auch die Bundesbehörden immer weniger Lust, sich in die thatsächlichen Verhältnisse einzumischen, zumal die sociale Strömung der Zeit und die fortschreitende konfessionelle Mischung der Bevölkerung die weitere Entwicklung dieser Grundsätze sozusagen von selbst besorgten. Der Ausdruck „genügender Primarunterricht" war an sich vieldeutig und gab ohne ein Bundesgesetz keine Handhabe; als aber der Bund sich anschickte, die ein Gesetz vorbereitenden Arbeiten durch eine eigens dafür geschaffene Beamtung an Hand zu nehmen, wurde schon dieser vorbereitende Beschluß in der Volksabstimmung vom 26. November 1882 mit einer solchen Mehrheit abgelehnt, daß seither kein Versuch mehr in der nämlichen Richtung stattfand. Aber auch hier hat das Eindringen des Weltverkehrs in die abgelegensten Landesgegenden und der Wetteifer der Kantone sicherer und weiter geführt als noch so präcis formulierte Vorschriften des Bundes. Dem Wetteifer gaben die schon seit 1875 ins Leben getretenen pädagogischen Prüfungen der schweizerischen Rekruten Anleitung und Ansporn; und in der That erweisen die Ergebnisse derselben eine auf die ganze Schweiz sich erstreckende, in den früher zurückstehenden Kantonen am stärksten hervortretende namhafte und stetige Erhöhung des Niveaus theoretischer Bildung.

Aber der immer vielseitiger zur Geltung gelangende Einfluß des Bundes auf die Gestaltung und Förderung des schweizerischen Unterrichtswesens gründet sich keineswegs ausschließlich auf die Postulate des Schulartikels. Selbst in das Gebiet der Mittelschulen, das der Bund gänzlich den Kantonen anheimgab, hat dieser Einfluß ausgleichend und regulierend eingegriffen durch die Rückwirkungen, welche die Aufnahmsbedingungen der polytechnischen Schule und die Bestimmungen der eidgenössischen Medizinalprüfungen auf die vorbereitenden kantonalen Anstalten ausübten. Die schweizerische Militärorganisation bezog nicht nur die Lehrerschaft aller Kantone in die allgemeine Wehrpflicht ein; mit der Forderung des militärischen Vorunterrichts legte sie zugleich die Hand auf den Lehrplan der Lehrerbildungsanstalten und den Turnunterricht der gesamten männlichen Jugend vom 10. Altersjahre an. Das Fabrikgesetz schaffte den kantonalen Volksschulen Raum, den obligatorischen Alltagsunterricht bis zum zurückgelegten 14. Altersjahr auszudehnen. Auf Grund der in Artikel 2 der Bundesverfassung dem Bunde zugewiesenen Aufgabe, „Förderung der gemeinsamen Wohlfahrt der Eidgenossen", hat derselbe in immer größerm Maßstabe dem schweizerischen Unterrichtswesen ermöglicht, von den Weltausstellungen Gewinn zu ziehen, und an zwei Landesausstellungen, 1883 in Zürich und 1896 in Genf, allem Volk durch ein Bild des bisher Erreichten Anregung, den Fachmännern aber einen genauen Einblick in die Vorzüge und Mängel des Schulwesens der einzelnen Kantone zu bieten; er hat weiterhin im Lande selbst permanenten Schulausstellungen durch seine Unterstützung zu rascherer und fruchtbringender Entwicklung verholfen; er hat seit 1884 der Erwerbsbefähigung der aufwachsenden Generation durch ausgiebige Subvention der industriellen und landwirtschaftlichen, nachher auch der kommerziellen Bildungsanstalten (1891) und der hauswirtschaftlichen und beruflichen Bildung des weiblichen Geschlechtes (1895) einen früher ungeahnten Aufschwung gegeben, und seine finanzielle Mitbethätigung bei der Sorge der Kantone für genügenden Primarunterricht ist wohl nur eine Frage der Zeit.

Immerhin bildet die wachsende Bedeutung, welche seit 1874 der Bund für das schweizerische Unterrichtswesen gewonnen hat, nur einen einzelnen Faktor in der Entwicklung des letztern. Der zweite und machtvollere, der Fortschritt und die Wandlungen in der geistigen Richtung tritt zunächst äußerlich hervor in den Wirkungen, welche



Schulhaus an der Feldstraße in Zürich.

die Einführung des Referendums auf die Gesetzgebung der Kantone ausgeübt hat.

Die Zeit liegt auch im Schulwesen hinter uns, da man des Glaubens lebte, daß es die Gesetzgebung selbst sei, welche den Fortschritt erzeuge. Die Aufgabe der letztern wird mehr und mehr darin erkannt, auf Grund des im Volke vorhandenen Verständnisses, und mit demselben Schritt haltend, die notwendig gewordenen Reformen zu formulieren und sie damit „ohne Hast, aber ohne Rast" zum Allgemeingut und zur Basis neuen Fortschreitens zu machen. Gelingt es nicht mit großer gesetzgeberischer That, so beschränkt man sich auf die nächstliegenden Aufgaben und meidet das Detail. Die Kunst einer auf das Referendum gestellten Gesetzgebung lernt sich nicht auf einmal, und Mißerfolge wirken zunächst lähmend auf die Initiative der Behörden und Schulfreunde. Das haben wir zumal in der deutschen Schweiz mannigfach erfahren: noch ist es hier einzelnen Kantonen nicht gelungen, die Gesamtorganisation ihres Schulwesens den Bedürfnissen der Zeit entsprechend einheitlich umzugestalten; bis auf den heutigen Tag behilft sich Zürich mit den Umrissen seines gänzlich veralteten Unterrichtsgesetzes von 1859; das noch in Kraft bestehende Gesetz von Baselland geht sogar auf 1835 zurück. Aber anderseits zeugen eine ganze Reihe erfreulicher Erfolge, von dem Primarschulgesetz des Kantons Thurgau 1875 an bis zur Revision der Volksschulgesetzgebung im Kanton Bern 1894 und zur Annahme des luzernischen Erziehungsgesetzes 1899, daß auch für umfassende Entwürfe die Schwierigkeiten bei gutem, vornehmlich bei ernstem und einträchtigem Willen der vorberatenden Behörden nicht unüberwindbar sind.

Wenn wir nun versuchen, die sachliche Entwicklung zu skizzieren, welche das unter der Obhut der Kantone stehende Unterrichtswesen seit Einführung der neuen Bundesverfassung und des Referendums in den Kantonen erfahren hat, so kann es sich hier nicht um eine möglichst vollzählige Aufzeichnung bemerkenswerter Einzelvorgänge handeln. Wir müssen uns begnügen, die leitenden Ideen aufzusuchen und ihren Einwirkungen nachzugehen.

Zwei Strömungen machen sich in dem abgelaufenen Vierteljahrhundert auch im Schulwesen geltend. Beide sind Folgen des demokratischen Zuges der Gegenwart, und beide kamen erst so recht in Fluß mit dem Inkrafttreten der neuen Bundesverfassung.

Die eine Strömung geht nach seiten der socialen Ausgleichung. Der Unentgeltlichkeit des Primarunterrichts ist bereits in einem großen Teile der Schweiz die Entlastung bezüglich der Lehrmittel gefolgt, sei es, daß der Staat diese in seinen eigenen Verlag übernahm und dadurch billiger machte, sei es, daß er die Unentgeltlichkeit ihrer Abgabe durch die Gemeinden begünstigte oder allgemein durchführte. Mit Ausdehnung des Unentgeltlichkeitsprinzipes auf die gehobene Volksschule — in Baselstadt auch auf die untern und obern Mittelschulen —, mit Vermehrung der Stipendien kam er dem allgemein gesteigerten Bildungsbestreben entgegen; im Zusammenhang damit ist der Prozentsatz derjenigen, die sich Sekundar- und wissenschaftliche Bildung erwerben, allgemein, in einzelnen Kantonen sehr erheblich, gewachsen. Die Gleichberechtigung beider Geschlechter ist auch im höhern Schulwesen zu grundsätzlicher Anerkennung gelangt und in voller Durchführung begriffen. Nicht minder vollzieht sich zwischen den Berufsarten ein Ausgleich; wie neben die Hochschulen für die Wissenschaften im alten Sinn eine technische Hochschule getreten ist, so wird auch denjenigen, die zum Handerwerb übergehen, nunmehr nach Abschluß der Volksschule immer reicher und vielseitiger Gelegenheit zu praktisch-theoretischer Vertiefung und intensivem Verständnis ihrer Berufsthätigkeit dargeboten.

Die andere Strömung geht nach seiten der Wahrung des individuellen Rechtes auf den Gebieten, auf denen Zwang mit dem unverletzlichen Menschenrecht streitet, oder wo gleiches Maß Plage und Unsinn wird. Schon durch die Bundesverfassung ist für die öffentlichen Schulen Neutralität in Sachen des Glaubens vorgeschrieben; die Ausführung ist in dem Sinne erfolgt, daß niemand zur Teilnahme an irgend welchem Religionsunterricht verpflichtet werden kann, auch wenn derselbe das speziell konfessionelle Gepräge abstreift. Zur Wahrung der in den Zeiten des „Kulturkampfes" und der ersten demokratischen Hochflut bedroht erschienen Anrechte des Hauses und der Kirche gegenüber den von der Staatsschule vertretenen Lehren sind „freie" Seminarien, „freie" Schulen entstanden, ohne Rücksicht darauf, daß dadurch, grundsätzlich wenigstens, die Idee einer einheitlichen Volksschule durchbrochen wird.

Aber auch die Erkenntnis, daß der in der Bundesverfassung jetzt niedergelegte Grundsatz der obligatorischen Schulpflicht in einer Reihe von Fällen von zweifelhaftem Werte ist, wenn nicht die Gemeinschaft für diese Fälle Specialsorge eintreten läßt, ist erst seit dieser Zeit zu

wirksamem Durchbruch gekommen. Besondere Klassen für Schwachsinnige sind vorerst in städtischen Schulen entstanden; die neuern kantonalen Verfassungen und Gesetze konstatieren ausdrücklich die Pflicht des Staates, Individuen, die infolge anormaler physischer oder psychischer Begabung oder sittlicher Verwahrlosung einer besondern Erziehung bedürfen, und Anstalten, die solchem Zwecke dienen, aus öffentlichen Mitteln Unterstützung zu gewähren.

Schon wenn wir nur nach diesen beiden Gesichtspunkten über die kantonalen Vorgänge Rundschau halten, werden wir gewahr: es hat sich im Schulwesen der letzten Decennien eine nicht zu unterschätzende Weiter- und Umbildung vollzogen.

Ein nicht minder beredtes Zeugnis ununterbrochenen und rasch sich vollziehenden Fortschrittes legen die Zahlen ab, in denen sich die finanziellen Leistungen für das Schulwesen abspiegeln. Noch 1886 wurden die Ausgaben, welche auf die Gemeinden und auf die Kantone für das Unterrichtswesen aller Stufen entfielen, auf 26½ Millionen Franken oder im Durchschnitt aller Kantone auf Fr. 9 per Einwohner berechnet; 1896 betrugen sie 40½ Millionen oder annähernd Fr. 14 per Einwohner. Leider fehlen Berechnungen der Gesamtausgaben über 1886 zurück; wir haben hier nur Zahlen zur Vergleichung auf dem Gebiete der Primarschule. Diese beziffern die Primarschulausgaben 1871 auf 8,7, 1882: 14,8, 1894: 18,9 Millionen; in ähnlicher Proportion ist das Primarschulvermögen an Immobilien, Mobilien und Kapitalien gestiegen: 1871 belief es sich auf 87, 1882 auf 137½, 1895 auf annähernd 184 Millionen Franken. Nach Analogie dieser bloß die Primarschule betreffenden Daten wird wohl kaum ein Fehlschluß in der Annahme liegen, daß auch die Gesamtausgaben in den letzten drei Jahrzehnten sich mindestens verdoppelt haben.

Was sind die Gründe dieser überraschenden Erscheinung? Mannigfach liegen sie schon in den bisherigen Ausführungen angedeutet: das regere und immer tiefer greifende Streben nach Ausweitung des geistigen Horizonts führt zu unvermerkter Vermehrung der Ausgaben für das Bildungswesen und zur Bereitwilligkeit, für dessen Zwecke größere Lasten auf die Schultern der Volksgemeinschaft zu nehmen. Aber dahinter steht doch noch eine viel allgemeinere Ursache. Mehr als je hat in diesem Zeitraum das Leben die Nationen einander näher gerückt, ihren Wetteifer angeregt und in unserm Volke das instinktive Gefühl

Bläſiſchule in Baſel.

zum Durchbruch gebracht, es sei für unser kleines Land eine Lebensfrage, daß es ihm gelinge, in Bezug auf die Ausrüstung seiner jungen Generation mit Bildung und geistiger Kraft sich von den nachbarlichen Großstaaten nicht überflügeln zu lassen.

An diesem allgemeinen Wettkampf haben alle Stufen unsers Unterrichtswesens teilgenommen, jede in ihrer Weise.

Beginnen wir mit der obersten, mit den Hochschulen. Während die romanische Schweiz erst im Laufe dieses Zeitraumes in rascher Folge drei Universitäten erstehen sah, haben die Hochschulen in der deutschen Schweiz an Zahl keine Vermehrung erfahren. Aber wenn dieselben noch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich dem inländischen Bedürfnisse dienten, ist dies jetzt anders geworden; das Ausland ist überall unter den Zuhörern durch ein stattliches Kontingent vertreten. Neben die Vorlesungen gesellten sich für die verschiedensten Wissenschaftsgebiete Seminarien zur Selbstbethätigung der Studierenden; die Ausstattung mit Sammlungen und Laboratorien entspricht nach Möglichkeit dem rasch angestiegenen Stand der gegenwärtigen wissenschaftlichen Anforderungen; in der Zulassung des Frauenstudiums sind die schweizerischen Universitäten denjenigen des Auslandes vorangegangen. Wie sehr die jetzige Entwicklung unserer Hochschulen erst der neuesten Zeit zu verdanken ist, läßt sich schon aus Vergleichung der Frequenzziffern entnehmen. Noch 1850 wiesen Zürich und Bern je ca. 200, Basel ca. 60 Studierende auf; 1875 war Bern bei einer Anzahl von 311, Zürich bei 326, Basel bei 202 angelangt; im Wintersemester 1897/98 zählten die Hochschulen Basel 442 Studierende (und 82 Auditoren), Bern 677 (106) und Zürich 723 (153); das Polytechnikum, welches 1855 mit 68 Studierenden und 160 Auditoren begonnen, 817 Studierende und 465 Auditoren.

Immer ausgiebiger und verzweigter gestaltet sich der Lehrplan der Mittelschulen. Meist gehen humanistische und realistische Abteilungen parallel; die Verbindung beider Richtungen auf einheitlicher Grundlage befindet sich wenigstens für die deutsche Schweiz noch im Stadium des Experimentes. Neben die Mittelschulen für das männliche Geschlecht sind zahlreiche höhere Töchterschulen, und zu den der Allgemeinbildung dienenden Anstalten ein reicher Kranz von Berufs- und Specialschulen hinzugekommen: gewerbliche höhere und umfassende Bildungsanstalten (Technica, Kunstgewerbeschulen), Schulen für bestimmte Berufsarten,

wie die Seidenweberei, Lehrwerkstätten für Holz- und Metallarbeit, in der westlichen Schweiz auch Uhrmacherei und Mechanik; landwirtschaftliche Schulen, Handelsschulen, Kunstschulen, Frauenarbeitsschulen, Musikschulen u. s. w.

Wie neben die bisherigen allgemeinen Mittelschulen höhere Mittelschulen für Töchter, so sind neben die Lehrerseminarien für die Volksschule — fast ausnahmslos erst in den letzten Decennien — Lehrerinnenseminare getreten; daneben ist auch der Versuch gemeinschaftlicher Vorbildung für beide Geschlechter gemacht worden. Mehr und mehr lösen sich die Seminarien aus ihrer bisherigen Eigenart und Isolierung heraus; der Zug der Zeit geht nach Verlegung derselben in die Centren des öffentlichen Lebens und nach Angliederung an die allgemeine Mittelschule; für die Lehrer an gehobenen Volksschulen ist die Ergänzung der Vorbildung durch akademisches Studium vielfach schon erreicht, für Primarlehrer angestrebt. Im Zusammenhang mit dieser Erhöhung der Bildungsanforderungen und nach Maßgabe ihrer Verwirklichung vollzieht sich nach allen Richtungen allmählich eine durchgreifende Wandlung in der socialen Stellung der schweizerischen Volksschullehrer.

Damit sind wir bereits auf den Boden der Volksschule getreten.

Es liegt im natürlichen Gang der Dinge, daß die sociale Bewegung der Gegenwart in erster Linie sich der Gestaltung der Volksbildung zuwendet; für den Volksunterricht, nicht für das mittlere und höhere Schulwesen, hat denn auch die Bundesverfassung Postulate aufgestellt, die in ihre Konsequenzen ausgearbeitet werden wollen. Mit dem, was wir, die Entwicklung der verschiedenen Schulstufen einleitend, dargethan, ist aber der Umfang und die Tragweite jener Bewegung auf dem Gebiete der Volksbildung keineswegs erschöpft; nicht sowohl Ausgestaltung als allmähliche Umgestaltung ist hier die Losung.

Der große Gegensatz, der die Bewegung in Sachen der Volkserziehung erzeugt und die Geister wachruft, geht darauf zurück, daß die Dreißigerjahre den Plan der Volksschule nach ihren Ideen entwarfen und dann von ihm ausgehend ihre Forderungen an die öffentlichen Verhältnisse und an die Menschen stellten; der moderne Gedanke aber geht vom Menschen und vom ganzen Umfang der Bedürfnisse desselben aus und fragt: was für Aufgaben fallen auf Grund davon der öffentlichen Erziehung zu und welchen Anforderungen hat sie demzufolge Genüge zu leisten?

Noch ſind wir mitten in dieſer Auseinanderſetzung begriffen; am zäheſten geſtaltet ſie ſich da, wo der Typus der neuen Volksſchule entſtanden und die tiefſten Wurzeln hat; die Schule der deutſchen Schweiz iſt vielfach erſt im Stadium des Taſtens und Experimentierens gegenüber Poſtulaten, denen die romaniſche Schweiz längſt mit ihrer Schulgeſetzgebung entgegengekommen iſt. Zeigt ſich doch ähnliches auch bezüglich der Durchführung der Bundesverfaſſung in Sachen des Religionsunterrichts. Zu enge war derſelbe als Geſinnungsunterricht mit dem Erziehungswerk der deutſchſchweizeriſchen Schule verwoben, als daß hier der Übergang raſch und ohne vielfachen Kompromiß mit dem Hergebrachten ſich hätte vollziehen mögen.

Die Schule der Dreißigerjahre konzentrierte ſich im weſentlichen auf die Bildung des Geiſtes; nur allmählich hat ſie in beſcheidenem Umfang Leibesübungen und Handarbeit ihrem Lehrplan angegliedert. Die moderne Strömung vergißt nicht, daß auch der Körper ſein, und zwar ein vorangehendes, Recht hat. So ſtellt ſie der Forderung der obligatoriſchen Schulpflicht die Forderung gegenüber, daß die Schule die phyſiſche Entwicklung nicht gefährde; mächtig hat ſich von den erſten Verſuchen einer verbeſſerten Schulbank aus ſeit Ende der Sechzigerjahre die Schulhygieine entwickelt; auf alle Gebiete des Schulweſens legt dieſe mit ihren Forderungen die Hand; mit periodiſchen ärztlichen Unterſuchungen, mit Einrichtung von Schulbädern u. ſ. w. ſucht ſie von der Schule aus vorbildlich auf die Geſundheitspflege des geſamten Volkes zu wirken. Das öffentliche Gefühl ſchaut nicht mehr gleichgültig mit an, wie ſchlechte Ernährung und Kleidung, zumal bei weiten Wegen, die Geſundheit des Schulkindes untergräbt; es ſorgt von der Schule aus für ausreichende Nahrung, für warme Kleider, für Mittagstiſch am Schulort; in gleicher Weiſe ſtrebt es, tiefer liegenden Schädigungen, die über den Einfluß der Schule ſelbſt zurückliegen und in ihren Wirkungen über die Zeit der Schulpflicht hinausgreifen, durch Einrichtung von Ferienkolonien und Milchkuren abzuhelfen. Die Entwicklung der Zeit begnügt ſich nicht mit der Einführung der Handarbeit für Mädchen; ſie ſtellt derſelben neben und in der Schule Handarbeit der Knaben zur Seite; ſie verlangt nach organiſcher Verbindung der Handfertigkeitsübung beider Geſchlechter mit dem theoretiſchen Unterricht der Volksſchule; ſie ſteht vor der Schwelle der letztern auch mit der ſyſtematiſchen Bildung des weiblichen Geſchlechts für die eigentliche Arbeit des Haus-

halts, die sie bislang in besondern Koch- und Haushaltungsschulen gepflegt hat.

Weil die bisherige Schule sich wesentlich auf systematische Geistesbildung beschränkte, war sie mit ihrem Anfang an die Zeit gebunden, da eine solche beim Kinde möglich und ratsam wird, und weil sie diese Bildung wesentlich von psychologischen Gesichtspunkten aus als allgemeine

Schulhaus in Gais (Appenzell).

Menschenbildung durchführte, war sie mit ihrem Abschluß an die Zeit gebunden, da die Erwerbsfähigkeit beginnt; was vor dem Alter der Schulpflicht zurückliegt, überließ sie dem Haus, was über dasselbe hinausgeht, dem Leben. Die moderne gesellschaftliche Entwicklung macht in immer weitern Kreisen die Einwirkung des Hauses auf das Kindesalter unzureichend; sie verlangt von der Schule auch die Vorbereitung für das Leben in beruflicher und bürgerlicher Beziehung; so durchbricht sie für die öffentliche Erziehung die Schranken, in der die Schule bisher ihres Amtes waltete. Sie gründet für die vorschulpflichtige Zeit Kinder-

gärten, die sie in organischen Anschluß an die Volksschule zu bringen strebt, und noch während der Schulpflicht ersetzt sie den Einfluß des Hauses da, wo derselbe aus Erwerbs- oder andern Gründen sich nur mangelhaft geltend machen kann, durch Jugendhorte; sie setzt die Arbeit der Schule in möglichstem Anschluß an die Forderungen des beruflichen und bürgerlichen Lebens während der Zeit des Erwerbslebens fort. Zwei Faktoren haben bei uns die letztgenannte Bethätigung begünstigt; einerseits die Rekrutenprüfungen, die in zurückgebliebenen Kantonen zu Wiederholungskursen für die waffenfähig werdende Mannschaft den Anstoß gaben, während in fortgeschrittenen obligatorische Fortbildungs- und Bürgerschulen erstanden; anderseits die Subventionen des Bundes für berufliche Bildung, welche zu Stadt und Land die Zahl und Leistungsfähigkeit der auf freiwilligen Besuch angewiesenen Handwerks- und Gewerbeschulen, kaufmännischen Bildungskurse, niedern Fachschulen rasch in die Höhe brachten.

Was war denn zu Anfang des Jahrhunderts das Neue gewesen, das von der Schweiz aus Pestalozzi der Welt verkündet und als Richtschnur aller Menschenbildung hingestellt hat? Erziehung und Unterricht sollen sich der Entwicklung der Kindesnatur anschmiegen; darum hat aller Unterricht von der Anschauung auszugehen und sich durch allseitige Übung der kindlichen Kraft zu vollziehen; die Menschen sind nicht um der Kenntnisse willen, sondern die Kenntnisse um der Menschen willen da. Die Volksschule der Dreißigerjahre fußte auf den Ideen Pestalozzis; aber unvermerkt gewann das Schulmäßige des Betriebes über den Geist, der von dem Altmeister ausgegangen, die Oberhand, und die allgemeine Kulturentwicklung mit ihrem rapiden Fortschritt auf allen Wissensgebieten leistete dabei reichlichen Vorschub: der Unterricht kehrte vielfach zu einem auf Schreiben und Lesen aufbauenden Bücherwissen, zum Drang nach möglichst ausgedehnten encyklopädischen Kenntnissen zurück. Dieser Richtung des Schulbetriebs, die nicht die Kräftigung, sondern die Lähmung und Erdrückung des jugendlichen Geistes zur Folge hätte, tritt die moderne Strömung, seit Jahrzehnten wirksamer als zuvor, mit ihrer Kritik wie mit Einzelverbesserungen am Unterrichte entgegen; letzteres nicht nur in der Ausstattung der Schulzimmer mit Veranschaulichungsmitteln und in Illustration der Lehrbücher, auch in der Anlegung von

Schulgärten, durch Anregung zu frohem Gang in Wald und Flur, durch Exkursionen und Schulreisen; neben der schulmäßigen Gymnastik ist das Jugendspiel mit seiner Leib und Geist bildenden freien Gesetzmäßigkeit von der Schule in Pflege genommen worden; der Ruf nach Vereinfachung des Lehrplans hält dem nach Erweiterung des Lehrstoffes mehr und mehr das Gegengewicht; die Diskussion über methodische Fragen greift in die Tiefen; der Versuch, durch Konzentration des Unterrichts dem Übel abzuhelfen, hat selbst in der für uns ursprünglich so manches Fremdartige mitbringenden Form, wie sie von Ziller ausgeprägt worden ist, in unserm Lande begeisterte Anhänger und fruchtbare Verwertung gefunden; man strebt den psychologischen Problemen auf den Grund zu gehen und schaut weniger mehr auf die Autorität der Vergangenheit als harrend der Zeit entgegen, da die fortschreitende Lösung jener Probleme einen positiven einheitlichen Aufbau auch der pädagogischen Normen gestatten wird.

Vergleichen wir mit der Gegenwart den Stand der Dinge vor einem Vierteljahrhundert, so gewahren wir, daß in der That diese ganze Entwicklung wesentlich den letzten Jahrzehnten angehört. Einige Daten mögen zugleich darthun, daß die Initiative für die deutsche Schweiz sich allüberall verteilt. Der Handfertigkeitsunterricht für Knaben wurde 1882 durch einen Kurs in Basel angeregt, die Verbreitung der Kindergärten 1874 zuerst von St. Gallen aus an Hand genommen; die erste Ferienkolonie ging 1876 von Zürich aus; hier wurden 1884 zum erstenmal Jugendspiele an der Mädchensekundarschule organisiert und 1886 der erste Knabenhort in der Schweiz eröffnet; die obligatorische Fortbildungsschule kam 1873 in Solothurn, 1875 im Thurgau zur Durchführung; von Graubünden und St. Gallen aus stellte sich zu Anfang der Achtzigerjahre die Herbart-Zillersche Schule der bisherigen Unterrichtsroutine entgegen u. s. w.

Ihrer Natur nach ist diese ganze Entwicklung aber nicht nur nicht die That und das Verdienst eines einzelnen Landesteils, sondern nicht einmal des Gesamtlandes und eines einzigen Volkes; sie ist international. In wenigen Punkten sind die ersten Anregungen auf unserem Boden erwachsen, in nicht viel mehrern bei uns zu eigentümlicher Ausprägung gelangt; weitaus auf den meisten Punkten sind wir dem, was das Ausland darbot, einfach nachgefolgt und haben es unsern Verhältnissen angepaßt und eingefügt; das sei offen gestanden. Nur in seltenen Momenten

der Kulturentwicklung geht die treibende Kraft von einem kleinen Lande aus; aber daß unser kleines Land sich redlich gemüht, auch mit weit größern Staaten in dieser Entwicklung Schritt zu halten, und daß es ihm mit Anstrengung aller Kraft bis jetzt gelungen ist, auf dem Gebiete der öffentlichen Erziehung unter den Völkern Europas einen ehrenhaften Rang zu behaupten, wird ihm wohl kaum bestritten werden.

Wird ihm dies auch ferner gelingen?

Wahrlich, nicht ein Vollkommenes, nicht von Mängeln frei ist, was wir auf dem Gebiete des Unterrichtswesens aller Stufen unsern Nachkommen übergeben. Vielfach treten uns die Spuren entgegen, daß wir uns in einer Zeit des Übergangs befinden, unklar ist noch, wie das Neue zum Alten sich endgültig füge, und auch in uns selbst wechseln Regungen des Mutes und Gefühle der Ermattung. Der Gegenwart geht es wie eine Ahnung auf, daß, was am Anfang des Jahrhunderts ein Pestalozzi gedacht, ein Stapfer erstrebt, in leuchtender Schöne weit über dem stehe, was wir am Schluß des Jahrhunderts erreicht, und sie sucht aus ihrem Vorbild neue Vertiefung und neue Kraft. Aber bei der Vergleichung dessen, was uns auf dem Boden der Wirklichkeit das 18. Jahrhundert hinterlassen, mit dem, was wir jetzt verwirklicht vor uns sehen, richtet sich doch der Geist auf; es ist uns nicht fraglich, daß wir um ein großes weitergekommen sind; und wenn wir hoffen dürfen, daß aus der Verehrung jener Männer auch ihr Geist und ihre Kraft an der Mitwelt sich verjüngt, so ist uns um das Schicksal des übrigen Erbes nicht bange, welches das 19. Jahrhundert in unserem Lande auf dem Felde der Erziehung dem zwanzigsten darreicht.

Die Schule

in der

französischen Schweiz.

Nach den langen Kämpfen, die dem Anfang des 19. Jahrhunderts ihren Stempel aufdrücken, nach den trüben Erfahrungen unter der Helvetischen Republik, die so groß an Ideen und so schwach im Handeln war, nach der Mediationsakte und dem Protektorate, entwindet sich die Schweiz allmählich den ihr durch die Verträge von 1815 und vom Wiener Kongreß auferlegten Fesseln. Nach der Erlangung ihrer endgültigen Gestaltung macht sie sich frei von fremder Beeinflussung und erstarkt in den Jahren von 1814—1874 zu der geeinten Eidgenossenschaft, die nunmehr ihr Werk innerer Wiedergeburt und nationaler Erziehung verfolgt.

Vor der französischen Revolution verhielt sich der Staat in den Fragen der Volksbildung gleichgültig oder ablehnend. Er war der Meinung, daß das Volk keiner Bildung bedürfe, und daß seine Kenntnisse hinreichten zu einem Handwerke, zur Bedientenstellung oder zu Kanonenfutter.

In einem wunderbaren, gedankenreichen Buche, wo die Wahrheit sich mit Paradoxen, Irrtümern und Hirngespinsten vermischt, hatte zwar J. J. Rousseau versucht, ein ganzes Erziehungssystem zu entwerfen, aber sein in Deutschland wie ein Evangelium der neuen Bildung aufgenommenes Werk übte bei uns nur einen geringen Einfluß auf das öffentliche Unterrichtswesen aus. In den französisch sprechenden Landesteilen sah man in Rousseau hauptsächlich den Schriftsteller und Politiker, den Vorläufer der Revolution.

In Frankreich hielt es schwer, den Emile vom Contrat social zu trennen. Die Deutschen, welche die Tragweite der Ideen des Dichterphilosophen weniger beschäftigte, und die auch von dem durch sie hervorgerufenen Meinungsstreite nicht so leidenschaftlich berührt wurden, hatten es verstanden, die verschiedenen im Emile enthaltenen Elemente zu trennen, den gesunden und fruchtbaren Kern herauszuschälen und die ewig wahren, in diesem „Traum eines Visionärs" zerstreuten Gesichtspunkte festzuhalten.

Die von Idealen begeisterte französische Revolution schwang sich zwar dazu auf, die nationale Erziehung in ihr Programm aufzunehmen, die Redner der Nationalversammlung und des Konvents versuchten es, ein ihren Bestrebungen angepaßtes Schulsystem aufzustellen; aber leider sollten alle diese Pläne, die auf dem Papier so schön aussahen, eben nur Pläne bleiben.

Wenn nun auch nichts Bestimmtes aus diesen verworrenen, oft von Widersprüchen erfüllten Verhandlungen hervorgegangen ist, wenn nichts erfolgte auf die langatmigen Berichte hin, die man mit einem schönen, tadellosen Marmorbilde verglichen hat, das zwar sich kalt anfühlt, durch das aber doch eine lebenswarme Ader pulsiert, so haben nichtsdestoweniger die Ideen eines Mirabeau, eines Talleyrand, eines Condorcet, eines Lakanal ihren raschen Flug über die Grenzen Frankreichs genommen und in unsern verschiedenen Landesteilen einen Wiederhall gefunden.

* * *

In Genf, dessen Unterrichtswesen über zwei Jahrhunderte lang den Stempel trug, den ihm Calvin mächtig aufgedrückt, gab die Nation in einer allgemeinen Bürgerversammlung vom 9. Juni 1793 eine feierliche Erklärung „über die Rechte und Pflichten des Menschen in der

Projekt zu einem Denkmal für J. J. Rousseau, Erzieher.

Von Jacques Argand. (Nach einem Stich aus der Kollektion Bastard.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Gesellschaft" ab. Der 32. Artikel dieser Erklärung lautete folgendermaßen: „Da die Bildung ein allgemeines Bedürfnis ist, so schuldet die Gesellschaft sie allen ihren Gliedern in gleichem Maße." Dieses Gesetz ist nicht frei von den Einflüssen, welche die französische Revolution ausstrahlte, und trägt deutlich das Gepräge des Zeitalters. So setzte die von dem gesetzgeberischen Ausschusse ausgearbeitete Vorlage fest, die Kinder beiderlei Geschlechtes sollten einen Unterricht erhalten, der geeignet sei, sie zur Erkenntnis des höchsten Wesens zu führen. Freilich schien diese Fassung nicht hinreichend genau. Man verlangte eine Umarbeitung: „zur Erkenntnis des höchsten Wesens vermittelst des Christentums", um schließlich folgende Fassung anzunehmen: „zur Kenntnis der reformierten und protestantischen Religion". So kühn die Genfer Revolutionäre sich auch im Ansturm gegen das alte politische Gebäude bezeigten, so verblieben sie dennoch, wie man sieht, getreue Jünger ihres großen Reformators.

Diese Gesetzesvorlage von 8 Artikeln wurde angenommen, zur Zeit aber war die Lage der Republik finanziell wie politisch eine sehr mißliche; innere und äußere Feinde waren zu bekämpfen. Im Drange ungestümer Sorgen behielt der Rat dennoch Geistesruhe genug, um sich mit den Fragen des öffentlichen Unterrichtes zu befassen. Freilich war noch Raum genug zwischen Lipp' und Bechersrand, und die alte Republik sollte noch finstere Tage kennen lernen. Es bleibt dennoch bestehen, daß die aus der Revolution hervorgegangene Staatsordnung bereits die hervorragende Stellung begriffen hatte, welche in einem demokratischen Staate der Volksschule zukommt.

Unter der französischen Herrschaft pflanzte sich die gute alte Genfer Überlieferung in verschiedenen Privatgesellschaften sowohl als auch im Konsistorium und in der Akademie fort.

Am 31. Dezember 1813 erlangte die Republik ihre Unabhängigkeit wieder. Jedoch erst 1831, dank den Bestrebungen des Professors Boissier, des Botanikers de Candolle, des Physikers de la Rive, befaßte sich der Rat mit einer Reform des Primarschulwesens. Zwei Gesetze wurden angenommen, eines im Jahre 1834, das einen Erziehungsrat einsetzte, das andere im Jahre 1835, das die Lehrgegenstände, die Anzahl der Schulen und die Wahl der Lehrer bestimmte. Der Bericht über dieses letztere Gesetz, welchen Macaire-Prinsep dem Großen Rat (Conseil représentatif) einreichte, ist ein Dokument von höchstem Werte. Er beweist uns

unter anderem, wie sehr die Genfer damals schon um die Erziehung ihrer Kinder besorgt waren.

„Vor einigen Jahren, sagt der Berichterstatter, erschienen in Genf zwei Wanderlehrer, die zur Verbreitung der nach ihrem Autor „méthode Laforienne“ genannten Methode der Statilégie herumzogen, wonach Erwachsene in einigen Stunden lesen lernen. Sie wandten sich an einen unserer hervorragendsten Kollegen, den damaligen Rektor der Akademie, und baten um die Erlaubnis, ihr Gewerbe ausüben zu dürfen. Sie verlangten, man möge ihnen zwei des Lesens unkundige Erwachsene stellen, an denen sie ihre Kunst beweisen würden. Nach einigen erfolglosen Nachforschungen nach einem des Lesens unkundigen erwachsenen Genfer sah man sich genötigt, sich an zwei fremde Soldaten der Garnison zu wenden, und die beiden Industrieleute hielten es nicht für geraten, einen längern Aufenthalt in einer Stadt zu nehmen, die ihnen so geringe Auskunftsmittel bot [1].“

Selbstverständlich bewahrte die Schule ihren früheren religiösen Charakter. Erst in der Zeit von James Fazy fing die Schule an, sich unbekümmert um die Konfession auszubauen. Die Verfassung von 1847 bestätigte die Verweltlichung der Schule, die von der Kirche getrennt wurde, „damit, wie der Artikel 137 sagt, allen Genfern die Zulassung zu den verschiedenen Unterrichtsanstalten des Kantons gesichert bleibe“. In einem paritätischen Lande war diese Maßregel von absoluter Notwendigkeit.

Dieselbe Verfassung von 1847 bestimmt die Unentgeltlichkeit der Volksschule. Der große Volkstribun Fazy, der Berichterstatter des Verfassungsausschusses, forderte in schwungvollen Worten die Anwendung dieses Prinzips, das allein im stande sei, die Unabhängigkeit der unbemittelten Familien zu gewährleisten. „Es ist, sagte er, die größte Wohlthat, die man den bedürftigen Volksklassen erweisen kann, denn wenn auch thatsächlich in unserem Lande die gänzlich mittellosen Familien den unentgeltlichen Schulbesuch für ihre Kinder immerhin erlangen konnten, so entstand doch dadurch ein Bevormundungssystem, das man bestrebt sein muß, aufzuheben, und deshalb hauptsächlich schlagen wir vor, das Prinzip des unentgeltlichen Volksschulunterrichtes durch die Verfassung festzulegen. Besser ist es, den Unterricht dem Staate als dem Privatschutze zu verdanken.“

[1] L'Instruction primaire à Genève. Notice historique par H. Fazy, Directeur des archives. Genève 1896.

Im Jahre 1847 wurde die höhere Töchterschule eröffnet, die an Stelle einer im Jahre 1836 gegründeten gehobenen Volksschule folgte.

Die in der Verfassung von 1847 ausgesprochenen Grundsätze wurden angewandt und weiter ausgeführt in dem allgemeinen Gesetz über das öffentliche Unterrichtswesen vom 25. Oktober 1848, ein Werk vom Erziehungsdirektor Pons, einem eben so aufgeklärten wie versöhnlichen und gemäßigten Manne.

Adèle de Portugall.

Dieses Unterrichtsgesetz wurde der Ausgangspunkt zahlreicher Fortschritte. Die Hauptprinzipien der Unentgeltlichkeit und Verweltlichung, die den Gesetzgeber von 1848 leiteten, sind durch die nachfolgenden Gesetze befestigt und bewahrt worden. Man findet sie verstärkt wieder in dem Gesetze vom 19. Oktober 1872, an dessen Ausarbeitung Anton Carteret sich in hervorragender Weise bethätigte. Unter andern Verbesserungen errichtete dieses Gesetz auch Sekundarschulen auf dem Lande, ordnete den Fortbildungsunterricht und beschloß im besondern die Errichtung einer Kleinkinderschule in jeder Gemeinde. In Genf zuerst hat man daran gedacht, die Kindergärten zu einer kantonalen Institution zu machen. Dem Vorgehen einer geistvollen Frau, Adèle de Portugall, ihrer umsichtigen Leitung und ihrem ansteckenden Eifer ist es zu verdanken, daß die Erziehung der Kleinen eine feste und dauernde Grundlage in Genf erhielt.

Die gesetzgeberische That, welche in neuster Zeit dem gesamten öffentlichen Schulwesen des Kantons Genf einen mächtigen Anstoß gab, ist das Gesetz vom 5. Juni 1886, von Alexander Gavard ausgedacht und vertreten. Dieses bewundernswerte Werk, das eben so wirksam als folgerichtig aufgefaßt erscheint, macht die Genfer Schuleinrichtungen zu

einem fest gegliederten Gefüge, in dem alle Teile eng verbunden sind. Dadurch wird der Schüler, welches auch immer die Richtung seiner Studien oder die Berufsart sei, die ihn anzieht, auf einen geraden und sichern Weg gewiesen, der ihm jeden Zeitverlust erspart und der lückenlos vor ihm liegt. Es ist ein wohlgefügter Rahmen, dem die neuen Verordnungen sich je nach Bedarf ganz natürlich anpassen.

Zu den Hauptfortschritten, die im Jahre 1886 verwirklicht wurden, müssen wir die Einsetzung einer kantonalen Schulkommission, die Einrichtung des gewerblichen Unterrichtes, die Reform der Kantonsschule, die Ordnung des Universitätswesens rechnen. Seitdem wurde die Genfer Schulorganisation vervollständigt durch die Schaffung von Kleinkinderbewahranstalten, einer Gärtnerschule, von Vorträgen über Landwirtschaft, einer Handwerkerschule, einer Haushaltungsschule und einer Handelsschule als Ergänzung zu der Mädchensekundar- und höheren Töchterschule.

Alexander Gavard.

Die im Jahre 1886 gegründete Knabengewerbeschule ist aus der schweren Krisis hervorgegangen, in der sich unsere einheimische Industrie seit langem befand. Man stellte fest, daß vielen Arbeitern die Grundkenntnisse ihres Handwerkes abgingen, ja sogar, daß sie nicht hinreichend für den Kampf gestählt und gerüstet waren, den die neue kritische Lage ihnen aufdrängte. Man suchte also durch die Schöpfung einer für Knaben von 13—15 Jahren bestimmten Gewerbeschule nicht sowohl sie zu einem speciellen Berufe auszubilden, als vielmehr den zukünftigen Arbeiter in den Besitz technischer und wissenschaftlicher Kenntnisse zu setzen, die ihm bei jedem beliebigen Industriezweige unentbehrlich sind.

Was die Kantonsschule (Collège) Genfs betrifft, die von Jehan Calvin im Jahre 1558 gegründet wurde („weil man nämlich den Unter-

richt in der Theologie nicht mit Nutzen genießen kann, sagt Calvin, man sei denn erst wohl unterrichtet in Sprachen und menschlichen Kenntnissen . . . . so solle man ein Kollegium errichten, um die Kinder zu unterweisen, also daß sie vorbereitet würden zum geistlichen Amte und zur weltlichen Regierung"), so bewahrt dieselbe inmitten der neuen Fortbildungsschulen einen ihrer Vergangenheit würdigen Platz.

Der große Reformator hatte übrigens so wohl verstanden, wessen Genf bedürfe, er hatte das Gymnasium mit einem so vollständigen Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit eingerichtet, daß die alte Anstalt

Das Genfer Kolleg gegen 1840.
(Nach einer Ätzung aus der Kollektion Bastard.)

von St. Antoine oder der hutins Bolomier dreihundert Jahre lang bestand, ohne wesentliche Änderungen zu erleiden. Sie bildete Theologen und Juristen, um Kirche und Staat zu lenken. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts verlangten zwar der Geist der neuen Wissenschaften und die praktischen Bedürfnisse einige Reformen, aber erst in unserem Jahrhundert wurden wichtigere Veränderungen in ihrer Organisation vorgenommen. Im Jahre 1836 fügte man dem Gymnasium die sogenannten französischen Klassen hinzu, die dann später sich zu einer Real- und Handelsschule auswuchsen. Die Revolution von 1846 brachte für das Gymnasium die Aufhebung der Aufsichtskommissionen und die vollständige Vereinigung der obersten Aufsicht der Anstalt in den Händen des Staatsrates.

Im Jahre 1886 gab dann das oben angeführte Gesetz dem Gymnasium seine heutige starke, bewundernswerte Organisation. Seit einigen Jahren hatten sich zahlreiche Stimmen erhoben, um die Revision des Gesetzes von 1872 zu verlangen, sowie die vollständige Umgestaltung des Sekundarschulwesens. In einer scharfen Anklageschrift gegen die bestehenden Zustände, Routine et Progrès, zeichnet sich Adolf Tschumi als einen kühnen und überzeugten Neuerer aus. Die beiden Unterabteilungen: die klassische und die Real- und Handelsabteilung, verschwinden, um einem einzigen dreiklassigen Untergymnasium (Collège) Platz zu machen. Das Untergymnasium führt in das Obergymnasium, das eigentliche Gymnasium (Gymnase) hinüber, das vier Studienjahre umfaßt und vier Unterabteilungen enthält: die klassische, reale, technische und pädagogische Abteilung.

Hier finden wir somit den Schul- und Lehrplan wieder, welchen der große Pädagoge Comenius in seiner Didactica magna aufgestellt hatte, nur handelt es sich dieses Mal nicht mehr um ein Traumgebild, er hat sich verwirklicht und ist zur Thatsache geworden. Die gemeinschaftliche Grundlage des „Collège“ wird durch die Volksschule gebildet, da nach der gesetzlichen Bestimmung das Collège auf die fünfte Stufe der Primarschule folgt.

Diese Umgestaltung hatte sich nicht ohne die heftigsten Streitigkeiten und Schwierigkeiten aller Art vollzogen. Der Anstifter zu diesem Werke im Großen Rate war Alexander Gavard. Er hatte da zum erbittertsten Gegner den damaligen Erziehungsdirektor Anton Carteret, der die Aufrechterhaltung seines eigenen Werkes von 1872 wünschte. Carteret fand nur eine schwache Unterstützung. Bei der endgültigen Abstimmung wurde das Gesetz mit 61 Stimmen gegen 5 angenommen.

Dies sind die verschiedenen großen Stufen, welche die ehrwürdige Anstalt, deren erster Vorsteher Theodor Beza war, in unserem Jahrhundert durchlaufen hat.

Auch das höhere Unterrichtswesen hat im Laufe dieses Jahrhunderts wohlthätige Veränderungen erlitten und einen bedeutenden Umfang angenommen.

Die von Calvin im Jahre 1559 errichtete alte Akademie wurde im Jahre 1873 zur Universität erhoben und erhielt ein ganz neues Gebäude in der Promenade des Bastions, wo dicht neben ihr die Stadt Genf auch das naturgeschichtliche Museum und die Bibliothek erbaute. Wenige Jahre

ſpäter (1876) wurde das Anatomiegebäude an dem Quai de l'Arve errichtet, dann, im Jahre 1878, kam die Reihe an die Chemie, welche in einem Palaſte in der Straße de Candolle eine Unterkunft fand, endlich, im Jahre 1893, entſtand das Gebäude für Pathologie am Boulevard de la Cluse, neben dem Spital. Heute begreift die Univerſität fünf Fakultäten in ſich und beſitzt vier geräumige Gebäude, in denen kein Platz unbenutzt iſt. Von elf Profeſſoren, welche die Akademie 1801 beſaß, iſt deren Zahl von Jahr zu Jahr bis auf 68 geſtiegen. Unter ihren Lehrern zählt die Univerſität mit Stolz auf: den Schriftſteller Marc Monnier, den Geſchichtſchreiber Sismondi, die Rechtsgelehrten Bellot und Roſſi, die Phyſiker H. und B. de Sauſſure, A. de la Rive und Colladon, den Chemiker Marignac, die Naturforſcher Auguſtin-Pyrame de Candolle, Alphonſe de Candolle, Pictet de la Rive, Carl Vogt und den Phyſiologen Schiff. Durch eine Reihe von etwa dreißig Geſetzen, Verordnungen und Beſchlüſſen hindurch iſt ſie zu dem leuchtenden Herd geiſtigen und ſittlichen Lebens und freier Forſchung geworden, den wir heute in ihr anerkennen, und den der feinſinnige Genfer Schriftſteller Friedrich Amiel folgendermaßen treffend charakteriſiert:

„Bei dem überall wachſenden Drucke materieller Beſtrebungen, ſagte er im Jahre 1859, iſt es an ihr, gleich einer Veſtalin das geiſtige Feuer immer wieder zu ſchüren, beharrlich unſer ſittliches Ich und unſere geiſtige Reinheit uns zu bewahren.

„Du, unſere geiſtige Mutter, Alma mater unſerer Studien, Hort unſerer alten Freiheit, die du zur Stütze die Wahrheit erwähltest und die Redlichkeit zu deiner Strahlenkrone, birg noch lange unter deinen ſchützenden Schwingen eine Jugend, welche die Poeſie deiner ſchönen Jahre zu empfinden, den Wert des Eindringens in die Wiſſenſchaft zu würdigen vermag; und indem du vor ihnen aufthuſt die Pforten der idealen Welt, wo die Zukunft der ſichtbaren Welt immer wieder geſchaffen wird, enthülle vor ihren entzückten und aufmerkſamen Augen, im Reiche der Natur, der Geſchichte und des Geiſtes, die unendlich weiten Ausblicke auf die Weltordnung, die zugleich mit den Neigungen des Herzens und dem Hoffen der Seele den gnadenreichen Troſt unſeres irdiſchen Daſeins bilden und uns die Vorahnung unſeres höheren Lebens geben!“ [1]

* * *

[1] Erinnerungen an das dreihundertjährige Jubiläum der Genfer Akademie, vom 5., 6. und 7. Juni 1859. Genf, bei Gruaz, 1859.

Im Waadtlande that die Berner Herrschaft wenig für die Volkserziehung. Freilich begünstigte Bern in einer ziemlich großen Anzahl von Ortschaften die Gründung von Volksschulen, aber das geschah ohne eine Absicht auf das Ganze, ohne einen Gesamtplan; da war keine Spur von einem Lehrplan, alles blieb dem guten Willen der Gemeinden und der Schullehrer überlassen, von denen viele kaum lesen und schreiben konnten.

Nachdem das Land endlich von der Berner Herrschaft befreit war, infolge der Revolution vom 24. Januar 1798, und den Kanton Léman

Pestalozzi-Institut in Yverdon.
(Nach einem Stich von Hegi [Pestalozzianum].)

bildete, da nahm es auch teil an der umgestaltenden Bewegung, welche die helvetische Republik kennzeichnet.

Der klar blickende Minister der schönen Künste und Wissenschaften unter der Regierung des Direktoriums, Albert Stapfer, setzte in jedem Kanton einen Erziehungsrat ein, welcher mit der Leitung des Unterrichtswesens betraut war. Man hatte es damals mit einer Regierung zu thun, die sich von Prinzipien leiten ließ. Der Artikel 4 der helvetischen Verfassung bestimmte: „Die beiden Grundlagen des öffentlichen Wohles sind die Sicherheit und die Bildung, und die Bildung ist dem Wohlsein vorzuziehen." Das Schlagwort jener Zeit hieß „Bildung".

In der Überzeugung, daß zu guten Schulen, zur Heranbildung der Massen, die sich an die neue Ordnung der Dinge gewöhnen und empfänglich gemacht werden sollten für edlere, auf das Menschenwohl gerichtete Gedanken, vor allem gute Lehrer gehörten, dachte der aufgeklärte Stapfer daran, eine schweizerische Bildungsanstalt für Lehrer zu schaffen, aus der die Erzieher des Volkes hervorgehen sollten. Es war ein schöner Traum eines edeln Geistes in einer für den Fortschritt der Wissenschaften und Künste traurigen Zeit, deren Sorgen nur auf den Krieg gerichtet waren! Die von den löblichsten Absichten beseelte Regierung konnte keines von ihren Projekten zur Ausführung bringen; die sich damals abspielenden Ereignisse sowohl, als auch die den helvetischen Boden überschwemmenden Heere verhinderten sie daran.

Louis Gauthey.

Als der Kanton thatsächlich seine Unabhängigkeit erlangt hatte, befaßte er sich begreiflicherweise zuerst mit den dringendsten Bedürfnissen, und in den ersten Jahren der neuen Regierung wurde die Volkserziehung, wenn nicht vollständig in den Hintergrund gerückt, so doch ziemlich vernachlässigt.

Zu der Zeit richtete sich Pestalozzi in Yverdon ein. Sehr angenehm berührt von der guten Aufnahme, die ihm im Waadtland zu teil ward, nahm sich der große Philanthrop vor, nach Kräften dazu beizutragen, daß die Waadtländer Jugend einen erzieherischen Unterricht erhalte statt der bloßen Abrichtung, die überall, wo Schulen bestanden, betrieben wurde. Pestalozzi lud den Staatsrat ein, seine Anstalt durch sachkundige Leute besichtigen zu lassen. Der Regierungsrat ernannte unverzüglich eine Kommission von zwei Mitgliedern der Regierung, zwei aus dem Großen Rate und einem Mitgliede des Schulrates. Sie erhielten den Auftrag, die

Anstalt in Yverdon zu besichtigen und einen Bericht über das Gesehene einzureichen. Die Besichtigung fand 1806, kurz nach Neujahr, statt und dauerte fünf Tage. Ein Bericht wurde von Monod, der andere von Chavannes abgefaßt.

Pestalozzi und seine Mitarbeiter werden mit Lob überhäuft; doch ist die Kommission der Meinung, da sie unzweifelhaft auch dem Anschauungs- und Sprachunterrichte beigewohnt hat, daß unter anderem die Verbindung von Spiel und Unterricht ihre Nachteile haben dürfte, weil dadurch die Schüler nicht an den Ernst des Lebens gewöhnt würden! Sie hält ferner dafür, daß die Methode noch nicht lange genug in Anwendung stehe, und deren Ergebnisse noch nicht hinreichend bekannt seien, um ihre Einführung in die Volksschule zu rechtfertigen.

Ein Gesetz von 1806 bekräftigte von neuem das durch die helvetische Republik verkündigte Prinzip und brachte einige Änderungen in die Aufsicht und Leitung der Schulen. Selbstverständlich blieb die Schule, wie übrigens an allen Orten zu jener Zeit, fortwährend von der Kirche abhängig, als die demütige Magd der Theologie. Dasselbe Gesetz sah zwar die Gründung einer „Anstalt für Schulmeister" vor, aber erst im Jahre 1833 wurde das Lehrerseminar eröffnet, das in Zukunft der Grundpfeiler des öffentlichen Volksschulwesens werden sollte. Wir zollen den Männern wie Monnard, Gauthey und Gindroz, die um 1830 die Sache der Volkserziehung in die Hand nahmen, hiermit den wohlverdienten Dank.

Die nachfolgenden Gesetze, besonders diejenigen von 1862 und 1889, bestimmten die Aufgaben des Staates, der Gemeinden, Eltern und Lehrer im öffentlichen Erziehungswesen näher. Die durch die Gesetzgebung erzielten Fortschritte sind vornehmlich folgende: Bildung eines Lehrerpersonals, Verbesserung seiner materiellen Lage, Schulzwang und dessen Begleiterscheinungen, die Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Lehrmittel, Freistellung und Trennung des Religionsunterrichtes von den übrigen Fächern, Schulgesundheitspflege, Beaufsichtigung des Lehrganges durch Inspektoren, Einführung eines genau abgegrenzten Lehrplanes.

Der Name Louis Ruchonnet[1] ist unzertrennlich von den meisten Verbesserungen, die während dieser Periode auf diesem Gebiete eingeführt worden sind. Unter seiner Oberleitung wurde unter anderem der ausführliche Lehrplan für Volksschulen verfaßt, welcher dem Lehrer volle

[1] Porträt siehe Band I, Seite 390.

Bewegungsfreiheit läßt und dennoch eine größere Einheit im Unterricht erzielt. Der nachdrücklichen Unterstützung eines einsichtsvollen Mannes, der zu wiederholten Malen sein helles Verständnis für die Bedürfnisse der Volksschule bewiesen hat, des derzeitigen Erziehungsdirektors Herrn Marc Ruchet, ist es zu verdanken, daß in diesen letzten Jahren alles, was die Einrichtungen der Volksschule betrifft, in frischen, lebendigen Fluß geraten ist. So sollen die verschiedenen Abteilungen, die zum Lehrerseminar gehören und derzeit noch in elf verschiedenen Gebäulichkeiten sich durch die Stadt zerstreut finden, in einem Prachtbau vereinigt werden, zu dem die Voranschlagssumme, den Baugrund ungerechnet, 640,000 Franken beträgt. Das Lehrerseminar am Champ de l'Air, ein wirklicher Tempel der Volkserziehung, wird künftig alles beherbergen, was zum Volksunterrichte unseres Landes gehört: Lehrer- und Lehrerinnenseminar, Übungsschule, Kindergärtnerinnenseminar, weibliche Arbeitsschule, Werkstätten für den Handfertigkeitsunterricht und endlich das Schulmuseum des Kantons.

* * *

Das Sekundarschulwesen hat seine natürlichen Wurzeln in der Volksschule. Bis zu seinem dreizehnten Jahre geht das Kind in die Volksschule; nun muß es abzweigen, entweder nach dem klassischen oder dem realen und technischen Unterrichte hin. Ausgenommen in zwei Lehranstalten der Hauptstadt, ist der Beginn des speciellen Unterrichtes überall bis zum 13. Jahre hinausgerückt worden. So wird eine natürliche Anknüpfung ermöglicht, und die bessern Schüler der Volksschule können ihre Kameraden in den Sekundarschulen einholen. Mit Freuden wird die Thatsache wahrgenommen, daß eine immer größere Zahl Kinder aus den kleinbürgerlichen und Arbeiterkreisen die Sekundarschulen besucht. So wird die Schule immer „volkstümlicher" im eigentlichen Sinne, und es ließe sich leicht nachweisen, daß in unserer romanischen Schweiz eine verhältnismäßig starke Anzahl von Schülern unbehindert von der Volksschule zur Sekundarschule übergeht, um auch der Wohlthaten des höheren Unterrichtes teilhaftig zu werden.

Die Mittelschule ist mit dem Bürgerstand entstanden. Indessen wurde erst im Jahre 1834 die Gründung von Mittelschulen beschlossen, dank der neuen Anregung, welche eine Phalanx von einsichtsvollen und arbeitsfreudigen Männern auf dem Gebiete der Schule schuf.

Ein Gesetz von 1869 teilte die Gemeindesekundarschulen (Collèges communaux) den höhern Unterrichtsanstalten zu. In den Augen einiger war das ein Fehler. Man hätte besser daran gethan, auf dem Lande den wahren Typus der Sekundarschule zu schaffen, wie er in der deutschen Schweiz verbreitet ist, und welcher für die Kinder bestimmt ist, denen die Volksschule nicht genügt, deren Bedürfnisse aber die auf klassischer Grundlage aufgebaute Sekundarschule weit übersteigt. Dadurch blieb eigentlich das Sekundarschulwesen im Waadtlande auf die kleinen Städte beschränkt, die eine Sekundarschule erhielten.

Die landwirtschaftlichen Centren müssen solche entbehren, und so sind sie gezwungen, ihre Kinder bis zum 16. Jahre in der Volksschule zu lassen, was in den Augen derer, welche Nützlichkeitsbestrebungen in der Erziehung verfolgen, übertrieben erscheint. Freilich ist dabei auch ganz richtig bemerkt worden, daß „die Sekundarschulen mit ihren Bibliotheken, bescheidenen Sammlungen und Museen kleine, über das Land zerstreute Bildungsherde darstellen, welche in den kleinen Städten die Liebe zur Wissenschaft und den Studien warm halten". Es bleibt dennoch wahr, daß etwas fehlt, nämlich die wirkliche Sekundarschule als natürliche Fortsetzung der Volksschule, die der großen Mehrheit zur Verfügung steht und nicht bloß den bevorzugten Bewohnern der Bezirksstädte und deren Umgegend.

Die Gesetze, welche in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts das Sekundarschulwesen ordnen, haben besonders die Kantonsschule in der Hauptstadt ausgebaut. Mit der Realschule, der alten Mittelschule von 1837, wurde eine Abteilung für Handel und gewerblichen Unterricht verbunden; diese beiden Abteilungen bestehen getrennt von der Oberrealschule (Gymnase mathématique). Man sieht indessen heutzutage ein, daß es nicht mehr möglich ist, bei den gesteigerten Anforderungen, die Handel und Gewerbe an die Schule stellen, so verschieden geartete und in ihren Zielen so abweichende Anstalten unter einer gemeinsamen Leitung zu vereinigen.

Die Kantonsschule in Lausanne besitzt eine Geschichte, die viele Berührungspunkte mit der des Genfer Kollegiums Calvins aufweist. Von „ihren gnädigen Herren zu Bern" im Jahre 1540 gegründet, um einige Schüler zu Professoren der Akademie auszubilden, umfaßte die Schule zuerst fünf Klassen mit einem sehr rudimentären Lehrplane. Bis zum Jahre 1798 erlitt die einen ganz kirchlichen Charakter tragende Anstalt

sehr geringe Veränderungen. Unter dem Einflusse der politischen Ereignisse erhielt das mit der Akademie verbundene Kollegium den Namen Collège lémanique, dann Akademisches Kollegium, und den einer Kantonsschule im Jahre 1837. Damals machte ein neues Gesetz diese Anstalt von der Akademie unabhängig und schuf zwei Abteilungen, ein Untergymnasium, das Collège, und ein Obergymnasium, das den eigentlichen Namen Gymnase führt. Diese Einteilung wurde im Jahre 1845 abgeschafft und 1865 wieder hergestellt. Von da ab hat das Untergymnasium keine sonderliche Umgestaltung mehr erfahren. Es bleibt, mit dem von der Akademie abgetrennten Obergymnasium, eine Sekundarschule, die zum Studium vorbereitet und berechtigt.

In unseren romanischen Kantonen ist auch deutlich die Tendenz bemerkbar, die Mädchen in der Erziehung den Knaben womöglich gleich zu stellen; das bezeugen schon die zahlreichen höheren Töchterschulen, die in unseren kleinen Städten verbreitet sind. Eine von diesen, die höhere Töchterschule zu Lausanne, hat ihren Lehrplan nach oben hin erweitert, so daß dort ein Abgangszeugnis mit Berechtigung zum Universitätsstudium erhältlich ist.

Nicht weniger zahlreich und tiefgreifend sind die Veränderungen, denen in diesem Jahrhundert das höhere Unterrichtswesen unterworfen wurde.

Die jetzige Universität ist aus der alten Schola lausannensis hervorgegangen, welche die Berner sogleich nach der Eroberung der Waadt gegründet haben, und die lange Zeit nur eine Art Seminar darstellte zur Ausbildung von Pastoren für die neue reformierte Kirche. Kaum aber war der Kanton Waadt hergestellt, so richtete die neue Regierung ihre erste Sorge, wenn nicht auf die Volksschule, so doch auf das höhere Unterrichtswesen. Die ganze Fürsorge der jungen Republik wandte sich der alten Akademie zu, welche die Berner ihnen hinterlassen hatten, und die es nun galt zu erneuern. Das Gesetz vom 28. Mai 1806, das eine Anzahl von Beschlüssen und Verordnungen abänderte und ergänzte, schuf eine ziemliche Zahl neuer Lehrstühle. Indessen erst im Jahre 1838 mußte die alte Akademie von 1537 einer neuen Einrichtung weichen. Sie hörte auf, ein theologisches Seminar zu sein, und wurde mehr und mehr die Hochschule der liberalen Berufsarten. Man mußte mit der Zeit fortschreiten und aus ihr eine neue, vergrößerte und weltliche Institution schaffen, die auf dem Prinzip der Unterrichtsfreiheit beruht, dem

Gegenstück zur Lernfreiheit, einem Prinzip, das wir für die Professoren mit den Worten wiedergeben: Freiheit zu reden (Redefreiheit), und für die Studenten: Freiheit zu hören (Hörfreiheit).

Inmitten dieser starken geistigen Bewegung, die zu jener Zeit die meisten Kantone der Schweiz ergreift, bleibt Lausanne nicht zurück. Juste Olivier, der Sänger des Waadtlandes, André Gindroz, der Dichter J. J. Porchat, der berufene Pädagoge Louis Gauthey, der Fürst der Kritik Sainte-Beuve, der Waadtländer Abgeordnete zur schweizerischen Tagsatzung Charles Monnard, der große Denker Alexander Vinet, der Bahnbrecher einer neuen Theologie, der wie selten einer französische Klarheit mit deutscher Gründlichkeit in bewunderungswertem Maße vereinigte, und endlich der damals noch junge Charles Secrétan, der „Lausanner Philosoph", dessen fünfzigjähriges Jubiläum als Professor die Akademie gefeiert hat, und der noch lehrte, als diese zur Universität erhoben wurde, das waren die Männer der Wissenschaft und des Geistes, die teils als Inhaber der wichtigsten Lehrstühle, teils als Lehrer an den Anstalten der Hauptstadt den Studien einen ernsthaften und gediegenen Charakter verliehen.

In ihrer Entwicklung durch die politischen Ereignisse von 1845 gehemmt, schreitet die Akademie nach Überwindung der politischen und religiösen Krisis rüstig vorwärts. Eugène Rambert sitzt auf dem Lehrstuhle für Litteratur und Louis Dufour lehrt die Physik.

Im Jahre 1862 wurde eine Erziehungsdirektion geschaffen und der Leitung eines Mitgliedes der Regierung unterstellt. Die Jahrzehnte von 1869—1890 und die Jahre von 1890 bis zu uns sind für die Akademie eine Zeit neuen Aufschwunges. Die Namen der einsichtigen Männer, die ihre Geschicke von da an geleitet haben, Louis Ruchonnet, Charles Boiceau, Berney, Marc Ruchet und vor allem Eugène Ruffy, bleiben eng verknüpft mit ihren Geschicken und ihrem neusten Aufblühen. Mit dem Gesetze von 1869 knüpft sie an die im Jahre 1846 auf kurze Zeit abgebrochene Überlieferung wieder an. Allmählich wächst sie sich zu einer Universität heraus, durch das Ziel, das sie verfolgt, den hohen Geist, der ihre Geschicke leitet, und durch die Schöpfung neuer Einrichtungen. Einmal auf diesem Wege, den sie sich vorgezeichnet, verläßt sie ihre Bahn nicht mehr und steigt rasch die Stufen hinan, die sie noch von einer vollständigen Hochschule trennen. Das fürstliche Vermächtnis von Gabriel de Rumines verschafft ihr die nötigen Hülfsmittel zur Lösung ihrer hohen

Aufgabe. Die alte Waadtländer Akademie entfaltet sich zu einer jungen und glänzenden Universität am 18. Mai 1891. Sie steht nun da, das Werk eines ganzen Volkes, das die Volkserziehung hochhält, aber auch vor den größten Opfern nicht zurückschreckt, wenn es gilt, die höhern Studien zu ihrer größten Entfaltung zu führen.

* * *

Im Kanton Neuenburg ist die Ordnung des Schulwesens zwar neueren Datums, durchläuft dafür aber auch eine schnellere Entwicklung.

Das denkwürdige Datum des 1. März 1848, welches das Ende der monarchischen Herrschaft im Lande Neuenburg und die Morgenröte der republikanischen Ära bezeichnet, bedeutet zugleich das Eingreifen einer neuen Geistesrichtung, „welche die Volksrechte auf den Trümmern der alten Vorrechte erblühen läßt".

Der öffentliche Unterricht war die erste und vornehmste Sorge der neuen Regierung. Ein republikanisches Volk braucht Republikaner zu Lehrern.

Zwei Grundprinzipien beherrschten daher die Ausarbeitung der Unterrichtsgesetze: Entwicklung des Schulwesens und ein ausgesprochen nationaler, republikanischer Charakter des Unterrichtes.

Es ist leicht verständlich, warum die Neuenburger Patrioten von Anbeginn auf diesem letzteren Prinzip bestanden. Während der Kämpfe zwischen den Anhängern der preußischen Herrschaft und den Republikanern war noch eine beträchtliche Zahl Professoren, Lehrer und besonders Pfarrer royalistisch gesinnt. Mußte man es nicht erleben, daß am Tage, da die konstituierende Versammlung Neuenburgs sich im altertümlichen Saale der drei Stände vereinigte, man sich genötigt sah, sich an einen fremden Geistlichen, den Pfarrer Krieg von Neuveville, zu wenden, weil kein Neuenburger Geistlicher den Gottesdienst abhalten wollte, mit dem die Feier sollte eröffnet werden?

Daher fühlt man es auch nach, wie ein Schlag alle Herzen freudig erbeben machte, als am 5. April 1848 A. M. Piaget in dem Gebäude der Kollegialkirche den Verfassungsentwurf vorlas und in einer klaren, energischen Sprache die großen Grundgedanken zusammenfaßte, für welche die Neuenburger Patrioten schon so lange gerungen hatten:

„Die Verfassung gewährleistet die Unterrichtsfreiheit unter Vorbehalt der verfassungsmäßigen Gesetzesbestimmungen."

„Jeder Bürger soll seinen Kindern oder Mündeln den durch die öffentlichen Volksschulen festgesetzten Bildungsgrad zukommen lassen."

Wir haben weiter oben von „alten Vorrechten" gesprochen. Sie bestanden in der That und ziemlich zahlreich in dem guten Lande Neuenburg. Im Jahre 1837, unter anderem, zahlten im Val de Travers die Mädchen noch meistens doppelt so viel Schulgeld als die Knaben!

Ein weiter Weg ist dafür auch innerhalb fünfzig Jahren zurückgelegt worden!

Bis zum Jahre 1707 ließen die in Neuenburg regierenden und dem alten Glauben treu gebliebenen Fürsten die Dinge ruhig gehen und unterstützten keinerlei Bestrebungen, die sich, ohne ihr Zuthun, mit dem Unterrichtswesen abgaben. Die erste Spur finanzieller Staatsunterstützung auf dem Gebiete des Unterrichtes finden wir beim Regierungsantritte des Hauses Brandenburg: der neue Fürst von Neuenburg setzte eine Summe von 7000 livres aus, deren Zinsen zur Erhöhung der Präbenden an die Pastoren und der Gehälter der Schullehrer verwendet werden sollten. Im Jahre 1829 wurde eine Summe von 6000 livres, ein Geschenk des Königs, zur Zweiteilung der Klassen und Einrichtung von Schulen auf den Weilern angewandt. Sparsam zugemessen und sehr unzureichend müssen uns diese Zuschüsse erscheinen!

Dagegen eilt es nun seit der Neuenburger Revolution mit Riesenschritten vorwärts. Gesetze folgen auf Gesetze, ein Fortschritt folgt auf den andern, je nach Bedarf.

Heute ist der Neuenburger öffentliche Schulunterricht obligatorisch, unentgeltlich und vollkommen verweltlicht. Es besteht eine thatsächliche Trennung zwischen dem weltlichen und religiösen Unterrichte.

Ein Volk, das vollkommen Herr über seine Geschicke ist, fühlt auch das unabweisbare Bedürfnis, nur verständige Beschlüsse zu fassen. Daraus entspringt ihm die Notwendigkeit, die Schulbildung in reichlichem Maße zu verbreiten. Mit Recht stehen daher auch die Unterrichtsfragen im Vordergrunde der Interessen und erfreuen sich von seiten der jungen Republik lebhaftester Fürsorge. Die Abteilung für Schulwesen umfaßt das Hauptkapitel in den Staatsausgaben. Mit ihrer festen Organisation macht die Neuenburger Volksschule ihrem Lande alle Ehre. Die Fortbildungsschulen und das höhere Unterrichtswesen werden nach Kräften gefördert. Neuenburg hat acht Sekundarschulen, ein Gymnasium, eine Realschule, eine kantonale Lehrerbildungsanstalt mit einer Abteilung

für Kindergärtnerinnen und endlich, als Krone des Ganzen, eine Akademie.

Die Feier der Grundsteinlegung des neuen Akademiegebäudes fand am 10. Mai 1884 statt und am 27. März 1886 wurde es eingeweiht.

Um die Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellten, zu besiegen, bedurfte es in einem kleinen Lande, dessen Hülfsmittel begrenzt sind, eines Mannes mit einem starken, thatkräftigen Willen, mit einem Herzen, das warm schlug für die Sache der höhern Studien und von ihrem Werte für Demokratien wie die unsrigen tief durchdrungen war. Dieser Mann war der Doktor Roulet.

Pater Girard.

So hat denn die Republik der Akademie, die den Neuenburger Namen zu Ruhm und Ehren gebracht hat durch Männer wie Arnold Guyot, Desor, Dubois, Agassiz, ihre Schuld abgetragen. Die Akademie ihrerseits wird es sich nicht nehmen lassen, sich dem Lande erkenntlich zu zeigen, indem sie durch tüchtige Studien kenntnisreiche Männer von hoher Gesinnung und aufgeklärtem Patriotismus heranbildet.

* * *

Beim Ausbruche der Revolution von 1798 befand sich das Unterrichtswesen im Kanton Freiburg in einem erbärmlichen Zustande.

Die schöne Einrichtung der Scholarchen, einer Art von Erziehungsrat oder Kammer für die Schulen, aus dem Jahre 1575, erstreckte ihren Einfluß nur auf die Hauptstadt und da hauptsächlich auf die Lateinschule. Das Land blieb seinem Schicksale überlassen, und auch in der Stadt selbst, wie die „Geschichte des Kantons" sagt, kümmerte man sich mehr um die Dressur von Pferden und Jagdhunden, als um die Erziehung

der Kinder. Ausreißer, Landstreicher und Trunkenbolde, sogenannte Wanderlehrer, zogen von Dorf zu Dorf und erteilten gegen geringen Lohn Unterricht im Katechismus oder Einmaleins.

Unter der helvetischen Republik wurde in Freiburg ein oberster Erziehungsrat eingesetzt. Eine Ära des Fortschritts schien aufzugehen. Aber bald erhob sich ein Bischof, J. B. Odet, der die öffentlichen Schulen schlimmer Tendenzen bezichtigte, auf ihren revolutionären Ursprung hinwies, den Klerus mit seiner Erklärung aufschreckte: „die Religion sei in Gefahr", und allen Geistlichen seines Bistums verbot, in irgend einer Weise die öffentlichen Schulkommissare anzuerkennen. Die Schule blieb somit weiter die niedrige Magd der Kirche, und die Religion diente nur zum Vorwande, um den Fortschritt aufzuhalten, der einer gewissen Partei zu rasch ging.

Zu dieser Zeit drang der Ruf Pestalozzis bis an die Ufer der Saane. Schon im Jahre 1801 hatte der Stadtrat von Freiburg eine Abordnung nach Burgdorf geschickt, um dort die Anwendung des Anschauungsunterrichtes kennen zu lernen. Aber der Fortschritt trat nur langsam hervor, und die Bevölkerung verhielt sich gegen die neuen Ideen ablehnend. Der Mann, der die Freiburger Schulen neugestalten sollte, war der Pater Girard, der größte Pädagoge, den unser Land nach Pestalozzi hervorgebracht hat. Die Geschichte dieses Mannes und seines Werkes füllt in der That an sich allein die erste Hälfte des Jahrhunderts.

Gregor Girard, ein Franziskanermönch, war katholischer Pfarrer in Bern, als er im Jahre 1804 vom Stadtrat von Freiburg berufen wurde, die städtische Knabenschule zu leiten. Girard, der für Verwaltungskunst hervorragend begabt war, organisierte das Schulwesen wie aus einem Gusse und entwickelte eine unglaubliche Thätigkeit. Er begann damit, den Schulzwang einzuführen, bildete sich ein Lehrpersonal heran, ließ geeignete Räumlichkeiten herrichten, zu denen er selbst die Pläne angab, erteilte selbst vielfach Unterricht und verfaßte Schulbücher. Von anfänglich 40 steigt die Schülerzahl auf 300 und schließlich 400. „Denn, wie ein Freund Girards sich aussprach, der Franziskanermönch ist der Freund der Armen und Schwachen, der Besucher der Hütten und der Beistand der Witwen. Er predigt mit Wort und That, und sein ganzes Leben ist ein leuchtendes Vorbild der Liebe und der Tugend."

Gezwungen, eine große Anzahl Kinder zugleich zu unterrichten, und nicht in der Lage, sich bezahlte Hülfskräfte zu halten, hilft er sich mit

freiwilligen Lehrschülern aus, die er selbst dazu ausbildet. Auf diese Weise führt er in Freiburg die Methode des Lehrschülersystems ein. Diese Schulen verbreiteten sich in andern Kantonen der französischen Schweiz, in Italien, Frankreich und Spanien unter dem Namen Girardines und verschafften dem Franziskanermönch in der ganzen Welt den unbestrittenen Ruf eines Neuerers.

Von 1807 bis 1823 trägt Gregor Girard den Titel eines Studienpräfekten. Seine Schule entwickelt sich fort. Sie genießt bald eines Rufs wie die Pestalozzis in Yverdon oder Fellenbergs in Hofwyl. Besucher aller Stände und Länder strömen in Freiburg zusammen, unter andern auch der schottische Doktor Bell, Pestalozzi selbst, der von Girard zu dem Archidiakonus Fontaine sagte: „Euer Girard thut Wunder; aus Kot macht er Gold."

Aber der Apostel der Toleranz, der, was unerhört schien zu seiner Zeit, so weit ging, sogar protestantische Mitarbeiter in seinen Klassen zuzulassen, wurde bald Gegenstand der ungerechtesten Angriffe von seiten des Freiburger Klerus. Dieser sah in der Wiedereinsetzung der Jesuiten den einzigen festen Damm, den man den gefährlichen Neuerungen des Franziskanermönches entgegensetzen könne. „Der Freiburger Sokrates, sagt F. L. Naville, sollte auch seinen Kritias finden."

Man machte unter anderem dem Lehrschülersystem den Vorwurf, eine protestantische Methode zu sein. „O ihr Leute voll von Vorurteilen und Skrupeln, hatte ihnen der Vater der Kinder zur Antwort gegeben, gebrauchet keine Zahlen mehr, sie sind arabischen oder mohammedanischen Ursprunges. Hütet euch vor Lesen und Schreiben, denn auch unsere Buchstaben sollen von den götzendienerischen Phöniziern herstammen. Rührt weder Gold noch Silber an, heidnische Hände könnten es aus dem Innern der Erde hervorgegraben haben. Versagt es euch sogar, die Luft einzuatmen, denn sicherlich ist sie über Pagoden und Moscheen hingestrichen, ehe sie zu euch kam!" [1]

Man gab den Ursulinerinnen zu verstehen, daß die Erlernung der Grammatik eine zu profane und dem Seelenheil schädliche Beschäftigung sei. Man fürchtete, daß infolge des Schulzwanges keine Lehrlinge mehr für die Berufsarten eines Kaminfegers, eines Scherenschleifers, Straßenkehrers und Maulwurfjägers gefunden würden. Das Geschrei der Gegner

[1] Geschichte des Volksschulwesens im Kanton Freiburg, von Dr. Berchtold. Freiburg 1846.

erscholl immer drohender, und zuletzt erklärte man geradezu: „das Lehrschülersystem gefährde die Religion".

Diese Taktik hatte Erfolg. Der Bischof gab nach. Kaum vier Jahre später, nachdem er erst das wechselseitige Unterrichtsverfahren empfohlen hatte, stellte es der Bischof Tobias als gefährlich an den Pranger, und einige Monate nachher forderte er dessen endgültige Abschaffung.

Der Pater Girard wurde somit der Philosophie bezichtigt, und dieses Wort, das sich die Bauern nach ihrer Art auslegten, zog ihm ihren blinden Haß zu. Es wird sogar behauptet, daß einige nach der Stadt kamen, in der Hoffnung, der Verurteilung und Hinrichtung des Paters Girard beizuwohnen.

Wohl war das Philosophie und von der besten Art. Die Wissenschaft und den Glauben versöhnend zu vereinen, den Menschen durch Bildung besser zu machen, das war der Grundgedanke des Mannes, in dem man einen Nacheiferer Fénelons und Rollins erkennen mochte, aber eines Rollin, der über den Emile und die praktische Vernunft Kants und vielleicht auch über die tüchtigen pädagogischen Werke Herbarts nachgedacht hat.

„So fiel der Pater Girard und mit ihm die erste Volksschule der Welt. Man erzählt, während dieser unglückseligen Tage habe die ganze, in Trauer versunkene Stadt Freiburg ausgesehen wie eine durch Sturm eroberte Festung. Die Schule stand, ihres geliebten Hauptes beraubt, bald verödet da, die Familien waren trostlos, die Kinder verlangten nach ihrem Vater und glichen verlassenen Waisen, die gutgesinnten Bürger waren bestürzt, 19 hoffnungsvolle Ruhmesjahre sanken dahin unter den Schlägen der Reaktion. Die Stadt bot einen herzzerreißenden Anblick dar. Noch nie in der That war sie von einer unheilvolleren Katastrophe heimgesucht worden. Diese war schlimmer als die Belagerung von 1448, schlimmer als die Feuersbrunst, die vor 86 Jahren die Grand'Rue eingeäschert hatte. Der Schultheiß von Arsens war das erste hervorragende Haupt, das dem Ultramontanismus in unsern Mauern geopfert wurde; der Pater Girard fiel als zweites Opfer. Die beiden regierenden Gewalten, denen das zeitliche und religiöse Wohl der Gesellschaft oblag, und die von Gott die heilige Mission erhalten hatten, das Volk aufzuklären, hatten sich nicht damit begnügt, auf seine Schultern die Sorge der Volksbildung abzuwälzen, sie verschworen sich jetzt auch und verbanden sich, das Volk zu verdummen." [1]

[1] Siehe Berchtold, l. c., Seite 40.

P. Girard mußte seine Heimatstadt verlassen, aber seine Gedanken, die er in dem Meisterwerke der modernen Pädagogik, „der erzieherische Unterricht in der Muttersprache" (Cours éducatif de langue maternelle), niedergelegt hatte, woran er 40 Jahre lang arbeitete, gaben den Anstoß zu einer vollständigen Umwälzung auf dem Gebiete des sprachlichen Unterrichtes. Der freiburgische Mönch wird noch lange in den französischsprechenden Ländern als der große Reformator des Unterrichtes in der Muttersprache angesehen werden. An Stelle einer dogmatischen, mit Metaphysik vollgepfropften Grammatik setzte er eine lebendige Sprachlehre, eine Grammatik der Gedanken, ein Sprachgesetzbuch, das sich aus der Beobachtung der guten Autoren herleitet. Er will seinen Schülern nicht nur ein Lehrer fürs Lesen, Schreiben, Rechnen und Aufsagen sein, sondern ein Erzieher in der vollsten Bedeutung des Wortes. „Macht den sprachlichen Unterricht der Geistesbildung der Jugend dienstbar", rief er den Erziehern der Kinder zu.

Das Gesetz von 1848 brachte das öffentliche Unterrichtswesen in den drei Stufen und besonders die Sekundarschulen einen entscheidenden Schritt vorwärts. Die aus den politischen Ereignissen des November 1847 hervorgegangene Regierung widmete dem Unterrichtswesen ihre größte Sorgfalt. P. Girard, in die Heimat zurückgekehrt, die er nicht mehr verlassen sollte, glaubte seine Mithülfe der radikalen Regierung nicht versagen zu dürfen. Der alte Franziskanermönch wünschte das Kollegium und Lyceum von Freiburg zu erhalten. Seine Vorschläge wurden nicht genehmigt: das Kollegium St. Michel wurde neu umgestaltet und wich der Kantonsschule, welche den neuen Bedürfnissen besser Rechnung trug. Später indessen nahm diese den Namen Collège de St-Michel wieder an. Dasselbe Gesetz von 1848 beschäftigt sich auch mit dem Lehrplane des Lehrerseminars, richtet Fortbildungskurse für bereits angestellte Lehrer ein und beschließt die Gründung einer kantonalen Schule für Landwirtschaft in Hauterive, die nach ihrer Umgestaltung im Jahre 1858 dem jetzigen Lehrerseminar den Platz räumt.

Die darauf folgenden Gesetze beschäftigten sich mit der Schulaufsicht, der Errichtung von Bezirksschulen, einer höheren Stufe der Volksschule, die zwei bis vier Gemeinden zusammenfaßten, und der Organisation von Gewerbeschulen.

Das höhere Unterrichtswesen endlich hat seit einem Jahrzehnt einen großen Aufschwung genommen. Durch einen Beschluß des Großen Rates vom

24. Dezember 1886 wurde eine erste Rate von zwei und einer halben Million zur Errichtung einer katholischen Universität ausgesetzt. Infolge eines neuen Beschlusses vom 4. Oktober 1889 wurde diese Hochschule eröffnet. Damals erschlossen sich die Fakultäten für Rechts- und Sprachwissenschaften, denen sich nach und nach die theologische und naturwissenschaftliche Fakultät anschloß. Im Sommersemester 1898 zählte die Universität Freiburg 56 Professoren und 384 Studierende.

* * *

Im „Leberberg", wie unter der Restauration der mit Bern vereinigte Berner Jura genannt wurde, der früher dem Bistum Basel angehörte, bestand die Volksschule wohl kaum vor unserem Jahrhundert.

Die am 1. April 1784 vom Fürstbischof von Basel in deutscher und französischer Sprache erlassene Verordnung ist die einzige Urkunde, die auf die Schule bezügliche Vorschriften enthält.

Unter der französischen Herrschaft wurden, wie überall in Frankreich, schön klingende Beschlüsse gefaßt. Die Philosophen der Nationalversammlung verfügten, der Besuch der Volksschule müsse obligatorisch und unentgeltlich sein. Die Maßregel wurde niemals angewandt. Unter dem ersten Kaiserreiche wurde die Volksschule wieder freigegeben, und die Staatszuschüsse hob man auf.

Unter der Restauration wurden kaum merkliche Fortschritte gemacht. Im Jahre 1826 wurde beschlossen, daß Staatszuschüsse nur dann gewährt werden könnten, wenn auf dem Lande wie in den Städten die deutsche Sprache in den Lehrplan aufgenommen würde. „Denn, hieß es, in einem deutschredenden Staate müssen die Unterthanen (sic) die Sprache der Behörden kennen." Man that aber nichts, um diesen Beschluß zur Ausführung zu bringen. So geschah auch nichts für die Ausbildung von Lehrern, womit doch der Anfang hätte gemacht werden sollen.

Es gab wohl einen Studiendirektor, von Billieux, der die Einheit des Lehrplanes zu überwachen hatte und auch die Dorfschulen besuchen sollte, „wann es ihm gefiele". Wie war es auch übrigens möglich, tüchtige Lehrer zu bekommen, wenn laut einer Verordnung vom Jahre 1820 dem Lehrer für die Winterschule ein Gehalt von 5—6 Louisd'or ausgesetzt werden darf? Die Lehrerinnen, die das ganze Jahr Schule halten, bekommen, wenn immer möglich, 8—10 Louisd'or!

Eine traurige Erbschaft fiel da den Regierungen zu, die sich seitdem in dem Lande folgten und die sich erst in den Besitz von Rechten setzen mußten, welche sich der Staat hatte nehmen lassen. Eine harte Arbeit blieb ihnen da, die verschiedenen Zweige des gesamten Schulwesens in allen Stücken einzurichten!

Das war das Werk der späteren Gesetzgebung.

Man fing oben an. Die Berner Akademie wurde in eine Universität umgewandelt und das höhere Unterrichtswesen organisiert. Pruntrut mit seiner alten Centralschule des Département du Mont-Terrible (Terri), Biel, Delsberg und endlich Neuveville gestalteten ihre Bezirksschulen um. Sekundarschulen entstanden an mehreren Orten des Kantons. Die Volksschule allein wartete noch auf die Erfüllung der gemachten Versprechungen. Doch auch an sie kam die Reihe: 1835, 1853, 1860 und der 6. Mai 1894 sind bedeutungsvolle Daten, welche die Stufen bezeichnen, die in diesem Jahrhundert die Berner Volksschule durchlaufen hat.

In erfreulicher Weise ging es vorwärts vom Tage an, da die Eröffnung eines Lehrerseminars für den französischen Kantonsteil beschlossen wurde. Noch lange Zeit sollte man dieser Schule die nötigen Gebäulichkeiten verweigern. Die katholische Geistlichkeit zeigte sich sehr aufgebracht darüber, daß, da P. Girard abgelehnt hatte, die Leitung der Anstalt einem Laien, dem Naturforscher Thurmann, übertragen wurde. Erst im Jahre 1837 konnte das Lehrerseminar von Pruntrut endlich eröffnet werden. Diese Anstalt hatte an ihrer Spitze feurige Verfechter der Sache des öffentlichen Unterrichts. Es mag genügen, auf Namen hinzuweisen wie Thurmann, Kuhn, Paroz, X. Pequignot, Breuleux. Diese Männer wurden in ihren Bestrebungen unterstützt von ihren Kollegen am Lehrerinnenseminar von Delsberg, das im Jahre 1845 gegründet wurde.

Eine gerechte, unparteiische Beurteilung der Geschichte des Unterrichts im Berner Jura wird übrigens die unzähligen Schwierigkeiten nicht verkennen dürfen, welche zu überwinden waren; kostete es doch einen zähen Kampf, das geistige Niveau in einem Lande zu heben, wo das Gezänk der Konfessionen und die Parteistreitigkeiten jederzeit einen ungemein heftigen Charakter angenommen haben.

* * *

Begreiflicherweise standen im Rhonethal, mit seiner großartigen, herrlichen Landschaft, der Verbreitung der Volksbildung ernsthafte Hinder-

nisse entgegen, die sowohl auf der Abgeschlossenheit des Landes, den Verkehrsschwierigkeiten und der unseßhaften Lebensweise der Bewohner einiger Thäler beruhten, als auch auf den beschränkten Mitteln des Staatshaushaltes, über welche die gegen vielseitigen Widerstand ankämpfenden Regierungen zu verfügen hatten.

Es ist bekannt, daß das Heimatland Thomas Platters zu allen Zeiten berühmte Klosteranstalten besessen hat. Wir dürfen aus den Kapitularien Karls des Großen schließen, daß bereits Schulen im Lande existierten zu der Zeit, als der Anstifter der unter dem Namen der ersten Renaissance bekannten Bewegung lebte (um 800). Die Lateinschulen zu Sitten (Sedunum), St. Moritz (Agaunum) und Brieg blühten auf im Laufe der Jahrhunderte und besaßen berühmte Lehrer.

Erst von 1828 an, als im Kanton Wallis das erste Schulgesetz erschien, sind allgemein leitende Gesichtspunkte und eine straffere Einrichtung zu bemerken, wodurch den drei Unterrichtsstufen eine wirksame Richtung zu geben versucht wurde. Damals lag die Schule schwer danieder, da allein die Gemeinden Sitten, Brämis, St. Moritz und Vouvry ihrem Lehrer einen Gehalt aussetzten.

Den Anstrengungen, die ein Bernhardiner Mönch, Joseph Anton Berchtold, und Matthias Blatter von Münster machten, ist es zu verdanken, daß die Frage der Volkserziehung einen entscheidenden Schritt vorwärts gebracht wurde. Der Sonderbundskrieg hielt zwar die fortschreitende Bewegung im Schulwesen auf. Bekanntlich hatte dieser Bruderzwist zur Folge, daß in den katholischen Kantonen die Jesuiten verjagt wurden, die bis dahin auch in Sitten und Brieg gelehrt hatten. Die provisorische Regierung wurde durch einen ordentlichen Staatsrat ersetzt, dem eine neue Abteilung hinzugefügt wurde, nämlich die Leitung des öffentlichen Unterichtes. Der erste Erziehungsdirektor war Dr. Claivaz, der schon am 31. Mai 1849 dem Walliser Volke einen neuen Schulgesetzentwurf vorlegte. Die Nachfolger von Claivaz, Charles-Louis de Bon und Henri Bioley, das junge, temperamentvolle Mitglied der Regierung von 1872, setzten das begonnene Werk fort, indem sie den „Schulfreund" (Ami de l'Ecole) veröffentlichten, ein noch heute in Kraft befindliches Gesetz (vom 4. Juni 1878) schufen und drei Seminare für Lehrer und Lehrerinnen gründeten.

Bis zum Sonderbund waren die drei Lateinschulen im Wallis der unmittelbaren Aufsicht der Jesuiten unterstellt, die nach den Vorschriften

der „Ratio Studiorum“ unterrichteten. Nach Beilegung des Konfliktes wurde das höhere Schulwesen auf neuer Grundlage eingerichtet. Laien oder Weltgeistliche ersetzten die Jesuiten, und Sitten wurde der Sitz des Lyceums.

Die Rechtsschule ihrerseits, nachdem sie anfangs eine Art Wanderleben geführt hatte, bald in Sitten, bald in St. Moritz befindlich, manchmal sogar aufs Land versetzt war, wo ein Notar es übernahm, seine Mitbürger in die Geheimnisse des Rechts einzuweihen, hat die verschiedenartigsten Phasen durchgemacht. Im Jahre 1802 ist die Rechtsschule organisiert worden durch die Walliser Republik, ihre Geschichte indessen ist eng verknüpft mit dem Leben des Doktors der Rechte Etienne Cropt. Am 6. Dezember 1798 geboren, wurde er im Jahre 1825 dem Institut vorgesetzt und leitete es mit einem Eifer, dem nur sein eigenes Verdienst gleichkam. Mit gleicher Sachkenntnis lehrte er dort, was noch nie vorgekommen, das römische Recht, das Civil- und Strafrecht. Er starb am 16. Januar 1896 als ältester Rechtslehrer der Schweiz.

Nach seinem Tode blieb die Rechtsschule eine Weile geschlossen. Am 10. Oktober 1898 wurde sie wieder eröffnet und Armand de Riedmatten, aus Sitten, bisher Advokat in Paris, als Rechtslehrer dahin berufen.

* * *

Unsere kleine romanische Schweiz mit ihren sechs Schulgesetzgebungen, ihren drei Universitäten, der Akademie von Neuenburg und ihren zahlreichen Sekundar-, Primar- und Kleinkinderschulen bietet die äußerste Vielgestaltigkeit dar auf dem Gebiete des Unterrichtes.

Auf den ersten Blick erscheint es schwer, den Geist und die Tragweite dieser vielfältigen Gesetze, Verordnungen und Lehrpläne zu überblicken; sieht man aber näher zu, so erkennt man bald, daß diese Verschiedenheit mehr scheinbar als wirklich ist, man vermag dann die großen Umrisse unserer Schulgesetzgebung ins Auge zu fassen und deren Entwicklung Schritt für Schritt zu verfolgen. Unter der scheinbaren Veränderlichkeit erblickt der aufmerksame Beobachter den festen Grund, den einheitlichen Gesichtspunkt, der die Reihe der sich folgenden Reformen und Umgestaltungen verbindet. Mit einem Worte, er erkennt den Geist der modernen Schule.

Es kann dies in der That nicht oft genug betont werden. Es steht fest, daß der Wert unseres öffentlichen Erziehungswesens hauptsächlich

in dem Geiste liegt, der die Einrichtungen der Schule durchdringt, viel mehr als in den Einzelheiten unserer verschiedenen Gesetzgebungen. Der leitende Gedanke, der höhere, freie, auf ein Ganzes hinzielende Blick wird hier zum fruchtbaren, bestimmenden Prinzip, von dem die Wahl des Lehrstoffes, die Methode, die Anwendung, die verschiedenen Lehr- und Zuchtmittel abhängen.

Das 19. Jahrhundert, das zur Rüste geht, hat die Schulen freilich nicht erfunden, aber ihm gebührt doch das Verdienst, die Schulbildung verallgemeinert und geregelt zu haben. Es ist das Jahrhundert des Schulzwanges und dessen notwendiger Folge, der Unentgeltlichkeit des öffentlichen Unterrichtes. Es hat mehr als jedes andere gefühlt, daß der Staat ein Interesse daran hat, daß jeder Bürger aus seinen natürlichen Geisteskräften den größtmöglichen Vorteil zieht und so die Summe der Erzeugnisse seines Landes vermehrt und damit zugleich den Nationalwohlstand hebt.

Der Staat, der den Ausdruck des Gesamtwillens aller Bürger darstellt, hat ein Interesse daran, daß jedes Glied durch seine natürliche Entwicklung sich in der Gesellschaft den Platz zu sichern vermag, der seiner persönlichen Begabung entspricht. Einerseits bemüht sich die Gesellschaft, aus ihrer Mitte die Besten und Geeignetsten auszuwählen, die sie leiten und lenken sollen; andrerseits gewährt sie den breiten Schichten der Bevölkerung eine hinreichende Bildung, ohne welche sonst die letzterer zustehenden Machtbefugnisse eine Gefahr bilden würden. In dieser Hinsicht dürfte es nicht schwer halten, ziffernmäßig nachzuweisen, daß unser Land vielleicht am meisten von allen dafür thut, den Hochschul- und Sekundarschulunterricht sich nicht zu einem Vorrecht und gewissermaßen Erbteil einer bestimmten Klasse gestalten zu lassen, sondern daß es die Pforten dieser Bildung den Verdienstvollsten ohne Ansehen des Standes, Vermögens oder der Geburt öffnet. Die Zahl der Kinder, die von der Volksschule zur Sekundarschule übergehen, um später die Wohlthaten des höheren Unterrichts zu genießen, ist in unseren Kantonen verhältnismäßig bedeutender als irgendwo anders.

Es hieße einen Gemeinplatz wiederholen, wollten wir noch ausführen, daß unter einer langjährigen republikanischen Staatsordnung wie die unsrige, in der eigentlichen Heimat des allgemeinen Stimmrechtes, der Staat auch ein Interesse daran hat, daß jeder Bürger sich über die Wichtigkeit der auszuübenden Rechte Rechenschaft geben kann.

Es wird allerseits zugegeben, was auch immer Zweifelsüchtige dagegen einwenden mögen, daß die Bildung eine Schule der Sittlichkeit ist, und daß, wer jene freigebig verbreitet, auch diese auf eine höhere Stufe erhebt. Die Schule ist eine Erziehung des Gemüts, sie lehrt die Tugend und den Gebrauch tüchtiger, sittlicher Eigenschaften. Ist es doch erwiesen, daß der Stand der Sittlichkeit sich nach dem Grade der Volksbildung bemißt.

Dies sind einige der Errungenschaften der modernen Schule.

Neues Schulhaus in Yverdon.

Wer würde in der That den riesigen Fortschritt leugnen wollen, der im Laufe dieses Jahrhunderts auf dem Gebiete der Volkserziehung gemacht worden ist? Die Schule der guten alten Zeit, die Pestalozzi in seiner kräftigen Ausdrucksweise einen „bodenlosen Sumpf" nannte, die von Schulmeistern geleitet wurde, welche er als „geisttötend" bezeichnete, hat ausgelebt.

Die Zeit liegt weit hinter uns, da noch die meisten unserer Gemeinden keine Räumlichkeiten besaßen, die zur Unterweisung der Kinder hätten dienen können, da sich die Schüler nach Belieben bei ihrem Magister in dessen Wohnstube versammelten, um dort den Katechismus oder die Psalmen Davids herunterzuleiern! Der Sigrist wurde zu jener Zeit besser bezahlt als der Schullehrer! Dem ersten besten, mochte er Hand-

langer, Zimmermann, Ackerknecht oder ein ausgedienter Soldat gewesen sein, konnte übrigens der Unterricht anvertraut werden.

Zum Zwecke, Erkundigungen über den Zustand der Schulen einzuziehen, schickte unter dem Direktorium der ausgezeichnete Minister der Wissenschaften und Künste, Stapfer, einen Fragebogen an alle Gemeinden Helvetiens. Der Schullehrer sollte etwa ein Dutzend Fragen beantworten. Mit Schrecken wird man da gewahr, was für unwissenden, rohen, sogar sittlich verkommenen Menschen die Erziehung der Jugend anvertraut wurde. Viele Gemeinden unterließen es übrigens, auf die Fragen des Ministers zu antworten, weil „der Schullehrer weder schreiben noch lesen konnte".

So stand es mit der Volksschule, als Pestalozzi es unternahm, das Volk durch Bildung und Erziehung zu heben.

Ein Jahrhundert ist darüber hingegangen, und die Schule hat endgültig gesiegt.

In drei Kantonen der romanischen Schweiz ist die Erziehung der ganz Kleinen vollständig organisiert. Die alten Kinderbewahranstalten, auch Not- und Hülfskinderschulen oder Strickstuben genannt, entwickelten sich nach und nach zu richtigen Kinderschulen und Kindergärten. „Auf diesem Gebiete", sagt Leo Clarétie, „ist der Fortschritt besonders langsam gewesen. Er ist nicht dem Gange der natürlichen socialen Entwicklung gefolgt. Die kleinen Kinder kamen erst ganz zuletzt an die Reihe, als es galt, aus den errungenen Erfolgen Nutzen zu ziehen. Ihr Schicksal kümmerte unsere Vorfahren wenig. Rechneten sie den Kindern ihre Jugend als ein hinreichend großes Glück an? Sie mochten es ruhig thun, denn sicherlich waren die armen Kleinen nicht im stande, ihnen zu widersprechen. Die menschliche Gesellschaft ist nun einmal so beschaffen: um mächtig zu sein, muß man nützen oder schaden können; die Kinder vermögen weder das eine noch das andere."

Die Volksschule, welche am Anfange des Jahrhunderts nur dem Namen nach bestand, sichert heute allen Kindern die Wohlthat einer menschenwürdigen Erziehung. Lange hat man geglaubt, diese sei von dem Sekundarunterrichte zwar unzertrennlich, aber nicht an ihrem Platze, wenn es sich darum handelt, Ackerbauer, Handwerker oder Arbeiter für ihren Lebensberuf vorzubereiten. Heute dagegen ist man der Meinung, die Schule erfülle ihre Pflicht nicht, solange sie der großen Schar der Kinder aus dem Volke diese liberale Erziehung, d. h. ihren Anteil an der Menschenwürde, nicht gegeben hat.

Allseitig wird in der romanischen Schweiz anerkannt, daß die Schule einer Fortsetzung bedarf, daß unbedingt die Eindrücke der Jugend müssen festgehalten werden. Der Staat kümmert sich auch um den jungeu Nachwuchs in der Zeit, die zwischen dem Schulaustritte und der Volljährigkeit liegt. Der Knabe, der je nach den Kantonen mit 12, 13, 14 oder 15 Jahren die Schule verläßt, fällt mit 20 Jahren dem Staate wieder zu, um seine Soldatenpflicht zu erfüllen. In dieser Zwischenzeit, die oft eine Zeit der Krisis (Flegeljahre) darstellt, hieße es den Jüngling einer großen Gefahr aussetzen, wollte man ihn gänzlich sich selbst überlassen. Es wurde deshalb auch mit Recht hervorgehoben, daß wir uns heute weniger mit der Schule zu beschäftigen haben als mit der Frage: was dann? Was soll *nach* der Schule kommen?

Man geht noch weiter. Die beständige Fürsorge des Volkes, des Bundes sowohl wie der Kantone in allen Fragen der Volkserziehung, ließ in unserem Lande eine Reihe von Anstalten und Einrichtungen entstehen, die alle, mittelbar oder unmittelbar, mit der Schule in Verbindung stehen. Die meisten dieser Schöpfungen verdanken ihre Entstehung privater Anregung und sind dann erst in die Hände des Staates übergegangen. So wird in unserer Zeit ein vollständiges Rettungswerk für Kinder in Scene gesetzt; den ausgesetzten oder verlassenen Kindern wird aufmerksame Pflege zu teil; Krippen für die Kinder der Armen, Kinderbewahranstalten, wo sie eine Zuflucht finden, werden eröffnet, besondere Klassen eingerichtet für schwachsinnige oder zurückgebliebene Kinder; Blödsinnige und Fallsüchtige werden in geeigneten Anstalten untergebracht, schwächliche Kinder in die Ferienkolonien geschickt, die ihre wohlthätigen Wirkungen auf immer weitere Kreise ausdehnen. Öffentliche Bäder dienen zur Stärkung der Kinder. Die Bedürftigen finden Kleidung und Nahrung in den Schulküchen und der vielfachen Unterstützung armer Schüler. Die Schulsparkassen lehren Ordnung und Sparsamkeit.

Der klassische Unterricht, der sich bis vor kurzem in strengem Rahmen bewegte, hat diesen nun endlich erweitert und ausgedehnt. Indem er zugleich das Studium der toten Sprachen belebte und stärkte, obgleich fast allerorts der Beginn dieses Unterrichtes hinausgerückt wurde, räumte er den Erfahrungswissenschaften, dem Studium der Natur, eine Stelle ein.

Er eignet sich somit auch zu einer anderen Art allgemeiner Bildung, welche die Jugend zur realen Maturität führt, je nach den Kantonen auch die mathematische, technische oder naturwissenschaftliche genannt. Dadurch wird der Aufschwung neuer Kräfte begünstigt.

Übrigens steht die erfreuliche Thatsache fest, daß Primar- und Sekundarschulwesen solidarisch sind. Gleiche Interessen, gleiche Fürsorge verbünden sie zu Schutz und Abwehr, sie haben dasselbe Vaterland, dieselben Menschenrechte hoch zu halten und zu pflegen. Die Überzeugung bricht sich immer mehr Bahn, daß die vereinzelte Anstrengung vergeblich ist, daß der Kampf um den Fortschritt der Vereinigung aller Kräfte notwendig bedarf. Das Volksschulwesen kann nur gewinnen durch die Mitarbeit der Sekundarlehrer und Professoren; es zieht Vorteil aus ihrem Wissen. Die Arbeiten der Gelehrten erneuern die Methoden und das Lehrverfahren. Von dem Tage an, da der erzieherische Gedanke in die Schule hineingetragen wurde, bereichert durch die weiten von unseren besten Denkern eröffneten Ausblicke, hat der Volksunterricht Riesenfortschritte gemacht.

Andererseits erhält die Sekundarschule durch die Primarschule einen Zuwachs von Erfahrungen und Belehrungen. Der Verkehr mit den Kindern aus dem Volke, d. h. mit den der Natur näher stehenden Kindern, ist reich an verschiedenartigen Belehrungen.

Die Universität schließlich bahnt der Wissenschaft neue Wege auf allen Gebieten der Forschung und des Geistes. Ihr Unterricht ist auch mit den beiden andern Unterrichtsstufen verbunden. Sie fühlt es, daß sie sich nicht von dem, was unter ihr vorgeht, abwenden darf, daher regt sich auch in der romanischen Schweiz, wo ihr zahlreiche, thätige Sympathien entgegengebracht werden, die Bewegung der University extension, deren Ausgangspunkt in England und Schottland in den Fünfzigerjahren zu suchen ist. Diese Bewegung zielt darauf hin, den höhern Unterricht allen Klassen des Volkes zugänglich zu machen, allen denen, die die hohen Schulen nicht besuchen können. Ohne jedoch, wie in Amerika, durch Korrespondenz (schriftliche Auskunft über alle möglichen Fragen) vorzugehen, ohne die allgemeine Verbreitung der Wissenschaft auf die ganze Nation durch Wandervorträge auszudehnen, wie es in Großbritannien geschieht, künden unsere Hochschulen Vorlesungen und Vorträge an über die verschiedensten Gegenstände, deren Besuch dem großen Publikum freisteht. Sie suchen die Sekundar- und Primarlehrer, die ihre Studien fortzusetzen wünschen, heranzuziehen; sie öffnen ihnen ihre Bibliotheken, wenden sich an sie — so in Genf, Lausanne und Neuenburg — zu der Zeit, da sie, ihrer Berufssorgen ledig, in den Ferienkursen wiederum auf den Bänken des Hörsaales Platz nehmen können.

* * *

Um den Anforderungen der Zeit Rechnung zu tragen, räumt unser öffentliches Unterrichtswesen, ohne darum sich in bloßen Nützlichkeitsbestrebungen zu verflachen, der Vorbereitung für das Leben einen immer größeren Raum ein. Deswegen artet der Unterricht doch nicht in ein bloßes Abrichten für einen bestimmten Beruf aus. Nirgends in unserer romanischen Schweiz — und das ist gut — ist die Primarschule noch zu einer rein gewerblichen Anstalt geworden. Sie ist keine Werkstatt, und der Unterricht keine bloße Lehre. Sie bemüht sich, ein Ganzes zu bilden, den Mann und Bürger im Kinde heranzuziehen. Die heutige Richtung geht darauf aus, den Unterricht als ein Mittel zur Erziehung zu betrachten. Die Erziehung wird dadurch über das Lernen gestellt. Die heutige Schule will mehr und mehr erzieherisch wirken; das Wissenswerte mitzuteilen, erscheint ihr nicht mehr als oberste Aufgabe. Wenn auch Wissen und Geistesbildung zum Glücke des Einzelnen etwas beitragen, so genügen sie zweifelsohne nicht. Wollen ist sicherlich wichtiger als nur Denken, und das Wissen wäre ohne großen Wert, wenn es nicht auch einen Einfluß auf das Handeln ausübte. Daher hat auch der geringste, scheinbar trockenste Unterricht eine erzieherische Kraft, die zugleich den Geist bildet und der Seele, um mit Michelet zu reden, eine Richtschnur giebt.

Überall, auf dem Lehrstuhle der Universität wie in der Schule des geringsten Dorfes, steht die Sorge um Charakter- und Willensbildung obenan. Nie vielleicht war diese Fürsorge lebhafter und allgemeiner, das Streben aufrichtiger und anhaltender, um, nach dem schönen Ausspruche Guizots, „den Menschen zu lehren, sich selbst zu erziehen, wenn mit seiner Erziehung aufgehört wurde".

Die Kirche

I.

Katholizismus

von

K. Necurtins

II.

Christkatholische Kirche der Schweiz

von

Eduard Herzog

III.

Protestantismus in der deutschen Schweiz

von

Emil Blösch

IV.

Protestantismus in der französischen Schweiz

von

Gaston Frommel

Katholizismus.[1]

Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts sehen wir die Schweiz nach Konfessionen in zwei Parteilager getrennt, die mit den Waffen in der Hand in blutiger Schlacht sich messen; mit dem zweiten Vilmerger Kriege erst schließt jene zwei Jahrhunderte umfassende Epoche, in welcher der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten im Grunde die innere wie die äußere Politik der Eidgenossenschaft beherrschte. Waren ja die religiösen Kämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts in der Schweiz nicht

[1] Bei Beginn der religionsgeschichtlichen Arbeiten von Herrn Decurtins, dem eifrigsten Vorkämpfer des römischen Katholizismus in der Schweiz, von Herrn Professor Herzog, dem altkatholischen Bischof, von den Herren Professoren Bloesch und Frommel, die ihrerseits im Protestantismus ganz ausgeprägte Anschauungen vertreten, scheint es uns angebracht, zu wiederholen, was wir im Vorwort zum ersten Bande dieses Werkes gesagt haben: „Unsern Mitarbeitern überlassen wir mit der völligen Freiheit der Meinungsäußerung auch die Verantwortlichkeit für dieselbe."

Unsere Leser werden vielleicht, wenn sie obige Arbeiten unter sich und mit denen eines Numa Droz, eines François Guex oder Philippe Godet vergleichen, verwundert sein, wie verschieden die Gesichtspunkte sind, wie sehr die Urteile einander widersprechen über gewisse Persönlichkeiten, wie z. B. Pater Girard, über gewisse geschichtliche Thatsachen, wie der Kulturkampf, über gewisse Erscheinungen des religiösen Lebens, wie die Erweckungen.

Solche Widersprüche waren unvermeidlich. Sie sind aber auch nach unserm Dafürhalten ein für die Treue des Bildes, das wir von dem nationalen Leben des Schweizervolkes zu entwerfen unternommen haben, wesentlicher Zug. Wir glauben, daß ein vergleichendes Studium dieser vier, in ihren Ansichten und sogar im Stil so verschiedenen Arbeiten unsern Lesern Anlaß zu äußerst anregenden Beobachtungen bieten und einen tiefen Einblick gestatten wird in den gegenwärtigen Zustand des

durch das Machtgebot eines Herrschers entschieden worden; die Entscheidung lag in der Hand des Volkes und von Stand zu Stand, in einzelnen Gebieten von Stadt zu Stadt, ja von Dorf zu Dorf mußte der Streit von neuem ausgetragen werden. Daraus erklärt es sich denn auch, daß diese religiösen Kämpfe das Volk in den Tiefen seines Seins leidenschaftlich aufwühlten, sein ganzes Sinnen und Denken bestimmten. Wer in die Litteratur der Reformationszeit, seien es gelehrte, historische und theologische Werke, seien es Pamphlete und Streitlieder, sich vertieft, erhält den Eindruck, hier herrscht ein ausschließlicher religiöser Eifer, dem Toleranz im modernen Sinne ferne liegt. Trotz aller Zugeständnisse, die dann und wann dem Interesse und der Politik auch in jenen Zeiten gemacht wurden, war das Maßgebende und Entscheidende für den Einzelnen wie für Staat und Gemeinde die religiöse Überzeugung.

Mit dem beginnenden 18. Jahrhundert ermattete und verblaßte allmählich diese Kraft und Glut des religiösen Geistes. Die religiösen Interessen traten vielfach zurück hinter den politischen, welche in den modernen centralisierten Staaten ausschlaggebend waren. Politische und nationale Momente machten sich selbst in kirchlichen Fragen geltend und verbanden nun in oft seltsamer Weise frühere Feinde und Gegner. Die Bildung der großen Staaten an den Grenzen der Schweiz und die infolge der mangelhaften innern Organisation zu Tage tretende eigene Ohnmacht wie der Zug der Zeit legten es den schweizerischen Katholiken und Protestanten nahe, einen Modus vivendi zu suchen, um dem Auslande jeden Vorwand zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten zu nehmen.

Indem jede Konfession bei ihrem Besitzstand verblieb, wurde in den rein protestantischen wie in den rein katholischen Orten jede Abweichung vom staatlich anerkannten Glauben strenge bestraft; in den Gebieten mit

---

chronischen Übels, an dem unser Land seit Jahrhunderten leidet: die konfessionellen Gegensätze.

Wir hegen die Hoffnung, daß dieses Übel sich auf dem Wege zur Heilung befindet. Im Laufe der letzten Jahre hat die Sache der religiösen Duldung merkliche Fortschritte gemacht. Noch vor fünfundzwanzig Jahren hätte man Mühe gehabt, eine solche Zahl von Lesern zu finden, wie wir sie heute vor uns haben, die unbefangen genug gewesen wären, die widerstreitenden Meinungen vorurteilslos zu prüfen, im Geiste jener weitherzigen und eindringlichen Kritik, zu der uns der Apostel Paulus das Vorbild gegeben hat mit den Worten: „Prüfet alles und behaltet das Beste!"

Der Herausgeber.

gemischter Bevölkerung sicherte die Parität eine billige Vertretung in den Behörden.

Die katholische Schweiz bietet am Ausgange des 18. Jahrhunderts ein buntscheckiges Bild. Rings von protestantischen Gebieten umschlossen, finden wir katholische Klöster und Stifte, und gerade in den Unterthanenländern blühten damals eine Anzahl größerer Stiftungen, welche heute bereits vergessen sind. Der größte Teil der katholischen Schweiz gehörte zu Bistümern, deren Bischofssitz außerhalb der Grenzen der Eidgenossenschaft lag: das war der Fall bei Konstanz, Como, Mailand, während das Bistum Chur sich über das Vintschgau und einen Teil des heutigen Tirols erstreckte. Jener Umstand, daß ausländische Oberhirten in der Schweiz Jurisdiktion hatten, die thätige, teilweise geradezu entscheidende Haltung andererseits, welche die katholischen Regierungen im Kampfe gegen die neue Lehre eingenommen, und die erfolgreiche Energie, mit der diese Regierungen die Reformation der Sitten selbst beim Klerus durchgeführt, hatten es mit sich gebracht, daß die staatlichen Behörden sich auch in das kirchliche Leben mischten und eine Anzahl von Rechten teils von der kirchlichen Behörde zugestanden erhielten, teils sich anmaßten, die unter dem Namen „Jura circa sacra“ gerade im 18. Jahrhundert eine hervorragende Rolle spielten. Bekannt ist der Handel von Udligenschwyl, wo der Pfarrer am Kirchweihfeste 1725 das Tanzen verboten hatte und deswegen von der Regierung abgesetzt wurde. Der langwierige Streit, der sich darob zwischen dem Bischof von Konstanz und der Regierung von Luzern entspann, illustriert trefflich die gewaltthätige Art, wie die damaligen Machthaber in Luzern die Geistlichkeit beherrschten. Diese „Jura circa sacra“ wurden für die Kirche geradezu eine Gefahr, als die führenden Kreise

Freiburger Münster.
(Phot. Jullien, Genf.)

der Gesellschaft allmählich der Kirche sich entfremdeten oder unter dem Einflusse der Aufklärung und des Jansenismus sich in bewußten Gegensatz zur kirchlichen Lehre stellten.

Der große politische Einfluß, den Frankreich und sein Hof auf die katholische Schweiz ausübte, der Fremdendienst daselbst, in dem so viele Söhne der herrschenden Familien Brod und Ehre fanden, erklärt uns, wie die französische Aufklärungslitteratur in der Schweiz zahlreiche Leser und Bewunderer fand; die prächtigen Ausgaben von Voltaire, d'Alembert, Diderot, die noch heute in den Bibliotheken alter Patricierhäuser uns begegnen, zeugen davon. Der feine, giftige Spott gegenüber allem Bestehenden in Kirche und kirchlichem Leben, der diese Litteratur charakterisiert, wirkte auch hier: Verachtung der Geistlichkeit, Haß gegen das Ordensleben, frivole Bemerkungen über kirchliche Dogmen und Gebräuche, wie sie uns in Schriften jener Zeit nicht selten entgegentreten, zeigen, daß die Ideen der Encyklopädie auch bei uns vielfache Verbreitung gefunden haben.

Portal des Freiburger Münsters.
(Phot. Jullien, Genf.)

Manche ernstere Geister wurden vom Jansenismus beeinflußt, jener seltsamen Bewegung, die wir als einen Rückschlag der Reformation im

Katholizismus bezeichnen möchten. Sie hat auf das geiſtige Leben der katholiſchen Schweiz viel nachhaltiger eingewirkt, als man gewöhnlich annimmt.

Die bedeutendſten katholiſchen Bildungsinſtitute lagen in den Händen der Jeſuiten und genoſſen ein allgemeines, verdientes Anſehen. Nach der Auflöſung des Ordens blieben die Patres auf Wunſch der Regierungen in Freiburg und Luzern beiſammen und führten die gutbeſuchte Schule weiter. Die Aufhebung wurde in der Schweiz ſelbſt von Männern wie Felix Balthaſar bedauert; intereſſant ſind die bezüglichen Bemerkungen, die in ſeinen Schriften gelegentlich ſich finden. Eine blühende Schule hatte das juraſſiſche Kloſter Bellelay, und rühmlich bekannt war auch das Lehrerſeminar des Ciſtercienſerſtiftes St. Urban, wo P. Nivard Krauer wirkte.

Das katholiſche Volk war ſeiner Kirche treu ergeben und blieb von den antichriſtlichen Strömungen, welche die oberen Klaſſen ergriffen hatten, unberührt.

Das war der religiös kirchliche Zuſtand der katholiſchen Schweiz, als jenes gewaltige Ereignis eintrat, das auch für die Schweiz einen Bruch mit der Vergangenheit und den Anfang einer neuen Zeit bedeutete.

I.

Als die franzöſiſche Revolution von den Prieſtern den Eid auf die Verfaſſung verlangte und diejenigen, welche dieſen Eid nicht leiſten konnten noch wollten, blutig verfolgte, flüchteten ſich die Prieſter, welche der Kirche treu geblieben waren, zahlreich in die Schweiz. Hatte dieſe

St. Galler Kathedrale.

doch seit Jahrhunderten den wegen ihrer religiösen oder politischen Ansichten aus der Heimat flüchtigen Angehörigen der verschiedenen Länder eine sichere Freistätte geboten.

Die emigrierten französischen Priester fanden in der Schweiz gastliche Aufnahme; zu hunderten weilten sie in Freiburg, Solothurn, im Wallis, in Graubünden. Eine geradezu fürstliche Gastfreundschaft gewährten den Flüchtlingen die großen Benediktinerklöster St. Gallen, Einsiedeln, Muri.

Im allgemeinen bestätigen die zeitgenössischen Berichte das schöne Lob, welches Taine der französischen Geistlichkeit der Revolutionszeit spendet. In Freiburg scheinen die Emigrierten allerdings durch Adelsstolz und Ausschließlichkeit das republikanische Gefühl mancher Freiburger Priester verletzt zu haben. Jenen unter den französischen Geistlichen, die in der Schweiz ein Wirkungsfeld suchten und fanden, hat das Volk ein dankbares Andenken bewahrt.

Daß einzelne der Emigrierten mit ihren Angehörigen und Gesinnungsgenossen im Heimatlande brieflich über die Wiederherstellung der alten Ordnung verhandelten und dabei in den trügerischen Verheißungen einer politischen Fata morgana, wie sie Exilierte zu berücken pflegt, sich wiegten — wer möchte es bezweifeln? Es war aber doch vielmehr antiklerikaler Fanatismus als sachliche Gründe, was den französischen Gesandten Bacher veranlaßte, die Ausweisung der emigrierten Priester, welche mit den Feinden der französischen Republik in offenem Briefverkehr stehen sollten, von der Tagsatzung zu verlangen. Die Furcht vor der Nachbarrepublik war bereits so groß, daß die Tagsatzung der Forderung des Gesandten entsprach und in diesem Sinne eine Einladung an die Kantone erließ. Einige derselben betrachteten diese Zumutung als einen Eingriff in ihre Souveränität und in ihr Asylrecht und beachteten sie nicht weiter. Nach einem Jahre wiederholte der Gesandte Mengaud die Forderung Bachers. Es folgte eine weitere, dringendere Einladung an die Kantone von seiten der Tagsatzung und des Vorortes Zürich. Die meisten fügten sich; einzelne wahrten immerhin auch jetzt noch ausdrücklich ihr Recht, den Verbannten Zuflucht zu gewähren. Viele von den unglücklichen Flüchtlingen, welche nun die freie Schweiz verlassen mußten, gingen nach Konstanz.

Im Bistum Basel, d. h. im heutigen Berner Jura, war der Fürstbischof zugleich Landesherr. Die Herrschaft war eine sehr milde,

Verwaltung und Gerichtswesen wohl geordnet. Aber es hatten sich manche Einrichtungen aus dem Mittelalter erhalten, die unter den veränderten Verhältnissen als Anachronismus erschienen und vielfach zur drückenden Schranke wurden, die das Volk mit Mißvergnügen empfand. Unter dem Einflusse der revolutionären Bewegung im Nachbarlande und ihrer überreichen Tageslitteratur begann hier schon 1790/91 eine Agitation, die von dem berüchtigten Weihbischof Gobel und seinem Neffen Renguer de la Lime geführt wurde. Der Fürstbischof Joseph Sigismund von Roggenbach war persönlich beliebt und hatte keinen Grund zur Unzufriedenheit geboten. Als er aber sah, wie die jakobinische Bewegung immer weiter um sich griff, glaubte er sich und seine Herrschaft bedroht und nahm eine österreichische Besatzung ins Land (März 1791).

J. J. Duarin, Pfarrer von Genf.

Diese Gelegenheit benutzte Frankreich, um, auf einen früheren Vertrag sich stützend, durch General Custine im April 1792 denjenigen Teil des Landes besetzen zu lassen, der zum deutschen Reiche gehörte. Erschreckt verließ der Bischof seine Residenz Pruntrut und begab sich nach Biel, später nach Konstanz. Das von Custine besetzte Gebiet wurde zunächst „Raurakische Republik", schon sehr bald aber (23. März 1793) als Département du Mont Terrible ein Teil Frankreichs.

Nach der Annexion wurden die Klöster aufgehoben und die Patres, welche den Eid auf die französische Verfassung nicht leisten wollten, vertrieben. Die Kirchengüter kamen unter den Hammer und wurden um 72 Mil-

lionen in Aſſignaten verſchleudert. Nur wenige unter den Geiſtlichen leiſteten den Konſtitutionseid. Diejenigen, die es thaten, verfielen der allgemeinen Verachtung; vom Volke gemieden und von ihren neuen Freunden verlaſſen, verkamen ſie im Elende. Es wiederholten ſich hier die Scenen, von denen uns die Geſchichte Frankreichs erzählt. Die der Kirche treuen Prieſter erſchienen in allen möglichen Verkleidungen, in beſtändiger Lebensgefahr ſchwebend, inmitten ihrer Gläubigen; in abgelegenen Höfen fand ſich die treue Gemeinde im Dunkel der Nacht zuſammen; da wurde Gottesdienſt gehalten, da wurden die Kinder getauft und die Ehen eingeſegnet.

In Pruntrut und Saignelégier feierten die Fanatiker des Atheismus wahre Orgien. Der Dienſt der Vernunftsgöttin wurde eingeführt. Altäre, heilige Gefäße, Kirchengeräte verfielen der Zerſtörung. Die Glocken wanderten mit Ausnahme einer einzigen, welche der Gemeinde dienen ſollte, in die Erzgießereien, wo ſie zu Kanonen umgegoſſen wurden.

Im Dezember 1797 beſetzten die Franzoſen auch das ſchweizeriſche Gebiet des Bistums. Nun wurde Bellelay aufgehoben; die Patres gingen ins Exil. Eine gaſtfreundliche Stätte bot den Vertriebenen Ratsherr Sury in Solothurn; dort ſuchten die Schüler ihre Lehrer auf, ſo daß die Anſtalt hier weitergeführt werden konnte.

Ein ähnliches Bild wie das Bistum Baſel nach der Annexion bieten uns die katholiſchen Gemeinden des heutigen Kantons Genf, welche von Savoyen zuerſt an die Allobrogiſche Republik und dann als Departement Montblanc an Frankreich kamen. Der Biſchof von Genf, Paget, wurde von der Nationalverſammlung abgeſetzt, und an ſeine Stelle erhoben die Wähler des Departements Montblanc einen gewiſſen Paniſett, welcher den Eid auf die Verfaſſung leiſtete. Die Prieſter, welche ihrer Kirche treu blieben, wurden mit blutiger Strenge verfolgt, und einige von ihnen beſiegelten dieſe Treue zur Kirche mit dem Märtyrertod, ſo der Vikar Vernaz und der Vikar von Chêne, Joguet. Als ein unermüdlicher Miſſionär hat ſich auch der ſpätere Pfarrer von Genf, Vuarin, ein dankbares Andenken geſichert. Die flüchtigen Prieſter aus den Grenzdiöceſen fanden in Genf und Lauſanne eine freundliche Aufnahme, und mehrere Generalvikare leiteten von Lauſanne aus die verwaiſten Diöceſen.

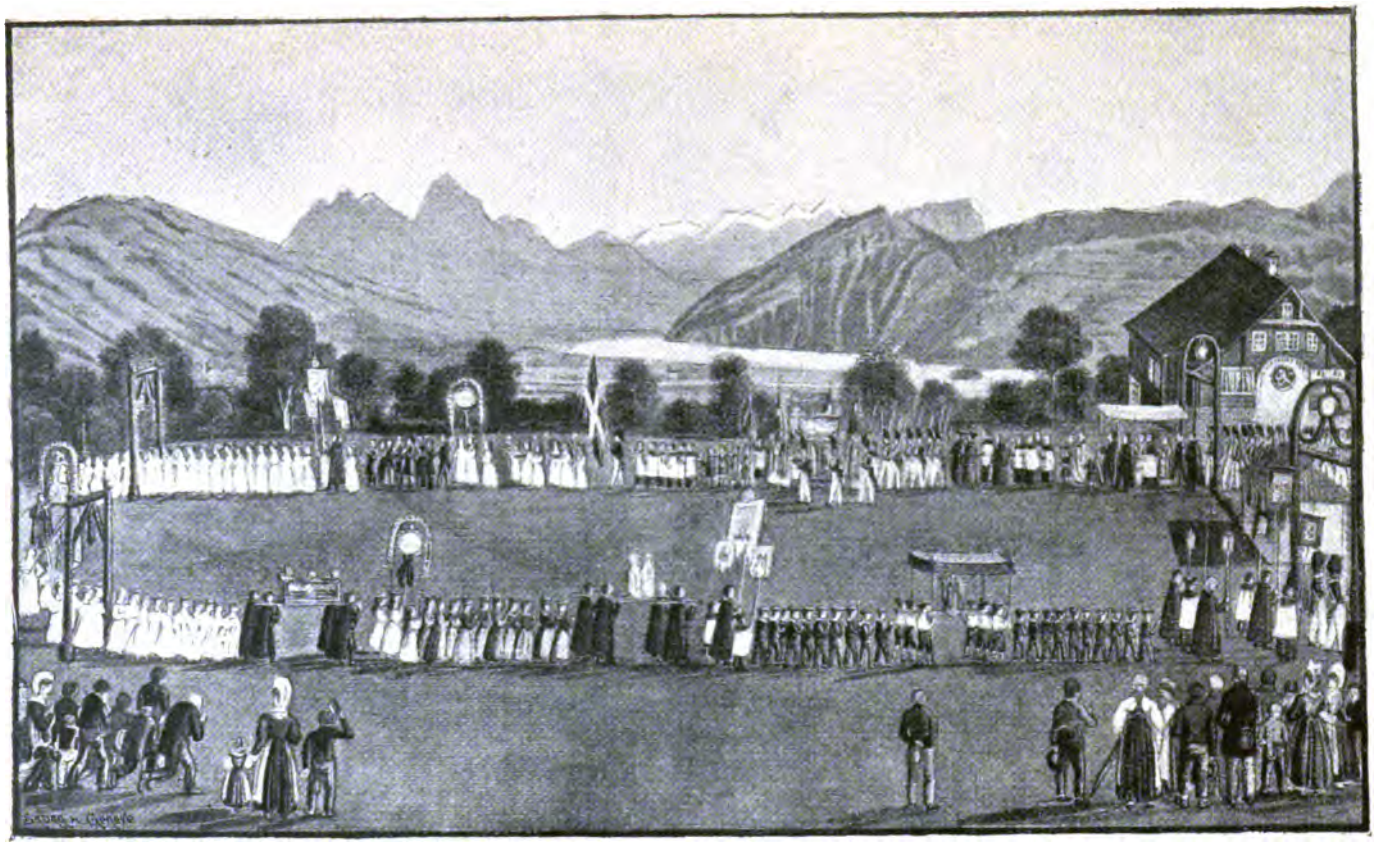
Von Laharpe und Genoſſen zum Schutze gegen die Ariſtokraten und Tyrannen angerufen, ſandte das franzöſiſche Direktorium ein Heer unter Menard zur Befreiung des Waadtlandes. Vergebens war der helden-

mütige Widerstand, die alte Eidgenossenschaft verschwand, um der einen und unteilbaren helvetischen Republik Platz zu machen.

II.

Eine der merkwürdigsten Epochen in der Geschichte der Schweiz ist jene sicherlich, welche die Späteren als Helvetik bezeichnet haben; die sturm- und drangvollen Jahre, in denen man es unternahm, das schweizerische Staatswesen mit doktrinärer Verkennung, ja mit absichtlicher Nichtbeachtung seiner historischen Entwicklung zu einer der französischen ähnlichen, einheitlichen Republik umzugießen. Wenn wir die stattlichen Bände, in denen nun die Akten aus der Zeit der helvetischen Republik gedruckt vorliegen, durchblättern, wie seltsam muten uns diese amtlichen Erlasse an mit ihrer phrasenreichen Rhetorik, ihrer aufdringlichen Philanthropie, ihren farbenglühenden Zukunftsbildern; es umfängt uns wie ein Traum. Mit einem Traume hat die Zeit noch etwas anderes gemein, sehr wenig von dem, was in jenen Tagen beschlossen wurde, trat in die Wirklichkeit, und dieses Wenige ist zum Teil noch von den Wogen der Restauration hinweggeschwemmt worden.

In religiöser Beziehung standen die Männer, welche damals die Geschicke der Schweiz leiteten, wie ihre französischen Vorbilder auf dem Boden der Rousseauschen Philosophie und ihr Credo fiel mit dem des savoyardischen Vikars zusammen. Ihre Personifikation fanden die religiös-politischen Anschauungen und Bestrebungen der Helvetik in dem früheren bernischen Theologieprofessor Stapfer. Stapfer wollte als Kultusminister der helvetischen Republik eine nationale Kirche schaffen, in der alle Konfessionen auf dem Boden eines undogmatischen Christentums sich zusammenfänden. Bezeichnend für seine Pläne ist der Entwurf zur Regelung des Kirchenwesens. Für jede Konfession soll ein Generalseminar errichtet werden. Einer vom Staate gewählten Verwaltungskammer liegt die allgemeine Leitung dieses Seminars ob. Bei Besetzung der Pfarreien hat das Seminar einen Dreiervorschlag zu Handen der betreffenden Gemeinde zu machen; unter den Vorgeschlagenen muß die Gemeinde wählen. Für die Wahl eines Religionsstatthalters (Bischofs) senden sämtliche Religionsdiener schriftlich ihre Stimmen ein; die Verwaltungs-



Translationsfest zu Steinerberg.

Aus „Schweizerisches Archiv für Volkskunde“.

kammer entscheidet unter jenen drei Vorgeschlagenen, welche die meisten Stimmen haben. Diese neue Kirchenordnung ist offenbar einem seltsamen Gemenge von josephinistischen und jakobinischen Ideen entsprossen; während die Generalseminare auf Joseph II. hinweisen, war die Wahl der Bischöfe und die Regelung der Bistümer der Kirchenpolitik der Revolution entlehnt.

Eine solche Regelung des Kirchenwesens stand nicht nur im fundamentalsten Gegensatze zur Verfassung der katholischen Kirche, es wäre damit auch ein Staatskirchentum geschaffen worden, welches den grellsten Gegensatz zu der von den helvetischen Staatsmännern so oft wiederholten Beteuerung von der Freiheit der Religion gebildet hätte.

Zur Verwirklichung gelangt ist nun freilich, wie so manches, was damals die Geister beschäftigte, dieses Ideal einer nationalen Kirche nicht. Aber die religiös-politische Legislation der Helvetik läßt sich ziemlich sicher auf die in jenem Entwurfe ausgesprochenen Grundsätze zurückführen. Durch möglichste Erschwerung des Verkehrs mit Rom, Aufhebung der Jurisdiktion fremder Bischöfe und Oberen, Wahl der Bischöfe durch die politische Regierung, Heranbildung der Priester in Staatsseminarien, Auflösung der bestehenden Klöster und Orden wollte man allmählich den Boden für die erträumte Nationalkirche gewinnen. Der rationalistische Geist, welcher damals in den Ländern deutscher Zunge nicht nur die protestantische, sondern auch die katholische Theologie beherrschte, jene eigentümliche Art von klerikaler Bildung, wie sie z. B. in den Seminarien Österreichs gepflegt wurde, der Einfluß der Illuminaten und anderer geheimen Gesellschaften — all das hatte auch in der Schweiz eine Partei im Klerus geschaffen, welche für die Anschauungen Stapfers und seiner Freunde nicht unempfänglich war, offene oder geheime Sympathien für dieselben hegte. Daraus erklärt sich, wie manche von den Maßnahmen der helvetischen Regierung von Geistlichen inspiriert oder angeraten sein und wie diese Maßnahmen in geistlichen Kreisen Verteidiger finden konnten. Am 27. April 1798 beschloß das Direktorium, den päpstlichen Nuntius Petrus Gravina, Erzbischof von Nicäa, nicht mehr als päpstlichen Gesandten anzuerkennen; am 9. Mai wurde der Nuntius unter militärischer Begleitung von Basel aus an die Schweizergrenze gebracht. Gravina hielt sich anfangs in Freiburg i. Br., dann in St. Blasien und Konstanz auf, von wo aus er einen regen Verkehr mit den kirchlich gesinnten Kreisen der Schweiz pflegte. Dem gleichen

Geiſte entſprang das Verbot des Direktoriums, daß auswärts wohnende Kirchenobern in der Schweiz keine kirchlichen Funktionen ausüben dürften, indem dieſe ebenſo gut durch Kommiſſare beſorgt werden könnten. So war es den Biſchöfen von Konſtanz, Mailand und Como unmöglich gemacht, in den zur Schweiz gehörenden Teilen ihrer Diöceſen ihres biſchöflichen Amtes zu walten. Ergänzt wurde die Maßregel durch eine andere, welche auch die Reiſen zu Kirchenobern außerhalb der Schweiz verbot. Durch einen Beſchluß vom 28. Juni 1798 beauftragte das Direktorium die Verwaltungskammern der Kantone mit der Kirchenpolizei und der Oberaufſicht über die Geiſtlichkeit. Dieſe Verordnung hat eine übereifrige Ausführung gefunden, und dieſelben Behörden, welche in ihren Aufrufen immer und immer wieder von Freiheit und Gleichheit ſprachen, ergingeu ſich in den kleinlichſten Vorſchriften über das Kirchenweſen.

C. R. von Buol-Schauenſtein, Biſchof von Chur.

Mit einer gehäſſigen Motivierung unterdrückte der geſetzgebende Körper alle Benefizien ohne Seelſorge als „Sinekuren für unwiſſende Geiſtliche“. Auf Anregung des Pfarrers Thaddäus Müller, biſchöflichen Kommiſſars in Luzern, der die Prozeſſionen als im Widerſpruch zum liberalen Zeitgeiſte ſtehend betrachtete und von ihnen eine Entfachung des Fanatismus fürchtete, wurde es verboten, ſolche Prozeſſionen ohne ausdrückliche Erlaubnis des Statthalters abzuhalten, und der Miniſter der Wiſſenſchaften mit der Ausführung dieſes Verbotes beauftragt.

Schon beim Einfalle der Franzoſen in die Schweiz waren die meiſten Ordensleute genötigt worden, ihre Klöſter zu verlaſſen; mehrere von dieſen wurden von franzöſiſchen Soldaten beſetzt und geplündert. Bei der Eroberung des Kantons Schwyz ließ der General Schauenburg in vandaliſcher Weiſe die Gnadenkapelle in Einſiedeln bis zum Grund abtragen

und das vermeintliche Gnadenbild nach Paris überführen; das echte hatten die Patres, Unheil ahnend, rechtzeitig in Sicherheit gebracht. In St. Gallen, wo der General Xaintrailles sein Hauptquartier eingerichtet hatte, waren nur sehr wenige Patres zurückgeblieben. Die Räte der helvetischen Republik erließen dann am 17. September 1798 ein Gesetz, welches den Klöstern, Abteien und allen anderen, sowohl regulierten als Kollegiatstiften beiderlei Geschlechts die Aufnahme von Novizen und Professen verbot und ihr Vermögen als Nationalgut erklärte. In Ausführung eines Beschlusses des Direktoriums teilten die Unterstatthalter den in ihrem Bezirk gelegenen Klöstern mit, daß junge Leute, welche die Gelübde noch nicht abgelegt hätten, ihr Kloster sofort, ausländische Mitglieder dasselbe innerhalb eines Monats zu verlassen hätten. Zugleich wurde den Conventualen mitgeteilt, daß sie nach Gutdünken aus dem Kloster austreten könnten; in diesem Falle erhielten sie eine größere Aversalsumme. Es ist ein schönes Zeugnis für das damalige Ordensleben in der Schweiz, daß von den 2322 Ordensleuten, welche in den schweizerischen Klöstern lebten, bloß 16 austraten, die meisten von diesen mit päpstlicher Erlaubnis. Es zeigt dies auch, wie unbegründet ein Vorwurf ist, dem wir in den Streitschriften jener Zeit so häufig begegnen; der Vorwurf des Zwanges und der Gewaltmittel, womit die Leute in den Klöstern zurückgehalten würden. Die Verwaltungskammern der Kantone besorgten durch Ökonomen die Administration der Klostergüter. Erfreulich ist das Bild, welches uns die amtlichen Akten von dieser Verwaltung entrollen, nicht; mehrere dieser Verwalter verbanden ein prokonsularisches Raubsystem mit brutaler Roheit. Die vertriebenen Ordensleute fanden in den österreichischen und süddeutschen Klöstern eine Zufluchtsstätte während dieser bösen Zeit.

Von den Bischöfen aus der Zeit der Helvetik war wohl der hervorragendste der von Chur, Carl Rudolf von Buol-Schauenstein. Ein geborener Herrscher, der Kirche treu ergeben, ebenso zielbewußt wie energisch, führte Buol einen langen und schwierigen Kampf für die kirchlichen Rechte und die kirchliche Freiheit gegen die bayerische Regierung, als diese über die vorderösterreichischen Teile seiner Diöcese herrschte. Wie kein anderer schweizerischer Bischof hatte es Buol verstanden, seinen Klerus zusammenzuhalten und ihm eine entschieden kirchliche Gesinnung einzuflößen. Einmütig, mit einer für diese Zeit seltenen Begeisterung, stand die Geistlichkeit der Churer Diöcese in diesen schwierigen Zeiten zu

ihrem Bischof. In wirksamster Weise wurde der Bischof von dem gelehrten Kanzler Baal und dem ebenso thatkräftigen wie findigen Regens Purtscher unterstützt.

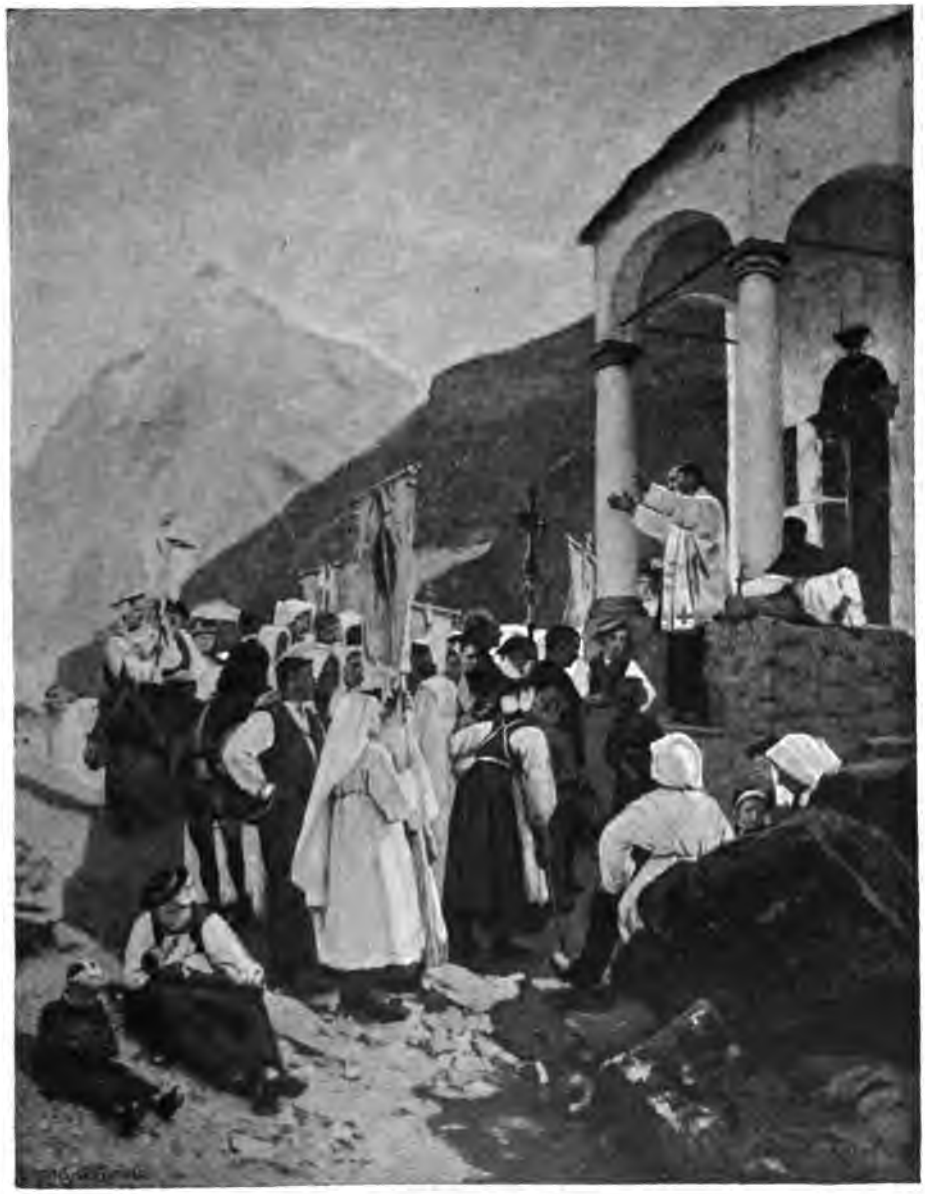
Mit der Ausarbeitung eines Gesetzes über das helvetische Schulwesen beauftragt, lud Minister Stapfer alle Freunde der Volksbildung ein, ihm ihre Vorschläge zur Lösung des Problems mitzuteilen. Unter den Männern, die bereitwillig der Einladung des Ministers Folge leisteten, nimmt der Franziskanerpater Gregoire Girard wohl die hervorragendste Stelle ein. Am 17. Dezember 1765 in Freiburg geboren, hatte Girard dort das Kollegium St. Michael besucht und war jung in das Franziskanerkloster seiner Vaterstadt eingetreten. Vollendet wurde das Noviziat in Luzern. Dann studierte der junge Pater die Philosophie in den Ordensschulen zu Offenburg und Überlingen, die Theologie zu Würzburg. Für die Weltanschauung Girards war insbesondere der Aufenthalt in letzterer Stadt von entscheidender Bedeutung. Während dieser in deutschen Klöstern zugebrachten Lehr- und Wanderjahre war es nämlich, daß jener rationalistische Geist der deutschen Theologie, von welchem wir bereits gesprochen haben, den jungen Ordensmann aus der Westschweiz in seine Kreise zog. Zur Charakterisierung dieser Theologie müssen hier einige Andeutungen genügen.

An Stelle der Dogmatik trat eine seichte Religionsphilosophie, die alles Übernatürliche und Geheimnisvolle möglichst beiseite ließ und die specifisch konfessionelle Glaubenslehre durch ein dem Zeitgeist möglichst entsprechendes „gereinigtes Christentum" ersetzen wollte. In der Kirchengeschichte wurden die großen Männer früherer Jahrhunderte, insbesondere die Denker des Mittelalters, ein heiliger Anselm, Bernhard, Thomas von Aquin, Bonaventura nicht mit dem Maßstabe ihrer Zeit gemessen, sondern mit dem einer selbstgefälligen Aufklärung geprügelt. Die exegetischen Studien richteten sich vorzüglich darauf, die in der hl. Schrift erzählten wunderbaren Thatsachen „historisch zu retten", indem man, in gewaltthätigster Weise an ihnen herumdeutend und herumzerrend, sie durch natürliche Vorgänge zu erklären suchte. Im Kirchenrecht huldigte man einem traurigen Byzantinismus; die Thatsache, daß die gehässigsten Maßregeln Josephs II. an den Professoren des Kirchenrechts die wärmsten Verteidiger fand, illustriert am besten den Stand dieser Wissenschaft. Gerade Würzburg war ein Centrum der rationalistischen und febronianischen Richtung, als der spätere Primas Dalberg die

Rektorswürde an der Universität bekleidete. Mit Begeisterung hatte sich der jugendliche Ordensmann seinen Professoren angeschlossen. Kein Wunder, wenn ihre Richtung zeitlebens in ihm nachwirkte; eine unbefangene Prüfung der theologischen Ansichten Girards wird zweifellos ergeben, daß er unbewußt in manchem von der kirchlichen Lehre abwich. Das war auch der Grund, warum er, wiederholt als Bischof vorgeschlagen, dem päpstlichen Stuhle nicht genehm erschien. So wurde jene rationalistische Schulung der Jugend dem rastlos opferwilligen Volkserzieher zum Verhängnis.

Die Aufforderung Stapfers fand bei unserm Franziskanerpater ein freudiges Echo. Am 18. August 1799 sandte Girard eine ausführliche Denkschrift ein: Projekt für die öffentliche Erziehung in der helvetischen Republik, in welcher er zum erstenmal seine Ideen über Erziehung und Bildung des Volkes in ein System brachte. Eine seiner Hauptforderungen ist, daß man im Unterrichte mit dem beginne, was dem Verständnisse des Kindes am nächsten liege, und erst allmählich zum Entfernteren vorschreite. Eindringlich warnt er davor, das Kind mit allgemeinen und abstrakten Begriffen zu quälen; möglichst anschaulich soll alles dem Kinde beigebracht werden. Mit Nachdruck wird der Zusammenhang der verschiedenen Fächer betont und die einheitliche Behandlung derselben gefordert. Wenn Girard die Poesie von den Unterrichtsmitteln ausschließen möchte, so läßt sich das nur aus der platt nüchternen Auffassung einer Zeit erklären, die den Erfinder der Spindel höher stellte als Homer. Der Wert des Religionsunterrichtes wird von Girard vollkommen gewürdigt, er soll den Mittelpunkt der Erziehung bilden und die zu lehrende Religion soll nicht eine philosophische, sondern die positiv christliche sein.

Diese Denkschrift Girards, aus welcher wir nur einige wenige Gedanken herausheben konnten, erregte das lebhafteste Interesse des Ministers, der in einem Schreiben dem Verfasser dankte. Als das Schulgesetz zur Ausführung gelangen sollte, wurde Girard an die Spitze des Erziehungsrates des Kantons Freiburg gestellt. Später berief ihn Stapfer als Archivar des Ministeriums der Künste und Wissenschaften nach Luzern, indem er ihm in Aussicht stellte, daß sein Rat bei der Gestaltung des schweizerischen Erziehungswesens gehört werde. Allein Girard mußte in Luzern die Erfahrung machen, daß die extremen Elemente, wie sie ein Exmönch aus Bayern vertrat, seinem Einfluß



Prozeſſion in Evolena.

Nach einem Gemälde von Ed. Ravel. (Phot. Boiſſonnas, Genf.)

überall mit Erfolg entgegentraten, und so verließ er nach kurzer Zeit, nicht ohne allerlei Enttäuschungen erfahren zu haben, die mit so viel Hoffnungen angetretene Stelle. Das bleibende Verdienst der Schulgesetzgebung der Helvetik liegt darin, daß sie eine von allen Kindern ohne Unterschied der Stände besuchte Volksschule angestrebt hat. Die centralistisch-bureaukratische Art aber, in der sie den Gedanken ausführen wollte, hätte ähnlich, wie es in Frankreich geschehen ist, der gesunden Entwicklung des Schulwesens nur zum Verderben gereichen können. Die Schulgesetzgebung der Helvetik glich, wie diese selber, jenen Freiheitsbäumen, die man in eiliger Hast auf den öffentlichen Plätzen aufgepflanzt hatte, und die, weil ohne Wurzeln, dem ersten Sturm zum Opfer fielen.

Pilger in Savièze.
Nach einem Gemälde von Ritz. (Phot. Boissonnas, Genf.)

III.

Erst das Machtgebot Bonapartes schuf eine Verfassung, welche in jenen bewegten Tagen der Schweiz eine relative Ruhe brachte. Wohl war das Land in ein drückendes Abhängigkeitsverhältnis zu Frankreich gebracht, und die Interessen des letztern hatte auch Napoleon bei seiner Pacifikationsarbeit keineswegs aus den Augen gelassen. Dennoch ist seine Mediationsakte ein Werk großer staatsmännischer Klugheit; sie zeugt von tiefem Verständnis für die Geschichte und die Eigentümlichkeiten der Schweiz. Die Mediationsverfassung steht in scharfem Gegensatz zu dem, was die helvetischen Patrioten geträumt hatten, ent-

spricht aber ganz den Anschauungen, welche die Politik des großen Konsuls leiteten.

Das kirchliche Leben in der deutschen Schweiz war damals nachhaltig von einem Manne beeinflußt, der einer ganzen Richtung sein Gepräge aufgedrückt und ihr seinen Namen verliehen hat. Noch heute weckt dieser Name Sympathien und Antipathien, und in diesem Widerstreit der Gefühle muß es schwer erscheinen, ein unparteiisches Bild seines Trägers zu entwerfen.

Ignaz Heinrich Karl von Wessenberg war 1774 geboren worden. Jugendjahre, Gymnasial- und Universitätsstudien des Mannes waren

Kloster Einsiedeln.
(Phot. Jullien, Genf.)

in jene Zeit des ausgesprochensten Rationalismus gefallen, die wir oben charakterisiert haben. Tiefere theologische Studien hat Wessenberg nachweisbar nie gemacht, und selbst auf dem Gebiete der Kirchengeschichte, in dem er schriftstellerisch aufgetreten ist, kam er nie über einen geistreichen Dilettantismus hinaus. Wohl hatte der junge Theologe in Dillingen Sailer gehört, aber Sailer selbst hatte damals noch nicht in schwerem Ringen durch die Vorurteile der Zeit hindurch zu kirchlichen Prinzipien sich emporgearbeitet. Schon als Diakon wurde der junge Edelmann Domherr zu Augsburg und Konstanz, und kaum war er Priester geworden, so stellte ihn Dalberg im Mai 1800 auf jenen Posten, auf dem Wessenberg seine bedeutsame Rolle in der Kirchen-

28366418

geschichte Deutschlands und der Schweiz spielen sollte: er ernannte ihn zum Generalvikar der Diöcese Konstanz.

Das Ideal Wessenbergs war eine deutsche Nationalkirche. Um dieses Ziel zu erreichen, suchte er die Verbindung mit Rom immer mehr zu lockern, in der Liturgie die lateinische Sprache durch die deutsche zu ersetzen und den jungen Klerus in „deutschnationalem" Sinne zu erziehen. Ohne Verständnis für Bedeutung und Notwendigkeit der Askese setzte sich Wessenberg über die Fastengebote der Kirche hinweg und dispensierte die Priester vom Brevier, indem er sie anhielt, einen kleinen Abschnitt aus der hl. Schrift zu lesen. In geradezu leidenschaftlicher Weise bekämpfte er das so volkstümliche Rosenkranzgebet, die Flurprozessionen, die Wallfahrten, die Bruderschaften, und andere Institutionen oder Sitten, die der Eifer einer glaubensstarken Zeit eingeführt hatte.

Generalvikar J. B. Göldlin.

Ganz in diesem Geiste ist denn auch das Konkordat zwischen Wessenberg und der Regierung von Luzern gehalten, in welchem dem Staate bei Besetzung und Verwaltung der Pfarreien wie bei der Heranbildung der Geistlichen ein Einfluß eingeräumt wurde, der für die Selbständigkeit des kirchlichen Lebens geradezu verhängnisvoll werden mußte. In einem Breve vom 21. Februar 1807 drückte der Papst denn auch seinen berechtigten Schmerz darüber aus, daß ohne seine Zustimmung die kirchliche Freiheit durch dieses Konkordat so sehr beeinträchtigt und die Bildung der zukünftigen Priester in die Hand einer Laienregierung gelegt werde. In einem zweiten Breve an Dalberg wurde das Konkordat geradezu als ungültig bezeichnet.

Wie richtig der Papst die ganze Sachlage beurteilt hatte, zeigt sich am besten in der Art und Weise, wie die Luzerner Regierung das ihr in Bezug auf die Bildung der Geistlichen eingeräumte Recht gebrauchte. An das neuerrichtete Priesterseminar in Luzern berief man den Exkarmelitermönch Anton Dereser, der als Professor in Bonn wegen seiner rationalistischen Exegese von Pius VI. verurteilt worden war. Erst

1814 wurde Dereser infolge der allgemeinen Aufregung, welche seine ungläubige Bibelkritik hervorgerufen hatte, entlassen.

Die Reformen Wessenbergs und die Errichtung des Seminars in Luzern hatten bei der Geistlichkeit und dem gläubigen Volke der Urschweiz tiefe Verstimmung und schwere Bedenken hervorgerufen. Schon waren die vorbereitenden Schritte zur Errichtung eines Priesterseminars im Kloster Einsiedeln gethan, da scheiterte der Plan einerseits an dem Widerstande Wessenbergs, andererseits an den berechtigten Bedenken des um die Regeneration des katholischen Lebens in der Schweiz hochverdienten Abtes Konrad Tanner.

J. Geiger.

Mit dem Zusammenbruch des Napoleonischen Reiches sank auch der Einfluß Dalbergs. Der schweizerische Teil des Bistums Konstanz wurde von diesem getrennt und Franz Bernhard Göldlin von Tiefenau als Generalvikar mit der Verwaltung der schweizerischen Gebiete betraut.

In schwierigen Zeiten hat Göldlin mit ebensoviel Umsicht wie Energie seines Amtes gewaltet und unermüdlich für die Wiedererweckung echt katholischen Sinnes, die Hebung des moralischen und wissenschaftlichen Lebens gewirkt. Aus seinen kirchlichen Erlassen wie aus seinen historischen Studien über Bruder Klaus und Konrad Scheuber spricht dieselbe tief fromme Gesinnung und zugleich die wärmste Vaterlandsliebe.

Eine nachhaltige, wir möchten sagen entscheidende Unterstützung fand Göldlin in Geiger und den Sailer-Schülern. Der Erstgenannte, aus Bayern stammend, wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts die Seele der kirchlichen Restauration in der deutschen Schweiz. Früher Franzis-

kaner, trat er nach Auflösung seines Klosters mit päpstlicher Zustimmung aus dem Orden, um als Professor der Theologie in Luzern zu wirken. Ein klarer, scharfer Denker, ein unbeugsamer Charakter, ein trefflicher Menschenkenner und mit der Kunst, die Menschen zu behandeln, begabt, hat Geiger während der bösesten Stürme und Verfolgungen die katholische Bewegung in der Schweiz geführt. Eben so fromm wie bescheiden, hat der Mann, welcher die Nuntien beraten, der lange Zeit den Verkehr der kirchlichen Kreise Süddeutschlands mit Rom vermittelt hatte, der nun die katholische Schweiz um sich sammelte und einen bedeutenden Einfluß selbst auf protestantische Staatsmänner ausübte, konsequent jede Auszeichnung und Ehrenstelle entschieden zurückgewiesen. Als ihm von Rom aus der Purpur angeboten wurde, lehnte er ihn dankend ab, mit der Begründung, er wolle auch nicht dem Scheine rufen, als ob er bei dem harten Kampfe sich selbst gesucht hätte.

Alois Gügler.

Mit Geiger vereint wirkten in segensreichster Weise die Sailer-Schüler Gügler und Widmer. Den von Herder und der Schellingschen Philosophie beeinflußten Gügler hatte ein genaueres Studium des christlichen Altertums und seiner Lehre — es ist eine Entwicklung, wie sie ähnlich bei Möhler sich vollzog — mit der Vertiefung seines Wissens immer kirchlicher werden lassen. Die ideale Weltanschauung, die prächtige, bilderreiche Darstellung und die fromme Begeisterung, welche die Schriften wie die Vorträge dieses Mannes auszeichnen, erklären uns den gewaltigen Einfluß, den er auf die Jugend ausübte.

Seinem Freunde Widmer gelang es, dieser Jugend Freude und Verständnis für die Theologie des Mittelalters einzuflößen, in der Moral die Kantische Ethik durch die alten bewährten Lehren zu ersetzen.

Die drei Professoren hatten sich weit über die Grenzen des Landes einen geachteten Namen erworben, und aus allen Gauen der Schweiz zogen die jungen Theologen nach Luzern, um die berühmten Lehrer zu hören, welche ihnen nicht nur den Schatz ihres Wissens eröffneten, sondern auch ähnlich wie Sailer auf die Bildung ihres Charakters und ihre gesamte Lebensauffassung bestimmend einwirkten. Ihnen ist es vorzüglich zu verdanken, wenn ein neues, frisches geistiges Leben in der katholischen Schweiz sich entfaltete.

Joseph Widmer.

Es war selbstverständlich, daß die führenden Geister des katholischen Deutschland die Bewegung in der Schweiz mit größtem Interesse verfolgten. Die Fürstin Galitzin und Friedrich Leopold von Stolberg unterhielten einen regen Verkehr mit ihren schweizerischen Freunden, und der große Joseph Görres griff nach einer Schweizerreise, auf welcher er Land und Leute kennen gelernt hatte, durch die großartige Streitschrift „Der Udligenschwylerhandel" in den Kampf ein. Nach einer tiefpoetischen Charakteristik des Schweizerlandes und seiner Geschichte führt Görres in der ihm eigenen lapidaren Sprache den Gedanken aus, daß die Kirche von jeder staatlichen Macht unabhängig ein Recht auf die Freiheit, ihre weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen, habe und beanspruchen müsse. Am Schlusse mahnt Görres die katholischen Schweizer, das Echte und Eigene, das die alte Schweiz groß gemacht, nicht gegen das Katzengold der Tagesmeinungen einzutauschen, zugleich aber dafür besorgt zu sein, daß man den alten Geist nicht mit der alten Form verwechsele und der Zukunft mit offenem Auge entgegengehe.

IV.

In den dreißiger Jahren machte sich nicht nur auf politischem, sondern auch auf religiösem Gebiete eine starke, radikale Strömung geltend, welche in ihren philosophischen und theologischen Ideen von der Junghegelschen Schule beeinflußt war. Jene Männer, welche nach ihrem Vorgeben die katholische Kirche auf ihre ursprüngliche Gestalt und Reinheit zurückführen wollten, waren mit denjenigen, die Strauß nach Zürich beriefen, nicht nur persönlich befreundet, sie lebten auch mit ihnen in einer engen Ideengemeinschaft.

Offizier der päpstlichen Garde (1840).

Wer die Zeitungen, Zeit- und Flugschriften jener Tage durchliest, ist erstaunt, wie häufig und leidenschaftlich religiöse Fragen behandelt werden. Vorzüglich stehen Klöster und Ordenswesen zur Diskussion. Leute, die keine Kenntnis von diesen Dingen besaßen, denen zum vornherein jedes Verständnis für die Ideale eines gottgeweihten Lebens abging, ergossen darüber in rohester und gehässigster Weise ihren Spott. Einige wenige thatsächliche Mißstände und Fehltritte wurden mit Behagen breitgeschlagen. Da sie auch so dem Zwecke nicht genügten, wurden die gräßlichsten Zerrbilder geschaffen und die scheußlichsten Unthaten erdichtet, damit der Kampf gegen dieses selbstgeschaffene Phantom der katholischen Kirche berechtigt erschien. Leider gelang es dieser Litteratur, die weitesten Kreise des protestantischen Volkes der deutschen Schweiz gegen die katholische Kirche und vorzüglich gegen die Klöster zu verhetzen.

In den katholischen Kantonen arbeitete die liberale Partei unermüdlich und zielbewußt an der Verwirklichung jenes alten Planes einer nationalen Kirche. Da die Errichtung eines schweizerischen Erzbistums mißlungen war, suchte man auf anderem Wege die Verbindung mit

Rom zu lockern und dem Staate einen entscheidenden Einfluß im kirchlichen Leben zu erobern. Kryſtalliſiert haben ſich dieſe Beſtrebungen und Ziele in den Badener Konferenzartikeln.

Am 20. Januar 1834 verſammelten ſich in dem alten Tagſatzungsſtädtchen des Aargaus unter dem Vorſitze Eduard Pfyffers die Abgeordneten der Stände Luzern, Solothurn, Bern, Baſelland, Aargau, Thurgau und St. Gallen mit dem Wunſche: „wie Ratſchläge, welche in früherer Zeit durch die Väter an eben dieſem Ort öfter gehalten worden, ſo möge auch der gegenwärtige von guten und erſprießlichen Folgen ſein, weil der Augenblick gekommen, wie in politiſchen, ſo auch in kirchlichen Dingen vorwärts zu ſchreiten; denn nicht allein politiſch, auch kirchlich frei muß das öffentliche Leben in der Eidgenoſſenſchaft ſein". In mehrtägiger Beratung kamen jene berühmten Artikel zu ſtande: ein förmliches Programm für die liberale Kirchenpolitik, auch auf die Geſetzgebung von bedeutendem Einfluß.

Soldat der päpſtlichen Garde (1840).

Kirchliche Synoden ſollten nach der Badener Konferenz nur unter Aufſicht und mit Bewilligung des Staates ſtattfinden. Alle kirchlichen Erlaſſe, ſelbſt rein dogmatiſcher Natur, ſind der Staatsbehörde zur Placetierung vorzulegen. Die Eingehung von Ehen unter Brautleuten verſchiedener chriſtlicher Konfeſſion wird von den kontrahierenden Kantonen gewährleiſtet; die Verkündung und Einſegnung unterliegt den gleichen Vorſchriften wie jene von ungemiſchten Ehen und wird den Pfarrern ohne Ausnahme zur Pflicht gemacht. Die Badener Artikel ſehen auch eine eingehende Aufſicht des Staates über die Prieſterſeminarien vor. Die Klöſter ſollten die bisherige Exemption und die Biſchöfe das Einſpruchsrecht bei Beſetzung von Lehrſtellen verlieren.

Wären dieſe Artikel in die That umgeſetzt worden, dann hätte man in der Schweiz die Ideale der Synode von Piſtoia erfüllt geſehen.

Am 17. Mai 1835 verurteilte Papst Gregor XVI. die Badener Artikel aufs entschiedenste in einem Rundschreiben an die Bischöfe der Schweiz, nachdem der milde und versöhnliche Bischof von Basel, Joseph Anton Salzmann, sich bereits nachdrücklich gegen dieselben verwahrt hatte. In zahlreichen Kundgebungen protestierte das katholische Volk.

Allein in verschiedenen, der Mehrheit nach protestantischen Kantonen wurde im Geiste jener Artikel gegen die katholischen Minoritäten vorgegangen, indem man sich über die alten historischen Rechte hinwegsetzte und diesen gegenüber einen brutalen Zwang ausübte.

Abt Adalbert Reggli.

Im Kanton Glarus verlangte die Verfassung des Jahres 1836 von den Geistlichen einen Staatsbürgereid, den diese nicht anders als „unter Vorbehalt der katholischen Religion und der Gesetze der Kirche" leisten konnten und wollten. Hierzu kam, daß eine neue Strafprozeßordnung die Geistlichen zur Anzeige verpflichtete, wenn die Ausführung und die Folgen eines Verbrechens dadurch verhütet würden, was der Bischof von Chur mit Recht als einen Einbruch in das Beichtgeheimnis ansah. Ohne Rücksicht auf Gewissensbedenken verlangte die Regierung unbedingten Gehorsam, und als die Geistlichen die Eidesleistung verweigerten, wurden sie entsetzt und verbannt. Am 19. April 1838 hob der dreifache Landrat einseitig die Verbindung mit dem Bistum Chur auf. Die weltlichen Führer, welche mutig für die Rechte ihrer Glaubensgenossen eingestanden waren: Landschreiber Landolt, Zeugherr Tschudi, Dr. Burger, der spätere Gardehauptmann Müller, wurden eingekerkert und in langwierige Tendenzprozesse verwickelt, die katholischen Gemeinden längere Zeit militärisch besetzt gehalten.

Die künstlich geweckte Antipathie gegen die Klöster benutzend und der Unterstützung der Gesinnungsgenossen in den andern Kantonen

sicher, verordnete die radikale Mehrheit des Großen Rates von Aargau, daß die Administration des Klostervermögens der Regierung zukomme und die Novizenaufnahme einstweilen einzustellen sei. Ein durch Verhaftung der katholischen Führer provozierter Volksauflauf im Freienamte gab dem Großen Rate die lange gesuchte Gelegenheit, sämtliche Klöster aufzuheben, von welchen nur drei später wieder eröffnet wurden. Für den guten Geist, der in diesen Klöstern herrschte, zeugt die Thatsache, daß der eben so kluge wie energische Abt von Muri, Adalbert Reggli, alle seine Konventualen für die Neugründung seines Stiftes zu Gries im Tirol vereinigen konnte. Auch das Kloster Wettingen lebte in Mehrerau wieder auf.

Bischof Marilley.

Am 9. Juli 1838 war auch Pfävers, die alte Stiftung des hl. Pirmin — nicht ohne Mitwirkung der Konventualen — aufgehoben worden.

Das rücksichtslose Vorgehen der Mehrheit im Aargau und in Glarus hatte auf die schweizerischen Katholiken einen peinlichen Eindruck gemacht und sie zu treuem Zusammenhalten gemahnt. Ungleich folgenreicher aber war für die katholische Bewegung in der Schweiz ein Ereignis, das zunächst protestantische Kreise berührte: die Berufung von David Friedrich Strauß, der in seinem „Leben Jesu" das Schlußresultat der negativen Bibelkritik gezogen und offen die Gottheit Christi geleugnet hatte, auf den Lehrstuhl der christlichen Dogmatik an der Universität Zürich. Zeigte doch diese Berufung, daß der Kampf nicht einer einzelnen Konfession, nicht diesem oder jenem Dogma, sondern dem Christentum als solchem galt. Gerade die schmerzliche Erkenntnis, daß das Christentum und seine Kultur von einer Negation bedroht sei, die vor nichts zurückschreckte, hat auf manche tiefer angelegte und geistig bedeutendere Persönlichkeit unter den liberalen Katholiken einen erschütternden Eindruck gemacht und sie zum Glauben ihrer Jugend zurückgeführt. Überhaupt

beeinflußte die Erhebung des Zürcher Volkes gegen die Berufung von Strauß in ganz unverkennbarer Weise die gläubigen Elemente in der katholischen Schweiz: sie flößte ihnen neuen Mut und frische Begeisterung für die Verteidigung ihres eigenen Glaubens ein und lähmte die Aktion des Radikalismus. In weiten Volkskreisen war man sich der Bedeutung des Kampfes bewußt, und immer enger scharte sich das katholische Volk um seine Priester und Bischöfe.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, die politische Entwickelung der Schweiz zur Verfassung von 1848 zu schildern, noch die Geschichte des Sonderbundes zu schreiben. Die Art und Weise, wie in Luzern und in anderen katholischen Kantonen der Kampf gegen die Kirche geführt wurde, erklärt uns die Berufung der Jesuiten nach Luzern; durch eine katholische Erziehung der studierenden Jugend sollten sie dem liberalen Ansturm einen festen Damm entgegensetzen. Allein diese Berufung bot den Radikalen ein gewaltiges Agitationsmittel, um die Protestanten gegen die katholischen Stände aufzuregen. Es kam zum Entscheide durch die Waffen, und die katholischen Stände unterlagen. Selbstverständlich blieb diese Niederlage nicht ohne die schwersten Folgen für das kirchliche Leben. Besonders in Freiburg zeichnete sich die unter dem Schutze der Sieger gewählte, von Julian Schaller geleitete radikale Regierung durch gewaltthätiges Vorgehen aus. Als der Bischof Marilley gegen Erziehungsgesetze, welche die Kirche von der öffentlichen Schule ausschlossen, protestierte, wurde er gefangen genommen und nach dem Schlosse Chillon abgeführt. Die Freiburger Diöcesan-Konferenz

Bischof Karl Greith.

enthob den Bischof seiner Stellung und beauftragte den Staatsrat von Freiburg, provisorische Vorkehren für die Verwaltung der Diöcese zu treffen. Erst sechs Jahre später konnte der Bischof in seine Residenz zurückkehren.

Von der Diöcese Chur trennte sich nach dem Tode des Bischofs Buol der Kanton St. Gallen. Am 23. März 1836 löste Papst Gregor XVI. das Doppelbistum Chur-St. Gallen auf und gab dem Kanton St. Gallen eine eigene kirchliche Verwaltung; Peter Mirer wurde apostolischer Vikar. Nach langen Verhandlungen errichtete derselbe Papst durch die Bulle Instabilis rerum das Bistum St. Gallen und ernannte Mirer zum ersten Bischof.

P. Theodosius Florentini.

Auf Mirer folgte Karl Greith, seit Jahren der geistige Führer der St. Galler Katholiken und einer der hervorragendsten Männer der katholischen Schweiz in diesem Jahrhundert.

Ein Lieblingsschüler Josephs von Görres, in dessen Hause Greith viel verkehrte, erhielt der junge Gelehrte von der englischen Regierung den ehrenvollen Auftrag, in der vatikanischen Bibliothek Material für die englisch-irische Kirchengeschichte zu sammeln. Die wertvolle Sammlung wurde leider nicht veröffentlicht. Aber Greith bereicherte die junge Germanistik mit dem Spicilegium Vaticanum, in welchem er von zahlreichen Handschriften der vatikanischen Bibliothek wertvolle Beschreibungen und Auszüge gab und dabei den vatikanischen Text von Hartmanns Gregor veröffentlichte. Kein Geringerer als Jakob Grimm hat in einer eingehenden Recension die Bedeutung des Spicilegium freudig anerkannt.

Mitten in den politischen und religiösen Wirren, während deren Greith in den vordersten Reihen der Kämpfer stand, schrieb er die durch umfassende Gelehrsamkeit wie geistvolle Conception gleich ausgezeichnete Geschichte der altirischen Kirche. Eine der Görresschen kongeniale Geschichts-

betrachtung ruht hier auf solidem Detailwissen. Noch heute wird dieses bleibende Werk von den Fachgelehrten mit der größten Achtung genannt. Die deutsche Mystik im Predigerorden sodann, von welcher Franz Pfeiffer bekannte: „Ihr schönes, reichhaltiges Buch hat mich mächtig angeregt und angesprochen", machte auf eine Seite des geistigen Lebens des Mittelalters aufmerksam, die heute bereits eine eigene Litteratur besitzt, aber trotz der zahllosen Specialforschungen, die inzwischen der Arbeit Greiths gefolgt sind, behält das durch seine große Auffassung einzige Buch doch seinen vollen Wert. Mit den hervorragendsten Forschern auf dem Gebiete deutscher Sprache und Geschichte, den beiden Grimm, Uhland, Böhmer, Pertz, in freundlichem Verkehr stehend, verfolgte Greith das wissenschaftliche Leben Deutschlands mit stets sich gleich bleibendem Interesse.

P. Gall Morell.

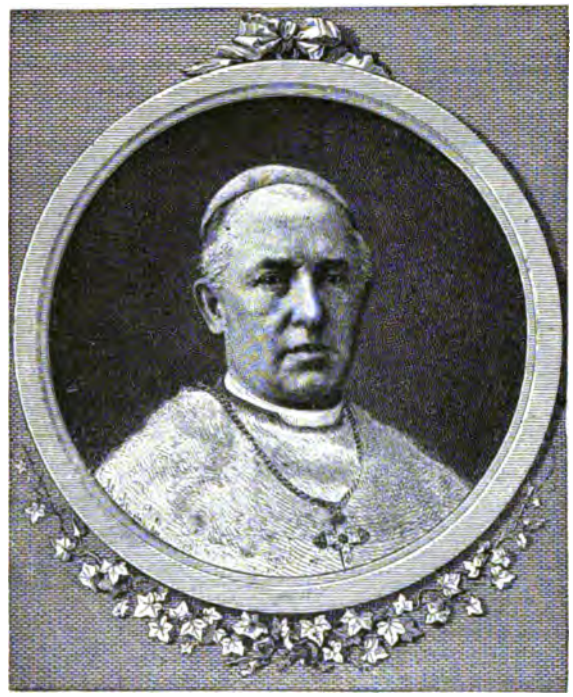
Die große Auffassung und die klare Einsicht in die Gesetze geschichtlicher Entwickelung, welche Greiths wissenschaftliche Werke auszeichnen, verleihen auch seinen politisch-religiösen Kampfschriften, in welchen er bis an sein Lebensende die katholische Kirche und ihre Freiheit verteidigte, ein Interesse, das die Ereignisse weit überdauert.

Allmählich kehrten ruhigere Zeiten für die katholische Kirche in der Schweiz zurück, und diese benutzte P. Theodosius Florentini, ein groß angelegter und schöpferischer Kapuziner, um eine den modernen Bedürfnissen entsprechende Schwesternkongregation für Krankenpflege und Schule zu gründen. Die überraschende Entwickelung des Institutes der Kreuzschwestern in Ingenbohl und der Schulschwestern von Menzingen bestätigt in glänzender Weise den weiten Blick Florentinis. Klar erkannte P. Theodosius die große Rolle, welche die Industrie in der zukünftigen wirtschaftlichen Entwickelung der Schweiz spielen werde, und er faßte den gewaltigen Plan, sie zu verchristlichen. Noch heute erregen seine bezüglichen Reden und Studien das größte

Intereſſe. Allzufrüh und unerwartet riß der Tod den hochverdienten Ordensmann aus einer vielſeitigen, reichen Wirkſamkeit.

Von großer Bedeutung für das religiös-kirchliche Leben in der katholiſchen Schweiz war die Gründung des Piusvereins, welcher vorzüglich auf dem Gebiete der innern Miſſion Großes geleiſtet hat.

In den ſchweizeriſchen Benediktinerklöſtern entwickelten ſich blühende Gymnaſien. Von den gelehrten Söhnen des hl. Benedikt ſei hier nur der feinſinnige Äſthetiker und originelle Dichter P. Gall Morell genannt. Die wiſſenſchaftlichen Traditionen der Luzerner Schule wurden durch den als tüchtigen Hiſtoriker und gründlichen Kenner des ſchweizeriſchen Folklore ehrenvoll bekannten Profeſſor Lütolf hochgehalten.



Biſchof Eugen Lachat.

V.

Als durch das vatikaniſche Konzil die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papſtes verkündet wurde, that ſich tiefer als je die Kluft zwiſchen dem liberalen Zeitgeiſte einer- und der katholiſchen Weltanſchauung andererſeits auf. Jene Elemente, welche innerlich mit dem katholiſchen Autoritätsprinzip gebrochen hatten, benutzten denn auch den Anlaß, um dieſen Bruch nach außen zu dokumentieren.

Schon während des Konzils hatten die führenden radikalen Blätter der Schweiz die ſchärfſten Maßnahmen von ſeiten des Staates in Ausſicht geſtellt, für den Fall, daß die Unfehlbarkeit des Papſtes zum Dogma erklärt würde, und bald nach Beendigung des deutſch-franzöſiſchen

Krieges begann in der Schweiz wie in Deutschland der Kulturkampf. Die Diöcesankonferenz von Basel forderte im November 1872 von Bischof Eugen Lachat die Zurücknahme der Exkommunikation gegenüber den Geistlichen, welche öffentlich erklärt hatten, das Unfehlbarkeitsdogma nicht anzuerkennen. Da der Bischof diesem Ansinnen keine Folge leistete, setzten dieselben Diöcesanstände am 29. Januar 1873 ihn ab, und am 17. April wurde der Bischof aus Solothurn ausgewiesen. Später erfolgte die Aufhebung des Domkapitels.

Schorderet.
(Phot. E. Lerson, Freiburg.)

Im Kanton Bern wurden die Priester, welche ihrem rechtmäßigen Bischof treu blieben, abgesetzt, verhaftet und verbannt, den Katholiken die Kirchen genommen, so daß diese Privatgottesdienst in Scheunen abhalten mußten.

Für die abgesetzten einheimischen Geistlichen suchte man in allen Ländern nach Ersatz. Wohl fanden sich einzelne Apostaten; der Versuch einer Staatskirche scheiterte aber trotzdem auf das kläglichste. Die Bevölkerung des Jura stand mit verschwindenden Ausnahmen treu zu Kirche und Bischof, und die Verfolgung trug nur dazu bei, das katholische Leben in jenem Landesteil zu wecken und zu stärken.

Der geistvolle, weit über die Grenzen der Schweiz hinaus bekannte Kanzelredner Kaspar Mermillod war am 22. September 1864 zum Koadjutor des Bischofs Marilley von Lausanne-Genf ernannt worden. Die radikale Regierung von Genf, an deren Spitze Carteret stand, verbot dem Koadjutor alle bischöflichen Funktionen und erklärte ihn am 20. September 1872 für abgesetzt. Am 16. Januar 1873 ernannte der Papst Mermillod zum apostolischen Vikar von Genf, worauf ihn der Bundesrat am 17. Februar 1873 trotz seines schweizerischen Bürgerrechts aus der Eidgenossenschaft verbannte. Noch an demselben Tage

Schweizerisches Episkopat
1899

1

2

3

4

5

1. **Mgr. Battaglia**, Bischof von Chur (Phot. C. Lang, Chur). — 2. **Mgr. Haas**, Bischof von Basel (Phot. Synnberg, Luzern). — 3. **Mgr. Egger**, Bischof von St. Gallen (Phot. Täschler, St. Gallen). — 4. **Mgr. Abbet**, Bischof von Sitten (Stich von Corbaz & Cie., Lausanne). — 5. **Mgr. Dernaz**, Bischof von Freiburg (Phot. Le Lieurre, Rom).

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

wurde Mermillod an die französische Grenze gebracht. Da die katholischen Priester des Kantons Genf den Eid, welchen das neue Organisationsgesetz verlangte, nicht leisten konnten, wurden auch sie abgesetzt und an ihre Stelle traten französische Apostaten.

In Zürich, Bern und in mehreren kleineren Städten verloren die Katholiken die mit der mildthätigen Hülfe der Glaubensgenossen von nah und fern erbauten Kirchen an die Altkatholiken.

In den bewegten Tagen des Kulturkampfes erkannten die Katholiken immer mehr die Bedeutung einer auf der Höhe ihrer Aufgabe stehenden Presse. In der deutschen wie in der französischen Schweiz wurde eine Anzahl größerer Organe geschaffen. Von den deutschen nennen wir „Das Vaterland", welches unter der Leitung Kreienbühls die katholischen Grundsätze mit Erfolg verteidigte. Für weitere Kreise berechnet, hat das von Müller-Leiter redigierte „St. Galler Volksblatt" sich große Verdienste erworben. In der französischen Schweiz muß die Regeneration der katholischen Presse auf Schorderet zurückgeführt werden, der, ein hochbegabter und energischer Geist, ein offenes Auge für die Bedürfnisse der Gegenwart hatte; die von ihm begründete „Liberté" nahm bald eine führende Stellung in der katholischen Presse der Westschweiz ein.

Mgr. Burkscher.

Unter der Regierung Leos XIII. trat allmählich eine gewisse Beruhigung der Geister ein. Durch das weitherzigste Entgegenkommen des Papstes gelang es, die Zustände in der Diöcese Basel wieder zu ordnen und ihr in Friedrich Fiala ein neues Oberhaupt zu geben. Mermillod kehrte als Bischof von Lausanne-Freiburg in die Schweiz zurück und wurde später in Anerkennung dessen, was er für die Kirche gekämpft und geduldet, vom Papste zum Kardinal ernannt.

Ein seit Jahrhunderten gehegter Wunsch der schweizerischen Katholiken ward durch die Gründung der Universität Freiburg erfüllt.

Nachdem die philoſophiſche und juriſtiſche Fakultät eingerichtet waren, wurden an die theologiſche Fakultät die Patres Dominikaner und zwei Laienprieſter berufen. Einige Jahre ſpäter trat als vierte Fakultät die mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche Abteilung hinzu. Das Hauptverdienſt am Zuſtandekommen dieſes bedeutendſten Werkes der ſchweizeriſchen Katholiken in dieſem Jahrhundert gebührt dem freiburgiſchen Erziehungsdirektor Georg Python, deſſen Umſicht und Thatkraft die Hochſchule geſchaffen hat.

Die große ſociale Reformthätigkeit Leos XIII. fand in der Schweiz freudige Bewunderung. Im Jahre 1889 gründete der um die Arbeiterſache vielverdiente Monſignor Burtſcher, Pfarrer in Rheinau, den allgemeinen Verband katholiſcher Männer- und Arbeitervereine, welcher, jetzt über die ganze Schweiz verbreitet, ein eigenes Sekretariat ſich gegründet hat. An der Spitze des Geſamtverbandes ſteht heute der für die Intereſſen der Katholiken in der Diaſpora unermüdlich und uneigennützig thätige Advokat Dr. Feigenwinter in Baſel.

Wenn am Anfange des Jahrhunderts die Feinde der Kirche ſiegesſicher die Trennung von Rom und die Errichtung einer ſchweizeriſchen Nationalkirche verkündeten, ſo lag darin eine ſchwere Täuſchung. Heute, am Ende des Jahrhunderts, ſtehen die ſchweizeriſchen Katholiken treu zu ihren Prieſtern und dieſe zum Epiſkopat, der in Verbindung mit dem Nachfolger Petri ſie mit feſter Hand in das neue Jahrhundert hinüberführt.

Christkatholische Kirche der Schweiz.

Das vatikanische Konzil (8. Dezember 1869 bis 20. Oktober 1870) hat am 18. Juli 1870 vier Dogmen erlassen, die folgenden Inhalt haben: 1. Christus hat in der Person des Apostels Petrus einen Jurisdiktionsprimat eingesetzt. 2. Der in Petrus eingesetzte Primat ist auf die römischen Bischöfe übergegangen. 3. Kraft dieses Primates hat der jeweilige Papst die volle und höchste, ordentliche und unmittelbare Jurisdiktionsgewalt über alle und jegliche Kirchen, Hirten und Gläubigen in Sachen des Glaubens, der Sitten, der Kirchendisciplin und Kirchenregierung. 4. In der Ausübung dieser Gewalt besitzt der Papst die Unfehlbarkeit, „mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche in Entscheidung einer den Glauben oder die Sitten betreffenden Lehre ausgestattet wissen wollte", so daß die kirchenamtlichen Entscheidungen des Papstes „aus sich selbst, nicht aber erst durch die Zustimmung der Kirche, unabänderlich sind".

Daß das Konzil zum Erlaß derartiger Dekrete berufen sei, hatte die Civiltà cattolica, das maßgebende Organ des Jesuitenordens, schon in ihrer Nummer vom 6. Februar 1869 in zuverlässiger Weise bekannt gemacht. Infolgedessen wurde auch in der Schweiz die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit schon vor der Beschlußfassung des Konzils von biblischen, kirchenhistorischen und kirchenpolitischen Gesichtspunkten aus zurückgewiesen. Noch bestimmter geschah dies nach der Publikation der

erwähnten vatikanischen Dekrete. Die bedeutsamste Kundgebung dieser Art war der Protest der Diöcesankonferenz des Bistums Basel, die unterm 8. September 1870 dem Bischof Lachat die Erwartung aussprach, daß er die neuen Dogmen nicht verkünden werde. Für den Fall, daß das doch geschehen sollte, wurde „die Übereinkunft über Wiedererrichtung des Bistums Basel von 1828 als eine wieder offene Frage" bezeichnet.

Gleichwohl erklärte der Bischof in einem Hirtenbrief vom 6. Februar 1871 die neuen Dogmen als verbindliche katholische Glaubenslehre. Der Strafhausgeistliche J. B. Egli in Luzern, der die betreffende Stelle des bischöflichen Schreibens nicht verlas, sondern erklärte, daß er die neue Lehre verwerfe, wurde in aller Form exkommuniziert (10. März 1871). Auf verschiedenen Versammlungen katholischer Laien wurde gegen das Vorgehen des Bischofs Protest erhoben und der Beschluß gefaßt, die Einführung der neuen Dogmen in Kirche und Schule nach Kräften zu verhindern. Der Theologieprofessor Eduard Herzog in Luzern erklärte in einem offenen Schreiben an Bischof Lachat („Bund", 28. September 1872), daß er sich der deutschen altkatholischen Bewegung zur Bekämpfung der vatikanischen Dekrete anschließe. Pfarrer Paulin Gschwind in Starrkirch (Solothurn) wurde wegen notorischer Bestreitung derselben Dekrete durch den Bischof exkommuniziert und abgesetzt, erhielt jedoch die Zustimmung der Mehrheit seiner Pfarrgenossen (26. Oktober 1872).

Dieser letztere Vorgang gab der Solothurner Regierung (31. Oktober und 3. November) und sodann der Diöcesankonferenz des Bistums Basel (19. November 1872) Veranlassung, dem Bischof Lachat in aller Form zu erklären, daß den vatikanischen Dekreten keinerlei rechtliche Wirkung zuerkannt werde. Damit wurde die Aufforderung verbunden, die über Egli und Gschwind verhängten Censuren aufzuheben. — Auf einer großen Volksversammlung in Olten wurde (1. Dezember 1872) der „Verein freisinniger Katholiken der Schweiz" organisiert. Nach den von Professor Dr. W. Munzinger in Bern entworfenen Statuten machte sich dieser Verein den Widerstand gegen die neue Glaubenslehre und die Herbeiführung einer Reform in der katholischen Kirche zur Aufgabe. Zu diesem Zweck wurde namentlich die Gründung altkatholischer Kirchgemeinden in Aussicht genommen.

Thatsächlich wählte schon am 8. Dezember 1872 die kleine Gemeinde Olsberg (Frickthal) den exkommunizierten Geistlichen J. B. Egli zu ihrem Pfarrer. Am 11. März 1873 ernannte die kantonale Wahlbehörde

den ehemaligen Professor Herzog (damals in Crefeld) zum Pfarrer von Olten. Herzog führte am 4. Mai 1873 in Trimbach den neuen Pfarrer dieser Gemeinde, Ludwig Kilchmann, in sein Amt ein. Für die Gemeinde Zürich eröffnete am 29. Juni 1873 der exkommunizierte Professor Michelis den altkatholischen Gottesdienst. Am 2. November 1873 schloß sich die Pfarrei Rheinfelden, mit Pfarrer K. Schröter an der Spitze, durch förmlichen Beschluß der Bewegung an und gab damit andern aargauischen Gemeinden das Beispiel zu gleichem Vorgehen.

In den Kantonen Bern und Genf kam es infolge der kirchenpolitischen Konflikte, die man als den schweizerischen Kulturkampf bezeichnet, zur Organisierung einer größeren Zahl katholischer Kirchgemeinden, die zur römischkatholischen Hierarchie in keiner Beziehung mehr standen. (Vgl. Herzog, Beiträge zur Vorgeschichte der christkatholischen Kirche der Schweiz, Bern 1896, S. 85 ff.) In beiden Kantonen handelte es sich zunächst weniger um eine Opposition gegen die vatikanischen Dekrete als um Durchführung der neuen Kultusgesetze. Insbesondere schien es unmöglich zu sein, unter der päpstlichen Obedienz zu bleiben und gleichwohl die kantonalen Gesetze anzuerkennen, die die Pfarrwahlen den Gemeinden überwiesen. In der schärfsten Form hatte nämlich Pius IX. diese Wahlart durch die Bulle Etsi multa luctuosa vom 21. November 1873 verurteilt. Thatsächlich wurde in beiden Kantonen die neue katholische Kirchenorganisation ohne Mitwirkung der päpstlich gesinnten Bevölkerung durchgeführt. (Während diese im Kanton Genf bis auf den heutigen Tag die in Frage stehende kirchenpolitische Gesetzgebung ablehnt, haben die römischen Katholiken im bernischen Jura nach dem Tode Pius IX. [7. Februar 1878], offenbar auf eine neue päpstliche Weisung hin, angefangen, an allen kirchlichen Wahlen teilzunehmen und in den Gemeinden, in denen sie die Mehrheit besaßen, die Beziehungen zur römischen Hierarchie wieder herzustellen.)

Es war fast selbstverständlich, daß sich die auf Grund der kantonalen Kirchengesetzgebung organisierten bernischen und genferischen katholischen Pfarreien den altkatholischen Gemeinden der deutschen Schweiz anschlossen, um in einem von Rom unabhängigen schweizerischen Diöcesanverband die eigene Stellung zu befestigen.

Die erwähnten Vorgänge in den Kantonen Bern und Genf trugen wesentlich dazu bei, die Herstellung eines von Rom unabhängigen schweizerischen Diöcesanverbandes als dringend notwendig erscheinen zu

lassen. Das Organ zur Gründung eines solchen Bistums war der am 1. Dezember 1872 konstituierte „Verein freisinniger Katholiken der Schweiz", beziehungsweise das Centralkomitee dieses Vereins. Auf den Delegiertenversammlungen in Bern (14. Juni 1874) und Olten (21. September 1874), an denen sich auch Abgeordnete der bereits bestehenden bernischen und genferischen Gemeinden beteiligten, wurde die Verfassung „der christkatholischen Kirche der Schweiz" vereinbart. Nachdem die Verfassung von den einzelnen Gemeinden und Vereinen angenommen worden war, berief das Centralkomitee des schweizerischen Vereins freisinniger Katholiken die erwählten Delegierten auf den 14. Juni 1875 zur ersten konstituierenden Synode nach Olten. Die Synode erklärte die Verfassung in Kraft, genehmigte die vorbereiteten Reglemente und wählte den Synodalrat. Zum ersten Präsidenten des Synodalrates wurde ernannt Dr. Augustin Keller von Aarau. Damit hörte die Existenz des „Vereins freisinniger Katholiken" auf. Der Antrag der Genfer Delegation, sofort auch zur Bischofswahl zu schreiten, konnte nicht angenommen werden, weil die durch das unmittelbar vorher bestätigte Reglement der Bischofswahl geforderten Vorbedingungen nicht erfüllt waren. Zum Bischof wurde auf der zweiten Synode, 7. Juni 1876, Professor Eduard Herzog, Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Bern, gewählt. Die Konsekration vollzog am 18. September 1876 zu Rheinfelden der Bischof der deutschen Altkatholiken, Dr. J. H. Reinkens. Von diesem Tage an besitzt die christkatholische Kirche der Schweiz alle Organe einer katholischen Kirchengemeinschaft.

Auf der zweiten Synode wurde auch der dogmatische und kirchenrechtliche Standpunkt, auf den sich die Christkatholiken stellen, mit einigen Sätzen fixiert. Die Synode erkärte, daß sie „im Einklang mit der ungeteilten christlichen Kirche nur ein einziges Haupt der Kirche" anerkenne, nämlich Jesus Christus, „unter welchem sie sich im Verein mit ihrem Bischof, Priestertum und Diakonat autonom regiert". Als ökumenisch werden nur die sieben Konzilien angenommen, die als solche von den christlichen Kirchen des Occidents und Orients vor der Trennung anerkannt worden sind. Daher bekennt sich die christkatholische Gemeinschaft zu dem Glaubenssymbolum der ungeteilten Kirche (unter Weglassung späterer Zuthaten) und sieht auch hinsichtlich der Moral, Liturgie und Kirchendisciplin die ökumenische Lehre und Übung als maßgebend an.

Diesen Grundsätzen entsprechen die Verfassung, der offizielle Katechismus und das offizielle Gebetbuch der christkatholischen Kirche. Letzteres

enthält die für alle Gemeinden obligatorische Liturgie und ist mit einem Gesangbuch für den Gemeindegesang verbunden. Die Kirche nimmt gegenüber anderen Gemeinschaften völlige Autonomie in Anspruch, macht aber insbesondere dem Bischof sowohl die Fürsorge für die innere Einheit wie die Pflege der Union mit andern Kirchen auf gleichem Boden zur Pflicht. In ihrer Synodal- und Gemeindeordnung hat sie einen stark hervortretenden demokratischen Charakter. Sie feiert den Gottesdienst in der Landessprache, spendet in der Kommunion den Laien auch den Kelch, gestattet den Priestern die Ehe, stellt die Ablegung einer speciellen Beichte dem Gewissen des Einzelnen anheim.

Christkatholische Kirche und Pfarrhaus in Luzern.
(Phot. J. Stoll, Luzern.)

Im Jahr 1889 wurde zwischen den altkatholischen Kirchen in Holland, Deutschland und der Schweiz, unter Wahrung vollkommener Selbständigkeit jeder einzelnen Gemeinschaft, ein kirchlicher Verband hergestellt, dem auch die altkatholische Kirche in Österreich und die zum Teil erst in der Bildung begriffenen Gemeinschaften in Italien, Frankreich und Amerika beigetreten sind. Dieser Verband findet seinen Ausdruck und seine Pflege insbesondere in den Bischofskonferenzen und den internationalen Altkatholikenkongressen, die alle zwei Jahre abgehalten werden. Haupttraktandum der Kongresse war bisher die Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen.

Seit der Vollendung der Organisation nahm die Entwicklung der christkatholischen Kirche im allgemeinen einen ruhigen und normalen Verlauf. Einen großen Dienst von bleibendem Wert hat der Kanton Bern der christkatholischen Kirche durch Errichtung einer theologischen Fakultät an der kantonalen Universität geleistet (29. Juli 1874).

Staatlich anerkannte Gemeinden und Genossenschaften christkatholischer Konfession giebt es gegenwärtig in den Kantonen Aargau (11), Basel

(1), Baselland (1), Bern (5), Genf (6), Neuenburg (1), Schaffhausen (1), Solothurn (6), St. Gallen (1), Zürich (1). Staatlich noch nicht anerkannt sind die organisierten Gemeinden in Luzern, Niedergösgen, Binningen und eine Reihe von Genossenschaften, die zwar keine förmlichen Pfarreien bilden, aber von christkatholischen Geistlichen teils durch Abhaltung eines periodischen Gottesdienstes, teils wenigstens durch Erteilung von Religionsunterricht und durch Privatseelsorge pastoriert werden. Solche Genossenschaften giebt es in den Kantonen Aargau, Baselland, Bern, Genf, Luzern, Solothurn, Tessin, Thurgau, Zürich. Die Seelenzahl der christkatholischen Kirche mag sich gegenwärtig auf etwa 40,000 belaufen. Das vom Bischof geführte Verzeichnis der Geistlichen, die zur Vornahme gottesdienstlicher Funktionen berechtigt sind, enthielt im Juli 1899 56 Namen. Nach dem bischöflichen Bericht belief sich im Jahr 1898 die Zahl der von christkatholischen Geistlichen vollzogenen Taufen auf 796, der Eheeinsegnungen auf 221, der Begräbnisse auf 606. Den von christkatholischen Geistlichen erteilten Religionsunterricht besuchten 4464 Kinder.

Die nicht staatlich anerkannten Gemeinden und Genossenschaften bestreiten die Kultkosten aus eigenen Mitteln. Dasselbe gilt von den Pfarrgemeinden in den Kantonen Baselland, Schaffhausen, St. Gallen, sowie von denen im Kanton Solothurn, wo die Kirchengüter den Gemeinden ausgehändigt sind. Aber auch in solchen Gemeinden, deren Geistlichkeit aus der Staatskasse oder aus den Erträgnissen der Pfrundgüter besoldet ist, haben die Gemeindemitglieder in der Regel einen größern oder geringern Teil der Kultkosten auf dem Wege freiwilliger Beiträge oder obligatorischer Kirchensteuern aufzubringen. Die Ausgaben des Synodalrates (Centralverwaltung) betragen jährlich etwa Fr. 25,000. Für wohlthätige Zwecke verausgabten die christkatholischen Frauenvereine im Jahr 1898 die Summe von Fr. 19,203. Die Stipendienfonds für Theologiestudierende belaufen sich gegenwärtig auf ungefähr Fr. 100,000; die übrigen Fonds der Centralverwaltung auf etwa Fr. 40,000.

Nachdem sich die christkatholische Kirche durch große Schwierigkeiten zu geordneter Existenz hindurchgerungen, ist an ihrer Lebensfähigkeit nicht mehr zu zweifeln. Die eidgenössische Anerkennung hat das christkatholische Bistum durch bundesrätliches Dekret vom 28. April 1876 erhalten.

Protestantismus

in der

deutschen Schweiz.

Das neunzehnte Jahrhundert hat in der Schweiz mit einem kirchlichen Chaos begonnen.

Bis zu den Ereignissen von 1798 stand in den katholischen Republiken der Schweiz das gesamte bürgerliche Leben unter dem bestimmenden Einfluß der römischen Kirche; in den evangelischen Kantonen umgekehrt bildete das kirchliche Leben einen Teil des Staatsorganismus, aber einen grundsätzlich so wichtigen Teil, daß es in Wirklichkeit ebenfalls Sitten und Vorstellungen beherrschte. Das ganze Gebiet der öffentlichen Sittlichkeit, die Wohlthätigkeit und Armenpflege, die Erziehung, wird von der Kirche geleitet, selbst Recht und Gesetz durch kirchliche Lehren begründet. Der Gehorsam gegen die Obrigkeit ist eine religiöse Pflicht, wie die Teilnahme am Gottesdienst ein staatliches Gebot und ein nationaler Gebrauch.

Mit der Umwälzung von 1798 wurde dieses Verhältnis plötzlich, unvorbereitet, zerrissen. Die vom französischen Direktorium der helvetischen Republik aufgedrängte Verfassung gab dem Staate eine neue, rein menschliche Grundlage: „Die Gewissensfreiheit ist uneingeschränkt, jedoch muß die öffentliche Äußerung der Religionsmeinungen den Gesinnungen der Eintracht und des Friedens untergeordnet sein." — „Alle Gottesdienste sind erlaubt, insofern sie die öffentliche Ruhe nicht stören und sich keine herrschende Gewalt oder Vorzüge anmaßen." So lautete der Verfassungsartikel, entsprechend den Ansichten der neuen Machthaber; so lautete es auch in den Ausführungsgesetzen. Niemand wurde mehr zum Kirchenbesuch angehalten oder zur Sonntagsfeier gezwungen, die kirchliche Sittenzucht hört auf, der „Bürger Pfarrer" hat nichts mehr zu gebieten, die Behörden bleiben, aber ohne Macht und Kompetenz.

Allein die übergroße Mehrheit des Volkes war weit davon enfernt, diesen Standpunkt zu teilen oder auch nur zu verstehen. Noch galt den allermeisten das Glaubensbekenntnis, wie sie es einst gelernt hatten, als unbedingter Ausdruck der feststehenden göttlichen Wahrheit, noch das Fürwahrhalten desselben als einzige Bürgschaft des Heils, der gewohnte Predigtgang als das gottgewollte Mittel, um die Frömmigkeit zu pflegen, und der eingesetzte Pfarrer als die höchste moralische Autorität. War auch bei sehr vielen der religiöse Glaube in allen denkbaren Gradabstufungen durch die Aufklärung unwillkürlich beeinflußt, sprachen sie lieber von der Vorsehung als vom himmlischen Vater; lieber von Tugend und Freiheit als von Sünde und Erlösung; von Christi Lehre als von seiner Person, so lebte doch in ihnen ein so fester, tiefgewurzelter Untergrund von Gottesfurcht und Ehrerbietung vor dem Heiligen oder durch die Überlieferung Geheiligten, daß sie einfach fortfuhren, in hergebrachter Ehrbarkeit zu thun, was sie bisher gethan.

Manche merkten deshalb kaum den Unterschied gegen die frühere Zeit; wo derselbe zum Bewußtsein kam, da war bei nicht wenigen dieses Pietätsgefühl für die alten religiösen Institutionen mächtig genug, um sie mit Mißtrauen, ja mit Abscheu gegen die neue Ordnung zu erfüllen, sie auch politisch zu Feinden der Revolution zu machen, weil sie darin Religionsgefahr sahen.

Der neue Minister der Wissenschaften und Künste, der als solcher auch das Kirchenwesen zu leiten hatte, Philipp Albert Stapfer, war selbst Theologe, aber Kantischer Philosoph. Religion und Sittlichkeit,

Religion und Aufklärung waren ihm eins und dasselbe, das Christentum die reinste Religion und der Glaube an dessen Lehren der sicherste Hebel, um die Menschen aus der Finsternis und dem moralischen Elend zu befreien. Noch gab es keine Volksschule im heutigen Sinne des Wortes, noch war die Kirche das einzige Organ, das dem Staate zur Verfügung stand, um auf die Masse des Volkes aufklärend, bessernd, veredelnd zu wirken. So wandte sich denn Stapfer in seiner Denkschrift „an die Religionsdiener Helvetiens", um ihnen „ihre Pflichten und ihre Bestimmung" in Erinnerung zu rufen: „Die Kirche ist demnach nichts als ein Versinnlichungs- und Belebungsmittel der Idee von einem Reiche Gottes, in der Absicht veranstaltet, um das moralische Gefühl gegen die Neigung der Sinne zu waffnen." — „Die Religionsdiener befördern mithin wesentlich den Gesamtzweck der Menschheit und sind unentbehrliche Gehülfen bei dem Geschäfte ihrer vollständigen Bildung."

So wurde in altgewohnter Weise am 6. September 1798 der eidgenössische Bettag angeordnet, und der Minister mahnte in seiner Proklamation: „Sie werden das religiöse Fest als einen Tag ansehen, gewidmet der frommen Andacht und ernsthaften Betrachtungen über den sittlichen Zustand des Volkes und über die Notwendigkeit der Tugend zur Erhaltung und Beglückung der menschlichen Gesellschaft."

Diesen religionsphilosophischen Optimismus teilten nicht alle. Die Häupter der neuen Republik, Peter Ochs und Fr. C. Laharpe, waren Freigeister in Voltaireschem Sinne, die sich solcher Sprache höchstens aus Zweckmäßigkeitsgründen zu accommodieren vermochten, aber weit eher geneigt waren, den Einfluß der Kirche zu fürchten, ihre Aufgabe weit mehr in Hemmung als in Förderung religiöser Gesinnung zu suchen. So dachten die meisten unter ihren entschiedensten Anhängern, und wohl in keiner größern Ortschaft fehlte es an „Patrioten", welche, vielleicht erbittert durch wirkliche oder vermeintliche Demütigung, die neue Freiheit dazu benützten, ihrer Religionsfeindschaft Ausdruck zu geben, den Glauben zu verhöhnen, die Kirche zu verspotten und den „Bürger Pfarrer" seine nunmehrige Ohnmacht fühlen zu lassen.

Neben diesen Leuten gab es aber auch noch andere, die zunächst weniger Lärm machten: mitten in der Zeit der Aufklärung hatte der württembergische Theologe Urlsperger in Basel die „Deutsche Christentums-Gesellschaft" gegründet, zur Vereinigung aller derjenigen, welche im Gegensatze zu Religionslosigkeit und bloßer „Vernunftreligion" das streng-

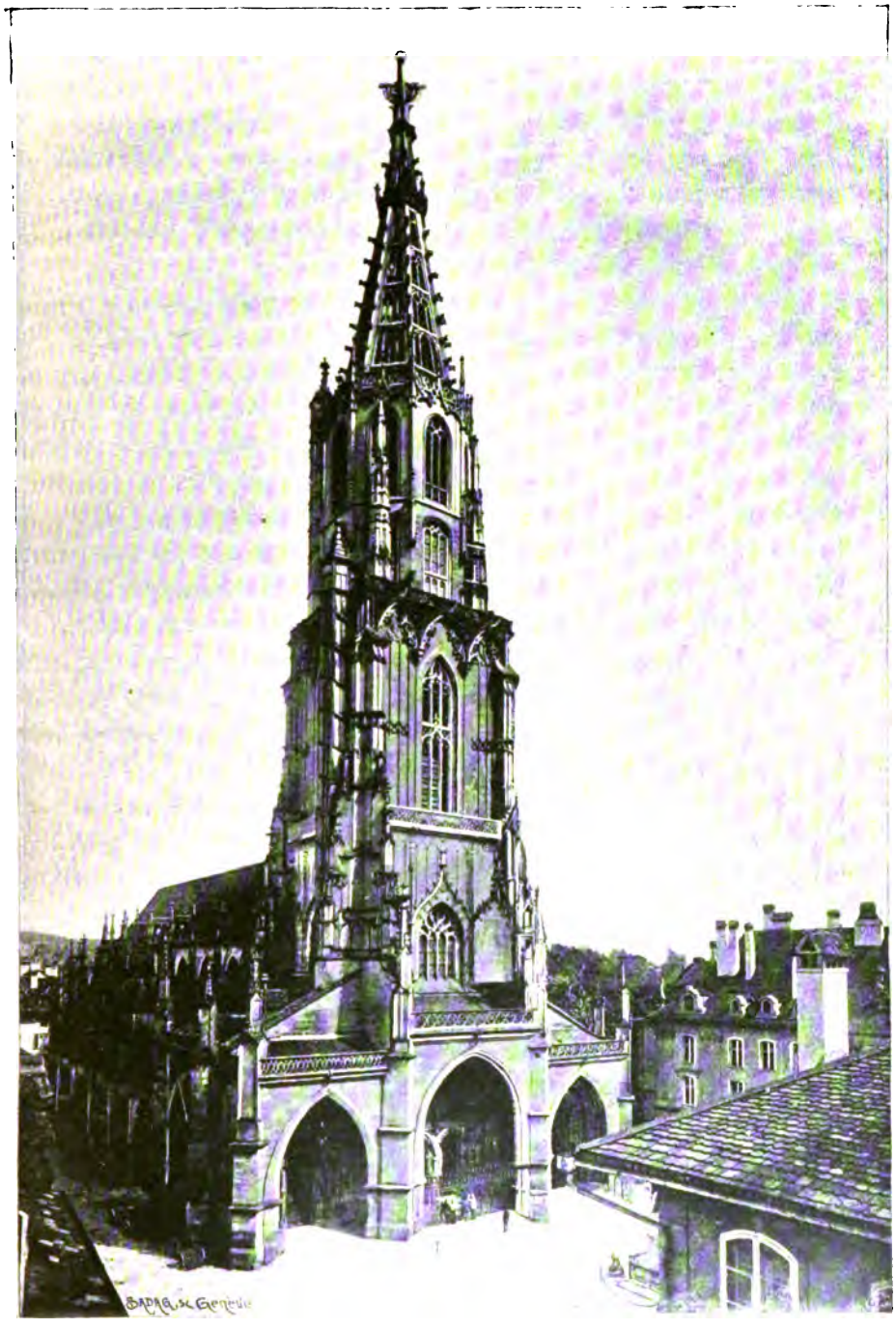
gläubige Christentum zu pflegen begehrten; — es hatte J. K. Lavater in Zürich in den begeisterten Worten eines Propheten von der unsichtbaren Welt, von der Wunderkraft des Gebets und von der Liebe zum Heiland zu reden begonnen, und Jung-Stilling mit tiefem Eindruck die geheimnisvolle Seite der Religion wieder berührt.

Um diese Männer und ihre in aller Stille viel verbreiteten Schriften, wie um die früher aufgetauchte Herrnhuter „Brüdergemeinde", sammelten sich die von der altväterlichen Gottesdienstlichkeit wie vom deistischen Rationalismus Unbefriedigten oder vom Getöse politischer Parteikämpfe Abgestoßenen zu neuen religiösen Vereinen, neben und außer den bisherigen Kirchen, über die nationalen, zum Teil auch über die konfessionellen Schranken hinweg.

Die neu verkündigte Glaubensfreiheit ließ freilich noch weiter gehende Sonderbarkeiten aufkommen: Im April 1802 trat Anton Unternährer, aus dem Entlebuch und ursprünglich Katholik, aber zu Amsoldingen bei Thun wohnhaft, mit einer Anzahl von Verehrern vor dem Münster in Bern auf, in der Meinung, Anerkennung als zweiter Messias zu finden. Seine Lehre bestand in einer so abscheulichen Vergötterung der Fleischeslust, daß mit Energie gegen die Antonianer-Sekte eingeschritten werden mußte und ihr Stifter 1824 in Luzern im Gefängnis starb.

Das Unglück der Zeit, an welchem allerdings weder die politischen noch die kirchlichen Grundsätze allein die Schuld trugen, führte rasch zu so gründlichen Enttäuschungen, daß man schließlich nur in der Rückkehr zur alten Ordnung glaubte Rettung finden zu können. Immer zahlreicher und lauter wurden die Stimmen, welche darauf deuteten, daß das Kirchenwesen wieder in früherer Weise durch den Staat geregelt werden müsse. Schon im Jahre 1800 erließ der bernische Kirchenrat eine „Adresse an den Vollziehungsausschuß der Helvetischen Republik", in welcher eine Reihe der schwersten Anklagen ausgesprochen waren und es zuletzt hieß: „Das alles, Bürger Vollziehungsräte, sind Thatsachen, die als aneinander gereihte Mittel zu einem Zwecke erscheinen: die Zerstörung des Christentums in Helvetien, die Organisierung der Unsittlichkeit und des Verbrechens und die Erschaffung eines Vorwandes, um das absichtlich zur Verwilderung gebrachte Volk mit eisernem Scepter beherrschen zu können."

Auch sehr skeptisch denkende Politiker sprachen sich nach den gemachten Erfahrungen mit allem Nachdruck für die Notwendigkeit allgemeiner



Münſter in Bern.

religiöser Bildung und deshalb für Wiederherstellung der Staatskirchen aus. Stillschweigend kehrte man allerseits zu den alten Einrichtungen zurück; immerhin wurde die Gelegenheit zu einigen Verbesserungen benützt: eine Reihe von Kantonen — Zürich, Bern, Aargau, Schaffhausen — nahm eine zweckmäßige Regelung der kirchlichen Besoldungen vor, im Sinne einer Ausgleichung der unverhältnismäßig hohen und der allzu geringen Einkünfte einzelner Stellen.

Aber mit dieser äußern Änderung war es nicht gethan. Einfache Rückkehr zum frühern Zustande war überhaupt nicht mehr möglich. Die vorausgegangenen Jahre hatten mit ihrer gewaltigen Umwälzung zu tiefe Spuren hinterlassen, wie auf der Landkarte Europas, so auch in den Gemütern und den Gedanken. Die mit 1815 neu geschaffenen oder doch neu umgrenzten Kantone — Thurgau, Aargau, St. Gallen, aber auch Bern — hatten jetzt konfessionell gemischte Bevölkerungen, und auch in den andern war der Grundsatz gegenseitiger Duldung für alle Zeiten festgestellt. Schon dieser Umstand machte seine Konsequenzen geltend; das Verhältnis des Staates zur Kirche mußte ein anderes werden.

Aber noch gewaltiger war die Wandlung, die im innern Zustande der Kirchen selbst sich vollzogen hatte: die religiöse Naivetät, die religiöse Selbstverständlichkeit und Selbstzufriedenheit des Glaubens war verloren gegangen. Der Unterschied der beiden Konfessionen, der während beinahe dreier Jahrhunderte die Geschichte der Eidgenossenschaft so verhängnisvoll bestimmt hatte, war vor einem andern Gegensatze gewichen, der jetzt entscheidend zu werden begann, demjenigen zwischen Glauben und Unglauben.

Anfangs war dieser Gegensatz noch verborgen unter einem ziemlich allgemeinen Eifer für das Christentum, als den Inbegriff alles Guten, Wahren und Schönen. Unter großartiger Beteiligung wurde 1819 in Zürich und 1828 in Bern die Jubelfeier der Erinnerung an die Reformation begangen, das Bewußtsein von dem Werte und der Bedeutung der Kirche für das gesamte Volksleben geweckt und die Anhänglichkeit an den väterlichen Glauben erneuert. Allein im Grunde war schon jetzt der Eifer für die „Religion" im allgemeinen und die von ihr abhängende Moral größer, als der Eifer für die Kirche als solche, für ihre eigene bekenntnismäßige Lehre und für ihre gottesdienstlichen Gebräuche; zwei Namen sagen uns das: Heinrich Pestalozzi und H. Zschokke, der Verfasser der „Stunden der Andacht".

Eine Gruppe hielt sich absichtlich fern, grollend, von Zweifeln bewegt. Die schönen Prinzipien der heiligen Allianz der Monarchen schienen ihnen nur ein Deckmantel reaktionärer Umkehr zu sein zu einem heuchlerischen Gottesgnadentum und erfüllten sie mit Abneigung und tiefem Mißtrauen gegen das Christentum selbst und dessen Anwendung auf das öffentliche Leben. Diese Gruppe war noch klein an Zahl, aber klar im Ziel, und bald sollte sie zu Einfluß und zur Geltung kommen, je häufiger die Thatsachen ihnen recht gaben. Kirchen und Staaten hatten keine Mittel mehr, die Verbreitung solcher Gesinnung zu hindern.

Jetzt zeigte sich aber auch die entgegengesetzte Erscheinung. Die allgemeine Humanitäts-Religion, die halb rationalistische, halb sentimentale Tugendschwärmerei wollte auch nicht allen Frommen gefallen; doch auch die einfache, nüchterne und praktisch-fromme Predigt des trefflichen Antistes J. J. Heß in Zürich oder des berühmten Helfer Müslin in Bern befriedigte die religiös lebhaft erregten Seelen nicht mehr; sie verlangten stärker reizende Speise, und diese stellte sich ein.

Im Jahre 1817 ist die russische Gräfin Frau von Krüdener von der französischen Schweiz her auch in die deutsch-reformierten Kantone gekommen, hat in Bern, in Aarau, in Basel, Zürich, Winterthur, Schaffhausen ihre Versammlungen abgehalten, wobei sie Kinder und Erwachsene in warmer, in die Herzen dringender Sprache zur Buße und zum Glauben an den Heiland der Sünder aufforderte. Das war etwas Unerhörtes, scharf kontrastierend mit der hergebrachten Kanzelrede und ihren längst gewohnten Ermahnungen aus dem Munde des dafür bestellten Predigers. Person und Art, Form und Inhalt dieser Ansprachen waren dazu angethan, mächtigen Eindruck zu machen, die christliche Lehre von einer ganz neuen Seite kennen zu lernen. Und daß die fromme Frau als Unruhstifterin polizeilich gestört und ausgewiesen wurde, vermehrte die Erregung bei den einmal Gläubigen, die sie als Phrophetin verehrten.

Die „Erweckung", wie man diese Bewegung, dem französischen réveil entsprechend, genannt hat, wurde von andern fortgesetzt. Mit Macht drang jetzt von England her die Richtung des Methodismus vor, welche nicht tugendhaften Wandel, sondern Bekehrung, nicht Besserung, sondern Wiedergeburt verlangte, Sündenerkenntnis und gründliche Abkehr von der gefallenen ungöttlichen Welt. Überall bildeten sich kleine, aber eng verbundene Kreise, in welchen, bald anknüpfend an die hergebrachte Kirchenfrömmigkeit, bald in offenem Widerspruch dagegen, solche Gefühle

gepflegt und auf deren Erregung mit nicht selten recht künstlichen Mitteln hingearbeitet wurde.

In der östlichen Schweiz war es namentlich der „Vikar" Jakob Ganz, der, in Staufberg bei Lenzburg unter ungeheuerm Zulauf predigend, bald die Nichtigkeit des Weltlebens und des unbekehrten Namenchristentums, bald die Herrlichkeit der Gnade und die Seligkeit der wahren Jünger Jesu schilderte. Auch Ganz, der sich unter großen Schwierigkeiten zum geistlichen Berufe durchgerungen hatte, wurde als Sektierer verfolgt und zum Schweigen gebracht. Er ist früh, in der Stille vergessen, gestorben.

Das Vorurteil der Regierungen gegen dieses methodistische Erweckungs-Christentum war nicht ohne Grund. Hat es auch viel schädlicher Selbsttäuschung und Gedankenlosigkeit ein Ende gemacht und im einzelnen manches Gute gewirkt, so war es doch von gewissen Gefahren begleitet. Die Aufregungen, die damit verbunden waren, oft sogar als die Hauptsache angesehen wurden, reichten manchmal nahe an den religiösen Wahnsinn heran. Bekannt geworden ist insbesondere der gräßliche Vorfall in Wildenspuch im Kanton Zürich, wo eine Margaretha Peter ihre Schwester überredete, sich für die Sünden der Welt ans Kreuz schlagen zu lassen, und sich selbst dem Märtyrertode weihte. Allein auch abgesehen von diesem doch vereinzelten Beispiele religiöser Überspanntheit zeigte sich eine beunruhigende Zunahme ungesunden Sektenwesens, eine Neigung zur kirchlichen Absonderung, welche an die Stelle der bürgerlich ehrbaren Selbstgerechtigkeit eine nicht immer bessere Selbstüberhebung gesetzt hat.

Nach dem Muster der gleichgesinnten Gemeinschaften in Genf und im Waadtlande entstand jetzt auch in Bern eine vom Staate unabhängige „Freie Gemeinde". Durch eine kleine Pietistenverfolgung, 1829, und die Verwarnung einiger allzu eifriger Stadtgeistlichen hat dieselbe nur größere Bedeutung erlangt, noch mehr durch die Verbannung eines tadellosen jungen Mannes aus vornehmer Familie, der dann, zurückgekehrt, der Führer und Prediger dieser Dissidenten wurde.

Als eine ganz verschiedene und doch verwandte Folge der religiösen Unruhe ist der Übertritt des Herrn Karl Ludwig von Haller zur katholischen Kirche anzusehen, der 1820 im geheimen erfolgt und 1821 bekannt geworden ist. Der Enkel des großen Haller hat diesen auffallenden Schritt gethan, weil er in seiner Verbitterung gegen die Grundsätze der

Revolution auch die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts als eine That der Auflehnung gegen gottgeordnete Autorität meinte ansehen zu müssen. Eine Anzahl von Flugschriften beschäftigte sich mit dem Ereignisse und vermehrte das Gefühl des kirchlichen Unbehagens und die Notwendigkeit für jeden einzelnen, sich von seinem Glauben Rechenschaft zu geben.

Eine erfreulichere Frucht des neu erwachten religiösen Interesses, als derartige Verirrungen, erkennen wir in dem kirchlichen Vereinsleben, das sich jetzt allerorten zu entwickeln beginnt. Aus der bereits erwähnten Basler Christentums-Gesellschaft bildeten sich die Bibel- und Missionsgesellschaften: 1804 in Basel, 1812 in Zürich, 1813 in St. Gallen und Graubünden, 1815 in Bern, 1816 im Aargau, 1819 in Glarus und Appenzell A.-Rh., 1816 die Missionsschule in Basel — und es erwuchs daraus ein ganzes Netz von solchen Vereinen, welche, freiwillige Mitarbeiter werbend und sammelnd, neben den amtlichen Kirchen in ihrer Weise und auf mannigfaltigen Wegen an der Förderung des Reiches Gottes sich bethätigten. Meistens standen hervorragende Geistliche und Kirchenmänner anregend und leitend an der Spitze dieser Gesellschaften und hielten einen gewissen Zusammenhang fest mit dem kirchlichen Gemeindeleben; allein es ließ sich leicht erkennen, wie verschieden Ausgangspunkt und Mittel waren, wie leicht mit der Zeit der hier gepflegte religiöse Individualismus sich zu einem Element der Auflösung für die Landeskirchen entwickeln konnte.

Leberecht de Wette.

Das Jahr 1830/31 brachte in den meisten Kantonen eine gründliche Änderung der Staatsverfassungen; aber diese Umwälzungen waren rein politischer Natur und blieben zunächst ohne Folge für das Leben der Kirchen. Einzig in Basel führte die nicht ohne Gewaltanwendung gelöste

Trennungsfrage auch zu einer kirchlichen Krisis, da die meisten Prediger der Landschaft aus der Stadt gebürtig waren. Die Stadt Basel aber hatte 1822 mit der Berufung des in Berlin abgesetzten Theologen Leberecht de Wette (1780—1849) an ihre Universität einen glücklichen Entschluß gefaßt, da sein lebhaftes kirchliches Interesse bei wissenschaftlich-freier Haltung jeden Zwiespalt der beiden Gebiete fernzuhalten vermochte.

Eine Wandlung trat aber mit den dreißiger Jahren insofern ein, als die Stellung der Personen zu der Kirche eine wesentlich verschiedene war. Die jetzt zur Gewalt gelangten Staatsmänner verhielten sich ihrer ganzen Bildung und Gesinnung nach ablehnend oder doch gleichgültig gegen die Kirche und machten, hierin ganz abweichend von den Magistraten alten Schlages, auch in ihrem Privatleben wenig Hehl von ihrer religiösen Skepsis.

Aber gerade die Art, wie jetzt die Gesetzgeber die Kirchen als eine vorhandene Thatsache anzuerkennen und in ihrem rechtlichen Bestande zu respektieren genötigt waren, während sie dem innern Leben und den Zielen derselben fremd, vielleicht abschätzig, gegenüberstanden, führte einen unheilvollen Zustand herbei. Man betrachtete die Kirche als veraltet, machte aber auch keinen Versuch, sie zu erneuern; man behandelte sie als ein im Grunde unnützes Institut, that aber keinen Schritt, um ihre Wirksamkeit zu erhöhen und ihr frische Kräfte zuzuführen; aber auch die Kirche selbst wagte nichts zu ihrer Neugestaltung zu unternehmen, weil jeder Wechsel auch ihre noch bestehenden Rechte in Gefahr bringen konnte.

So wurde im Gegensatz zur rasch fortschreitenden Zeit — und zu ihrem eigentlichen Wesen — die Kirche jetzt eine einseitig konservierende Anstalt, die nur darauf ausging, zu bleiben, was sie war, und zu behalten, was sie hatte. Das Mißtrauen, mit welchem die radikalen Politiker der Periode die katholische Kirche betrachteten, traf — nicht ohne Grund — vielfach nun auch die reformierten Landeskirchen.

Das hatte nun aber eine weitere Folge. Als Organ zur Volksbildung, zur geistigen Hebung der Einzelnen und der öffentlichen Zustände galt von da an nicht mehr die Kirche, sondern „die Schule"; und diese letztere trat jetzt, vom Staate und in steigendem Maße auch von der allgemeinen Meinung begünstigt, mit jener in eine offene, nicht ungefährliche Konkurrenz. Gefährlich wurde diese Konkurrenz aber nicht für die Kirche allein, sondern für das gesamte Volksleben, weil nun

Der „Züriputsch“ (1839).

(Nach einem Stich aus dem Distelli-Kalender.)

der Volksſchule von Anfang an der Stempel der Kirchen- und zum Teil ſogar der Religionsfeindlichkeit aufgedrückt wurde, was durchaus nicht in der Sache, vielmehr einzig in dieſer Oppoſitionsſtellung lag. Der hingebende Eifer, mit welchem die beſten unter den reformierten Geiſtlichen an der Förderung der Volksſchule mitarbeiteten, konnte daran nichts mehr ändern.

Die beiden größten evangeliſchen Kantone, Zürich und Bern, gründeten jetzt zur Heranbildung der Lehrerſchaft ihre Seminarien in Küsnacht und in Münchenbuchſee, und die Leitung des erſtgenannten wurde einem Manne übertragen, der, von idealem Schwung getragen und als Pädagoge höchſt anregend, ſeine Geringſchätzung gegen die Volksreligion in keiner Weiſe verbarg. Die Beunruhigung, die ſich daraus im ſtillen ergab, ſteigerte ſich zu bedenklicher Höhe und Gewalt, als der Verſuch gemacht werden ſollte, auf dem gleichen Wege nun auf die Kirche ſelbſt reformierend einzuwirken.

Zürich hatte 1833 eine eigene Univerſität eingerichtet, wie Bern es im folgenden Jahre gethan hat, und es erfolgte nun 1839 die Berufung des durch ſein „Leben Jeſu“ raſch berühmt gewordenen Württembergers David Friedrich Strauß zum Profeſſor der Theologie. Die Wahlbehörde wußte, was ſie that. Die Förderer dieſer Ernennung meinten, durch die Thätigkeit eines ſo entſchieden freiſinnigen Gelehrten die Lehre und den Geiſt der Kirche wiederum mit der allgemeinen Bildung in Übereinſtimmung bringen zu können.

Das Gegenteil iſt eingetreten. Die indifferenten Politiker hatten ſich in der Stimmung der Mehrheit getäuſcht, und Strauß war wirklich kein de Wette. Das kirchlich geſinnte Zürcher Volk, das mit dem Glaubensbekenntnis auch den Glauben zu verlieren fürchtete, mit der Dogmatik auch die Religion in Gefahr ſah, empörte ſich mit ungeahnter Heftigkeit, und nach einigen Zögerungen und aufſchiebenden Beſchlüſſen erfolgte am 6. September 1839 plötzlich der ſchlecht geordnete, aber maſſenhafte Zug vom Lande gegen die Stadt, der ſogeheißene „Züriputſch“, der dann nicht allein die anſtößige Wahl rückgängig machte, ſondern die geſamte Regierung zu Flucht und Abdankung zwang.

Die Kluft zwiſchen der politiſchen Freiheitstendenz des Volkes und ſeiner Wortführer einerſeits und ſeiner zäh an der Überlieferung feſthaltenden kirchlichen Überzeugung anderſeits, in der es ſeine höchſten idealen Güter eingeſchloſſen ſah, war mit dieſem Ereigniſſe nicht nur

offenbar, sie war auch größer geworden als je. Erst allmählich sollte dieselbe sich schließen, und dann nicht zum Vorteil der Kirche und ihres Einflusses.

Die Anhänger der alten Kirchenlehre waren jetzt zur Partei geworden, und vielfach bildeten die früher erwähnten religiösen Kreise den Kern von Agitationsvereinen, die auf ihre Weise in gottesdienstlichen Versammlungen und Festen auf die Menge einwirkten, sich nicht bloß methodistisch gegen die „unchristliche Welt", sondern ebenso auch gegen die „verweltlichten Kirchen" und ihre „ungläubig" gewordene theologische Wissenschaft im bestimmten Gegensatz fühlten. Das Kirchenbekenntnis jetzt gegen die Theologen verteidigend, gerieten diese Vereine in eine unklare Mittelstellung zwischen den Landeskirchen und den von diesen getrennten Sekten.

In Bern verlangten die Dissidenten mit energischer Berufung auf die Gewissensfreiheit, daß ihnen durch Einführung wenigstens fakultativer Civilstandsregister die Möglichkeit gegeben werde, ihre Kinder ohne Mitwirkung von Geistlichen bürgerlich anerkennen zu lassen. Die sehr ernste Verhandlung der Kirchensynode, deren Protokoll mit einem von Professor Samuel Lutz verfaßten Gutachten ausnahmsweise gedruckt worden ist, beweist, wie schwer es war, im Interesse der übergroßen Mehrheit des Volkes einem solchen Ansinnen zu widerstehen.

Jetzt trat aber eine Krisis ein, welche, ob auch scheinbar völlig anderer Natur, sich doch mit den bereits vorhandenen Konflikten derart verwickelte, daß die Wirksamkeit der Kirchen aufs empfindlichste erschwert und gestört ward.

Es ist dies die Aufhebung der aargauischen Klöster, die Berufung der Jesuiten nach Luzern, der Zug der Freischaren nach dieser Stadt, die Entstehung und die gewaltsame Auflösung des Sonderbundes. Es berührten diese Dinge nur die katholische Kirche, und man hätte annehmen können, daß gerade das Wiederaufleben des Bekenntnisgegensatzes dazu beitragen würde, die Gleichgültigkeit vieler Protestanten aufzurütteln und sie von neuem um ihre Kirchen zu scharen. Das war keineswegs der Fall. Die politischen Faktoren, die im Spiele waren, wirkten zu gewaltig mit: es handelte sich um die längst ersehnte Reform der Bundesverfassung. Die föderalistisch gesinnten oder doch jedem Rechtsbruch widerstrebenden Protestanten standen, wenigstens im Anfang, mit ihren Sympathien ebenso bestimmt auf der Seite der innern Schweiz, wie

die liberalen Katholiken sich von ihren Konfessionsgenossen trennten, um das Ideal eines Bundesstaates mit starker Centralgewalt zu erringen. Trotzdem aber fand der Widerstand gegen die Neuerung einen so kräftigen Impuls in den religiösen Motiven, im allgemeinen Pietätsgefühl und in der absichtlich noch genährten Furcht vor der Religionsgefahr, daß nun auch umgekehrt der Haß der ungeduldigen Freiheitsfreunde sich direkt gegen die katholische Kirche richtete und gegen die römische Geistlichkeit, die man dafür verantwortlich machte.

Die Satire gegen „Pfaffentum" und Aberglaube, gegen Klöster und Kapuziner, die grimmige Ironie gegen kirchliche Personen, Lehren und Kultusgebräuche und der schonungslose Hohn gegen alle, die einfältig genug waren, daran zu glauben, war deshalb die wirksamste Waffe, die in der patriotischen Rede, im Rate wie in der Volksversammlung, beim öffentlichen Feste wie in der Zeitung, gebraucht ward. Es erwuchs daraus eine so zügellose Religionsspötterei, eine so schnöde, gotteslästerliche Herabwürdigung alles Heiligen, daß die protestantische Kirche unvermeidlich mitgetroffen wurde.

Das war der Ton einer wildgewordenen Presse in den vierziger Jahren, und je länger dieser bedenkliche Zustand sich hinzog, um so weiter drangen solche Stimmen in das Volk hinein, dessen Vertrauen zu seiner Kirche, seinem Glauben und seinen Predigern auf diese Weise zerstört worden ist.

Man weiß, wie die katholische Kirche es verstanden hat, diese Wunden zu heilen; dem Protestantismus, mit seiner Achtung vor der Freiheit des Einzelnen, fehlen die Mittel dazu, fehlt das Recht und der Wille zu ihrer Anwendung.

Teilweise stimmten auch die in der Aufregung zur Herrschaft gelangten Regierungen ein oder standen doch, nicht ohne Schein, als Mitschuldige da. Es war ein unglücklich gewählter Augenblick, als gerade jetzt die aus den Rückwirkungen der Freischarenzüge hervorgegangene Berner Regierung durch die Berufung eines modernen Theologen an die kantonale Universität sich in das innerste Leben der Kirche reformierend einmischen wollte.

Am 21. September 1844 war Professor Samuel Lutz gestorben (geb. 1785), ein Mann, der in seltenem Grade warme Herzensfrömmigkeit mit freier Wissenschaftlichkeit verbunden und als ein ungewöhnlich ernster, imponierender Charakter es verstanden hatte, seinen Schülern

gewissenhafte Liebe zur Wahrheit und unbedingte Ehrerbietung vor der Religion gleichzeitig einzuflößen. Er war schwer zu ersetzen. Nicht gewarnt durch den Vorgang von Zürich, ernannte die Behörde im Januar 1847 den Tübinger Gelehrten Dr. Eduard Zeller zum Professor der neutestamentlichen Theologie.

Die Wirkung war die nämliche, wie sie dort acht Jahre vorher eingetreten war: eine gewaltige Gärung stellte sich ein; eine Flut von Streitschriften wurde verbreitet; das schroffe Einschreiten gegen einzelne Prediger, die ihren Besorgnissen allzu offen Ausdruck gegeben, vermehrte das Gefühl, daß der glaubenslose Staat der Kirche Gewalt anthun wolle. Kaum ein Jahr war verflossen, seitdem im Waadtlande ein ähnlicher Zwiespalt zwei Drittteile der Geistlichkeit zur Niederlegung ihrer Ämter gedrängt, zur Begründung einer „freien Kirche" veranlaßt hatte. Dazu kam es in Bern nicht, so wenig als zur Gewalt wie in Zürich, und auch das würdige Auftreten Zellers entsprach weder den Hoffnungen seiner Begünstiger, noch den Befürchtungen seiner Gegner; aber das Vertrauen des Volkes zu seiner Regierung, des kirchlich gesinnten Volkes zu den die Kirche leitenden Staatsmännern, war gründlich zerstört und führte nach einigen Jahren auch zu einer politischen Wendung.

Samuel Lutz.

Strenggläubige Kreise, für welche der Glaube unzertrennlich war vom orthodoxen Bekenntnis, sahen sich durch solche Vorkommnisse in der Überzeugung bestärkt, daß, wie der Staat sich vom Christentum lossage, so die Kirche die Pflicht habe, sich vom Staate zu trennen. Die Neigung zur Sekte nahm zu; es fanden Aufsehen erregende Austritte aus der Landeskirche statt, und die „Evangelischen Gesellschaften" bewegten sich bis an die äußersten Grenzen zum Separatismus hin. Die Anhänger der „Apostolischen Kirche" Irvings erschienen in Basel, nachher auch in Bern. Amerikanische Methodisten tauchten mancherorts auf, und auch die Mormonen fanden ihre Gläubigen.

Noch auffallender war, was Schaffhausen erlebte, als der gewesene Vorsteher seiner evangelischen Landeskirche, der hoch angesehene und als historischer Schriftsteller ausgezeichnete Antistes Friedrich Hurter, 1844, verbittert und verzweifelnd an der Zukunft des Protestantismus, sich der römischen Hierarchie in die Arme warf.

Die neue Bundesverfassung von 1848 löste die lange schwebende politische Frage und stellte auch das Gleichgewicht der beiden Konfessionen insoweit her, als wenigstens die Mehrheit und die Macht jetzt nicht mehr zweifelhaft war. Die Mischung der Bevölkerungen nahm zu. Mit größerem Erfolg als bisher konnten die im Jahre 1843 gegründeten „Protestantisch-kirchlichen Hülfsvereine" sich der unter Katholischen zerstreuten Reformierten annehmen durch Errichtung von Schulen und Predigerposten. Evangelischer Gottesdienst bestand schon seit 1826 in Luzern, seit 1834 in Solothurn und seit 1836 auch in Freiburg; jetzt wurden Kirchen erbaut selbst in kleinen Städten und Dörfern, wo das Bedürfnis sich zeigte.

Um so größere Wichtigkeit erhielt nun die Frage nach dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Kann der nicht nur paritätisch, sondern jetzt kirchlich indifferent gewordene Staat ein bestimmtes Bekenntnis als bevorzugt oder alleinberechtigt behandeln? Kann er in gleicher Weise, wie dies früher selbstverständlich und natürlich war, fortfahren, auch die Kirche zu verwalten? Darf die Kirche solche Leitung sich gefallen lassen? — Als unbedingte, in der Natur der Sache liegende Forderung erschien es auch den Gegnern des Trennungsprinzips, daß der Kirche ein gewisses Recht der Selbstkonstituierung eingeräumt werde und der Staat sich direkter Einmischung in innerkirchliche Angelegenheiten enthalte.

Wir treten in die Periode der Kirchenverfassungen ein. Aus den reinen Staatskirchen werden Landeskirchen; die bloßen Geistlichkeitssynoden werden ersetzt durch sogenannte gemischte Synoden mit Gemeindeabgeordneten weltlichen Standes und ausgestattet mit einigen Befugnissen für Lehre und Kultus, so 1851 im Thurgau, 1852 in Bern, wo nun das Presbyterialsystem eingeführt wird, während in andern Kantonen ähnliche Wünsche sich regen.

Damit war etwas gewonnen, allein das schwierigste Problem von allen ließ sich jetzt nicht mehr umgehen: Inwieweit müssen die Glaubensbekenntnisse des XVI. Jahrhunderts ihre Geltung behalten? und —

muß die Zustimmung zu denselben auch fernerhin als Bedingung der Mitgliedschaft oder wenigstens des Lehramts in der Kirche angesehen werden? Die Fortschritte der Naturwissenschaften, die Geschichtsforschung, die Bibelkritik, die philosophische Spekulation haben es Männern von Bildung schwer, wenn nicht unmöglich gemacht, ihre Weltanschauung zu vereinigen mit Ausdrücken und Vorstellungen, welche früherer Zeit angehören. Aber darf der Christ, darf insbesondere der Prediger dieser Weltbildung Einfluß gestatten auf seine Uberzeugung? So hatte man sich schon gefragt, als es sich um Strauß, um Zeller, dann 1850 wieder um den nach Zürich erwählten A. E. Biedermann handelte; aber jetzt trat dieser Gegensatz von „Glauben und Wissen" immer ausgesprochener hervor.

K. R. Hagenbach.

Je offener die Wissenschaft in manchem ihrer Vertreter jeden religiösen Glauben als einen überwundenen Standpunkt für Ungebildete mit spöttischer Überlegenheit behandelte, um so schärfer spitzte sich das Mißtrauen der Gläubigen gegen alle Wissenschaft zu, um so unvereinbarer schien beides zu sein. Daß christliche Frömmigkeit nur möglich sei bei völligem Verzicht auf Verstandesgebrauch, und deshalb um so sicherer bewahrt werden könne, je ferner man sich halte von freier philosophischer und historischer Forschung, das galt jetzt bei vielen als ein unumstößliches Axiom.

Die theologischen Fakultäten boten den natürlichen Angriffspunkt, da sie es sind, aus denen die Diener der Kirche hervorgehen.

Die Universität von Basel, wo de Wette 1849 gestorben war, und jetzt der milde Kirchenhistoriker K. R. Hagenbach und der damals noch als konservativ geltende Daniel Schenkel lehrten, bot wenig Anlaß dazu, obwohl es an geheimen Verdächtigungen nicht fehlte. In Zürich war

der Sieg der modernen Theologie vollſtändig entſchieden. Sie war neben dem ſcharfſinnigen Denker Biedermann durch den freien und vielſeitigen Alexander Schweizer, einen ſelbſtändigen Fortſetzer Schleiermachers und einen der zweifellos bedeutendſten proteſtantiſchen Theologen des Jahrhunderts, in hervorragender Weiſe vertreten.

Anders ſtanden die Dinge in Bern. Hier war bald nach Zellers Weggang, ſeit 1850, Albert Immer gekommen, der nun als Lehrer der Dogmatik und zugleich der neuteſtamentlichen Exegeſe der Fakultät den Charakter ſeiner nichts weniger als unfrommen, aber bekenntnisfreien Richtung aufdrückte. Hier konnte zugleich die politiſche Lage der Parteien gewiſſe Erwartungen erwecken. Im Oktober 1855 erſchien in einem Tagesblatt ein Manifeſt, das die Profeſſoren der Theologie des Unglaubens bezichtigte, der Verführung der ſtudierenden Jugend und der Zerſtörung der Landeskirche. Obwohl die Erklärung die Unterſchrift eines bekannten Diſſidenten trug, war ſie doch wohl berechnet, um namentlich in Laienkreiſen gewaltigen Eindruck zu machen. Die Verteidigung vermochte kaum denſelben abzuſchwächen, da ſie zu viel zugeben mußte.

Alexander Schweizer.

Die denunzierten Theologen wurden zwar in ihrem Amte geſchützt, aber es blieb eine Verſtimmung, welche bei jedem Anlaß von neuem ſich kund gab und das kirchliche Leben aufs empfindlichſte in ſeiner natürlichen Entwicklung geſtört hat.

In Baſel erregten 1857 und 1858 die beiden Kandidaten Rumpf und Hörler einen Sturm gegen ſich, mit wenig anderem Erfolg, als daß ihre rohe Oberflächlichkeit das Vorurteil gegen jede kirchliche Neuerung ſtärkte.

Um dieſelbe Zeit war es, daß ein junger Pfarrer im Rheinthal die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen begann, der als politiſcher Flücht-

ling aus Württemberg gekommene Heinrich Lang, welcher in der kleinen reformierten Gemeinde zu Wartau im Kanton St. Gallen eine Kanzel gefunden hatte. Er stand auf dem Boden der neuen pantheistisch-kritischen Tübinger-Schule, aber — selbst mit dem Beispiel vorangehend — verlangte er, daß ihre Lehren, unmittelbar und mit allen praktischen Folgerungen, in das Volk hinaus getragen und mit Preisgebung der bisherigen Bekenntnis-Dogmatik das gesamte kirchliche Leben auf diese Grundlage gestellt werden solle.

Lang verfocht diese Ansicht mit Geist und mit Feuer und mit so frischem Optimismus, daß er fortriß. Rasch stand er da als Wortführer einer jung aufstrebenden Partei, der „Reformfreunde". Er gab seit 1859 die „Zeitstimmen" heraus, kam 1863 als Pfarrer nach Meilen und 1870 an die Peterskirche in Zürich, ist indes schon am 13. Januar 1876 gestorben.

Albert Immer.

Aber jetzt schlossen sich im Kanton Bern einige jüngere Geistliche der Bewegung an. Ein Angriff gegen Eduard Langhans, Religionslehrer am Lehrerseminar, gab das Zeichen dazu. Der Angegriffene selbst, sein Bruder Friedrich Langhans, Prediger im Irrenhause Waldau bei Bern, und der geist- und charaktervolle Sohn Jeremias Gotthelfs, Albert Bitzius, Pfarrer zu Twann am Bielersee, stifteten mit einigen Freunden den Bernischen Reformverein und begründeten 1866 die „Reformblätter", durch deren populär-agitatorische Sprache sie hofften, die veraltete Landeskirche regenerieren und dann für das freie Christentum auch die der Religion Entfremdeten wieder gewinnen zu können. Der Letztgenannte wurde erst nach seinem Tode als genialer Kanzelredner erkannt. (Porträt Seite 145.)

Im Jahre 1869 verbanden sich Zürcher und Berner zur Bildung des „Schweizerischen Vereins für freies Christentum", welcher nun auch Zusammenhang suchte mit den Gesinnungsgenossen in Genf, Lausanne und Neuenburg; „Zeitstimmen" und „Reformblätter" verschmolzen zur „Reform" unter der gemeinsamen Redaktion von Lang und Bitzius.

Dem Angriff gegenüber regte ſich auch die Abwehr, welche für Feſthaltung an den Bekenntniſſen und einer auf dieſe begründeten Kirchenordnung eintrat. Die von Eduard Güder in Bern herausgegebenen „Hirtenſtimmen“ erweiterten ſich unter Mitwirkung von Zürchern und Baslern zum „Schweizeriſchen Kirchenfreund“.

Zwiſchen dieſen mit leidenſchaftlicher Einſeitigkeit ſtreitenden Parteien ſtanden andere, die mit Waffen zur Rechten und Linken zur Mäßigung mahnten. Sie glaubten die Ergebniſſe der theologiſchen Forſchung unbeſchadet ihrer religiöſen Überzeugung annehmen zu können, waren jedoch der Meinung, daß ſowohl in der Anerkennung ſogenannter Ergebniſſe, als in deren Anwendung auf Predigt und Lehre, Vorſicht und Zurückhaltung geboten ſei. Sie mußten ſich dafür den Vorwurf der Halbheit und ſogar der Unaufrichtigkeit gefallen laſſen.

Heinrich Lang.

Zu dieſen „Vermittlungs-Theologen“ gehörte vor allem der feingebildete K. Rud. Hagenbach in Baſel, der ſchon ſeit 1845 im „Schweizeriſchen Kirchenblatt“ von dieſem Standpunkte aus die Erſcheinungen des kirchlichen Lebens verfolgte. Kräftig wurde er unterſtützt von Georg Finsler in Zürich, zuerſt Pfarrer in Berg, dann Antiſtes der Zürcher Kirche, Verfaſſer der verdienſtvollen „Kirchlichen Statiſtik“ und einer großen Zahl von überaus fleißigen Monographien. Zu ihnen zählte aber auch Immer in Bern, der wiederholt zur Verteidigung nach zwei Seiten ſich genötigt ſah und namentlich im erwähnten Seminarſtreit von ſeinen frühern Schülern ſcharfe Anfechtung erlitt. Seine vielgebrauchte „Hermeneutik“ und ſeine „Neuteſtamentliche Theologie“ ſind bleibende Denkmäler ſeiner Thätigkeit und ſeines Geiſtes. Neben ihm ſtanden der gelehrte R. Rüetſchi, erſter Pfarrer am Münſter in Bern und lange Jahre Präſident der Kantons-

synode, sowie Eduard Müller, seit 1860 Professor der praktischen Theologie.

Ausgedehnten Einfluß vermochte diese Gruppe nicht auszuüben, weil für den größten Teil der Nichttheologen Bekenntnis und Frömmigkeit so unzertrennbar verflochten waren, daß sie nur Verständnis haben konnten für die Alternative: entweder alles glauben oder nichts!

So schien es wenigstens; in Wirklichkeit brach doch gerade diese Ansicht sich Bahn, sobald der erste ungestüme Anprall der Parteipolemik vorüberzog. Bedeutung erhielt die theologische Mitte, nicht als Partei, wohl aber durch die Anerkennung ihrer sachlichen Ziele, von dem Augenblicke an, als die kirchliche Reform ihr Recht der Zugehörigkeit innerhalb der Landeskirchen sich errungen hatte und es nun galt, mit dieser Thatsache sich so gut als möglich abzufinden.

Georg Finsler.

Das war ein entscheidender Schritt.

In Zürich, wo das Zusammenfallen des konfessionell homogenen Staates mit der Kirche noch prinzipiell festgehalten blieb und der Große Rat — Kantonsrat —, in welchem aber auch der Stand der Geistlichen vertreten war, über innerkirchliche Dinge einzig entschied, war die Gleichberechtigung der freiern Richtung das Ergebnis allmählichen Anwachsens zur Mehrheit in Volk und Behörden. Noch einfacher war es in der übrigen Ostschweiz, da hier bei freier Pfarrwahl durch die Kirchgemeinden die Mehrheit entscheidet, so daß schon 1854 die Absetzung des freigeistigen Pfarrers Wagner zu Mollis im Kanton Glarus nur sehr schwer durchgesetzt wurde.

Ernste Kämpfe mußten jedoch da vorausgehen, wo die Kirchenverfassung den religiösen Interessen eine gewisse Selbständigkeit verlieh und somit die Möglichkeit eines Auseinandergehens zwischen Volksmehrheit und Kirchenbehörde vorlag. So war es besonders in Bern. Der am

19. Juni 1869 von der Synode beschlossene, zur Beruhigung bestimmte, aber im Grunde gegen die Reformpartei zielende sogenannte „Hirtenbrief" verfehlte seinen Zweck. Es entspann sich zwischen den drei Richtungen eine Polemik, welche mehrmals die Grenze des Erlaubten überschritt und in den Augen der Gemeindeglieder weder die Achtung vor dem Predigerstande noch das Vertrauen zu ihrer Kirche erhöhte. Aufregende Pfarrerwahlen trugen die Erbitterung auf alle Dörfer hinaus, steigerten das Mißbehagen und die Besorgnisse vor der Zukunft. Daß es nicht noch schlimmer kam, war vielleicht nur dem denkwürdig sonderbaren Umstand zu verdanken, daß die Berner Kirche gerade während dieser Zeit von einem Katholiken als „Kirchendirektor" verwaltet wurde, der sich mit anerkanntem Takt neutral verhielt. Man zankte sich um die Erstellung eines neuen Katechismus, um Revision des Kirchengebetbuchs, um Entfernung oder Beibehaltung des Apostolischen Bekenntnisses bei Vollziehung der Taufe. Daß auf den Wunsch einiger Kandidaten die förmliche Verpflichtung auf die Helvetische Konfession aufgegeben wurde, bewies Entgegenkommen, konnte aber weitern Forderungen nicht genügen.

Albert Bitzius.
(Seite 142.)

Jetzt kam von 1870 an der „Kulturkampf" hinzu, der für den Kanton Bern mit seinem meistens katholischen Jura ganz besondere Gefahren in sich schloß. Es drohte kirchliche Anarchie und als unvermeidliches Ende die von zwei Extremen längst erstrebte Trennung von Staat und Kirche.

Der Weg zur Rettung aus diesem höchst unerfreulichen Zustande fand sich in einem neuen Kirchengesetze, das am 18. Januar 1874 in allgemeiner Volksabstimmung mit großer Mehrheit die Bestätigung erhielt. Ist auch der Versuch, durch dasselbe eine katholische Staatskirche zu begründen, völlig mißlungen, so wurde doch für die Reformierten eine relativ befriedigende Ordnung geschaffen, vor allem aber der Grundsatz der Landeskirche aufrecht erhalten. In der nunmehr frei durch die Gemeinden erwählten Kantonssynode trafen sich jetzt ziemlich viele der früher faktisch ausgeschlossenen Reformfreunde, und so ergab sich die Notwendigkeit, die schließlich zum stillschweigend feststehenden Übereinkommen wurde, daß in allen kirchlichen Behörden die drei Parteien, der Reformer, der Orthodoxen und der Vermittler, gleichmäßige Vertretung erhielten.

In Basel gestaltete sich das Ergebnis etwas anders. Hier fehlte seit Hagenbachs Tod (7. Juni 1874) eine starke Mitte. Die freie Richtung erzwang sich mit der Wahl von Pfarrer Altherr aus Rorschach, am 28. Juni 1874, als Pfarrer an St. Leonhard, zum erstenmal zwar den Zugang zu den Kanzeln und in die Synode, dagegen ging man insofern kirchlich auseinander, als sich die Bevölkerung nicht territorial, sondern als Partei nach ihren Predigern scheidet, welche unter sich nur noch das Kirchengebäude, aber nicht mehr das Abendmahl teilen.

Zur eigentlichen Trennung, wie in der französischen Schweiz, in Neuenburg 1873, kam es in den deutsch-reformierten Kantonen nicht, doch auch hier blühten die Sekten und sektenartigen Gemeinschaften, in welche sich die zurückzogen, denen die Anerkennung der neuen Theologie als Abfall der Kirche vom Glauben erschien. Erfolgreiches Wirken entwickelten besonders die evangelischen Gesellschaften. Von derjenigen Berns wurde schon 1871 gesagt: „Sie ist still, aber eifrig thätig; sie wirkt für Mission, für Bibelverbreitung, besitzt eine eigene Buchhandlung, protegiert Magdalenenstifte und Gesellenherbergen, läßt auf 60 oder mehr Stationen durch Stundenhalter regelmäßige Gottesdienste abhalten, unterhält ihr eigenes Lehrerseminar und veranstaltet während des Jahres viele starkbesuchte Missions- und andere Feste." Seither wären noch hinzuzufügen: die Gründung einer sehr bedeutenden Privatschule mit einem höhern Gymnasium, der Bau mehrerer „Vereinshäuser" und einer sogenannten „Minoritäts"-Kirche mit eigenem Prediger und die Anstellung einer Anzahl von „Stadt-Missionaren".

Der amtliche Verkehr der kantonalen Landeskirchen unter sich, der im sechzehnten Jahrhundert schien die Entstehung einer eigentlichen schweizerisch-reformierten Kirche einleiten zu wollen, hatte fast vollständig aufgehört; die kurze Periode der helvetischen Einheit vermochte ihn nicht zu erneuern; der neue Bundesstaat von 1848 hatte dafür kein Interesse, und lange Zeit kam die natürliche Wechselwirkung der gemeinsamen kirchlichen Angelegenheiten nur in der Presse und in der nicht amtlichen Prediger-Gesellschaft zum Ausdruck. Erst 1858 trat die evangelische Kirchen-Konferenz ins Leben, aus Abgeordneten der verschiedenen Kirchen, aber nur zu Beratung, ohne Befugnisse; dennoch wurde auf diesem Wege einiges erreicht: die Erhebung des Karfreitags zum Festtag und das schweizerische Kirchengesangbuch, das nun die kantonalen ersetzt.

Ein Konkordat zur gemeinsamen Aufnahme in den Kirchendienst, das dem gleichen Zwecke hätte dienen sollen, umfaßt nur die Kantone der Ostschweiz, während Bern sich davon fernhält. Auch die Erstellung einer gemeinsamen Bibelübersetzung ist trotz vieler Arbeit noch nicht gelungen. Der Streit um „Glauben und Wissen" hat manches Nützliche erschwert, manches Gute zerstört.

Diesen Zwiespalt versöhnend, ist erst in den letzten Jahren eine neue Richtung zur Geltung gekommen, die vielleicht berufen ist, die alten Gegensätze überwinden zu helfen. Der Berner Prediger Georg Langhans (1830—1898) war es, der mit warmer Begeisterung darauf hingewiesen hat, daß die reformierte Kirche noch eine andere Aufgabe zu erfüllen habe als die Sorge für Lehre und Kultus allein, daß die christliche Liebe, welche sie predigt, sich in den Werken der Seelsorge im weitesten Sinne, der christlichen Gemeinnützigkeit oder der innern Mission, zu bethätigen habe. Seine Stimme wurde gehört auch in andern Kantonen, und eine stattliche Anzahl von wohlthätigen Anstalten, die daraus hervorgegangen sind, sichert der Religion ihre Mitwirkung an der großen socialen Arbeit der Zukunft.

Erst im Jahre 1896 hat endlich auch die Zürcher Kirche eine Verfassung erhalten, mit gemischter Synode und Gemeindevertretung und einer gewissen Selbständigkeit in innerkirchlichen Dingen. Immerhin wurde der Charakter der Staatskirche noch sehr entschieden gewahrt. Die am 8. und 9. März 1899 zur Beratung des neuen Kirchengesetzes versammelte Synode sprach sich zwar für die Anerkennung eines kirchlichen Besteuerungsrechtes aus, faßte aber gleichzeitig auf die beredte

Empfehlung von Männern, wie Professor Dr. K. Furrer und Kirchenrat Wyßmann, den vielbedeutenden Beschluß, daß die christliche Taufe nicht mehr als notwendiges Erfordernis der Zugehörigkeit zur Kirche erklärt ward. Diese Aufsehen erregende Haltung erschien um so wichtiger, weil der Kanton Zürich eben jetzt durch eine starke Zunahme der katholischen Bevölkerung und unerwartetes Wiederaufflammen der konfessionellen Gegensätze religiös beunruhigt wurde. Letztere Bewegung gab Veranlassung zu einer amtlichen „Ansprache" des Kirchenrates an die reformierten Kirchgemeinden und zu den höchst beachtenswerten, jeweilen von 2000 bis 3000 Personen angehörten öffentlichen Vorträgen von Professor Furrer über „Katholizismus und Protestantismus".

Unverkennbar zieht sich durch die ganze Periode hindurch — dem Anfang entsprechend — das allmähliche Auseinandergehen des ehemaligen allgemeinen Gewohnheits-Christentums in bewußte Religionslosigkeit bei den einen und bewußtes Glaubensleben im spezifisch-christlichen Sinne bei den andern — mit andern Worten: Ausscheidung von Staat und Kirche, oder das Zurückziehen der letztern in die Reihe der freiwilligen Vereine. Ob diese Bewegung noch weiter fortschreiten, ob sie stillestehen oder wieder zurückgehen wird, das kann erst das zwanzigste Jahrhundert lehren.

Protestantismus

in der

französischen Schweiz.

Wenn das Wesen einer Religion darin besteht, religiös zu sein, so bildet die hauptsächlichste Erscheinung im Protestantismus der französischen Schweiz die religiöse „Erweckung", die sich dort in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bemerkbar machte.

Der Protestantismus war seit der Reformation in den Kantonen Genf, Waadt und Neuenburg im wesentlichen unverändert geblieben, obgleich schon überall Zeichen der Entartung und der Erschlaffung sich geltend machten. Dies zeigte sich vielleicht am allerdeutlichsten in Genf, wo der Geist des 18. Jahrhunderts die offizielle Lehre stark beeinflußt hatte, so daß diese kaum mehr als ein rationalistisch-moralistisches Christentum vertrat. Das Evangelium, das verkündigt wurde, war vor allem die Religion der Vernunft und der guten Sitte, mit dem Zweck, im Volke die bürgerlichen Tugenden und die Gefühle des nationalen Patriotismus wach zu halten. Die Einrichtungen Calvins bestanden zwar noch dem Rechte nach, aber in That und Wahrheit waren die beiden Gewalten, die geistliche und die weltliche, die unter den Reformatoren

ſo eng verbunden waren, ſchon längſt voneinander geſchieden. Das Konſiſtorium ſpielte nur noch eine untergeordnete Rolle, und eine Art klerikaler Oligarchie, die beinahe vollſtändig in den Händen der Compagnie des pasteurs (der Prediger) lag, wachte ſelbſtändig über das religiöſe Schickſal der Stadt.

Die Kirche der Waadt, ihrer Verfaſſung nach ebenfalls klerikal, war überdies noch dem Staate unterworfen; denn die Berner hatten dieſelbe zum Vorteil ihrer Herrſchaft nach und nach ihrer urſprünglichen Rechte beraubt und das Gefühl der Unabhängigkeit in ihr ſo gründlich unterdrückt, daß die politiſche Befreiung der Waadt ihr zwar andere Herren, nicht aber die Freiheit brachte. Obwohl die Erſchlaffung der Lehre weniger allgemein und tiefgehend war als in Genf, ſo war damit doch keine größere Belebung der Kirche verbunden. Eine tote Orthodoxie zeitigte hier annähernd dieſelben Früchte wie ein anerkannter Rationalismus.

Am wenigſten beeinträchtigt von den dreien war zweifellos die Kirche in Neuenburg, wo ſich der Einfluß des frommen Oſterwald geltend machte und die Vénérable Classe an der Spitze der geiſtlichen Herrſchaft des Fürſtentums ſtand, ohne ſich ihre Gewalt widerrechtlich angeeignet zu haben. Dieſe Behörde zeichnete ſich aus durch ihr ernſtes Pflichtbewußtſein und die relative Reinheit ihrer Überzeugung.

Das war das Milieu, welches die Erweckung vorfand und auf welches ſie einen mächtigen Einfluß auszuüben berufen war. Den zufälligen Anſtoß zu dieſer religiöſen Bewegung, deren Urſache ihrem innerſten Weſen nach geiſtiger Natur iſt, gaben die großen, ganz Europa erſchütternden, politiſchen und militäriſchen Ereigniſſe der eben vergangenen Zeit. Das Charakteriſtiſchte an dieſer Erweckung iſt die Rückkehr der Seele zum tiefen Ernſt des ſittlichen Lebens und zum perſönlichen Heil durch das Evangelium. Ihr Schwerpunkt liegt in folgenden Hauptſtücken des Glaubens: Die Erbſünde oder der thatſächliche Abfall der Menſchheit, die Gottheit Jeſu Chriſti oder die Erlangung des Heils durch die Gnade, die Rechtfertigung aus dem Glauben und die Wiedergeburt durch den heiligen Geiſt, und endlich die Gemeinſchaft der Kinder Gottes unter ſich und ihre ausdrückliche Scheidung von den Kindern der Welt. Dieſer letzte Punkt, welcher im Einklang ſtand mit der aus der Bekehrung hervorgegangenen Geſinnung, war es namentlich, der die ſchwerwiegendſten Folgen haben ſollte, und der durch ſeine Fortwirkung in der

Kirche einen entſcheidenden Schlag gegen die religiöſe Verfaſſung zu führen beſtimmt war, mit der uns das 16. Jahrhundert beſchenkt hatte.

Obſchon ſich dieſe Erweckung, mehr als man gewöhnlich annimmt, ganz autochthon und von ſelbſt entwickelte, ſo iſt dennoch ihre eigentliche Wiege in Genf zu ſuchen, von wo aus ſich die Bewegung mit außerordentlicher Schnelligkeit und Wucht nach Frankreich und über die franzöſiſche Schweiz ausbreitete. Hier hatte ſie auch die ausgeſprochenſten, originellſten und intereſſanteſten Formen. Ihren Ausgang nahm ſie von der kleinen Geſellſchaft „der Freunde", einer Verbindung einiger Studenten der Theologie, die unter dem Einfluß der noch in Genf zurückgebliebenen Gemeinde mähriſcher Brüder ſtand. Dieſe 1810 gegründete Geſellſchaft hatte die Pflege des ſittlichen und religiöſen Lebens zum Zweck. Ihr anfangs zaghaftes und ſchüchternes Vorgehen, das von der Geiſtlichkeit durchaus nicht gerne geſehen war, wurde gefördert durch den vorübergehenden Aufenthalt der Frau von Krüdener, die damals noch voller Begeiſterung war über ihre neuliche Bekehrung. Viel geſünder und dauernder aber war der Einfluß des Schotten Robert Haldane, der dieſen jungen Leuten als etwas ganz Neues die bibliſchen Wahrheiten von der chriſtlichen Erlöſung mit der ganzen Autorität ſeiner innerſten Überzeugung enthüllte. Schon hatte die Bewegung einigermaßen feſten Boden gefaßt, ſchon waren Gerüchte davon in die Öffentlichkeit gedrungen und hatten die offiziellen Wächter der Tradition die erſten Präventivmaßnahmen getroffen, als im Jahre 1817

César Malan.
(Nach einem Porträt von Hornung.)

durch die Predigt César Malans über „die Notwendigkeit des Heils aus Gnaden" und durch den offenen Brief von Empeytaz an die „Gesellschaft der Prediger", „Betrachtungen über die Gottheit Jesu Christi", die Gärung zum Ausbruch gelangte. Die angegriffene Compagnie des pasteurs suchte sich zu verteidigen, indem sie Malan das Predigen untersagte und die Verordnung vom 3. Mai erließ, die den Pfarrern und Studenten verbot, über das Wesen der Gottheit Jesu Christi, der Erbsünde, der Gnade und der Prädestination zu predigen, welche Punkte sie als „theologische Spitzfindigkeiten" bezeichnete. In Wirklichkeit hieß dies der neuen christlichen Bewegung die Verkündigung der Wahrheiten verbieten, die sie gerade für wesentlich hielt. Nun mußte der Kampf beginnen, indem die einen nur darauf ausgingen, den Frieden der formellen kirchlichen Gemeinschaft als äußerlich sichtbarer Einrichtung aufrecht zu erhalten, den andern aber vor allem die Aufrechterhaltung des wahren Glaubens am Herzen lag. Dieser Mangel an Verständnis der einen Partei für die andere beschwor einen Konflikt herauf, der um so weniger beseitigt werden konnte, als man sich scheute, ihn öffentlich einzugestehen.

Die ersten Versammlungen der kirchlich und religiös Andersdenkenden, die zwar wenig besucht waren und der Bevölkerung im allgemeinen unbekannt blieben, sind verknüpft mit den Namen eines Pyt, Porchat, Guers, Gonthier 2c. und setzen sich fast ausschließlich aus Leuten aus dem Volk zusammen. Eine Folge hiervon war die Gründung der Gemeinde des „Bourg-de-Four", die dann im Jahre 1839 in die „Pelisserie" verlegt wurde, wo sie noch heute besteht. Diese Fraktion der Erweckung in Genf, die in mancherlei Hinsicht die thätigste und radikalste war, ging aus dem doppelten Prinzip der Trennung der durch Christus Erlösten von der Welt und der Organisation derselben nach apostolischem Muster hervor. Die verschiedenen Formen, unter welchen die praktische Ausführung dieser Ideen versucht wurde, im Zusammenhang mit den hieraus sich ergebenden schwierigen Problemen des Kultus, der Disciplin, des Abendmahls und der Taufe, bilden eines der lehrreichsten Kapitel der modernen Lehre von der Kirche. Von einer weiteren und eingehenderen Verfolgung dieser Geschichte müssen wir an dieser Stelle absehen und stellen nur fest, daß trotz zahlreicher Mißerfolge, und obschon man endlich sich der Notwendigkeit gewisser Kompromisse bewußt wurde, diese so kleine und unansehnliche Gemeinde es war, welche dem Prinzip des

religiöſen Individualismus in Genf die Thüre öffnete und ihm dort eine bleibende Stätte ſchuf.

Die andere, kaum zahlreichere Partei der erſten Erweckung Genfs ſammelte ſich um die Perſon Céſar Malans, deſſen unbeſcholtener Charakter, religiöſer Eifer und Beredſamkeit ihn zu einer der originellſten und hervortretendſten Geſtalten der Epoche machten. In der Chapelle du Témoignage, die er 1820 im Garten ſeines Hauſes im Pré-l'Evêque errichtet hatte, vereinigte ſich eine Gemeinde, die ſich auf ganz anderer Grundlage aufbaute, als die Gemeinde des Bourg-de-Four. Malan verlangte die Rückkehr zum urſprünglichen Calvinismus, ſowohl hinſichtlich der Lehre, als auch der Kirchenordnung. Das Grunddogma ſeiner Predigt war die abſolute Gnade Gottes in Jeſu Chriſto, und ſeine Trennung von der damals beſtehenden nationalen Kirche hielt er nur für vorübergehend, weil dieſe ihn ſeines Amtes enthob und ſelbſt ungläubig geworden war. So mußte es denn dahin kommen, daß, da die Geiſtlichkeit in keiner Weiſe nachgab und von allen Seiten neue Ideen und Anſchauungen ſich geltend machten, dieſe anfänglich durchaus berechtigte Proteſtation auf die Länge immer ſchwächer wurde und jede Exiſtenzberechtigung verlor. Daher nahm auch von Jahr zu Jahr Malans öffentliche Thätigkeit in Genf ab, nicht aber ſein perſönlicher Einfluß, der, immer noch mächtig und wohlthätig, ſich beſonders im Ausland geltend machte. Dieſen Einfluß verdankte er ſeinen wunderbaren Eigenſchaften als Evangeliſt, Dichter und Schriftſteller. Seine „Lieder Zions", zu denen er Text und Muſik ſelbſt verfaßte, ſind die erſten und einige von ihnen die ſchönſten Kirchenlieder, welche ſeit den Pſalmen Marots in franzöſiſch-proteſtantiſchen Gemeinden geſungen worden ſind.

Cellerier.

Dieſe ſchöpferiſche Periode der religiöſen Erweckung in Genf zeichnet ſich aus durch die außerordentliche Fruchtbarkeit an chriſtlichen Werken,

durch welche sie, in Genf zwar unbemerkt, ihre große Berühmtheit nach außen erlangte. Colportage, Evangelisation, innere und äußere Mission, Bibelgesellschaften, Sonntagsschulen ꝛc., kurz, die ganze religiöse Thätigkeit des 19. Jahrhunderts ist hier im Keime vorhanden, und zwar in einer auffallend lebenskräftigen und reinen Form. Alles ging damals noch aus der innersten und lebendigsten Überzeugung hervor, und die Kraft der individuellen Bestrebungen ersetzte, was etwa in dieser Zeit an bewußtem Arbeitsplan und gemeinsamem Zusammenwirken fehlen mochte.

E. Gaussen.

Aber gerade diese Periode mehr individuellen Wirkens sollte die Grundlage bilden, auf welcher sich die nun beginnende Epoche aufbaute, die, wenn auch vielleicht weniger unvermittelt und intensiv, so doch weit offener und humanitärer war und die auch schöne Früchte zeitigte. Es ist dies die Epoche, in welcher die Bewegung weitere Kreise, das höhere Bürgertum und die Aristokratie der Stadt Genf erfaßte. Das frühere Ungestüm trat nun hinter weise Mäßigung und wohlüberlegtes Handeln zurück. Diese Ausdehnung ist auf verschiedene Ursachen zurückzuführen. So unter anderm auf den Prozeß Bost, welch letzteren die „Gesellschaft der Prediger" wegen Verleumdung in Anklagezustand setzen ließ, weil er eine Schrift veröffentlicht hatte: „Verteidigung derjenigen Genfer, die sich als unabhängige Kirchengemeinschaft konstituiert haben, gegen die Sektierer der Stadt". Bost verteidigte sich selbst mit Glanz und Energie und wurde in erster und zweiter Instanz freigesprochen. Diese Freisprechung und die Wendung, welche die Debatte genommen hatte, zog

die größte Aufmerkſamkeit aller denkenden Leute auf ſich und brachte ihnen zum Bewußtſein, daß die Erweckung etwas anderes ſei, als was eine feindliche und parteiiſche Preſſe bis dahin in ihren Darſtellungen daraus gemacht hatte. Ein fernerer und mächtigerer Grund war die beſtimmte Stellung, welche eine kleine evangeliſche Minorität nach und nach innerhalb der offiziellen Geiſtlichkeit einnahm. Schon Cellerier, Vater, hatte durch ſeine zahlreich beſuchten, auch im Druck herausgegebenen Predigten den Weg geebnet. Auch B. Bouvier, J. E. Coulin und J. Martin verkündeten ein Evangelium, das glaubensſtärker und wahrheitsgetreuer war, als der damals geläufige Socinianismus. Im gleichen Sinne wirkten Moulinié durch die Seelenheilung, Diodati und Cellerier, Sohn, auf dem Gebiete der Theologie. Einen bedeutenden Einfluß endlich übte L. Gauſſen, Pfarrer in Satigny, auf die gebildeten Kreiſe aus. Die ihm 1830 von der Geſellſchaft der Prediger gemachten Schwierigkeiten und ihre feindliche Haltung ihm gegenüber beſtimmten einige einflußreiche Männer, ſich um ihn zu ſammeln, und aus dieſer Vereinigung ging die „Evangeliſche Geſellſchaft“ hervor, durch welche die religiöſe Erweckung etwas von ihrer urſprünglichen Beſchränktheit und Härte abſtreifte, dadurch ihren Charakter änderte und in eine neue Phaſe eintrat. Von nun an wurde die Erweckung eine ſittliche Macht, mit der man in Genf rechnen mußte.

Merle d'Aubigné.

Die Evangeliſche Geſellſchaft eroberte ſich im erſten Anlauf die Sympathien eines Publikums, welches den Anfängen der religiöſen Bewegung gleichgültig gegenübergeſtanden war. Bald hatte ſie ihre Gottesdienſte, Sonntagsſchulen und ihre regelmäßige Thätigkeit. Der „Protestant de Genève“, das Organ der Nationalkirche, hatte bereits den Kampf gegen den „Methodismus“ aufgenommen; doch war es hauptſächlich das Erſcheinen der „Theologiſchen Fragmente“ von Prof. Chenevière, eines Schriftſtückes, in welchem endlich die Mängel der herrſchenden Dogmatik

zu einem rückhaltloſen und beſtimmten Ausdruck gelangten, wodurch die „Evangeliſche Geſellſchaft“ veranlaßt wurde, eine theologiſche Schule zu begründen. Gauſſen, Galland und Merle d'Aubigné, zuſammen mit zwei Profeſſoren, die aus Deutſchland und der deutſchen Schweiz berufen wurden, fanden ſich bereit, die Leitung des Unterrichts zu übernehmen, wurden aber ſofort vom Konſiſtorium ſuſpendiert. Die „Geſellſchaft“ erkühnte ſich nun, ein immer unabhängigeres Verfahren einzuſchlagen. 1834 weihte ſie die Gebäude des Oratoire ein, die ſowohl für die theologiſche Schule als auch für ihren Hauptgottesdienſt beſtimmt waren. Im folgenden Jahre faßte ſie den Beſchluß, das heilige Abendmahl auszuteilen, und zog bald zwei Pfarrer zur Dienſtleiſtung heran. Ihre urſprüngliche Abſicht ging dahin, für die Erweckten einen neutralen Boden zwiſchen den kirchlich Abtrünnigen und der Nationalkirche zu ſchaffen; doch ging ſie gerade infolge der ihr gemachten Oppoſition und unter dem Einfluß der von A. Vinet mit ſo viel Talent verbreiteten Ideen von Tag zu Tag mehr einer beſtimmten kirchlichen Organiſation entgegen, bis die politiſche Umwälzung des Jahres 1847, welche die Nationalkirche bis auf den Grund erſchütterte, die letzten Bedenken beſeitigte. Nach langen Verhandlungen zwiſchen den Vertretern der verſchiedenen diſſentierenden Parteien beſchloß man, eine einzige allumfaſſende Gemeinde zu gründen, wobei immerhin auf die untergeordneten Eigentümlichkeiten der einzelnen Fraktionen Rückſicht genommen werden ſollte. Die „freie evangeliſche Kirche Genfs“ nimmt alle Chriſten auf, die ſich von den nationalkirchlichen Einrichtungen losſtrennen. Sie hat ihr Glaubensbekenntnis und verlangt von ihren Mitgliedern perſönliche Annahme desſelben. Sie verfügt ihnen gegenüber über eine gewiſſe Disciplin und ſchließt ſich im übrigen in der Form der presbyterianiſchen Kirche an.

Doch war die Verſchmelzung der Gemeinden des Oratoire und der Peliſſerie nie eine vollſtändige. Während die erſtere den Beſtrebungen einzelner ihrer Mitglieder und Geiſtlichen nachgab und darauf ausging, ihre Gemeinde auszudehnen, ihre Grundartikel zu vereinfachen und eine vollſtändigere Gemeinſchaft mit der kurz vorher in England gegründeten panpresbyterianiſchen Union herbeizuführen, behielt die letztere, unter dem Einfluß des Darbismus, ihre kongregationaliſtiſchen Tendenzen bei, anerkannte nur mit Widerſtreben ein ſtändiges geiſtliches Amt und betonte nach wie vor die Notwendigkeit einer ſtrengen kirchlichgläubigen

und moraliſchen Disciplin. Im Jahre 1883 erlangte dieſe Gemeinde der Peliſſerie ihre vollſtändige Freiheit wieder, als die Gemeinde des Oratoire ſich eine ihren Beſtrebungen entſprechende Verfaſſung gab. Seither blieben die beiden voneinander geſchieden; jede arbeitet nun für ſich nach ihren beſtimmten und eigentümlichen Grundſätzen.

In der Waadt machte die Erweckung eine beinahe gleiche Bewegung durch. Doch, da hier die religiöſe Freiheit vom Staate nicht anerkannt wurde, die Kirche vielmehr eine ſtaatliche Anſtalt war, ſo lag die traurige Aufgabe, dieſem Fortſchritt auf religiöſem Gebiet entgegenzutreten, hier nicht in den Händen der offiziellen Geiſtlichkeit, ſondern der Regierung ſelbſt. Auch hier, wie in Genf, fing die Bewegung ganz von ſelbſt an. Ihre Entſtehung verdankte ſie hauptſächlich den privaten Zuſammenkünften um das Jahr 1810 beim Dekan Curtat, Pfarrer von Lauſanne und Profeſſor an der Akademie, welcher einige Studenten zum richtigen Verſtändnis der heiligen Schrift anleitete und ihnen die heilige Begeiſterung für die evangeliſche Predigt einflößte. Dieſe Bewegung ſtand zu ſehr im Einklang mit dem noch unbeſtimmten Sehnen vieler Herzen und mußte um ſo mehr zu raſcher Entwicklung gelangen, als ſie ſowohl von Genf als auch von einigen auswärtigen Chriſten reichliche Nahrung erhielt. Curtat ſelbſt war erſchreckt durch das Ergebnis ſeiner eigenen Beſtrebungen, die zweifelsohne in ihrer weiteren Entwicklung über das von ihm gewünſchte Ziel hinausgingen, und unter dem Druck der öffentlichen Meinung, welche gegen die „Mucker" laut zu werden anfing, verdammte er ſelbſt dieſe „Konventikel", doch vergeblich; die Bewegung nahm, vom Himmel unterſtützt und aller Überlegung der menſchlichen Vernunft zum Trotz, ihren Fortgang. Die Geiſtlichkeit im allgemeinen ſah dem ganzen Treiben mehr unruhig als feindſelig zu; ja, die Mehrzahl der jungen Geiſtlichen war der Bewegung eher günſtig geſinnt. Anders war es beim Volk, welches die ernſthafte Predigt eines echten Evangeliums nie gleichgültig gefunden hat. So konnte es nicht anders kommen, als daß die Liebe bei den einen, bei der größten Zahl der Haß einen Gegenſatz der Meinungen heraufbeſchwor. Die Dinge gingen ſo weit, daß die Regierung, gezwungen, einzugreifen, und in dem Wunſche, die Polizeimaßnahmen, die ſie ſchon an Ort und Stelle gegen die Verſammlungen und die Teilnehmer getroffen hatte, zu regeln, vom Großen Rat das bekannte Geſetz vom 20. Mai 1824 erwirkte, nach welchem „alle überſpannten Perſonen, welche eine neue Sekte einzuführen oder zu verbreiten ver-

ſuchen", mit Geldſtrafe, Gefängnis oder Verbannung beſtraft werden ſollten. Doch nötigte dieſes Geſetz, das, anſtatt die Gemüter zu beruhigen, die geächtete Bewegung nur ſtärkte, die Opfer einer ſo offenbar ungerechten Maßregel, ſich jetzt offen als getrennte Gemeinſchaften zu konſtituieren.

Wie in Genf war der entſcheidende Bruch geſchehen, und dieſe erſte, aus einem geſchichtlichen Ereignis hervorgehende Trennung war auch hier nur die Vorbereitung einer überlegteren, zielbewußteren und auf beſtimmten Grundſätzen fußenden Lostrennung, zu deren Apoſtel, Lehrer und Prophet A. Vinet beſtimmt war, der damals gerade ſeine Abhandlung „Über die der Anſicht eines jeden gebührende Achtung" in Arbeit hatte und bald darauf ſeine „Abhandlung über die Freiheit des Kultus" veröffentlichte.

Von 1830—1840 erfreute ſich zwar der Kanton, infolge des freiſinnigen Syſtems der neuen Regierung, einer Periode relativer Ruhe, in welcher die Erweckung an Boden gewann, tiefer in das Volk eindrang, ſich ſogar in der traditionellen Kirche einen Platz eroberte und gerade dadurch gemäßigter und vernünftiger wurde. Doch ſollte der Waffenſtillſtand nur von kurzer Dauer ſein und der Kampf heftiger als je entbrennen; denn die Reviſion der kirchlichen Ordnung, welche laut der Verfaſſung von 1831 vor Ablauf von 10 Jahren vorgenommen werden mußte, ſtand bevor. Dies gab zu lebhaften Diskuſſionen Anlaß, in welche Vinet durch Wort und Schrift thätig eingriff. Petitionen verſchiedenen Sinnes cirkulierten im Lande. Mehrere Geſetzesentwürfe lagen vor, als der Große Rat, offenbar von dem Wunſche beſeelt, den Aufſchwung der religiöſen Bewegung zu hemmen, diejenige Geſetzesvorlage annahm, welche die Feſſeln der Kirche noch feſter anzog, die Laien von jeder Teilnahme an der Verwaltung der Kirche ausſchloß und zugleich das Glaubensbekenntnis unterdrückte.

Die Beſorgnis und die Traurigkeit derjenigen, welche einer beſſern Zukunft mit Verlangen entgegengeſehen hatten, war groß. Jeder Einſichtige ſah klar und deutlich den Sturm herankommen, den dieſe jetzt noch viel ernſter gewordene Lage der Dinge heraufbeſchwören mußte. Nicht nur wurde der Nationalkirche jede geiſtige Selbſtändigkeit abgeſprochen, ſondern man nahm ihr ſogar das von ihr als Norm hochgehaltene Glaubensbekenntnis und gab ſie ohne irgendwelche Garantie der Willkür der politiſchen Regierung preis. Die Geiſtlichen, die jetzt

nur noch als gewöhnliche Beamte betrachtet wurden, fühlten zum erstenmal die Möglichkeit eines Konfliktes voraus zwischen den Pflichten ihres christlichen Dienstes am Evangelium und denen ihrer offiziellen Amtsverrichtung. Diese Ahnung und die sich schon geltend machende Spannung bereiteten ohne Zweifel die Secession des Jahres 1845 vor. Im Jahre 1841, als das Gesetz in Kraft trat, reichten zehn Geistliche ihre motivierte Demission ein, nachdem schon ein Jahr vorher Vinet seinen Abschied genommen hatte. 1843 erschien sein großes Werk: „Über das Bekennen der religiösen Überzeugung". Anknüpfend an die Frage, welche die Ereignisse in seinem Vaterlande ständig seiner Aufmerksamkeit aufgedrängt hatten und die er nun in ihrer vollen Bedeutung hervortreten läßt, zeigt er hier mit überzeugender Kraft, Beredsamkeit und Reichtum an Argumenten, daß die Trennung von Staat und Kirche nicht nur eine Interessen- oder Rechtsfrage sei, die man je nach Gelegenheit geltend machen könne, sondern eine Frage der absoluten Pflicht. Diese Trennung allein garantiere ja thatsächlich und endgültig die freie Bildung und das freie Bekenntnis der persönlichen religiösen Überzeugung, in welcher Überzeugung gewissermaßen alle Rechte, Pflichten und Interessen, die im Gewissen des einzelnen enthalten sind, ihren zusammenfassenden Ausdruck fänden. Diese meisterhafte Verteidigungsschrift einer verloren geglaubten Sache fand einen bedeutenden Wiederhall sowohl auswärts als in der französischen Schweiz. Alle lasen sie natürlich nicht, war sie doch für die Mehrzahl geistig viel zu hoch; aber mit diesem Werk war es „wie mit den wohlriechenden Blumen, die die Luft mit ihrem Wohlgeruch erfüllen". Der Eindruck dieser Schrift, vereinigt mit der durch die Gründung der unabhängigen schottischen Kirche hervorgerufenen Stimmung, spielte eine große Rolle in der Bildung der freien Kirche des Waadtlandes.

In der That war bald ein erbitterter Kampf ausgebrochen zwischen dem Staate, der sich wohlüberlegte Eingriffe in die geistlichen Rechte des Klerus erlaubte, und dem Klerus, der, von einigen Auserlesenen unterstützt, unermüdlich, aber ohne Erfolg auf eben diese Rechte Anspruch erhob. Aus diesem Kampf ergab sich deutlich die Absicht der Regierung, der religiösen Thätigkeit der Kirche Einhalt zu thun und dieselbe nur zu politischen Zwecken zu gebrauchen. In der demagogisch-radikalen Umwälzung des Jahres 1845, die unter dem Ruf „nieder mit den Muckern" zum Ausbruch kam und in welcher deutlich die Gesinnung des souveränen Volkes hinsichtlich

einer wahren Verkündigung des Evangeliums zu Tage trat, erreichte der Konflikt seinen Höhepunkt und mußte beim ersten Anstoß sich Luft machen. Dieser Anstoß ging vom Staatsrat aus, der allen Geistlichen den Befehl erteilte, Sonntag den 3. August während des Gottesdienstes eine der revolutionären Regierung günstige Proklamation von der Kanzel zu verlesen. Etwa vierzig stützten sich auf eine Verordnung des Jahres 1832, welche das öffentliche Verlesen von der Kanzel auf Schriftstücke beschränkt, „welche auf die Religion oder irgend eine religiöse Feier Bezug haben", und weigerten sich, dem Befehl des Staates nachzukommen. Diese Geistlichen wurden dem Volk als Rebellen denunziert, ihrer zugehörigen Behörde zur Verurteilung überwiesen, von dieser aber freigesprochen. Nichtsdestoweniger verurteilte sie der Staatsrat zu verschiedenen Strafen, indem er ihre „unabhängige Gesinnung" für „unvereinbar mit dem Bestehen einer vom Staate garantierten, besoldeten und verwalteten Nationalkirche" erklärte.

Auf diesen Amtsmißbrauch, durch welchen sie nicht nur ihre verfassungsmäßigen Rechte bedroht, sondern vor allem die Würde und die Freiheit ihres christlichen Amtes verletzt sahen, antworteten die Geistlichen mit der Versammlung vom 11. November im Rathaus zu Lausanne. Nach einer ernsten und langen Beratung unterzeichneten 190 ihre Demission. Vierzig unter ihnen, welche vom Staatsrat direkt darum angegangen wurden und weniger kompromittiert waren, als die anderen, zogen später ihre Demission zurück. Bevor sie auseinandergingen, ernannten die Demissionierenden eine provisorische Kommission mit dem Auftrag, den gegenseitigen Verkehr unter ihnen zu vermitteln und das gemeinsame Vorgehen zu leiten.

Die freie evangelische Kirche des Kantons Waadt war dem Wesen nach begründet. Ihre eigentliche Gründung fand durch die konstituierende Synode von 1846—1847 statt, welche das Prinzip der Souveränität Christi über seine Gemeinde proklamierte. Diese Kirche „anerkennt als Mitglieder diejenigen, welche, nachdem sie sich über die Ordnung und den Glauben derselben informiert, erklären, ihr angehören zu wollen"; sie ist also eine Gemeinschaft von Bekennenden; eine ausgedehnte Teilnahme an der Leitung der Kirche wird den Laien übertragen, die von der Gesamtgemeinde gewählt werden. Diese demokratische Kirchenleitung bildet in ihrer Gesamtorganisation eine Art föderativen Kongregationalismus: „eine jede schon gebildete oder in Bildung begriffene Gemeinde bewegt sich

ungehemmt innerhalb der Grenzen ihrer Kompetenz". So war es Vinet, der hierin mehr Glück hatte als viele Begründer, vergönnt, vor seinem Tode in den Freudenruf auszubrechen: „Gott sei gepriesen, ich habe noch eine Kirche gesehen!"

Die Anfänge dieser Kirche waren jedoch mit großer Mühe verbunden; denn, obschon einerseits in jeder Gemeinde ein sehr starkes religiöses Leben herrschte, so waren dies andererseits doch nur wenige und schwache Gemeinden. Man hatte ferner zu kämpfen gegen eine heftige, bisweilen rohe Opposition, die noch geschürt und gesetzlich gestattet wurde durch einen Regierungsbeschluß vom 24. November 1847, der alle religiösen Versammlungen außerhalb der nationalen Kirchen verbot, sie mit Gewalt auflösen ließ und über die Zuwiderhandelnden Civilstrafen verschiedener Art verhängte. Diese Verfolgung durch Unterdrückung und Einschüchterung dauerte bis gegen 1850 fort; dann ließ sie allmählich nach und hörte endlich ganz auf, wenigstens was äußerliche Maßregeln anbetrifft. Diese unabhängige, so unpopuläre und schwache Kirche hat ohne nachzugeben die ihr auferlegten Prüfungen im Krieg und im Frieden bestanden, ihre Evangelisations- und Missionswerke haben sich trotz allem verbreitet und vervielfältigt, ihre neu gegründete theologische Fakultät hat sich erhalten und ihr Budget ist in weniger als einem halben Jahrhundert auf das Dreifache gestiegen. Sie hat endlich den Eifer ihrer großen Rivalin angespornt und schließlich einen Beweis der Freiheit, des Fortschritts und des Lebens gegeben, dies alles inmitten des waadtländischen Volkes, das von Grund aus dem religiösen Individualismus abgeneigt ist. Darin, in der ganzen Entwicklung dieser freien Kirche, haben wir gewiß ein Zeugnis von der Lebenskraft des in ihr verkörperten Prinzips.

Dieses Prinzip verwirklichte sich in Neuenburg weder mit derselben Raschheit, noch mit der gleichen Vollständigkeit, wie in Genf und Lausanne. Die Erweckung schlug im Fürstentum einen viel friedlicheren Weg ein, und da sie auf weniger Widerstand stieß, wirkte sie fördernd auf das religiöse Leben ein, ohne in gleichem Grade kirchliche Umwälzungen nach sich zu ziehen. Natürlich war auch hier, wie überall und aus denselben Gründen, eine Spaltung ihre Folge. Auch hier hatte die freie Gemeinde unter den Beschlüssen und Vorurteilen der Obrigkeit zu leiden, wie es nicht anders zu erwarten war bei einer Gesetzgebung, in welcher die staatliche und die geistliche Gewalt dem Rechte nach wohl geschieden, in

That und Wahrheit aber nicht genügend getrennt waren. Seit ihrem Erscheinen um 1817 ist auch die Geschichte der Erweckung in Neuenburg nichts, als eine langandauernde und beharrliche Protestation zu gunsten der Gewissensfreiheit, welche in ihrem ganzen Umfang erst im Jahre 1852 durch die Bewilligung der Civilehe Geltung erlangte. Indessen der Kampf selbst beschränkte sich hier nur auf einige bald wieder aufgehobene Maßnahmen der Regierung, auf einige specielle Fälle und besondere Rechte und war weder erbittert noch sehr allgemein. Nie trug die

Stiftskirche in Neuenburg.

neuenburgische Geistlichkeit eine solche Feindseligkeit zur Schau, wie die „Gesellschaft der Prediger" in Genf, und niemals nahm der hohe Rat, wie die waadtländische Regierung, teil an den Wutausbrüchen des Volkes, die übrigens selten, von kurzer Dauer und rasch unterdrückt waren. Diese Erscheinung erklärt sich zum Teil aus der Mäßigung eines seit langer Zeit an die Achtung der Freiheit gewöhnten Volkes, teils ist sie zurückzuführen auf einen dem neuenburgischen Volke innewohnenden Kern an Frömmigkeit, der dazu beitrug, ihm die evangelische Lehre verständlicher zu machen und sie weniger als etwas Außergewöhnliches erscheinen zu lassen; eine wesentliche Rolle spielte schließlich

dabei auch die feste, vernünftige und korrekte Haltung, welche die Vertreter der religiösen Bewegung immer zu bewahren wußten, ohne in einen der Fehler zu verfallen, deren man, mit Recht oder mit Unrecht, anderwärts die Führer der Erweckung bezichtigte. So kam es, daß die Anhänger der neuen Gemeinschaften sich die Achtung ihrer Mitbürger erzwangen, und daß die von ihnen geförderte Bewegung die Grenzen der eigentlichen Dissidenz überschritt und nach und nach auch die Nationalkirche mit sich fortriß, dieselbe gerade dadurch auf die Angriffe eines weit gefährlicheren Gegners vorbereitend.

Zu derselben Zeit nämlich, in welcher die Erweckung ihren Kreislauf vollendet hatte, oder gar schon früher, erwachte in der Schweiz der Geist des demagogischen Radikalismus, der durch die Anwendung seiner Prinzipien auf die traditionelle Kirche, wenn nicht ihre Existenz, so doch ihren christlichen Charakter in Frage stellte. Wenn also die erste Hälfte des Jahrhunderts betrachtet werden kann als die Periode, in welcher die Nationalkirche als nationale Einrichtung sich an dem religiösen Individualismus der Erweckung stößt, so ist die zweite Hälfte aufzufassen als die Zeit, in welcher die Nationalkirche als christliche Institution mit den Eingriffen der politischen Demokratie zu kämpfen hat. Die Ereignisse in der Waadt haben uns die ersten Symptome dieses Antagonismus bemerken lassen; in Neuenburg und Genf aber tritt dieser Gegensatz in seiner vollen Klarheit hervor.

Die Revolution des Jahres 1848, welche die Republik proklamierte und Neuenburg vom preußischen Hause losriß, setzte an die Stelle des monarchischen Prinzips den Grundsatz der Souveränität des Volkes und der Freiheit seiner Bürger. Eine so große politische Umwandlung konnte auf die neuenburgische Kirche nicht ohne Einfluß bleiben, deren oligarchisch-klerikale Verfassung jetzt einer demokratisch-repräsentativen weichen mußte. Die alleinige und souveräne Behörde in religiösen Dingen, die „Klasse", wurde aufgehoben und durch die dreifache Behörde der Pfarrgemeinde, der Bezirkskonferenz und der Synode ersetzt. So rasch auch diese Umwandlung vor sich ging, so hatte sie doch einen entschiedenen Fortschritt zur Folge, der aber leider durch ernste Mißbräuche Schaden litt. Während man im Volke jedem politischen Wähler, sofern er Protestant war, auch das kirchliche Wahlrecht zugestand, ohne an ihn irgendwelche Bedingungen des Glaubens oder der Frömmigkeit zu stellen, wurde dem

Großen Rat, der politiſchen Vertretung des Volkes, das Recht zuerkannt, in letzter Inſtanz und ohne Berufung die geſetzliche Verwaltung der Kirche zu ordnen. Dieſelbe aber fand in der alleinigen Aufſicht der Synode über die theologiſchen Studien und in der Prüfung, welche nur die Synode den Kandidaten der Theologie abnehmen durfte, eine ungenügende Sicherung ihrer Selbſtändigkeit und Glaubensreinheit. Nach fruchtloſen Proteſten und mit einem trüben Ausblick in die Zukunft fügte ſich jedoch die „Klaſſe" um des Friedens willen in die neue Ordnung der Dinge.

Im Jahre 1858 wurden einer neuen „Konſtituierenden Verſammlung" mehrere Entwürfe vorgelegt, welche darauf hinzielten, eine beſſere Unterſcheidung, ja gänzliche Trennung von Staat und Kirche zu ſchaffen. Dieſe Idee hatte inzwiſchen in weiteren Kreiſen an Boden gewonnen und ſchien vielen der einzig mögliche Ausweg aus einer ſo verworrenen und unklaren Situation. Nichtsdeſtoweniger ſcheiterten dieſe Verſuche am Volke ſelbſt, das für die Notwendigkeit dieſer Neuerung kein Verſtändnis hatte. So blieb denn alles beim alten, bis im Winter 1868 die Vorträge von F. Buiſſon den im Lande ſchlummernden religiöſen Liberalismus weckten. Eine heftige Polemik entbrannte und offenbarte die Mängel eines Syſtems, das ſein Beſtehen nur der Fiktion einer Glaubenseinigkeit der Bürger verdankte. Die Liberalen ihrerſeits forderten von der Kirche energiſch eine ihrer Zahl entſprechende Vertretung; die Poſitiven aber, obwohl ſie die Berechtigung dieſer Forderung wohl einſahen, wurden ſich doch bewußt, daß durch Gewährung derſelben jene religiöſe Einheit verloren ging, welche in ihren Augen allein eine Kirche darſtellte. Die Frage der Trennung von Kirche und Staat kam mit ganz neuer Heftigkeit wieder auf die Tagesordnung. Beide Parteien ſtellten zugleich die Forderung der Trennung: die Liberalen durch eine Petition mit 1087 Unterſchriften, als einzige mit der Demokratie vereinbare Verfaſſungsform, die Evangeliſchen durch die Vermittlung der Synode, welche damit betraut war, einen Vorentwurf auszuarbeiten und ihn den zuſtändigen Behörden zu unterbreiten. Die Regierung zögerte aber ſo lange, bis ſie im März 1873 unter dem Drucke des emporſtrebenden Radikalismus ein Geſetz vorſchlug, das den allgemeinen Erwartungen und den geäußerten Wünſchen auch in gar keiner Weiſe mehr Rechnung trug. Über den Proteſt der Synode, die beinahe einſtimmige Adreſſe der Geiſtlichkeit und die Einſprache von 10,000 evangeliſchen Bürgern hinweggehend, brachte ſie dieſes Geſetz zur Annahme durch den Großen Rat.

Das Volk bestätigte es aber nur mit der auffallend kleinen und zweifelhaften Mehrheit von 16 Stimmen auf beinahe 14,000 Stimmberechtigte. Der Staatsrat war von dem Grundsatz ausgegangen, daß „die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und die Glaubensfreiheit ebensowohl in der auf Kosten der Allgemeinheit unterhaltenen Kirche, wie im Staate selbst zur Verwirklichung gelangen müßte", und hatte daher beschlossen, auf der Identität der politischen und kirchlichen Wählerschaft zu beharren, jedes Glaubensbekenntnis abzuschaffen und der Lehre innerhalb der Kirche unbeschränkte Freiheit zu gewähren. Überdies nahm der Staatsrat der Synode in Sachen der kirchlichen Lehre jede Kompetenz, entzog ihr die Leitung der theologischen Studien und nahm das Recht, Geistliche vom Amte abzusetzen oder zu suspendieren, für sich in Anspruch.

So wurde die Kirche, da jede Gemeinde in Glaubenssachen souverän geworden war und jede Bürgschaft der Erhaltung der reinen Lehre beseitigt war, in einen anarchischen Kongregationalismus gestürzt und verlor ihren christlichen Charakter. Sie hörte nun auf, das Organ einer positiven Religion zu sein, und diente nur noch dazu, den natürlichen, beweglichen und veränderlichen Bedürfnissen der Menschheit in religiöser Handlung zum Ausdruck zu verhelfen. Der Grundsatz der Gewissens- und Kultusfreiheit, wie ihn das Gesetz zu achten behauptete, in gewissem Sinne auch mit Recht, verletzte diese Freiheit in seiner praktischen Anwendung nur insofern, als man sich weigerte, den Unterschied der weltlichen und geistlichen Ordnung anzuerkennen. Die Bedeutung dieser Maßregel, welche darauf ausging, die christliche Kirche in der Nationalkirche zu vernichten, konnte niemand entgehen. Der Bericht der Minorität bezeichnete sie in der Versammlung des Großen Rates als „den flagrantesten Übergriff des Staates auf das religiöse Gebiet", und als „den Versuch, durch die Macht der weltlichen Regierung in eine Kirche, die sich bis jetzt auf der Grundlage eines gemeinsamen Glaubens aufbaute, ihrem Wesen ganz zuwiderlaufende Lehren einzuführen".

Jetzt war die Zeit gekommen, in welcher der belebende Einfluß der Erweckung auf das neuenburgische Christentum zur Geltung gelangen sollte. „Eine Bewegung von unleugbar ernstem und besonnenem Charakter ging durch das Land. Verschiedene Seelsorger, fest entschlossen, das neue Gesetz nicht anzuerkennen, teilten am Tage nach der Abstimmung des 14. Septembers ihre Absicht ihren Gemeinden mit, während an anderen Orten die Gläubigen selbst ihre geistlichen Führer aufforderten,

sich an ihre Spitze zu stellen. In einigen Fällen, wo der Pfarrer auf seinem staatlichen Posten blieb, bildeten sich durch die Initiative der Laien unabhängige Gemeinden." Schon am 18. September trat die Mehrheit der früheren Synode zusammen als Sammelpunkt für alle neu entstehenden Gemeinschaften. Am 14. Oktober begannen die Vorlesungen an der neuen theologischen Fakultät, welcher alle Professoren der nationalen Fakultät beigetreten waren. Am 3. November fand die Sitzung der konstituierenden Synode statt, in welcher von 42 Gemeinden 22 vertreten waren. Zum drittenmal hatte sich durch die Macht der Dinge und die Kraft der Überzeugung eine Lostrennung der Gläubigen und ihre Organisation in freier Gemeinschaft als notwendig erwiesen, um die ausscheidende Originalität des Evangeliums Jesu Christi inmitten der Welt zu wahren.

Die freie evangelische Kirche zeigt in Neuenburg den gemäßigten Charakter einer durch die Menge gebildeten Kirche, die zugleich Gemeinschaft von Bekennenden ist. Sie anerkennt als Mitglieder alle diejenigen, die, nach empfangener Taufe und Genuß des heiligen Abendmahls, ihren Wunsch bezeugen, ihr anzugehören. Sie hat kein besonderes Glaubensbekenntnis und fordert nur die Anerkennung der Autorität der heiligen Schrift und der großen Heilsthatsachen, wie sie im apostolischen Symbol niedergelegt sind. Sie übt auf ihre Angehörigen keine eigentliche Disciplin aus und ist der Form nach eine repräsentativ-demokratische Presbyterialkirche. Die oberste Autorität liegt in den Händen der Versammlung der stimmberechtigten Gemeindeglieder als souveräner Behörde. Eine Synode verwaltet die Gesamtheit der Kirchgemeinden, welche dieselbe mit vier Laien auf jeden Geistlichen beschicken.

Die Spaltung des Jahres 1873, welche die Nationalkirche ihrer Diener beraubte, fand diese ganz unvorbereitet. Verschiedene Stellen mußten provisorisch vereinigt, Geistliche aus den benachbarten Kantonen und aus Frankreich herberufen und eine theologische Fakultät improvisiert werden, deren Anfänge mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Durch eine natürliche Reaktion, und um der Trennung keine neue Nahrung zu geben, ist die Nationalkirche Neuenburgs im allgemeinen evangelisch geblieben, und es hat in dieser Beziehung das Gesetz die Erwartungen seiner Befürworter Lügen gestraft: das mutige Unternehmen der Dissenten hat, einige mißlungene Versuche ausgenommen, dem religiösen Liberalismus ein jähes Ende bereitet, und der Wetteifer der beiden Kirchen, welcher

Inneres der Kathedrale St. Pierre in Genf.

Nach einem Stich von Durelle. (Kollektion Baſtard.)

die Zahl der Geistlichen verdoppelte, machte sich im ganzen Lande in wohlthuender Weise fühlbar.

Wenn wir jetzt wieder zu Genf zurückkehren, so bemerken wir hier zwar den nämlichen zersetzenden Einfluß der politischen Demokratie in Verbindung mit dem religiösen Liberalismus auf die traditionelle Kirche, doch sind die Folgen anderer Art. Die Ursache dieses Unterschiedes ist zurückzuführen teils auf den weniger allgemeinen und mehr lokalisierten Einfluß der religiösen Bewegung, teils auf die vielleicht allzu frühzeitige Gründung einer unabhängigen Kirche, die sich die allgemeinen Sympathien des protestantischen Volkes nicht zu gewinnen wußte; dann endlich hatte der unaufhörliche Zuwachs der Bevölkerung an Leuten, welche den religiösen Traditionen der Stadt gleichgültig, wenn nicht gar feindlich, gegenüberstanden, eine Vermehrung ihrer inneren Zerrissenheit zur Folge, die noch erhöht wurde durch den beständigen Zufluß katholischer Elemente.

Die erste Spannung zwischen der Regierung und der „Gesellschaft der Prediger", die bisher miteinander im besten Einvernehmen gestanden hatten, geht auf die Dreißigerjahre zurück. Die Geistlichkeit sah mit Bedauern die stetige Abnahme ihres Ansehens; man hatte ihr nämlich im Jahre 1834 die Leitung des öffentlichen Unterrichts entzogen. Sie glaubte nun im folgenden Jahre ihre Macht durch eine glänzende Feier des Reformationsjubiläums wieder erlangen zu können. Zu gleicher Zeit sollte dadurch ein Schlag geführt werden gegen den „Methodismus" und den römischen Katholizismus, welcher unter der gewandten Führung des Curé Vuarin eine beunruhigende Ausdehnung erlangt hatte. Die Feier wurde mit großem Glanze begangen; doch hatte eine große Zahl auswärtiger evangelischer Kirchen sich geweigert, mitzumachen. Obschon dieses Jubiläum eine Wiederbelebung des konfessionell-protestantischen Patriotismus und eine heftige antikatholische Polemik zur Folge hatte, so wußten doch die Prediger sich höchstens vorübergehend die Gunst des Volkes zu erhalten. Dies zeigte sich deutlich im Jahre 1842, als die Constituante gewissermaßen das Konsistorium wieder ins Leben rief und ihm die ganze Bedeutung übertrug, welche früher die „Gesellschaft der Prediger" gehabt hatte. Durch die Revolution des Jahres 1846 endlich sank die letztere zu einer offiziös beratenden Versammlung herab.

Dieser Schlag hatte aber weit größere innere Folgen im Herzen der Kirche selbst; denn die durch James Fazy heraufbeschworene und

geführte Revolution ging darauf aus, alles aus der Welt zu ſchaffen, was noch von der „Stadt Calvins“ übriggeblieben war, und konnte daher auf die Kirche nicht ohne Einfluß bleiben. Es handelte ſich darum, letztere auf dem Prinzip der Souveränität des Volkes aufzubauen, ein Vorgehen, das einen ſchweren, ernſten Konflikt nach ſich ziehen mußte. Nie hatte es ſich ſo klar und eindringlich gezeigt, wie ſchwer es iſt, die Vereinigung des Weltlichen und Geiſtlichen aufrecht zu erhalten, wie jetzt, da der Staat, als Verkörperung des unteilbaren und ſouveränen Volkes, ſich dennoch in zwei einander entgegengeſetzte Konfeſſionen, die katholiſche und die proteſtantiſche, ſonderte. Das Volk und ſeine Vertreter waren gegen eine Trennung. Und doch wurde dieſelbe durch eine logiſche Betrachtung der Sachlage und durch die Überzeugung einzelner gefordert. Von der Allgemeinheit aber wurde ſie nicht gewünſcht und deshalb in der Verſammlung ein dahin zielender Antrag beinahe einſtimmig abgelehnt. Denn man fürchtete den Katholizismus, der in dieſem Falle durch den Vertrag von Turin begünſtigt worden wäre; auch hing man noch an den Erinnerungen vergangener Zeiten und an dem kirchlichen Formalismus; aber noch einfacher iſt dieſe Ablehnung zurückzuführen auf das Mißtrauen des Volkes der Religion gegenüber, welche, wie man fürchtete, unter einem autonomen Regiment einen wachſenden Einfluß erlangen würde. Es blieb jetzt nur noch ein Vorſchlag, welcher zwar weniger einſchneidend, aber doch gerecht und realiſierbar war, nämlich die Einſetzung einer durch Wahl ernannten proteſtantiſchen Synode, die den Auftrag hätte, in unabhängiger Weiſe für die Organiſation der Kirche zu ſorgen, und welche auch vom Staate anerkannt worden wäre. Doch auch dieſer Vorſchlag wurde verworfen unter dem Vorwand, er veranlaſſe die Bildung einer zweiten Republik innerhalb der ſtaatlichen. Jetzt mußte alſo der Staat als ſolcher der Kirche ihre Verfaſſung geben, und damit war der Wunſch der radikalen Demagogie erfüllt. Die Pfarrwahlen wurden den politiſchen Gemeinden übergeben und die Geſamtleitung der Kirche dem Konſiſtorium anvertraut, einer Behörde, die ſich hauptſächlich aus Laien zuſammenſetzte und aus der allgemeinen und direkten Wahl hervorging. In dieſer Weiſe wurde die Identität der proteſtantiſchen Bevölkerung und der chriſtlichen Geſellſchaft, beſtehend „aus allen Genfern, die ihre Grundformen anerkennen“, gutgeheißen. Wie in Neuenburg war die Kirche durch ihre Demokratiſierung zwar national geblieben, hatte aber dafür ihren chriſtlichen Charakter eingebüßt, indem jetzt ihre „Grundformen“, welche ſie

ſich nicht ſelbſt gegeben, ſondern die ihr von außen aufgedrängt wurden, ihr einziges Glaubensbekenntnis bilden.

Es iſt auf den erſten Blick überraſchend, daß eine ſo entſtellte Kirche ſo ſchwere Schläge nicht nur überſtanden hat, ſondern auch Beweiſe von neuer Lebenskraft geben konnte. Es muß aber die fortdauernde Kraft einer langen und ruhmvollen Tradition in Rechnung gezogen werden, als deren Träger man immer noch die Kirche betrachtete; beſonders iſt auch die unbeſtimmte, aber eingewurzelte Einſicht des Volkes in die unbedingte Notwendigkeit einer moraliſchen und religiöſen Erziehung zu berückſichtigen. Das Konſiſtorium zeigte hierfür großes Verſtändnis, indem es durch Diodati ein „Reglement" verfaſſen ließ, das konſervativer war, als man hätte erwarten können. Es machte die religiöſe Autorität der Kirche abhängig von derjenigen der heiligen Schrift, die durch freie Forſchung auszulegen ſei, und erſetzte dadurch die Mängel ihrer geſetzlichen Verfaſſung. Unter dieſen Umſtänden war es erklärlich, daß die Genfer Kirche Vorzüge offenbarte, welche über die von ihr vertretenen geſetzlichen Grundformen weit hinausgingen. Bis 1874 ſchien ſie in ihren innerſten Beſtrebungen um ſo chriſtlicher zu werden, je weiter ſie in ihrer äußeren Form vom Chriſtentum abkam. Ein in ſeiner Mehrheit poſitives Konſiſtorium traf verſchiedene Maßnahmen, die in dieſer Hinſicht keinem Zweifel Raum gaben, und eröffnete ſo dem ſchon weit abliegenden Einfluß der Erweckung neue Bahnen innerhalb der ſtaatlichen Kirche.

Der alte Rationalismus war freilich noch nicht tot, ſondern hatte durch den vorübergehenden Aufenthalt von F. Buiſſon im Jahre 1869 und infolge der Fortſchritte der Orthodoxie in etwas veränderter Geſtalt einen neuen Aufſchwung genommen. Unter dem Namen des „liberalen Proteſtantismus" bildete ſich bald eine Partei, welche ſich mehr und mehr von der evangeliſchen Gruppe entfernte und, im Beſitz eines bedeutenden Einfluſſes, bereit war, für die Verteidigung ihrer Intereſſen zu kämpfen. Ihr erſtes Beſtreben ging dahin, die Grundlage der Kirche noch zu erweitern; dieſe war nach ihrer Meinung zu eng, weil ſie der „Geſellſchaft der Prediger" das Recht zugeſtand, die Kandidaten zu ordinieren und die Profeſſoren der Theologie zu ernennen, und dem Konſiſtorium die Befugnis einräumte, die Geiſtlichen vom Amte zu ſuſpendieren oder abzuſetzen. Dann entſprach auch die Beſtimmung, welche die Predigt von der Bibel und den Kultus von der Liturgie noch abhängig machte, in keiner Weiſe der durch das Programm dieſer Partei geforderten vollſtändigen Freiheit

der religiösen Lehre. In diesem Sinne kam es schließlich im Mai 1874 zu einer Revision der Kirchenverfassung, in welcher die religiöse und die staatliche Gemeinschaft gänzlich vermengt und erstere der letzteren völlig untergeordnet wurde. Die Revision schwächte ferner das Ansehen der kirchlichen Behörden und erzeugte, oder duldete wenigstens, eine geistliche Anarchie, welche allein von der administrativen Gewalt des Konsistoriums im Zaume gehalten und nur schlecht zu verheimlichen war.

Die Liberalen, eifersüchtig darüber, daß einige Gemeinden dauernd ihre Vorliebe für die Predigten positiv gesinnter Pfarrer bethätigten, machten vier Jahre später einen letzten Versuch, dem Kanton einen in der Stadt geltenden Brauch aufzuzwingen, nämlich die Verpflichtung aller Pfarrer ohne Unterschied, auch auf den Kanzeln der Dörfer und Vorstädte der Reihe nach zu predigen. Es war dies der Hauptartikel des Entwurfes von Page. Nach einer Periode der eifrigsten Agitation unterlag derselbe einer erdrückenden Mehrheit. Diese Verwerfung, welche den Angriffen des politisch-religiösen Liberalismus ein Ende zu machen und bessere Tage einzuleiten schien, bewirkte aber wahrscheinlich die Ablehnung der Trennung durch das Volk im Jahre 1880. Von da an hat die Kirche Genfs keine bemerkenswerten Veränderungen erlitten. Eine Freiheit der Lehre, die geradezu an Ungebundenheit streift, bleibt rechtlich ihr Grunddogma, ein Dogma, das natürlich nicht geeignet ist, starke Überzeugungen oder lebhaften Enthusiasmus zu erwecken. Sie verliert auch nach und nach, besonders bei der jungen Generation, was von ihrem frühern Ansehen noch übriggeblieben ist. Ich spreche hier weder von den Mitgliedern der Kirche, noch von ihren Geistlichen, unter denen sich viele durch lebendiges Christentum, festen Glauben und tiefe Frömmigkeit auszeichnen, sondern von der Einrichtung der Kirche als solcher. Denn es ist klar, daß, wenn die Schlaffheit ihrer organischen Bande eine Schwächung, wenn nicht Lähmung ihres gemeinsamen Einflusses nach sich zieht, gerade dadurch die Freiheit persönlichen Handelns gefördert und es den beiden in der Kirche lebendigen Strömungen ermöglicht wird, sich voneinander loszulösen und sich entsprechend den verschiedenen Interessengemeinschaften zu gruppieren. Hierin sind zu gleicher Zeit die Drohungen und die Verheißungen der Zukunft verborgen.

Während in Genf die Lage der Kirche verworren, unsicher und gespannt blieb, trat diejenige der Waadt, welche durch die Umwälzung des Jahres 1845 die denkbar traurigste geworden war, von 1861 an in eine neue, bessere

Phase. Um diese Zeit vereinigte sich die konstituierende Versammlun
formulierte einen Gesetzesentwurf, der endlich die Kultus- und Gewi
freiheit gewährte, die Teilnahme von Laien an der Leitung der
gestattete, und der, indem er die Bande löste, welche diese noch a
Staat fesselten, sie an Stelle der bisherigen Staatskirche zu eine
dem Staat vereinten Anstalt machte. Am 19. Mai 1863 wurde das

Vinets Geburtshaus in Ouchy.

vom Großen Rat angenommen. Seine Bestimmungen schaffen eine
stufige Wahl-Demokratie. Der Ausgangspunkt und die ursprüng
Einheit ist die Kirchgemeinde, deren Versammlungen sich zusammense
aus allen protestantischen Bürgern, die das 20. Lebensjahr zurückge
haben. Sie wählt den Kirchgemeinderat, der dann seinerseits die D
gierten für die Bezirkssynode ernennt. Jede Bezirkssynode schickt n
Vertreter, drei Geistliche und sechs Laien, in die Generalsynode, die
durch Herbeiziehung der Professoren der Theologie und von drei D
gierten des Staatsrates ergänzt. Die Generalsynode, unter Oberauf

des Staates, hat die gesetzgebende Gewalt der Kirche in Händen. Als Exekutivbehörde der Kirche waltet die Synodalkommission, die mit der Direktion des öffentlichen Unterrichts und des Kultus in steter Berührung bleibt. Eine Ordinationskommission vergewissert sich der moralischen Würdigkeit und der rechten Lehre der Predigtamtskandidaten.

Diese Verfassung, welche 1874 eine leichte Abänderung erfuhr, ist noch gegenwärtig in der waadtländischen Nationalkirche in Kraft und wird ihr voraussichtlich noch lange genügen. Doch bedürfte es nur einer Änderung der religiösen Meinung bei einem guten Teil der Stimmberechtigten, oder, was noch eher möglich scheint, einer Spaltung des Klerus in Bezug auf die Lehre, um eine Krisis heraufzubeschwören, analog derjenigen, welche 1873 die neuenburgische Kirche zerriß, oder um die Kirche in dieselbe Verlegenheit, dieselbe innere Zerrissenheit und Charakterlosigkeit zu stürzen, welche in Genf vorherrschen.

Alexander Vinet.

Jede Nationalkirche beruht, wie es der Ausdruck selbst sagt, auf der Voraussetzung einer christlichen Nation; haltbar, solange das Volk darüber nicht zu Rate gezogen wird, zerfällt diese Voraussetzung vor dem Hauche der modernen Freiheit, welche die Wirklichkeit als ganz verschieden von dem, was man sich einbildete, offenbart. Wenn die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts eine Wahrheit bezeugt, so ist es die, daß, trotz ihrer heilsamen Thätigkeit und ihrer Notwendigkeit in früherer Zeit, jetzt die Nationalkirchen der französischen Schweiz einer unvermeidlichen Auflösung entgegengehen. Was ihren nationalen Charakter anbetrifft, so sind sie innerlich durch den religiösen Individualismus untergraben, dessen Prinzip durch die ihn anregende Erweckung bestätigt wurde. In ihrem Wesen als christliche Kirchen aber werden sie von außen durch das demokratische Regiment bedroht, so daß ihre Tage gezählt

Phase. Um diese Zeit vereinigte sich die konstituierende Versammlung und formulierte einen Gesetzesentwurf, der endlich die Kultus- und Gewissensfreiheit gewährte, die Teilnahme von Laien an der Leitung der Kirche gestattete, und der, indem er die Bande löste, welche diese noch an den Staat fesselten, sie an Stelle der bisherigen Staatskirche zu einer mit dem Staat vereinten Anstalt machte. Am 19. Mai 1863 wurde das Gesetz

Vinets Geburtshaus in Ouchy.

vom Großen Rat angenommen. Seine Bestimmungen schaffen eine dreistufige Wahl-Demokratie. Der Ausgangspunkt und die ursprüngliche Einheit ist die Kirchgemeinde, deren Versammlungen sich zusammensetzen aus allen protestantischen Bürgern, die das 20. Lebensjahr zurückgelegt haben. Sie wählt den Kirchgemeinderat, der dann seinerseits die Delegierten für die Bezirkssynode ernennt. Jede Bezirkssynode schickt neun Vertreter, drei Geistliche und sechs Laien, in die Generalsynode, die sich durch Herbeiziehung der Professoren der Theologie und von drei Delegierten des Staatsrates ergänzt. Die Generalsynode, unter Oberaufsicht

des Staates, hat die gesetzgebende Gewalt der Kirche in Händen. Als Exekutivbehörde der Kirche waltet die Synodalkommission, die mit der Direktion des öffentlichen Unterrichts und des Kultus in steter Berührung bleibt. Eine Ordinationskommission vergewissert sich der moralischen Würdigkeit und der rechten Lehre der Predigtamtskandidaten.

Diese Verfassung, welche 1874 eine leichte Abänderung erfuhr, ist noch gegenwärtig in der waadtländischen Nationalkirche in Kraft und wird ihr voraussichtlich noch lange genügen. Doch bedürfte es nur einer Änderung der religiösen Meinung bei einem guten Teil der Stimmberechtigten, oder, was noch eher möglich scheint, einer Spaltung des Klerus in Bezug auf die Lehre, um eine Krisis heraufzubeschwören, analog derjenigen, welche 1873 die neuenburgische Kirche zerriß, oder um die Kirche in dieselbe Verlegenheit, dieselbe innere Zerrissenheit und Charakterlosigkeit zu stürzen, welche in Genf vorherrschen.

Alexander Vinet.

Jede Nationalkirche beruht, wie es der Ausdruck selbst sagt, auf der Voraussetzung einer christlichen Nation; haltbar, solange das Volk darüber nicht zu Rate gezogen wird, zerfällt diese Voraussetzung vor dem Hauche der modernen Freiheit, welche die Wirklichkeit als ganz verschieden von dem, was man sich einbildete, offenbart. Wenn die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts eine Wahrheit bezeugt, so ist es die, daß, trotz ihrer heilsamen Thätigkeit und ihrer Notwendigkeit in früherer Zeit, jetzt die Nationalkirchen der französischen Schweiz einer unvermeidlichen Auflösung entgegengehen. Was ihren nationalen Charakter anbetrifft, so sind sie innerlich durch den religiösen Individualismus untergraben, dessen Prinzip durch die ihn anregende Erweckung bestätigt wurde. In ihrem Wesen als christliche Kirchen aber werden sie von außen durch das demokratische Regiment bedroht, so daß ihre Tage gezählt

sind. Die 1864 gegründete „Nationale Evangelische Union" der Schweiz, die gerade den Hauptzweck verfolgt, der allmählichen Entchristlichung der traditionellen Kirche entgegenzuarbeiten, wird nur dann Erfolg haben, wenn sie deren radikale Umwandlung voraussieht und vorbereitet.

Neben diesen Vorgängen in der Kirche, welche die größte Bedeutung haben für die Zukunft des Christentums und zu den Lebensfragen der Gegenwart gehören, hat sich das christliche Leben in diesem Jahrhundert bei uns in doppeltem, in intellektuellem und praktischem Sinne geoffenbart. Untersuchen wir zuerst die intellektuelle Seite oder die Theologie.

Trotzdem die Erweckung nicht glaubte, eine Theologie zu haben, so besaß sie doch eine solche, welche zumal in Genf in eigentümlicher Weise mit dem landläufigen verschämten Socinianismus in Gegensatz stand. Von Genf über Lausanne nach Neuenburg sich verbreitend, nahm der Gegensatz dem dogmatischen Inhalt nach zwar ab, war aber äußerlich noch immer deutlich bemerkbar, denn der Erweckung waren die verschiedenen Abstufungen und die feinen Nuancen der Lehre nicht bewußt. Auf Grundlage des wiedergefundenen Evangeliums bildete die Erweckung eine vollständige Rückkehr der Seele zum göttlichen Heiland; aus dieser völligen Hingabe gingen natürlich absolute Behauptungen hervor. Man hat der Erweckung vorgeworfen, in der Theologie nichts anderes zu sein als eine Wiederaufnahme und ein Abbild der orthodoxen Scholastik des 17. Jahrhunderts. Doch ist dieser Vorwurf übertrieben; er gilt höchstens für die extremen Vertreter und läßt sich bei gerechter Betrachtung nur auf einen oder zwei Punkte ihrer Lehre beziehen, auf die Lehre Gaussens von der vollkommenen Inspiration der heiligen Schrift oder auf die Prädestinationslehre Malans. Kraft und Antrieb dieser religiösen Bewegung kamen anderswoher: von einer überzeugten, vielleicht etwas zu buchstäblichen und formalistischen Bibelgläubigkeit, welche von der Lehre der calvinischen Reformation nur in der Betonung der Notwendigkeit einer persönlichen Bekehrung abwich. Ausschließlich damit beschäftigt, ihren Glauben im Leben zu bethätigen und denselben andern mitzuteilen, fehlte es der Erweckung doch an Theologen; fast jedes intellektuellen Bedürfnisses bar, wußte man denselben christlichen Wahrheiten keine wissenschaftliche Seite abzugewinnen, deren praktische Bedeutung mit so großer Klarheit dargestellt wurde; sie blieben in diesen Händen einseitig, hart, spröde und gewissermaßen unorganisch. Dem aus der Erweckung hervorgegangenen

Charles Secrétan.

Von E. Bieler.

Wucht ſeiner Angriffe und die Strenge ſeiner Behauptungen machten einer umfaſſenderen und weitherzigeren Strömung Platz. Was verloren ging an Geſchloſſenheit des Syſtems, ja an deſſen dialektiſcher Einheit, wurde erſetzt durch Wärme, Bewegung und Leben. Die verletzte Einheit wurde übrigens durch eine höhere Einheit erſetzt, durch diejenige des Glaubens und der Sittlichkeit. Dogma und Moral, welche bis zur Spaltung in der Kirche geſchieden und bis zur gegenſeitigen Unabhängigkeit durch eine formaliſtiſche und oberflächliche Theologie getrennt waren, ſchienen kaum mehr zum nämlichen religiöſen Organismus zu gehören. Die Erweckung, die ſie doch in der Praxis als zuſammengehörig bethätigte, ſuchte vergeblich nach einem befriedigenden Ausdruck für ihre enge Verbindung. Vinet ließ dieſe hervortreten, indem er zeigte, wie ſehr die Ausübung der chriſtlichen Tugenden von den evangeliſchen Thatſachen abhängt, und daß dieſe, richtig aufgefaßt, ſich auf die chriſtliche Moral übertragen, ſich darin bethätigen, ja daß ſie allein eine chriſtliche Moral überhaupt ermöglichen. Von da an waren einer wichtigen theologiſchen Umwälzung die Richtpunkte gegeben; aber nur die Richtpunkte, da Vinet die Ergebniſſe ſeiner unmittelbaren geiſtigen Anſchauung nirgends bis ans Ende verfolgt.

Der Weg, den er eröffnete, war zweifellos nicht frei von den Gefahren, die jede befreiende Bewegung mit ſich bringt. Es war z. B. leicht, ſich zu täuſchen über die Urſachen und wahren Gründe einer Befreiung, die Vinet durch ſeine Methode ſelbſt nur zu gunſten des Glaubens vorgeſchlagen hatte. Noch lag auch die Gefahr nahe, daß eine profane Scheinphiloſophie unter dem Vorwand der Kritik oder Geſchichtsforſchung ſich dieſe Beſtrebung Vinets zu gunſten ihrer Weltanſchauung auslegen könnte. Edmond Scherer iſt ein treffendes Beiſpiel einer ſolchen Täuſchung. Als Profeſſor an die theologiſche Schule des Oratoire zu Genf berufen, beſchwor er um 1850 eine Reihe heftiger Debatten herauf und machte dabei eine tiefgehende Kriſis durch, die ihn von der ſtarrſten Orthodoxie zum totalen Skeptizismus führte. Auf den erſten Blick ſchien es, und dies iſt auch heute die allgemeine Meinung, ein ſolcher religiöſer Bankerott ſei nur die logiſche Folge und eine unvermeidliche Fortſetzung jenes religiöſen Individualismus, deſſen Banner Scherer im Gefolge des waadtländiſchen Denkers hochgehalten hatte. Dem iſt aber nicht ſo. Ein aufmerkſames Studium der Kriſe, die er durchmachte, zeigt deutlich, daß die Gründe, welche ihn zum Zweifeln brachten, gleicher Art ſind, wie diejenigen, die ihn glauben ließen; daß es nämlich eher intellektuell-

wiſſenſchaftliche, als religiös-ſittliche Gründe waren; daß ſeine ſpäteren Regierungen ſeinen früheren Bejahungen nahe verwandt ſind, und daß endlich Vinet, dem anzugehören er ſich lediglich einbildete, keine Schuld trägt an einer geiſtigen Kataſtrophe, welche eine genauere Kenntnis ſeines Standpunktes und eine wahrhaftere Anwendung ſeiner Methode im Gegenteil abgewendet hätten. Der durch Vinet herbeigeführte Aufſchwung des religiöſen Denkens wurde daher auch in keiner Weiſe aufgehalten und konnte es auch nicht, da er ja mit der allgemeinen Strömung und mit einigen der edelſten Beſtrebungen der modernen Anſchauungen zu ſehr im Einklang ſtand, um dort nicht ſofort einen freudigen Wiederhall zu finden. Und man könnte heute in den Ländern franzöſiſcher Zunge kaum einen proteſtantiſchen Denker nennen, der nicht mehr oder weniger deutliche Spuren von Vinets Einfluß an ſich trüge.

Dies zeigt ſich deutlich bei Charles Secrétan, der nicht ein Schüler Vinets im eigentlichen Sinne des Wortes, ſondern vielmehr ſein Nacheiferer und, auf dem ſpeciellen Gebiete der Philoſophie, der Fortſetzer ſeiner Lehre war. Der unterſcheidende Zug ſeines ſo ſtarken, ja eines der mächtigſten Geiſter unſeres Jahrhunderts zeigt ſich ſchon in ſeinem erſten Werke; die Geſamtheit ſeiner Werke kann als eine ausgedehnte Philoſophie der Freiheit bezeichnet werden, doch nimmt das Buch, welches er unter dieſem Titel herausgab, innerhalb ſeiner Entwicklung einen beſonderen Platz ein. Nachdem er ſeine Lehre zuerſt in unvergeßlichen Stunden an den Akademien von Lauſanne und Neuenburg vorgetragen hatte, offenbarte er ſich in dieſem Buch als ein Metaphyſiker, der ſeinesgleichen ſucht; ſein Hauptzweck geht dahin, zu gunſten der Freiheit, und gerade dadurch zu gunſten der chriſtlichen Philoſophie, zu wirken, wo die zeitgenöſſiſche deutſche Dialektik, beſonders von Schelling und Hegel, nur zu gunſten des pantheiſtiſchen Determinismus gearbeitet hatte. Er zeigt dabei eine intellektuelle Geiſtesanlage, die von Natur zu hohem Fluge der Spekulation geneigt iſt, die aber durch ihre ſittliche Beſchaffenheit inſtinktiv zu den Geſetzen des Gewiſſens zurückkehrt. Man kann verſchiedener Meinung ſein über den Wert und den Erfolg dieſer Unternehmung; doch wird man immer zugeben müſſen, daß es einer der großartigſten und kühnſten Verſuche einer vollſtändigen, philoſophiſchen Auseinanderſetzung iſt, mit welchem der Name und der Ruhm des Philoſophen von Lauſanne unzertrennlich verbunden iſt.

Auf dieſe Entfaltung ſeines genialen Geiſtes folgte für Charles Secrétan eine ruhigere Periode, die ohne Zweifel erfüllt war von dem unaufhörlichen Schaffen eines ſo thätigen Geiſtes, welcher vor allem an ſich ſelbſt arbeitete. In dieſer Zeit erſchienen einige ſeiner weniger umfangreichen, aber nicht minder wichtigen Werke unter den Titeln: „Unterſuchungen über die Methode", „Vernunft und Chriſtentum", „Abriß der Philoſophie", „Laienreden", „Theologie und Religion". Dieſe bildeten die Vorbereitung auf die durch „das Prinzip der Moral" ſo plötzlich eingeleitete Epoche. Die Zeit war vorgerückt. Von der erhabenen deutſchen Spekulation war nur noch geblieben, was die Naturwiſſenſchaften in ſich hatten aufnehmen können, d. h. der Gedanke einer organiſchen Entwicklung des lebenden Weſens. Unter dem Banner des wiſſenſchaftlichen Poſitivismus erhob ſich ein mehr oder weniger anerkannter Materialismus. Die ſinnliche Erfahrung, auf welche man ſich einzig als Werkzeug des menſchlichen Wiſſens berief, zog dieſelben Probleme nach ſich, zeitigte die nämlichen Syntheſen und rief die gleichen Kritiken hervor, wie kurz vorher die transcendente Anwendung der Geſetze der Dialektik. Charles Secrétan antwortete darauf, indem er der ſinnlichen die ſittliche Erfahrung entgegenſtellte, auf welche er durch eine lange Beobachtung aufmerkſamer geworden war und in der er von da an mit großer Kühnheit das Prinzip aller Gewißheit und die Quelle aller Erkenntnis ſuchte. Er giebt ſeine ſpeciellen Lieblingstheſen nicht auf, ſondern er erhält ſie aufrecht und verteidigt die Sache der Freiheit durch eine vollſtändige Umſtellung der Methode.

Ein reiner Philoſoph hätte hier ſeine feſte, endgültige Stellung eingenommen. Aber gerade dieſe Stellung ſollte aus ihm, der ſie nur einnahm, um ſie in eigener Perſon im praktiſchen Leben zu bewahrheiten, etwas Beſſeres als einen bloßen Philoſophen machen. Hinter dem moraliſtiſchen Theoretiker hatte ſich allmählich und unbemerkt ein Seelenapoſtel und Seelenführer herangebildet. Dies zeigte ſich deutlich in einem Buche, welches nicht ein bloßes Buch, ſondern im eigentlichen Sinne eine That der Liebe und der Pflicht war, in ſeinem: „Die Civiliſation und der Glaube". Das Werk wird eingeleitet durch eine eingehende Analyſe über den heutigen Stand der Geſellſchaftsklaſſen. Denn wieder war die Zeit vorgerückt, und wieder hatte der Schriftſteller ſich nicht nur mit ihr erneuert, ſondern war ihr ſogar vorausgeeilt. Über alle andern begann ſich dringender und drohender die ſociale Frage

zu erheben. Secrétan erfaßt ſie in ihrem Mittelpunkt, zeigt, daß das Übel vor allem innerer Natur iſt und daß nur ein moraliſches und religiöſes Mittel helfen kann.

Im paſſenden Momente erſchienen, fand „Civiliſation und Glaube“ einen mächtigen Wiederhall, erwarb dem waadtländiſchen Denker eine europäiſche Berühmtheit und brachte ihm den ſchon lang erſehnten, heilſamen Einfluß. Es iſt wahr, daß gerade durch ſeine Überlegenheit, durch eine gewiſſe Erhabenheit ſeines Gedankengangs und ſeines Stiles, durch die Übergehung aller nur vermittelnden Gedankenverbindungen und die Vorausſetzung der Kenntnis ſeiner Vorbedingungen dieſes Werk — wie überhaupt auch die früheren — keineswegs beſtimmt war, populär zu werden. Doch ſprach es gleichwohl zu denen, die es verſtehen konnten. Zwei andere Werke folgten nahe darauf: „Sociale Studien“ und „Meine Utopie“. Dieſe behandeln, etwas weniger hoch gehend, einige ſpecielle Punkte desſelben Themas und geben Zeugnis von der unglaublichen Geſchmeidigkeit eines Geiſtes, der weder Ruhe noch Müdigkeit gekannt zu haben ſcheint und welcher immer bereit war, neue Arbeiten aufzunehmen.

Nach und mit Vinet war Charles Secrétan in jeder Beziehung der am meiſten proteſtantiſche unter den modernen Denkern. In hohem Grade verwirklicht er den Endzweck des Proteſtantismus, der beſteht in dem immer wachſenden Gehorſam einer immer innerlicher werdenden Autorität gegenüber. Je mehr er ſich im Denken unabhängig macht, deſto abhängiger macht er ſich durch den Willen, und das gleiche Prinzip, welches ſeine intellektuelle Befreiung beſtimmt, beſtimmt auch die freiwillige Unterwerfung ſeines Herzens. So bietet er das wahrhaft erhabene Schauſpiel einer fortwährenden Entwicklung in der geiſtigen Freiheit. Und wie ſein Werk nicht eine Sache vertritt, die ſeiner Seele fremd wäre, ſondern ſein Leben von ihm ſelbſt empfängt, ſo nimmt es auch teil an ſeiner Erneuerung und ſeiner Entwicklung. Der Einfluß und die Fruchtbarkeit dieſes Werkes, die ſich noch lange geltend machen werden, ſind lediglich darauf zurückzuführen, daß es jeden Leſer zum verantwortlichen Zeugen einer Geiſtesanſtrengung macht, an welcher er ſich innerlich beteiligt fühlt; es giebt dem Leſer weniger die fertigen Reſultate, als daß es ihn anſpornt, dieſelben ſelbſt zu entdecken und ſchätzen zu lernen.

Aber kehren wir zur Theologie zurück! Die neuenburgiſche Schule (denn eine ſolche darf ſie genannt werden), die ihren alten Traditionen

treu geblieben war und an deren Spitze F. Godet stand, durch seine „Kommentare zum Neuen Testament" einer der ersten Exegeten unserer Zeit, behielt inmitten dieses Wirrwarrs theologischer Ansichten ihre vernünftig konservative Richtung bei. Der Einfluß Vinets auf dieselbe war nur ein indirekter, und nicht ihm, sondern den Verhältnissen, denen sie sich fast widerwillig fügte, verdankt sie die Verwirklichung eines Teils ihres kirchlichen Programms.

Anders stand es mit der waadtländischen Theologie. Die Fakultät

F. Godet.

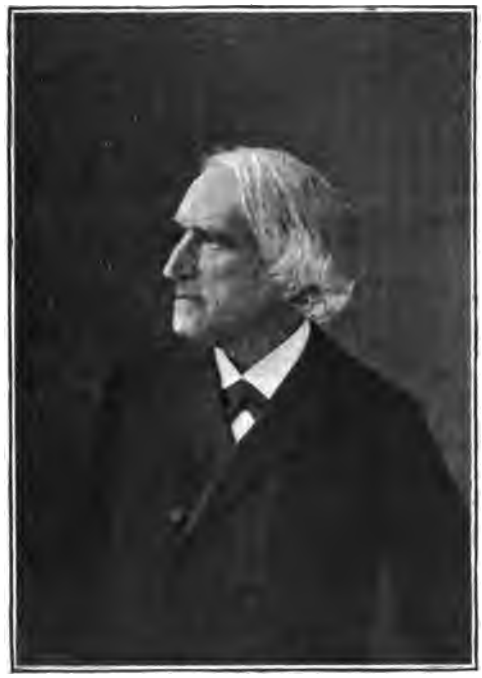
der freien Kirche der Waadt mußte sich natürlich mehr als alle andern begeistern für den Meister, dessen Grundsätze sie verkörperte, und mußte sich als dessen rechtmäßige Erbin betragen. Das war wenigstens das Ideal und der Ehrgeiz eines ihrer hervorragendsten Professoren, J. F. Astié. Ein begeisterter Schüler Vinets, übertrieb er einseitig eine Auffassung, die jener nie an Stelle aller andern hatte setzen wollen, und von seinem allzu kritischen Temperament beeinflußt, hob er in seinem Werke nur das Radikalste und am wenigsten Positive aus Vinets Lehre hervor. Er leitete so eine reaktionäre Strömung ein, nicht zwar gegen den Glauben der Kirche, welcher er selbst angehörte, aber gegen das,

was ſie in ſeinen Augen noch an orthodoxer Unbeweglichkeit enthielt. Dieſe Strömung, deren Übertreibungen bald von ſelbſt verſchwanden, begünſtigte eine zweite. Dieſe zweite Strömung, der erſteren durch ihre Folgen ziemlich ähnlich, unterſchied ſich ſehr von ihr durch die Methode, machte ſich nach und nach in der nationalen Fakultät bemerkbar und nimmt gegenwärtig eine immer kühnere und bedenklichere Wendung an. Sie iſt ein wirres Gemenge von pantheiſtiſchem und rationaliſtiſchem Moralismus, von hiſtoriſchem Kritizismus und religiöſem Poſitivismus, aus dem der endliche Ausgang gar nicht abzuſehen iſt. Doch kann man hier den möglichen Urſprung jener dogmatiſchen Spaltung innerhalb der waadtländiſchen Geiſtlichkeit ſuchen, die wir oben berührt haben.

J. J. Aſtié.

Die kirchlichen Verhältniſſe in Genf waren begreiflicherweiſe für die Entwicklung einer unabhängigen und originellen Theologie äußerſt ungünſtig, indem hier die Theologie in ihrer Bewegung durch die Lokalintereſſen und Parteiſtreitigkeiten gehindert wurde und deshalb nie eine Strömung eigener Ideen herbeiführen konnte. Selbſt Profeſſor A. Bouvier, vielleicht der am höchſten theologiſch veranlagte Geiſt, den Genf je beſeſſen, war ein Opfer dieſer ungünſtigen Verhältniſſe. Sein Werk war zwar in gewiſſer Hinſicht wirkſam durch die Tiefe ſeiner Anſichten und den Umfang ſeines Geiſtes; doch litt es unter ſeinem beſtändigen Beſtreben, zu vermitteln, und iſt bis jetzt nicht im Druck erſchienen. Wir möchten hingegen hinweiſen auf die „Kommentare“ von Oltramare, „Die allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Kirche“ von Chaſtel, auf diejenige der „Reformation“ von Merle d'Aubigné, die „Apologie des Chriſtentums“ von M. A. Berthoud und den „Kommentar zur Apoſtelgeſchichte“ von

Ed. Barde; alles Werke von verschiedenem Charakter und Wert, die aber das über das theologische Wirken in Genf soeben Gesagte abschwächen, wenn auch nicht völlig entkräften. Der Liberalismus, welcher, wenn auch nicht in der Kirche selbst, so doch in der ihr vom Staate aufgedrungenen Organisation allmächtig war, spielt noch in der nationalen Fakultät eine große Rolle. Die vor kurzem den Positiven überlassenen Lehrstühle hindern denselben nicht, die allgemeine Leitung der theologischen Studien in der Hand zu halten. Indem er immer mehr dem französischen Liberalismus zuneigt, mit dem er stete Beziehungen unterhält und von dem er auch bedeutend beeinflußt wird, bleibt seine Wirkung in der Schweiz und selbst in Genf nur eine beschränkte. Eine vorübergehende Erschütterung hatte, wie wir oben sahen, die freie theologische Schule des Oratoires durch Scherer erlitten. Seitdem verfolgt sie mit Nachdruck das Ziel, das ihr durch ihre Gründung gesetzt war, ohne sich darin durch die mannigfachen Schwierigkeiten stutzig machen zu lassen. Sie befaßt sich mehr mit religiösen als mit theologischen Fragen, und aus ihr sind fast für alle Länder treue Seelsorger hervorgegangen, deren Arbeit nicht ohne Erfolg geblieben ist.



A. Bouvier.

Wir haben den Mann noch nicht genannt, dessen Gestalt unstreitig das moralische und religiöse Leben Genfs in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts beherrscht: wir meinen Ernest Naville. Er ist für den Genfer Charakter beinahe, was Charles Secrétan für den der Waadt, nämlich eine seiner typischten und edelsten Verkörperungen. Seinen bedeutenden, aber sehr zerstreuten schriftlichen Arbeiten, von denen die allgemein bekannten Bücher nur einen kleinen Teil bilden, kam nur sein Einfluß auf seine

Mitbürger als Redner und Profeſſor gleich. Dieſer Einfluß entwickelte ſich nach vier Hauptrichtungen, in welchen aber die tiefe Einheit desſelben ſich nur um ſo beſſer geltend machte.

In der Pädagogik war Erneſt Naville ein Schüler und Verehrer von Pater Girard; ein eifriger Verfechter der freien Schulen, war er auch bei der Leitung von mehreren derſelben aktiv beteiligt. Auf politiſchem Boden war er der erſte, der für die Proportionalvertretung eintrat, welche in ſo glücklicher Weiſe die Ungerechtigkeit der Majoritätsſyſteme verbeſſert, und deren endgültige Annahme nur eine Frage der Zeit iſt. Mit der eigentlichen Philoſophie machte er ſich frühzeitig vertraut und blieb lebenslänglich ein kräftiger und tüchtiger Verteidiger des Spiritualismus. Seine Werke über „Die Logik der Hypotheſe", den „Freien Willen", die „Moderne Phyſik" bilden eine meiſterhafte Verteidigung und zu gleicher Zeit eine bewunderungswürdige Auseinanderſetzung des Spiritualismus. Auf dieſem Gebiete verdankt man ihm auch das Studium und die Herausgabe der „Ungedruckten Werke von Maine de Biran". Doch iſt die Achtung und die Berühmtheit, die ſein Name genießt, hauptſächlich auf ſeine chriſtlich-apologetiſchen Arbeiten zurückzuführen. Seine Reden über das „Ewige Leben", den „Himmliſchen Vater", das „Problem des Übels" und „Chriſtus", die zuerſt vor einem Auditorium, das bis auf dreitauſend Perſonen ſtieg, gehalten, dann veröffentlicht und in die hauptſächlichſten Sprachen Europas überſetzt wurden, offenbarten eine didaktiſche Beredſamkeit, in welcher ſich die Kraft ſeiner Überzeugung paarte mit der Klarheit einer einfachen, beſtimmten und feſten Sprache von jener unfehlbaren Logik und erhabenen Geradheit, welche für den Gedanken ſind, was die Moral für das Betragen.

Erneſt Naville.
(Photographie Lacroix.)

Der Einfluß dieſer Reden war ein unmittelbarer, aber, wie es ſcheint, mehr intenſiv, als von langer Dauer. Durch ihre Anlage, wie

übrigens durch diejenige seines ganzen Werkes, gewannen sie dem Genfer Philosophen mehr Bewunderer als Schüler; denn man fand darin eher eine vollständige Rüstkammer von Argumenten zur Verteidigung der christlichen Philosophie, als eine Erneuerung dieser Philosophie selbst. Diese, zur Prüfung ihrer wesentlichen Vorbedingungen zurückgeführt, konnte nicht immer bei den einzigen Ergebnissen, an welche sie eben so glänzend erinnert worden war, stehen bleiben und schlug, ohne dieselben gänzlich zu vergessen, nach und nach verschiedene Wege ein.

Fassen wir zusammen, was wir über die Bewegung des religiösen Denkens der französischen Schweiz im 19. Jahrhundert gesagt haben, so stellt sie sich uns dar als der komplizierte Prozeß einer wissenschaftlichen Ausarbeitung der religiösen Erfahrung, der noch keineswegs seinem Ende nahe ist. Noch immer werden die großen Probleme, die Lebensfragen von der evangelischen Erlösung, um die sich immer die entscheidenden Kämpfe abgespielt haben und deren Lösung das eigentliche Wesen des Christentums bestimmt, verhandelt und in verschiedenem Sinne gelöst. Die Einheit einer Methode, welche immer induktiver zu werden verspricht und die allein bestimmte Fortschritte aufzuweisen hat, scheint auch nicht mehr wie früher eine Einheit der Lehre herbeiführen zu müssen, sondern, indem sie mit der durch Auferlegung von Glaubensbekenntnissen geschaffenen künstlichen Einförmigkeit bricht und die Bildung des persönlichen Glaubens gutheißt, fördert und beschleunigt sie im Gegenteil die herannahende Auflösung des bisherigen Kirchensystems. Denn die christliche Theologie, welche ihren eigenen Gegenstand hat und die mit Recht in ihrem Studium das allen Wissenschaften gemeinsame Verfahren anwendet, ist dennoch nicht identisch mit den andern Wissenschaften. Die religiöse Erfahrung, aus der ihre grundlegende und leitende Gewißheit hervorgeht, ist innerlicher und moralischer Natur, d. h. persönlich und frei. Sie ist nicht als Thatsache gegeben, sondern als Pflicht, und diese Pflicht, welche sich einem häufig widerstrebenden und immer trägen Willen auferlegt, erklärt die beständige und beständig mögliche Rückkehr der nämlichen Verschiedenheiten und Gegensätze in den wissenschaftlichen Schlüssen.

Ein tiefgehender Unterschied macht sich geltend, wenn wir von der kirchlichen und theologischen Thätigkeit des protestantischen Christentums der französischen Schweiz während unseres Jahrhunderts weg uns seinem

praktischen Wirken zuwenden. Erhebende Bilder entfalten sich vor unsern Augen. Hier wenigstens ist etwas Greifbares, Lichtvolles, Heilsames gethan worden. Nie vielleicht haben sich unsere Kirchen reicher gezeigt an Werken der Liebe und des Glaubens, nie haben sie größern und thätigeren Eifer an den Tag gelegt und nie freigebiger Opfer dargebracht an Leuten, Zeit und Geld. In dieser Beziehung wird ihre Arbeit nie verfehlen, auf jeden einen tiefen Eindruck zu machen, der darüber nachdenkt. Sie spricht viel lauter und besser zu gunsten des Evangeliums, als jede aus Studierzimmern hervorgegangene Apologetik.

Es ist hier nicht der Ort, aufzuzählen, was alles schon gethan worden ist und was auf diesem Gebiete noch alles geschieht. Das wäre eben so endlos wie langweilig. Es genüge daher, kurz den Lauf zu skizzieren, den diese ausgedehnte Wohlthätigkeit genommen hat, wobei daran erinnert werden muß, daß sie sich bis an die äußersten Punkte der Erde ausdehnt und daß sie allen Bedürfnissen der Menschheit entgegenkommt; mannigfach sind die Formen, in welchen sie auftritt, um jedem Hülferuf genügen zu können; sie giebt sich die größte Mühe, für alles physische und moralische Elend Abhülfe zu schaffen, befaßt sich mit der Hebung der Einzelnen wie auch der Gesellschaft, ja, sie erhellt auch die Höhlen des Lasters mit einem Strahl der Hoffnung und des Heils. Mag immerhin die irdische Weisheit ihr Mißerfolg prophezeien, sie greift dennoch mutig das Übel an und besiegt es auch in seinen sonst unbezwingbaren Festen.

Die Geschichte der Heidenmission, bei welcher der schweizerische Protestantismus eifrig mitwirkt, der Fortschritt des Kampfes gegen den Alkoholismus, der auf dem Kontinent gerade von schweizerisch-protestantischen Kreisen ausging, geben Zeugnis von den ergreifendsten und glorreichsten Eroberungen des Christentums innerhalb unseres Volkes. Diese Werke sind es, welche, im Verein mit einigen andern, so recht eigentlich dazu angethan sind, auf das Schicksal der kommenden Geschlechter bestimmend einzuwirken. Wenn das 20. Jahrhundert seine Interessen zu schätzen weiß, so wird es der Erweckung des 19. Jahrhunderts ganz besonders zu Dank verpflichtet sein; ist ja gerade in diesem Aufschwung des religiösen Lebens die Quelle der ersten derartigen, allgemein wichtigen, wie speciell christlichen Unternehmungen, deren enthusiastischen und spontanen Charakter wir oben geschildert haben, zu suchen. Dieses Wirken wurde in der Folge von den unabhängigen Kirchen, welche die zweite Phase der Erweckung darstellen, wieder auf-

genommen, ausgedehnt und geordnet, fand aber anfänglich von seiten des offiziellen Protestantismus und seiner Führer nicht eine so freudige Aufnahme, wie man mit Recht erwarten durfte. Man hegte nämlich lange Zeit Verdacht und ging sogar, besonders in der Waadt, so weit, dieses Wirken als antichristlich und revolutionär zu bezeichnen. Doch bald folgte diesem Mißtrauen ein Eifer und eine Sympathie, durch welche der Nationalismus, obwohl er als solcher sich kaum einer Sache annehmen will und vor allem kann, die für ihn immer inoffiziell bleiben muß, ein religiöses Leben und eine Frömmigkeit an den Tag legt, die sicherlich weit erhaben sind über das, was von seinen kirchlichen Grundsätzen zu erwarten wäre. Die Mehrzahl der christlichen Werke von einiger Tragweite und Ausdehnung gehen heute thatsächlich aus privaten Anregungen hervor und werden von besonderen Gesellschaften geleitet, die außer- oder innerhalb der Kirche stehen. Auf diese Art bilden sie einen neutralen Boden, auf dem sich alle Gutgesinnten zu gemeinsamem Wirken zusammenfinden können, und sie selbst ruhen dadurch auf einer weiteren Grundlage. Doch ist es klar, daß diese Scheidung der Kirchen von den durch sie unterstützten Werken den Nachteil hat, daß die erstern einer Quelle des Interesses, des Fortschritts und der Energie verlustig gehen, die sie mit Recht für sich beanspruchen könnten. Wenn also die Gesamtheit der Gesellschaften oder Kommissionen, welche die Pflicht des evangelischen Wirkens auf sich nehmen, betrachtet werden kann als eine Art protestantisch-ökumenische Einheit, die über jeder einzelnen der von ihr vertretenen Kirchen steht, so darf andererseits Anklage gegen sie erhoben werden, weil sie die Kirchen schwächt und sie sogar auflöst, indem sie jeder einzelnen einen Teil ihrer Existenzberechtigung wegnimmt.

Daher erscheint auch hier wie anderwärts der gegenwärtige Stand der Dinge unbeständig und schwankend. Dieselben Ursachen, welche die Vergangenheit aufrecht erhielten, sind auch schuld an ihrer allmählichen Zerstörung und vereinigen sich in dem Ergebnis, daß sie eine neue Zukunft vorbereiten, die ohne Zweifel weniger friedlich und leicht als die Gegenwart, aber doch gesunder auszufallen verspricht. Denn die Sicherheit des Evangeliums hängt nicht ab vom Frieden der Welt, sondern beruht auf Streit, Mühe und Kampf. Je treuer es sich selbst und seinem Herrn ist, desto unabhängiger wird es sein von kompromittierenden Verpflichtungen, und je fester und vollständiger es sein Prinzip wahrt durch die

Verwirklichung ſeiner Konſequenzen, deſto größer wird ſeine Macht ſein zum Handeln und zum Siegen. Sein endlicher Triumph beruht allein auf der Behauptung ſeiner Reinheit und Unverſehrtheit. Denn, wie ſchon geſagt, die Macht einer Religion beſteht nicht darin, politiſch, wiſſenſchaftlich oder philanthropiſch zu ſein, ſondern lediglich darin, religiös zu ſein.

Die Wiſſenſchaft

I.

Naturwiſſenſchaften

von

Theophil Studer

II.

Geſchichtswiſſenſchaft

von

G. Meyer von Knonau

Naturwiſſenſchaften.

Die Entwicklung der Naturwiſſenſchaften in der Schweiz während eines Jahrhunderts zu verfolgen und darzuſtellen iſt keine leichte Aufgabe. Iſt doch die Wiſſenſchaft nicht an die engen Grenzen eines Landes gebunden, vielmehr arbeiten an ihrer Entwicklung die Geiſter aller Kulturſtaaten gemeinſchaftlich. Es kann daher die folgende Schilderung nur den Zweck verfolgen, zu zeigen, in welcher Weiſe ſich die Schweizer Gelehrten an dem Aufbau der Geſamtwiſſenſchaft beteiligt und wo ſie ſelbſt die Führerrolle übernommen haben.

Freilich wird auch in vielen Fällen von einem nationalen Gepräge der Wiſſenſchaft die Rede ſein können, wenn die Verhältniſſe der eigenen Umgebung den Anſtoß zu wiſſenſchaftlicher Bethätigung geben oder die Geſamtwiſſenſchaft zu Hülfe genommen wurde, um heimatliche Verhältniſſe zu erforſchen und aufzuklären. Dieſe letztere Richtung iſt auch bis jetzt die herrſchende geweſen und hat dazu geführt, daß in kleineren Verhältniſſen gewonnene Ergebniſſe den Anſtoß zur Erklärung weitverbreiteter Erſcheinungen gaben. Hat doch die Unterſuchung der Gletſcherphänomene in den Hochthälern der Walliſer und Berner Alpen den Blick eröffnet auf die Phyſik der Eisſtröme überhaupt, und hat die Beobachtung des periodiſchen Vordringens und Rückzuges der Gletſcher und der Spuren, welche ſie bei ihrem Rückzug hinterlaſſen, zu der Erkenntnis einer relativ nicht weit zurückliegenden Eiszeit geführt, in welcher ein großer Teil der

nördlichen gemäßigten Zone der Erde von Eisströmen überflutet war. Und dieses gewaltige Resultat, mit dessen Verfolgung sich bald die ersten Gelehrten der Welt beschäftigten und noch beschäftigen, entwickelte sich aus der Beobachtung der Gletscherphänomene im Beginn der Zwanzigerjahre durch Venetz und ihrer Anwendung auf die Erklärung des Vorkommens großer Felsblöcke südlichen Ursprungs bei Monthey im Unterwallis durch Charpentier. Hier war es auch, wo die Frage nach dem Aufbau der großen Gebirgsmassen der Alpen und des Jura zuerst die Geister beschäftigte, und wo unausgesetzte Arbeit und Beobachtung nicht nur zur Erkenntnis der Struktur des alpinen Hochgebirges, sondern zu der Theorie der Gebirgsbildung überhaupt führte. Wenn unsere lieblichen Seengelände den Naturfreund stets wieder in ihre Nähe lockten, so boten sie auch dem Forscher Stoff zum Nachdenken. Die Fragen, wie die Seen entstanden, wie sich die auf ihnen beobachteten Phänomene, ihre Farbe, ihre wechselnden Strömungen, ihre Untiefen und Abgründe erklären lassen, welche Tierwelt sie beherbergen, warteten lange der Lösung. Durch F. A. Forel in Morges, der sich das Studium des Lemansees zur Lebensaufgabe gemacht hatte, wurde zuerst eine Methode der Erforschung eines Sees in ihren Grundzügen festgestellt, er zeigte zuerst, daß die großen Tiefen von einer Fülle organischer Wesen bewohnt sind, welche sich dem Leben in dunkler Tiefe angepaßt haben, und lehrte die Verbreitung der pelagisch lebenden Organismen. Von da aus kam der Anstoß zu einer systematischen Erforschung der Seen der Erde, die gegenwätig einen wichtigen Zweig in den biologischen Wissenschaften bildet. Und wenn wir zu einem der anziehendsten Zweige der Wissenschaft, zu der Lehre vom Menschen und dessen Entwicklung, uns wenden, so hat die durch Ferdinand Keller gemachte Entdeckung der Pfahlbauten zunächst im Zürcher- und Pfäffikersee, dann in den westschweizerischen Seen den Blick über die Entwicklung des Menschengeschlechtes in Europa in einer vorher ungeahnten Weise erweitert und unsere Einsicht in die allmähliche Ausbildung der Kultur in vorhistorischer Zeit gefördert.

Wenn aber auch ein Land, von einer intelligenten und auf einer soliden Durchschnittsbildung basierenden Bevölkerung bewohnt, zu naturwissenschaftlicher Forschung anregen mußte, so war es die Schweiz. Treffen wir doch hier auf engem Raume alle Übergänge vom Klima und der Vegetation der üppigen Mittelmeerländer bis zur starren Eis-

wüste der Polargegenden. In kurzer Zeit kann unser Fuß fruchtbare Ebenen, üppige Thäler, blumige Matten, öde Steinfelder und kalte Schneefelder durchwandern. Aufsteigend aus Gärten von rebenumrankten Oliven- und Maulbeerbäumen durchziehen wir Kastanienhaine, wandeln durch den grünen Buchen- und Ahornwald in die dunkeln Fichtenforste, dann verläßt uns die letzte Kiefer, und wir stehen auf mooriger Heide, aus der uns freundliche Blumensterne entgegenblinken. Aber immer mehr wird die Vegetationsdecke von Steinfeldern und zuletzt von Lachen und Schneeflächen unterbrochen, und endlich ist alles unter Firnfeldern und Eismassen begraben, wir sind mitten aus dem heißen südländischen Sommer in den eisigen, ewigen Winter geraten. Sehen wir aber von der vereisten Kuppe hinunter in die Thäler und Ebenen, aus denen blitzende Seen aufleuchten, so wird unwillkürlich, nachdem sich das Auge an der Schönheit des vor ihm ausgebreiteten Bildes gesättigt, der Geist sein Recht verlangen und tausend Fragen stellen nach der Entstehung all dieser Pracht; welche Macht hat diese Gesteinsmassen emporgehoben, was bedingt diesen Wechsel der Naturumgebung, warum sind die meteorologischen Erscheinungen anders als im Thale, und tausend andere, und wir werden bald Lebensaufgaben darin finden, nur eine dieser Fragen zu lösen. Wir können auch sagen, daß seit der Zeit der Renaissance, wo sich der Mensch frei machte von den Fesseln der Tradition, und der Geist wieder einen freien Flug anzunehmen begann, die Naturforschung in der Schweiz anfing, die Antwort auf die vielen sich aufdrängenden Fragen zu suchen. Und von dem Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts an sehen wir diese Wissenschaft sich entwickeln, immer mehr Anhänger gewinnen, sich vertiefen, und im 18. Jahrhundert treffen wir bereits eine Menge von Gelehrten, hier sich mit der minutiösen Untersuchung der Fauna und der Flora des Landes beschäftigend, dort der Erforschung der Gebirgsbildung, der meteorologischen Phänomene, der Mineralquellen, der topographischen Kenntnis des Landes ihre Kraft widmend. Vor allen ist Johann Jakob Scheuchzer (1672—1733) von Zürich als der wahre Begründer der physischen Erforschung der Schweiz zu betrachten. Er bereiste die Schweiz mit mathematischen und physikalischen Instrumenten und sammelte mit dem Zweck, die Naturgeschichte des Landes zu schreiben; beinahe jeder Zweig der Naturforschung verdankt ihm wichtige Beiträge oder seine erste Begründung. In seinen Itinera alpina, 4 Vol., 4°, Lugd.

Bat. 1723, wurden die Resultate seiner Forschungen über Hydrographie, Meteorologie, Oryktographie, Topographie, beschreibende Naturwissenschaften, die er schon früher zum Teil in Einzelbearbeitungen veröffentlicht hatte, in der populären Form einer Reisebeschreibung niedergelegt und regten in dieser Weise auch nicht zünftige Naturforscher zu weiteren Arbeiten an. Auch eine Karte, Nova Helvetiæ tabula geographica in vier Blättern, im Maßstab von cirka 1 : 230,000, die gegenüber früheren Versuchen als ein Fortschritt zu begrüßen war, ergab sich als willkommenes Resultat seiner Forschungen. Seine geplante Historia plantarum Helvetiæ und die Historia animalium Helvetiæ blieben leider ungedruckt.

Nicht geringer als Scheuchzers Einfluß war derjenige eines der hervorragendsten Naturforscher des vorigen Jahrhunderts, Albrecht von Hallers, von Bern (1708—1777). Sein Gedicht über die Alpen, veranlaßt durch eine Reise, die er 1728 mit Johann Geßner und Benedikt Stähelin ausführte, und in dem er in schwungvollen Versen eine Menge von wissenschaftlichen Thatsachen verwertete, trug mit den Itinera alpina von Scheuchzer dazu bei, die Alpenreisen in Aufnahme zu bringen und zu der Erforschung der Gebirgswelt anzuregen. Seine Enumeratio stirpium helvet. 1742 und Historia stirpium indig. Helvetiæ 1768 boten die Grundlage für die Kenntnis der Flora der Schweiz. Auf dem Gebiete der Physiologie und Embryologie waren seine Arbeiten bahnbrechend.

In der Erforschung des Hochgebirges, seiner Physik, seiner geologischen Struktur, seiner Steinarten, seiner Wärmeverhältnisse und atmosphärischen Zustände ragt aber vor allen hervor Horace Benedikt de Saussure aus Genf (1740—1799), der, versehen mit dem ganzen wissenschaftlichen Rüstzeug seiner Zeit, selbst erfinderisch in neuen Hülfsmitteln und Methoden der physikalischen Forschung, es unternahm, bis in die höchsten Regionen des Hochgebirges zu dringen, um hier, unter neuen und ungewohnten Verhältnissen, die Beobachtung der Entdeckung allgemeiner Gesetze dienstbar zu machen.

Es würde zu weit führen, hier die Namen aller der Männer aufzuzählen, welche sich um die Naturwissenschaften im 18. Jahrhundert verdient gemacht haben, genügt es doch, die historischen Namen eines Bonnet, des Genfer Philosophen und Biologen, der Gebrüder De Luc, Physiker und Meteorologen, der Mathematiker und Physiker Johann I,

Erſte Beſteigung des Montblanc von H. B. de Sauſſure.

Nach einem Stich damaliger Zeit. (Kollektion Baſtard.)

THE NEW YORK
PUBLIC
R
L

Daniel und Johann II Bernoulli in Baſel, Johann Geßners in Zürich, des Begründers der phyſikaliſchen Geſellſchaft, zu erwähnen, um zu zeigen, daß der Boden für das Gedeihen der Naturwiſſenſchaften im 19. Jahrhundert gut vorbereitet war.

Nur ein Fortſchritt ſei noch hervorgehoben, der mächtig dazu beitrug, das Studium der Wiſſenſchaft anzuregen und zu fördern, es war dieſes die Gründung wiſſenſchaftlicher Geſellſchaften, worin den Gelehrten Gelegenheit geboten wurde, mit Gleichſtrebenden ihre Meinungen auszutauſchen und ſich gegenſeitig anzuregen und zu unterſtützen.

Der erſte Verein dieſer Art wurde in Zürich unter dem Titel einer phyſikaliſchen Geſellſchaft im Jahre 1746 gegründet. Urſprünglich war es eine Geſellſchaft von einigen jüngeren Männern, welche durch Herrn Dr. Heinrich Rahn an den Chorherrn Dr. Johannes Geßner den Antrag wegen Errichtung einer phyſikaliſchen Geſellſchaft ſtellten. Dr. Joh. Geßner entſprach gerne dieſem Anſuchen, es wurde aber für gut gefunden, der wirklichen Errichtung der Geſellſchaft ein Kollegium in der Experimentalphyſik und Naturhiſtorie vorgehen zu laſſen. Im Jahre 1746 wurde dann die Geſellſchaft konſtituiert, ſie zählte ſchon Ende des Jahres 1746 20 ordentliche und 56 Ehrenmitglieder und wurde von Johannes Geßner präſidiert. Der Zweck der Geſellſchaft ergiebt ſich aus Paragraph 1 der Statuten: 1. „Die Abſicht dieſer Societät iſt die Erkenntnis der Natur, inſoweit dieſelbe zur Bequemlichkeit, Nutzen und Notwendigkeit der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, beſonders aber unſeres werten Vaterlandes dienet.“

Dieſes Programm wurde nach einer von Hans Caspar Hirzel im Januar 1757 gehaltenen Rede ſo aufgefaßt, daß die Stifter nicht die Gründung einer Gelehrtenakademie im Auge hatten, ſondern einer Geſellſchaft, die neben der Förderung der Wiſſenſchaften vorzugsweiſe die Verbreitung derſelben ſich zum Ziele ſetzen ſollte.

Schon im Jahre 1761 konnte die Geſellſchaft eine ausgewählte Sammlung der gehaltenen Vorträge unter dem Titel „Abhandlungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Zürich“ veröffentlichen, weitere Bände erſchienen in den Jahren 1764 und 1766.

Die in der Publikation enthaltenen Aufſätze behandeln in Mehrzahl praktiſche Themen aus den Gebieten der Landwirtſchaft und der Medizin, daneben finden ſich auch ſolche aus der Botanik und eine Darlegung der meteorologiſchen Beobachtungen aus dem Jahre 1760 von Conrad Meier.

Auch in Basel, der ältesten Universität des Landes, die seit Beginn des 16. Jahrhunderts in ununterbrochener Reihenfolge Gelehrte ersten Ranges hervorbrachte, konstituierte sich im Jahre 1751 auf Anregung von J. R. Zwinger und Daniel Bernoulli eine Societas Physico-mathematico-anatomico-botanico-medica Helvetica, welche Acta physico-medica publizierte. Diese erschienen 1751, 1755, 1758, 1760, 1762, 1767, 1772 und 1778. Der 9. Band, von Daniel Bernoulli redigiert, erschien erst im Jahre 1787 unter dem Titel Nova acta. Es war eine Verbindung gelehrter Männer zur Veröffentlichung naturwissenschaftlicher und medizinischer Abhandlungen; Zusammenkünfte und Besprechungen fanden keine statt. Indem sie aber aus allen Kantonen Beiträge aufnahm, war es die erste gelehrte Gesellschaft, die sich über die gesamte Schweiz ausdehnte.

Marc Auguste Pictet.

In Lausanne vereinigten sich im Jahre 1783 eine Reihe Gelehrter, so H. Struve, Chemiker und Mineralog, Graf Gregor Razoumowski, der Verfasser der Histoire naturelle du Jorat et de ses environs, der Mineralog van Berchem, der Botaniker, außerdem in Landwirtschaft und Altertumskunde bewanderte Louis Regnier u. a., zu einer Société des Sciences physiques et naturelles, welche drei Bände Mémoires für die Jahre 1783—1788 herausgab.

In Bern war es der Pfarrer Jakob Samuel Wyttenbach (1748—1830), welcher die Anregung machte, eine Privatgesellschaft naturforschender Freunde in Bern zu bilden, in der sich die Mitglieder wöchentlich versammeln sollten, um über naturwissenschaftliche Fragen zu diskutieren und sich zu gegenseitiger Belehrung die Resultate ihrer Bestrebungen mitzuteilen. Es beteiligten sich dabei Professor J. G. Tralles,

Phyſiker und Mathematiker, Apotheker Morell, Chemiker, Spitalprediger, ſpäter Dekan und Profeſſor Samuel Studer, Konchyliolog und Entomolog, Notar Siegmund Gottlieb Studer, stud. jur. Kuhn, in den nächſten Jahren geſellten ſich dazu: Freiherr von Erlach von Spiez, Mineralog, Generalkommiſſarius Rudolf Gabriel Manuel, Mineralog, Albrecht von Haller, Kriegsratsſchreiber, Botaniker, Sohn des großen Phyſiologen A. v. Haller.

Auch in der Republik Genf, wo ſo bedeutende Naturforſcher, wie H. B. de Sauſſure, ſein Sohn Theodor de Sauſſure, Bonnet, Louis Jurine, François Huber, der Phyſiker Marc Auguſte Pictet, der Botaniker Vaucher und ſo viele andere, wirkten, ſtellte ſich das Bedürfnis nach einer Vereinigung der gleichſtrebenden Geiſter heraus, und ſo bildete ſich im Jahre 1790 die Société des Naturalistes genevois, deren Namen ſpäter, 1792, in Société genevoise d'histoire naturelle und bald in Société de physique et d'histoire naturelle, den ſie heute noch führt, umgewandelt wurde. Der erſte Präſident der Geſellſchaft war Henri Albert Goſſe, deſſen Name wir bei der Gründung der Schweizeriſchen Naturforſchenden Geſellſchaft wieder treffen werden.

So war zu Ende des 18. Jahrhunderts der Boden vorbereitet, auf dem ſich im folgenden die ſchweizeriſche Naturforſchung zur Blüte entfalten ſollte. Dazu war aber notwendig, daß ſich alle Schweizer Naturforſcher zu gemeinſamer Thätigkeit vereinigten. Die Gründung einer Schweizeriſchen Naturforſchenden Geſellſchaft ließ auch nicht lange auf ſich warten. Da in dieſer ſich die Hauptthätigkeit der Schweizer Naturforſcher in dieſem Jahrhundert abſpielte, ſo verdient die Geſchichte ihrer Entwicklung hier in erſter Linie geſchildert zu werden.

I.

Die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft.

Der Gedanke, eine allgemeine schweizerische Gesellschaft ins Leben zu rufen, ging zuerst im Jahre 1797 von der Gesellschaft naturforschender Freunde in Bern aus. Dieselbe erließ einen Aufruf an alle schweizerischen Naturforscher zu einer Versammlung in Herzogenbuchsee, um über Mittel und Wege zu beraten, durch welche die vaterländische Naturlehre und Naturgeschichte in gemeinsamer Thätigkeit gepflegt und zugleich persönliche Beziehungen der „vom gleichen Geist beseelten" angebahnt würden. Dem Rufe folgten eine Reihe hervorragender schweizerischer Gelehrter, besonders Genfer und Berner, im ganzen 13, zu denen noch sechs weitere zu zählen sind, welche ihre Zustimmung schriftlich abgegeben hatten. Es wurden Statuten festgesetzt, jährliche Versammlungen angeordnet und als erster Präsident Professor Samuel Studer (1757—1834) gewählt, als Sekretär Helfer Gruner.

Die Gesellschaft erhielt den Namen: Allgemeine helvetische Gesellschaft der Freunde der vaterländischen Physik und Naturgeschichte. Leider sollten die im Jahre 1798 erfolgenden politischen Ereignisse, welche den Sturz der alten Eidgenossenschaft herbeiführten, die kaum erschlossene Blüte rasch vernichten. Die Zustände, welche auf den Zusammenbruch von 1798 folgten, die Zeiten der Helvetik, die Unsicherheit, welche die kontinuierlichen europäischen Kriege zur Folge hatten, alles zeigte sich der Weiterentwicklung einer wissenschaftlichen Gesellschaft feindlich, und so blieb die Jahresversammlung vom 2. Oktober 1797 vorläufig die erste und einzige, bis im Jahre 1815 der Gedanke neues Leben erhielt.

Die politischen Verhältnisse der Schweiz hatten sich unterdessen geklärt, ihre Unabhängigkeit und Neutralität war von den europäischen Mächten anerkannt, die Republik Genf im Jahre 1815 als eigener Kanton in den Verband der Eidgenossenschaft aufgenommen worden. Mit den eingetretenen ruhigen Verhältnissen fing man an, sich wieder mehr mit Kunst und Wissenschaft zu beschäftigen. Die Initiative zu einer wissenschaftlichen Vereinigung aller schweizerischen Naturforscher ging

diesmal von Genf, und zwar von Henri Albert Goſſe (1753 bis 1816) aus, im Einverſtändnis mit den Mitgliedern der Société de physique et d'histoire naturelle, deren Präſident er war. Am 15. Auguſt des Jahres 1815 erließ er eine Einladung an die ihm bekannten ſchweizeriſchen Naturforſcher zu einer Verſammlung in ſeinem Landhauſe in Morney, am Südfuße des Kleinen Salève. Hier empfing er am 6. Oktober ſeine Gäſte in einem Belvédère, deſſen Dach auf acht bekränzten Säulen ruhte. An ihnen, auf einem aus Raſen errichteten Fußgeſtell, waren die bekränzten Bruſtbilder von Haller, Bonnet, Rouſſeau und Sauſſure aufgeſtellt, in deren Mitte, mit Lorbeer umwunden, das von Linné. In einer ſchwungvollen Anſprache an die 36 Gäſte, die ſich beſonders von Genf, Lauſanne und Bern eingefunden hatten, begeiſterte er ſeine Zuhörer zu dem Entſchluß, ſich zu gemeinſamer Arbeit zu vereinigen. Seine packende Rede ſchloß er, indem er ſich zu der Büſte von Linné wandte: „Et toi, immortel Linné, toi dont l'âme bienfaisante plane peut-être sur cette intéressante réunion, puissent les lumières que tu as répandues sur les œuvres de la création nous pénétrer et nous animer du feu de ton divin génie! Puisse la présence de ton image et celle des quatre illustres compatriotes qui nous entourent, nous remplir d'enthousiasme pour les connaissances sublimes dont ils ont enrichi l'éspèce humaine, nous enflammer de zèle pour la culture des sciences naturelles et nous rendre ainsi tous utiles à notre chère et commune patrie.“ In einer noch am Abend in Genf abgehaltenen Sitzung wurde der Beſchluß gefaßt, ſich als Société hélvetique des Sciences naturelles zu konſtituieren. Die Grundbeſtimmungen der Geſellſchaft wurden feſtgeſtellt und Bern als der nächſte Verſammlungsort beſtimmt.

Goſſe ſollte leider die Weiterentwicklung ſeiner Schöpfung nicht mehr erleben, er ſtarb ſchon am 1. Februar 1816.

In der nächſten Jahresverſammlung, die unter dem Vorſitze von J. S. Wyttenbach in Bern ſtattfand, an welcher bereits 68 Mitglieder aus allen Teilen der Schweiz teilnahmen, wurden nun die Statuten, die in Genf durch Colladon (1753—1830) entworfen worden waren, angenommen und ſomit die Geſellſchaft definitiv konſtituiert. Die Mitgliederzahl betrug im Jahre 1816 ſchon 145, im Jahre 1817 ſtieg die Zahl auf 258.

Von nun an fanden die Versammlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft alljährlich in ununterbrochener Reihenfolge statt, abwechselnd in den verschiedenen Städten des Schweizerlandes.

Die Hauptthätigkeit während der Versammlungen, deren Dauer sich auf drei Tage ausdehnt, besteht in der Behandlung der laufenden Geschäfte und in Vorträgen, Vorweisungen und Experimenten, die sich über das Gesamtgebiet der Naturwissenschaften erstrecken, daneben wird auch der geselligen Unterhaltung ihr Recht gegeben.

Bis zum Jahre 1835 wurden alle Sitzungen der Versammlung gemeinsam abgehalten, allmählich aber häufte sich der zu behandelnde Stoff so an, daß man genötigt war, für die einzelnen Wissenszweige Sektionen zu bilden, welche ihre besondern Verhandlungen getrennt voneinander abhielten. Gegenwärtig wird je der zweite Tag der Versammlung den Sektionssitzungen gewidmet. In den ersten Jahren lag die ganze Geschäftsführung dem für ein Jahr gewählten Präsidenten der nächsten Jahresversammlung ob, im Jahre 1826 wurde beschlossen, ein eigenes Centralkomitee oder Generalsekretariat zu konstituieren, welches die Leitung der Geschäfte der Gesellschaft übernehmen sollte, so die Herausgabe einer Publikation, der Denkschriften, die Rechnungsführung und alle Gesellschaftsverhältnisse und Geschäfte, welche nicht auf die Jahresversammlung Bezug haben. Dieses, aus drei Mitgliedern bestehende Centralkomitee erhielt seinen Sitz in Zürich, unter der Leitung von Herrn Staatsrat Usteri. Im Jahre 1874 wurde die Amtsdauer des Centralkomitees auf 6 Jahre festgesetzt und bestimmt, daß mit seinem Wechsel auch sein Sitz nach dem Wohnort des neugewählten Centralpräsidenten verlegt werde.

Mit der Vermehrung der Mitgliederzahl und der Zunahme der wissenschaftlichen Thätigkeit sah sich bald die Gesellschaft genötigt, die Bearbeitung bestimmter Aufgaben an besonders gewählte Kommissionen zu verweisen, welche deren Ausführung an die Hand zu nehmen und darüber alljährlich an der Jahresversammlung Bericht zu erstatten haben. So wurde schon im Jahre 1823 eine Kommission ernannt, meteorologische Beobachtungen zu sammeln, sowie Barometermessungen an verschiedenen Stationen anzustellen zur Höhenbestimmung, ferner eine topographische Kommission zur Beratung der Herstellung einer guten Karte der Schweiz, im Jahre 1836 eine solche für Herausgabe der Denkschriften, 1860 eine Kommission für Ausführung einer geologischen

Karte der Schweiz, 1862 eine geodätische Kommission für die mitteleuropäische Gradmessung. Gegenwärtig sind 11 Kommissionen in Verfolgung bestimmter Aufgaben thätig.

Die Publikationen der Gesellschaft, welche den Bericht über deren Thätigkeit enthalten sollten, erschienen vom 1. Juli 1817 an unter dem Titel: „Naturwissenschaftlicher Anzeiger der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die gesamten Naturwissenschaften, herausgegeben von Fr. Meisner, Professor der Naturgeschichte und Botanik in Bern" (Bern, Stämpfli, 4°). Diese Publikation, die in monatlichen Heften erscheinen sollte, schloß mit der zwölften Nummer des fünften Jahrgangs im Oktober 1823; als Fortsetzung folgten die Annalen der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft 2c. von Fr. Meisner, Bern, bei Jenni, 8°, zwei Bände, 1823 und 1824. Die Kosten trugen die Redaktoren resp. Verleger. Die letzte Schrift ging mit dem Tode des Redaktors ein. Außerdem wurde jeweilen am Ort der Jahresversammlung die Eröffnungsrede des Präsidenten, eine kurze Darlegung der Verhandlungen und ein Verzeichnis der anwesenden Mitglieder gedruckt. Von dem Eingehen der Annalen an wurde die Publikation der Verhandlungen umfangreicher, brachte Auszüge aus den gehaltenen Vorträgen und Berichte von der Thätigkeit der kantonalen Gesellschaften.

Peter Merian.

Im Jahre 1817 wurde der Beschluß gefaßt, eine periodische Sammlung von naturwissenschaftlichen Abhandlungen der Mitglieder, die der Bekanntmachung wert erachtet würden, unter dem Titel: „Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft" zu veranstalten. „In diese Sammlung sollten nur solche Arbeiten aufgenommen werden, durch welche die Naturwissenschaft oder irgend ein Zweig der Naturkenntnisse,

vorzugsweise aber derjenige der Schweiz, Bereicherung, Zuwachs oder Berichtigung durch neue Beobachtungen, Entdeckungen oder Versuche enthielte." (Einleitung zum 1. Bande.)

Die erste Abteilung des ersten Bandes, welcher u. a. die Arbeit von Peter Merian, „Geologischer Durchschnitt durch das Juragebirge von Basel bis Kestenholz bei Aarwangen", enthält, erschien im Jahr 1829, die zweite Abteilung, mit der wichtigen Abhandlung von Venetz über die Variation der Temperatur in den Schweizeralpen und die Bewegung der Gletscher, im Jahre 1833.

Da die Publikation, deren Verlag Orell-Füßli & Co. in Zürich übernommen hatte, von Verlegerseite allmählich auf Schwierigkeiten stieß, so beschloß die Gesellschaft im Jahre 1836, die Denkschriften in eigenen Verlag zu nehmen und als Neue Denkschriften, Nouveaux Mémoires de la Soc. Helv. unter Direktion einer eigenen Kommission zu publizieren. Bis jetzt sind 35 Bände davon erschienen.

Schon im Jahre 1816, bei der Versammlung in Bern, wurden der Gesellschaft mehrere Bücher geschenkt und daselbst vorläufig aufbewahrt; dieselben vermehrten sich allmählich so, daß sie den Grund einer Bibliothek bilden konnten, deren Aufbewahrung Bern übertragen wurde; der Bernischen Naturforschenden Gesellschaft wurde auch die Bestimmung der Wahl eines Bibliothekars übertragen. Mit der Publikation von Denkschriften konnte ein Schriftenaustausch mit fremden Gesellschaften angebahnt werden, durch den eine große Menge naturwissenschaftlicher Zeitschriften sich ansammelten, gegenwärtig 450, dazu kam noch die Bibliothek der Bernischen Naturforschenden Gesellschaft, welche mit derjenigen der allgemeinen Schweizerischen verschmolzen wurde. Außerdem vergrößerte sich die Bibliothek durch Geschenke, darunter solche von ganzen Büchersammlungen.

Im Jahre 1864 zählte die Bibliothek 6000 Bände, gegenwärtig 20,000. Dazu kommt das Archiv der Bernischen und Schweizerischen Gesellschaft, das zahlreiche wertvolle Manuskripte und eine Sammlung von Autographen enthält.

Bis zum Jahre 1860 war die Gesellschaft für alle ihre Unternehmungen auf die eigenen Mittel, die aus den Mitgliederbeiträgen zuflossen, beschränkt. Als aber die Aufgaben wuchsen und gemeinnützige Unternehmungen, die große Kosten nach sich zogen, ins Werk gesetzt wurden, trat der Bund, in regem Interesse für die geistige Entwicklung der Bevölkerung, mit finanzieller Unterstützung ein.

Als die Gesellschaft den großartigen Plan faßte, die Dufoursche Karte der Schweiz im Maßstabe von 1 : 100,000 geologisch kolorieren zu lassen, eine Arbeit, welche eine genaue geologische Aufnahme des Landes durch zahlreiche Hülfskräfte notwendig machte, gab auf einen vom eidgenössischen Departement des Innern (Herrn Pioda) gemachten Antrag der Bundesrat einen Beitrag von Fr. 3000 für das Jahr 1860 und 1861, von 1862 an wurde derselbe auf jährlich Fr. 5000 erhöht, gegenwärtig beläuft er sich auf jährlich Fr. 10,000, ebenso wurde der Kommission für die europäische Gradmessuug ein Beitrag von Fr. 15,000 bewilligt und endlich auch der Druck der Denkschriften mit einer Subvention von Fr. 2000 jährlich unterstützt. Ein hochherziges Legat erlaubte ferner, Preisausschreibungen für wissenschaftliche Arbeiten zu veranstalten. Im Jahre 1863 setzte Dr. Alexander Schläfli aus Burgdorf, welcher als Arzt und Naturforscher Asien und Afrika bereist hatte und am 5. Oktober 1863 in Bagdad starb, die Naturforschende Gesellschaft zum Erben seines Vermögens ein, „in der Meinung, daß dieselbe sich verpflichte, jährlich Preisaufgaben für Schweizer über naturwissenschaftliche Gegenstände auszuschreiben, und aus den Zinsen desselben diejenigen zu belohnen, welche des Preises würdig gefunden wurden". Das Vermögen belief sich auf Fr. 9000, gegenwärtig ist der Fonds auf Fr. 14,000 angewachsen. Eine Kommission von fünf Mitgliedern besorgt die Aufstellung und Ausschreibung der Preisfragen, die Prüfung der eingegangenen Arbeiten und die Berichterstattung an die allgemeine Gesellschaft.

Die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft zählte im Jahre 1898 819 aktive Mitglieder, dazu kommen noch die konstituierenden kantonalen Gesellschaften mit ihren zahlreichen Mitgliedern, 3673.

Alle diese Gesellschaften haben an der Jahresversammlung in den vorberatenden Kommissionen ihre stimmberechtigten offiziellen Vertreter, dieselben übernehmen auch jeweilen den Empfang der Jahresversammlung. Die Kommissionen, denen bestimmte Arbeiten übertragen sind, und die zum Teil aus den Beiträgen der Gesellschaftskasse unterstützt werden, sind: Bibliothekkommission, eine Kommission für die Stiftung Schläfli, eine geologische Kommission für die geologische Landesaufnahme, die geodätische Kommission für die mitteleuropäische Gradmessung, eine Erdbebenkommission für Kontrolle der schweizerischen Erdbeben, eine limnologische Kommission

für wissenschaftliche Erforschung der Seen, eine Moorkommission für Erforschung der Torfmoore, eine Flußkommission, eine Gletscherkommission und eine Kommission für Untersuchung der Kryptogamenflora der Schweiz.

Jede Kommission hat einen Jahresbericht über ihre Thätigkeit bei Gelegenheit der Jahresversammlung vorzulegen.

Schon aus diesem trockenen Verzeichnis geht hervor, daß die Thätigkeit der Naturforschenden Gesellschaft eine sehr ausgedehnte ist, und daß dieselbe sich über alle Gebiete der Naturwissenschaften erstreckt. Es mußte deshalb gerechtfertigt erscheinen, einen kurzen Überblick über deren Organisation und Entwicklung zu geben. Es dürfte nun noch angezeigt sein, eine kurze Darlegung von der wissenschaftlichen Thätigkeit der Gesellschaft zu geben und zu zeigen, wo es ihr vergönnt war, im Sinne der Stifter zur wissenschaftlichen Erkenntnis des Landes beizutragen.

II.

Meteorologische Beobachtungen.

Schon im Jahre 1823 wurde bei Gelegenheit der in Aarau stattfindenden Versammlung von Professor Marc Auguste Pictet der Vorschlag gemacht, die allgemeine schweizerische Gesellschaft möchte sowohl die Kantons-Gesellschaften, als die einzelnen in verschiedenen Gegenden zerstreuten Mitglieder einladen, sich mit Barometermessungen der vorzüglichsten, in ihrer Nähe vorkommenden Berg- und Hügelhöhen, mit Angaben der Strömungen ihrer Flüsse und zugleich mit Auffassung geologischer und mineralogischer Eigenheiten ihrer Gegenden zu beschäftigen. Diesem Vorschlage wurde von einigen Mitgliedern beigefügt: die Erforschung der mittleren Temperatur der Standorte und die Aufstellung noch anderer meteorologischer Beobachtungen. Eine besondere Kommission, bestehend aus den Herren Prof. Pictet, De Candolle (Genf), Trechsel (Bern), Horner (Zürich), Kasthofer, Ebel und Zschokke, soll über die beste Weise, wie dabei zu Werke zu gehen sein möchte, sich vorläufig beraten und ihre Gedanken der Versammlung

vortragen. Die Beobachtungen wurden bis 1837 fortgesetzt, zuerst, 1826, waren es zwölf Stationen, an denen hauptsächlich Höhenmessungen vorgenommen wurden, im Jahre 1827 kamen zu den früheren, Lausanne, Bern, Basel, Genf, Solothurn, Luzern, Aarau, Zürich, St. Gallen, Chur, Bellinzona, Schaffhausen, noch Bevers und der St. Bernhardsberg. Im Jahre 1836 berichtete Trechsel über das Ergebnis der bisherigen Beobachtungen; die Kommission wurde beauftragt, dieselben nach erweitertem Plane mit wesentlicher Berücksichtigung der eigentlichen meteorologischen Verhältnisse so viel und so weit als möglich neu ins Leben zu rufen und zu organisieren. Die Resultate, aus Basel von 1826 bis 1836 durch Peter Merian, Bern von 1826 bis 1836 durch F. Trechsel, St. Gallen von 1827 bis 1832 durch Daniel Meyer zusammengestellt, wurden in dem zweiten Bande der neuen Denkschriften von 1838 veröffentlicht. Es sind Tabellen, die von jedem Monat in den beobachteten Jahren angeben: 1. den mittleren Barometerstand zu verschiedenen Tageszeiten und die monatlichen Extreme. 2. Die Lufttemperatur. 3. Witterung und Windrichtung; bei Basel kommen dazu noch Beobachtungen über den Stand des Rheines bei der Rheinbrücke.

So sehr dieser erste Versuch verallgemeinerter Beobachtungen angeregt hatte, so daß Private wie kantonale Gesellschaften und Kantonsregierungen solche weiter fortsetzten, so stellte sich doch heraus, daß zur Erlangung ersprießlicher Resultate eine planmäßige Organisation der Beobachtungen, die sich über die ganze Schweiz erstrecken sollte, notwendig sei. An der Versammlung in Lugano, 1860, brachte Herr Bundesrat Pioda die Frage in Anregung, ob es wünschenswert und thunlich wäre, ein System meteorologischer Beobachtungen durch die ganze Schweiz zu organisieren, zugleich wurde ein Beitrag aus der Bundeskasse in Aussicht gestellt.

Die Gesellschaft übertrug die Begutachtung der Frage einer Kommission aus den Herren Professoren Mousson (Zürich), Wild (Bern) und Kopp (Neuenburg). Bei der nächsten Jahresversammlung in Lausanne 1861 erstattete Professor Mousson darüber einen Bericht, in dem er folgenden Plan aufstellte:

„1. Der Zweck der Beobachtungen ist der, den Einfluß eines Gebirgslandes auf die allgemeineren meteorologischen Verhältnisse Europas festzustellen.

„2. Zu diesem Zweck werden nach Linien, die der Länge und der Quere nach die Ketten durchschneiden, Stationen errichtet, wo nach

übereinstimmenden Regeln und Instrumenten die korrespondierenden meteorologischen Erscheinungen beobachtet werden.

„3. Die zu beobachtenden Phänomene sind: a) Der Luftdruck. b) Die Temperatur. c) Die Feuchtigkeit. d) Richtung und annähernde Intensität des Windes. e) Regen- und Schneemenge. f) Zustand des Himmels. g) Außerordentliche Erscheinungen. h) Die periodischen Erscheinungen der Vegetation.

„4. Jede Station würde demnach ausgerüstet sein mit: a) Einem Barometer. b) Einem Psychrometer, dessen Thermometer zugleich zur Bestimmung der Lufttemperatur dienen würde. c) Einem Pluviometer. d) Einer guten Windfahne.

„Alle diese Instrumente sollen vor und nach dem Gebrauch geprüft und von einer erfahrenen Person installiert und nach speciellen Instruktionen beobachtet werden.

„Die Stationen, welche guter Instrumente entbehren, werden durch Vermittlung der Gesellschaft damit versehen.

„Die Aufzeichnungen über den Gang der Instrumente geschehen dreimal täglich, 7 Uhr morgens, 1 Uhr mittags und 9 Uhr abends.

„Zweimal jährlich, am 15. Januar und am 15. Juli, werden während 24 Stunden je in Intervallen von einer oder zwei Stunden Beobachtungen gemacht.

„Zwei Stationen, Bern und der St. Gotthard, werden mit eigenen Instrumenten und Instruktionen versehen. Sie dienen als Stützpunkte des Ganzen.

„Monatliche Tabellen sollen sogleich berechnet und in mehr oder weniger ausgedehnter Weise publiziert werden.

„Zu den erwachsenden Kosten soll vom eidgenössischen Departement des Innern eine Subvention von Fr. 14,000 verlangt werden, ferner sollen auch die Kantone um Beiträge für die in ihrem Bezirk gelegenen Stationen angegangen werden.

„Das statistische Bureau übernimmt die Berechnungen und die Veröffentlichungen der Beobachtungen. Eine Kommission von 7 Mitgliedern wird mit der Ausführung betraut."

Die Versammlung nahm die gemachten Vorschläge an und ernannte eine Kommission von 9 Mitgliedern. Der Bund gewährte für die Ausführung des Projektes einen Beitrag von Fr. 16,000 für die Jahre 1862 und 1863, im Jahre 1864 wurde derselbe auf Fr. 10,000 pro

Jahr erhöht. Dazu kamen Beiträge der Kantonsregierungen, der Klöſter Engelberg und Einſiedeln, die ſich auf Fr. 8275 beliefen.

Als Centralanſtalt, in welcher die Beobachtungstabellen geſammelt und aufbewahrt, geprüft und zum Druck gebracht wurden, funktionierte die Sternwarte des eidgenöſſiſchen Polytechnikums in Zürich unter Profeſſor Rudolf Wolf.

Im ganzen wurden 88 Stationen in der Schweiz errichtet, auf allen die nötigen Inſtrumente (Barometer, Pſychrometer, Windfahne, Ombrometer, auch Sonnenuhr) aufgeſtellt. Die Beobachtungen bezogen ſich auf Luftdruck, Temperatur und Feuchtigkeitszuſtand der Luft, Richtung und Stärke des Windes, Regen oder Schnee, Bewölkung, außerordentliche Ereigniſſe, die wichtigſten Vegetationsepochen. Von den neun Mitgliedern beſorgte jedes die Aufſicht und Leitung einer Anzahl Stationen. Die Aufzeichnungen geſchahen dreimal täglich, in Genf, auf dem St. Bernhardsberg und auf dem Simplon alle zwei Stunden.

Rudolf Wolf.

Die Berichte über die gemachten Beobachtungen erſchienen jährlich unter Redaktion von Profeſſor R. Wolf. Im Jahre 1879 wurden auf Veranlaſſung des eidgenöſſiſchen Departements des Innern auch Witterungsberichte herausgegeben.

Allmählich ſteigerten ſich aber die Anforderungen an die meteorologiſche Thätigkeit mit dem Fortſchreiten der Wiſſenſchaft in dem Maße, daß eine Privatgeſellſchaft auch mit Unterſtützung des Bundes nicht mehr die finanziellen Kräfte fand, ein ſolches Unternehmen zu halten. Die Vereinigten Staaten Amerikas, ſowie mehrere Staaten Europas hatten begonnen, im Intereſſe der Landwirtſchaft, des Seeweſens ꝛc. tägliche Witterungsberichte und Wetterprognoſen herauszugeben, deren Herſtellung einen täglichen ausgedehnten internationalen Verkehr mit den auswärtigen

meteorologiſchen Anſtalten bedingte. Die Schweiz durfte nicht zurückbleiben. Zugleich erwuchs die Notwendigkeit, auf einem möglichſt exponierten, freiſtehenden Alpengipfel eine neue Station zu errichten. Die meteorologiſche Kommiſſion hatte dafür ſchon den Säntis in Ausſicht genommen. Die entſtehenden Schwierigkeiten wurden dadurch gehoben, daß im Jahre 1880 die Eidgenoſſenſchaft ſich entſchloß, die meteorologiſchen Beobachtungen ganz in die Hand zu nehmen und eine ſchweizeriſche meteorologiſche Centralanſtalt zu errichten, welche ſeither unter der Direktion von Herrn Robert Billwiller zum Nutzen des Landes ihre ſegensreiche Wirkſamkeit ausübt. Eine Beobachtungsſtation auf dem Säntis konnte 1882 proviſoriſch in dem Gaſthauſe des Säntisgipfels dank den Beiträgen von Behörden und Vereinen, beſonders der Sektionen des Alpenklubs, errichtet werden. Im Jahre 1886 kam die meteorologiſche Centralanſtalt in den Beſitz eines Legates von Fr. 125,000, welches Herr Fritz Brunner in Zürich in hochherzigem Sinne derſelben hinterließ. Ein Teil dieſer Summe wurde nun zur Errichtung eines beſonderen Gebäudes auf dem Säntisgipfel, das jetzt als Station dient, verwendet.

III.

Mitteleuropäiſche Gradmeſſung.[1]

In der Verſammlung in Lauſanne ward vom Bundesrat ein Projekt des preußiſchen Geodäten, General Bäyer, vorgelegt, nach welchem die vom hohen Norden bis zur Südſpitze Italiens fortlaufenden Triangulationen zum Zwecke der mitteleuropäiſchen Gradmeſſung, oder eigentlich zur Ermittlung der allfällig im mittleren Europa zu Tage tretenden Abweichungen der Geſtalt der Erde von einem regelmäßigen Rotationsellipſoid zuſammengeſtellt und erwogen werden ſollten. Die Geſellſchaft beſchloß, eine Specialkommiſſion zu ernennen, mit dem Auftrag, bei

[1] Die folgende Darſtellung entnehme ich der klaren Schilderung von Herrn J. Siegfried aus der Geſchichte der Schweizeriſchen Naturforſchenden Geſellſchaft zur Erinnerung an den Stiftungstag, Zürich 1865, den Protokollen, und Wolf, Geſchichte der Vermeſſungen in der Schweiz, Zürich 1879.

der Bundesbehörde mit allem Nachdruck dahin zu wirken, das vorgeſchlagene Projekt zur Ausführung zu bringen, wobei zugleich auf die Aufgabe, welche die Schweiz bei dieſer Unternehmung zu erfüllen hätte, aufmerkſam gemacht werden ſollte, und wählte infolgedeſſen eine Kommiſſion aus den Herren Profeſſor Wolf, Direktor der Sternwarte in Zürich, General Dufour und E. Ritter in Genf, Dr. Hirſch, Direktor der Sternwarte in Neuenburg, und Ingenieur H. Denzler in Bern, die dann nach dem 1862 erfolgten Hinſchiede von Herrn Ritter durch Profeſſor Plantamour ergänzt wurde.

Die Kommiſſion hielt ihre erſte Zuſammenkunft am 11. April 1862 in Neuenburg ab und faßte folgende Beſchlüſſe:

1. Es ſoll im Namen der Kommiſſion die beſtimmte Erklärung abgegeben werden, daß die von Herrn General Bäyer vorgeſchlagene Unternehmung von hohem Intereſſe für die Wiſſenſchaft ſei, und daß eine Beteiligung der Schweiz an dieſer internationalen Arbeit in allen Beziehungen wünſchenswert erſcheine.

2. Es ſoll im fernern erklärt werden, daß dieſe Beteiligung zunächſt in einer Neuberechnung des Dreiecknetzes erſter Ordnung, in der Erſtellung einer neuen Verbindung mit der Lombardei durch eine centrale Kette möglichſt großer Dreiecke, in der ſorgfältigen Verbindung der ſchweizeriſchen Sternwarten mit den Dreiecknetzen und in einer Reihe kontrollierender Azimutalbeſtimmungen von einem Centralpunkt aus zu beſtehen hätte, — daß es aber ſehr zu wünſchen wäre, wenn gleichzeitig an mehreren Punkten die Länge des Sekundenpendels beſtimmt, ſowie Studien über die Ablenkung des Lotes durch unſere Gebirge gemacht würden, — und daß die Schweiz auch Hand bieten müßte, die trigonometriſchen Anſchlüſſe an die Nachbarſtaaten regulieren zu helfen und die Beſtimmung der Längenunterſchiede der ſchweizeriſchen und benachbarten Sternwarten mit Hülfe der telegraphiſchen Verbindungen zu ermöglichen. Der Bundesrat gewährte einen Kredit von Fr. 32,000 für die nächſten vier Jahre, derſelbe iſt jetzt auf Fr. 15,800 pro Jahr erhöht.

Bereits im Jahre 1863 wurde ein bedeutender Teil der Vorarbeiten abſolviert. Es wurde in München ein großes Univerſalinſtrument, in Hamburg ein Pendelapparat, in La Chaux-de-Fonds ein regiſtrierender Chronometer beſtellt. Herr Oberingenieur Denzler ermittelte ein zu ſicherm Übergange über die Alpen führendes Dreieck-

netz, sorgte für die Aufstellung und Versicherung der betreffenden Signale und knüpfte die nötigen Verbindungen mit den Nachbarstaaten an. Überdies suchten die Herren Professor Hirsch in Neuenburg und Professor Plantamour in Genf in den Meridianen ihrer Sternwarten geeignete Punkte zu vergleichenden Bestimmungen der Polhöhe auf.

Im Jahre 1864 wurden diese Vorarbeiten vollendet und, soweit es die zu Winkelmessungen sehr ungünstige Witterung gestattete, unter Leitung Herrn Denzlers ein Anfang der eigentlichen Triangulation gemacht. Herr Plantamour begann überdies in Genf mit den Pendelbeobachtungen, und Herr Hirsch, der die Leitung der Berechnungen übernahm, vertrat nicht nur die Kommission bei dem internationalen Kongresse, der sich im Oktober zu Berlin über einige allgemeine Grundsätze verständigte, sondern wurde auch zum Mitgliede der engern internationalen Kommission gewählt.

Im Jahre 1869 sind die Arbeiten über die Triangulation durch Herrn Ingenieur Denzler vollendet, und werden durch Herrn Professor Emil Schinz in Chur bearbeitet. Durch die Professoren Hirsch und Plantamour wurden dann auch die Arbeiten zur Vergleichung aller Höhenbestimmungen der Schweiz, die auf eine gemeinsame Basis zurückzuführen wären (Präcisionsnivellement), in Angriff genommen.

Alle diese Arbeiten wurden programmgemäß weiter verfolgt. Über die Resultate der Triangulation sind bis jetzt 6 Bände erschienen. Die Arbeiten des Präcisionsnivellements werden vom Eidgenössischen Topographischen Bureau unter der Leitung des Chefs desselben, Herrn Oberst Lochmann, fortgesetzt. Im Jahre 1895 übernahm die Kommission noch die Aufgabe, auch die magnetischen Aufnahmen in der Schweiz in den Bereich ihrer Thätigkeit zu ziehen und die Errichtung eines magnetischen Observatoriums in Aussicht zu nehmen. Den von der geodätischen Kommission in dieser Richtung gemachten Anregungen kam das eidgenössische Departement des Innern insofern entgegen, als es eine eigene Kommission niedersetzte, welche mit Ausarbeitung dieses Planes betraut wird.

IV.

Die Gletſcherbeobachtungen.

Unter den mannigfaltigen Phänomenen, welche uns in den Alpen entgegentreten, iſt wohl das der Gletſcher eines der intereſſanteſten. Von den eisumpanzerten Firnen und den ſchneebedeckten Hochthälern ſehen wir gewaltige Ströme von Eis ſich bis weit unter die Schneelinie in das Thal ergießen; über die blumigen Alpen, bis in die Region der Nadelhölzer und die bewohnten Gelände reckt der Gletſcher ſeine eiſige Zunge; gewaltige Maſſen von Felstrümmern trägt er auf ſeinem Rücken und türmt ſie vor ſich auf zu einem mächtigen Schuttwall, der Moräne oder Gandecke; ihm entſtrömen ſchäumende Bäche, die, mit anderen ſich vereinigend, die Quellen der mächtigen Ströme bilden. Schon von alten Zeiten her hatte die Bevölkerung der Alpen beobachtet, daß es ſich hier nicht um ſtarre, unbewegliche Gebilde handle, ſondern daß Bewegung in den Eismaſſen herrſche. Alte Sagen erzählten von blumigen Triften und fruchtbaren Alpen, die plötzlich, gewöhnlich infolge eines vom Menſchen begangenen Frevels, von Eis überdeckt wurden, von alten Bergübergängen, die allmählich vom Gletſcher überflutet und ungangbar wurden. Doch auch hiſtoriſch gebuchte Ereigniſſe zeigten die Veränderlichkeit und Beweglichkeit der Eismaſſen. Um das Ende des 17. Jahrhunderts drang der Grindelwaldgletſcher weit in das Thal vor, ſo 1660 und folgende Jahre, dann 1703—1720, veränderte den Lauf der Lütſchine, überführte vier Häuſer und mehrere Scheunen nebſt fruchtbarem Erdreich und den Platz einer Kapelle der heiligen Petronella, deren Erbauung aus dem 11. Jahrhundert datierte.

Erſt in relativ ſpäter Zeit fing die Wiſſenſchaft an, ſich für die Gletſcher zu intereſſieren. Das Gebirge hatte lange für den Ebenenbewohner zu viele Schrecken, und ſelten wagte ſich der gelehrte Städter bis über die Vorberge hinaus in das Gebiet der Centralalpen. Es war zunächſt Johann Jakob Scheuchzer, der im Jahre 1723 in ſeinen Itinera Alpina über Gletſcher berichtet. Dieſelben ſollen aus der Anhäufung von Schnee in den höchſten Alpen entſtehen. Der Schnee verwandelt ſich mit der Zeit in Firn, alter mehrjähriger

körniger Schnee, der Gletscher bewegt sich thalabwärts, und die Bewegung kommt dadurch zu stande, daß Wasser in die feinen Spalten des Eises eindringt, dort gefriert und als Eis, das ein größeres Volum einnimmt, eine Ausdehnung des Gletschers veranlaßt.

Nach Scheuchzer lieferten Johann Georg Altmann 1751 einen „Versuch einer historischen und physikalischen Beschreibung der helvetischen Eisgebirge" und Gottlieb Sigmund Gruner („Die Eisgebirge des Schweizerlandes", 3 Vol., 8°, Bern 1760) Beschreibungen der Gletscher, die zum Teil auf eigener Anschauung beruhen.

Ihre Darstellungen beziehen sich allerdings mehr auf die topographische Beschreibung, als auf die physikalischen Erscheinungen. Gruner tritt gegenüber Altmann zuerst den Vorstellungen entgegen, daß alle Gletscher der Alpen aus einem ausgedehnten Eismeer entstehen, das sich über die Höhen ausbreite, und zugleich suchte er die Vorwärtsbewegung dadurch zu erklären, daß der Gletscher auf der geneigten Unterlage kraft seiner Schwere thalabwärts gleite.

Einen Fortschritt in der Erkenntnis des Gletscherphänomens brachte im Jahre 1787 Bernhard Friedrich Kuhn, welcher, auf zahlreiche am Grindelwaldgletscher gemachte Beobachtungen gestützt, in der Zeitschrift „Magazin für die Naturkunde Helvetiens" von Albrecht Höpfner einen Versuch über den Mechanismus der Gletscher veröffentlichte. Er beschreibt in kurzer, klarer Weise die wichtigsten Erscheinungen der Gletscherstruktur, erklärt die Gletscherbewegung durch den Druck, den die höheren Schneemassen auf die in der Tiefe allmählich in Eis übergehenden ausüben, und erörtert auch die Entstehung der Moränen, aus deren Vorschiebung weit über das jetzige Eisgebiet hinaus er auf eine einstige, ungewöhnlich große Ausdehnung der Gletscher schließt. Diese setzt er in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Endlich verdanken wir dem Begründer der Physik und Geologie des Alpengebirges, Horace Benedikt de Saussure, wichtige Beobachtungen über das Wesen der Gletscher. Er war mit allen physikalischen Hülfsmitteln damaliger Zeit in die Eis- und Firnregionen der Centralalpen vorgedrungen, hatte zuerst den höchsten Gipfel Europas, den Mont Blanc, bestiegen und auf dem Col du Géant, in 3400 Meter Höhe, ein Observatorium errichtet, in dem er 16 Tage lang sich physikalischen und meteorologischen Beobachtungen widmete. Seine Beobachtungen über die Gletscher erstrecken sich über die Dicke der Firnfelder, über die man

vor ihm die übertriebenſten Vorſtellungen hatte, und die er am Glacier des Bois auf 25—30 Meter beſtimmt, allerdings giebt er zu, daß an anderen Orten die Tiefe möglicherweiſe 100 Toiſen, d. h. nahezu 200 Meter, betragen dürfte.

Die Gletſcherbewegung erklärt er dadurch, daß die Eismaſſe auf der ſchiefen Ebene, welche ihren Boden bildet, durch ihre Schwere abwärts gleitet. Die Erdwärme bringt die tiefſten Eisſchichten zum Schmelzen und bewirkt dadurch, daß der Gletſcher auf ſeiner Unterlage frei aufliegt.

Venetz.

Mehrere Jahrzehnte ruhte jetzt die Gletſcherfrage, bis ſie von der jungen Naturforſchenden Geſellſchaft im Jahre 1817 wieder in Fluß gebracht wurde. In dieſem Jahre wurde an der Jahresverſammlung in Zürich folgende Preisfrage ausgeſchrieben: „Iſt es wahr, daß die hohen ſchweizeriſchen Alpen ſeit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden ſind?“ Es ſollten dabei namentlich auch Beobachtungen über Vergrößerung oder Verminderung der Gletſcher und die alten Grenzen derſelben gemacht werden.

Im Jahre 1820 traf eine Löſung ein von dem berniſchen Oberförſter K. Kasthofer in Unterſeen, der ſich aber in ſeiner Arbeit mehr mit Unterſuchung der Vegetationsgrenzen in den Alpen und mit den Mitteln, dieſelben auszudehnen und zu erhalten, befaßte, als mit der Frage der Ausdehnung der Gletſcher. Es wurde daher die Arbeit, nachdem die erſte Löſung den verdienten Preis erhalten, noch einmal ausgeſchrieben, in präciſerer Faſſung: „Rassembler des faits exacts et bien observés sur l'accroissement et la diminution des Glaciers

dans les diverses parties des Alpes, sur la détérioration ou l'amélioration de leurs pâturages, sur l'état antérieur et actuel des forêts."

Im Jahre 1822 erschien die Beantwortung in einer Arbeit von Ingenieur Venetz, Straßeninspektor des Kantons Wallis: „Mémoire sur les variations de la température dans les Alpes de la Suisse", die im Jahre 1833 in den Denkschriften der Allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesamten Naturwissenschaften, 1. Band, 2. Abteilung, im Druck erschien.

Die nur 38 Seiten umfassende präcise Arbeit enthüllt eine Fülle von Beobachtungen über Ausdehnung und Rückzug der Gletscher im Wallis. Sie sucht zu beweisen, daß die Schneelinie im Laufe der Zeiten nicht immer dieselbe Höhe einnahm, daß mit den Veränderungen derselben auch die Gletscher zu- oder abnehmen, daß Endmoränen, welche weit entfernt von der Front der gegenwärtigen Gletscher gefunden werden, eine frühere weit größere Ausdehnung derselben beweisen, daß überhaupt Zu- und Abnahme von Wärme und das dadurch bewirkte Vorrücken und Zurückweichen der Gletscher periodischen Veränderungen unterworfen sei.

Die Schlußsätze der Arbeit, in denen er das Resultat seiner Untersuchungen giebt, verdienen hier wörtlich wiederholt zu werden.

„1. Die Moränen, welche sich in weiter Entfernung vom Gletscher vorfinden, datieren aus einer Epoche, die sich in die Nacht der Zeiten verliert.

„2. Die Thatsachen, die wir angeführt haben, um eine Erniedrigung der Temperatur zu beweisen, sind neueren Datums als die genannten Moränen.

„3. Diejenigen, welche sich nahe den Gletschern vorfinden, können aus der Zeit der letzten zwei Jahrhunderte stammen.

„4. Die Temperatur unterliegt periodischen Schwankungen, die aber unregelmäßig sind.

„5. Allem Anscheine nach geht die Kälteperiode der gegenwärtigen Epoche ihrem Ende entgegen.

„6. Schwerlich werden die Gletscher wieder die riesige Ausdehnung erleiden, welche so zahlreiche Spuren hinterlassen hat, und wir können uns über die befürchtete Ausdehnung der Eisregion im allgemeinen vollkommen beruhigen."

Im Jahre 1829 erweiterte Venetz ſeine Theorien über die frühere Ausdehnung der Gletſcher dahin, daß er, bei Gelegenheit der Sitzung der Naturforſchenden Geſellſchaft in Lauſanne, den Urſprung alpiner Steinblöcke, welche man in den Alpen, dem Jura und an vielen Orten im Norden Europas antrifft, ungeheuren Gletſchern zuſchreibt, von denen dieſe Blockmaſſen noch die alten Moränen darſtellen.[1]

Konſtruktion einer Hütte am Fuße des Finſteraarhorns.
Stich von Diſteli, aus der „Alpenreiſe“ von Hugi.

Mit dieſen Arbeiten war ein neues Problem für das Gletſcherſtudium erwachſen, das der früheren weitern Ausdehnung der Gletſcher,

[1] Die Bewohner der Hochthäler der Alpen ſcheinen durch Beobachtung der ihnen vertrauten Gletſcherphänomene ſchon früher zu ähnlichen Schlüſſen gekommen zu ſein. So berichtet Charpentier (Essai sur les Glaciers, Lausanne 1841, p. 241, § 79), ein Gemsjäger, Fr. Perraudin in Lourtier im Bagnethal, in deſſen Hütte er im Jahre 1815 nach einer Gletſcherexkurſion übernachtete, hätte ihm erzählt, daß die Gletſcher in früherer Zeit eine weit größere Ausdehnung gehabt hatten. „Unſer ganzes Thal bis hoch über die Dranſe war von einem großen Gletſcher eingenommen, der bis Martigny reichte. Das beweiſen die Felsblöcke, die man dort findet, und die zu groß ſind, als daß das Waſſer ſie dorthin hätte bringen können.“

dessen Lösung zur Erkenntnis einer diluvialen Eiszeit führen sollte. Doch bevor wir von der Thätigkeit Charpentiers und Agassiz' sprechen, welchen das Verdienst zukommt, zuerst die Bedeutung dieser Entdeckungen erkannt, dieselben erweitert und verbreitet zu haben, sei noch Franz Joseph Hugis von Solothurn gedacht, der, mit großer Energie und Kühnheit begabt, sich die physikalische Untersuchung der Gletscher zur Aufgabe machte und im Jahre 1830 seine auf zahlreichen Reisen im Firngebiete der Berneralpen gesammelten Beobachtungen unter dem Titel: „Naturhistorische Alpenreise" veröffentlichte. Mit einem ganzen Apparat von physikalischen Instrumenten ausgerüstet, wagte er sich in die höchsten Regionen der Berneralpen, er besuchte das bis dahin für unzugänglich gehaltene Rotthal an der Jungfrau, durchwanderte in allen Richtungen das große Grindelwaldner und Viescher Eismeer, oft mehrere Tage in den hohen Regionen sich aufhaltend, um seine physikalischen und meteorologischen Beobachtungen zu machen, bestieg im Jahre 1829 das Finsteraarhorn, entwarf eine trigonometrische Vermessung des Aargletschers und bestimmte die Firnlinie, die Grenze zwischen Firn und Gletscher, vom Haslethal bis zur Gemmi. Die erste Messung über die Geschwindigkeit der Bewegung des Gletschers erlangte er dadurch, daß er seine auf der Mittelmoräne des Unteraargletschers 1827 erbaute Hütte im Jahre 1830 gegen 100 Meter thalwärts gerückt fand. Nicht nur während der guten Jahreszeit, im Sommer, sondern auch im Winter setzte er seine Arbeiten fort.

Jean de Charpentier.

Eine Fülle von wertvollen geologischen und physikalischen Beobachtungen brachte Hugi so zusammen, war aber in der wissenschaftlichen

Deutung weniger glücklich. So erklärte er die Bewegung der Gletscher durch die Entwicklung der einzelnen Körner in der Gesamtmasse, welche von den Firnkuppen an bis zum Ausgange langer Gletscher sich von der Linsen- bis fast zur Eigröße entwickeln, also durch die beobachtete Vergrößerung des Gletscherkorns von oben nach der Tiefe. Diese Vergrößerung sollte dadurch zu stande kommen, daß der Wasserdampf durch einen atmosphärischen oder hygroskopischen Ausgleichungsakt von Schicht zu Schicht eindringe und an das Korn ankrystallisiere. Dieses Eindringen der Luftfeuchtigkeit wird mit dem Atmungsprozeß der organischen Wesen verglichen.

Louis Agassiz.

Wichtig sind dagegen seine Beobachtungen über die Struktur des Gletschereises, das aus eckigen Stücken (Krystallen) besteht, die von der Höhe nach der Tiefe an Größe zunehmen, das Gletscherkorn, diese Struktur wird von Saussure wohl erwähnt, aber noch nicht in dieser präcisen Weise.

Jean de Charpentier, Direktor der Salinen von Bex, angeregt durch die Beobachtungen von Venetz, verfolgte namentlich die Spuren der alten Gletscher im Rhonethal und in Chamounix. Nachdem er schon im Jahre 1834 mit Venetz die Grundzüge seiner Theorien über die frühere Verbreitung der Gletscher nach den Ablagerungen von erratischen Blöcken bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung in Luzern vertreten hatte, veröffentlichte er im Jahre 1841 sein klassisches Werk Essai sur les Glaciers, Lausanne, mit Darstellungen erratischer Blöcke und einer Karte über die frühere Ausdehnung des Rhonegletschers, dessen Spuren er bis über die ersten Juraketten nach Norden und bis über Solothurn und Seeberg nach Osten verfolgt. Im ersten Teil des

Buches werden die physikalischen Verhältnisse des Gletschers, der Firn, seine Umwandlung in Gletschereis, dessen Struktur und Bewegung besprochen. Die Bewegung wird wesentlich auf Expansion des Gletschers infolge von Eindringen und Gefrieren von Wasser zurückgeführt.

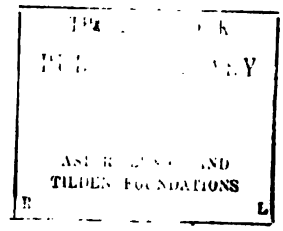
Der zweite Teil handelt von dem erratischen Terrain. Hier wird zuerst eine genaue Trennung der durch Gletscher und der durch Wasserströme veranlaßten Ablagerungen in der Ebene durchgeführt, und so das erratische Terrain von dem diluvialen und alluvialen unterschieden. Das Resultat der Untersuchungen über die alten Gleschерablagerungen giebt er in einer Karte, welche die Ausdehnung des alten Rhonegletschers bis über die ersten Juraketten und bis über Solothurn hinaus illustriert.

Begeistert durch die Entdeckungen von Venetz und Charpentier, welche schon im Jahre 1834 ihre Theorien über die frühere Ausdehnung der Gletscher an der Jahresversammlung der schweizerischen Naturforscher in Luzern vertreten hatten, und durch die persönliche Anregung Charpentiers griff nun Louis Agassiz in Neuenburg die Gletscherfrage mit großer Energie auf.

In der Erkenntnis, daß die frühere Ausbreitung der Gletscher und die Verbreitung des erratischen Terrains sich nur aus der Beobachtung der Phänomene, welche die heutigen Gletscher darbieten, erklären ließen, unternahm er zunächst mit E. Desor eine Anzahl Reisen in das Gebiet der Gletscher des Berner Oberlandes, des Wallis und des Chamounix, suchte in den Thälern bis zum Jura die Spuren alter Gletscherwirkung in polierten Felsflächen und alten Moränen auf und nahm dann von 1840—1844 in Gemeinschaft mit E. Desor, Carl Vogt und Celestin Nicolet, denen sich noch zwei Studierende, Coulon und François de Pourtalès, anschlossen, eine Reihe von Untersuchungen auf dem unteren Aargletscher vor. Auf dem Gletscher selbst wurde aus Felsblöcken eine Hütte errichtet, deren Decke eine mächtige Felstafel bildete. Eine Inschrift, Hôtel des Neuchâtelois, in großen Lettern auf die Felsplatte gemalt, markierte die unter den übrigen Felstrümmern kaum hervorstechende Hütte. Dieses Hotel, das in seinem Innern kaum den nötigen Schlafraum für seine sechs Bewohner abgab, sollte bald eine größere Berühmtheit erlangen als das größte Fremdenhotel in zahmer Thalgegend; denn angezogen von dem Interesse, das die Untersuchungen darboten, und von dem Rufe, dessen sich Agassiz in der Gelehrtenwelt erfreute, wurde der Unteraargletscher

Carl Vogt.

Nach einer Zeichnung von O. Vautier, aus „La vie d'un homme", von M. W. Vogt.


ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

bald ein Wallfahrtsort für die Gelehrten des In- und Auslandes, die ſich für die Gletſcherfrage intereſſierten.

In den vier Jahren nahmen die Gelehrten bald im Sommer, bald im Frühjahr, ſelbſt im Winter einen mehr oder weniger langen Aufenthalt in dem Hôtel des Neuchâtelois, das, auf Gletſcher gebaut, die Bewegungen desſelben mitmachen mußte, was nicht zu ſeiner Solidität beitrug, und ſo wurde im Jahre 1843 das Obſervatorium auf feſten Fels am Rande des Gletſchers verlegt. Dieſer ſogenannte Pavillon wurde ſpäter von Dollfus, der ſich ſchon mit Agaſſiz an ſeiner Errichtung beteiligt hatte, zu denſelben Zwecken benutzt und hat den Namen Pavillon Dollfus bis heute behalten. Die vorgenommenen Arbeiten erſtreckten ſich über alle Gebiete. Agaſſiz als Leiter der Arbeiten führte die phyſikaliſchen Unterſuchungen aus und machte thermometriſche, hydrometriſche, pſychrometriſche und barometriſche Beobachtungen, Deſor unterſuchte die feinere Struktur des Eiſes und ihre Veränderung unter verſchiedenen Bedingungen, die Moränen und ihren Urſprung, Vogt beobachtete die Tierwelt, Nicolet die Pflanzenwelt der hohen Regionen. Auf zahlreichen Exkurſionen und Gipfelbeſteigungen wurde auch die weitere Umgebung in den Bereich der Forſchung gezogen.

Die Reſultate der ausgeführten Arbeiten waren ſehr zahlreich. Durch in das Eis gebohrte Löcher war die Temperatur des innern Gletſchers gemeſſen worden, es zeigte ſich, daß ſie unabhängig von der äußeren Temperatur durchſchnittlich 0° betrug, zur Konſtatierung der Bewegung wurden Reihen von Pfählen in Querreihen eingerammt und ihre Verſchiebung durch das Fortſchreiten des Gletſchers täglich zweimal beobachtet, ſpäter wurden Steinreihen quer über den Gletſcher verteilt und deren Wanderung kontrolliert und ſo eine Fülle von Thatſachen geſammelt, die ſich über Temperaturen, Bewegung, Volumszunahme und Abnahme, die Niveauveränderungen, kurz, über alle die mannigfaltigen Phänomene erſtreckten. Die Beobachtungen aber zu fixieren und namentlich die Veränderungen im Gebiete genau graphiſch zu kontrollieren, war eine kartographiſche Aufnahme des Gletſchers unerläßlich. Im Jahre 1842 führte Ingenieur Wild von Zürich eine trigonometriſche Aufnahme des Gletſchers im Maßſtab von 1 : 10,000 aus, auf welcher die Lage der Steinreihen und der eingerammten Pfähle fixiert wurde, ebenſo gewiſſe Punkte am Rande des Gletſchers. Die mit der Zeit eingetretenen Veränderungen konnten dann leicht in

die Karte eingetragen und bestimmt werden. Die Ergebnisse der Forschungen mit der Schilderung der Expeditionen wurden von E. Desor veröffentlicht in einem anziehenden Buche: Excursions et séjours dans les Glaciers et les hautes régions des Alpes, Neuchâtel et Paris, 1844. Agassiz schrieb im Jahre 1840 sein von einem Folio-Atlas begleitetes Werk: Etudes sur les Glaciers, Neuchâtel, dem 1847 Nouvelles Etudes ou système glaciaire folgten.

Das Interesse an den Gletscherphänomenen hatte unterdessen auch im Auslande immer mehr Boden gewonnen, schon von 1773 an waren in Savoyen durch Bordier Studien über die Bewegung der Gletscher gemacht worden, 1802 hatte Playfair aus Edinburg die Gletscher als Transportmittel großer Blöcke bezeichnet, 1816 erkannte er die aus alpinen Blöcken bestehenden Moränen am Jura und schrieb dieselben einem Gletscher zu, der einst den Jura und die schweizerische Hochebene überschritten haben müsse.

Ausgedehnte Beobachtungen machte Forbes aus Edinburg, der auf Einladung von Agassiz schon im Jahre 1841 an den Studien auf dem Aargletscher teilgenommen hatte, im Jahre 1842 auf dem Eismeer von Chamounix, deren Resultate er 1843 in den Travels through the Alps veröffentlichte. Er kam durch sehr sorgfältige tägliche, selbst stündliche Kontrollierung des Vorrückens des Gletschers zu einer von seinen Vorgängern abweichenden Erklärung der Gletscherbewegung, indem er nachwies, daß das Gletschereis eine plastische Masse bilde und sich nach denselben Gesetzen fortbewege, wie eine auf geneigter Unterfläche vermöge gegenseitigen Druckes ihrer Teile hinabgedrängte Flüssigkeit. Von neuem wurde dieses Problem von Tyndall verfolgt, der auf dem Eismeer von Chamounix im Jahre 1857 im Sommer wie im Winter die tägliche Bewegung sowohl des Haupt- als der Nebengletscher auf neun Linien, mit Berücksichtigung des Unterschiedes an dessen Ober- und Unterfläche, sowie der Längs- und Querpressung des Eises untersuchte. Die Ergebnisse, hauptsächlich publiziert in den Glaciers of the Alps, 1860, führen ihn zu demselben Schlusse wie Forbes. Die Beantwortung der Frage, wie es möglich sei, die Brüchigkeit des Eises mit der Bewegungsfähigkeit desselben in Übereinstimmung zu bringen, findet er in der von Faraday im Jahre 1850 gemachten Entdeckung, daß zwei auftauende Stücke Eis, infolge der Herabsetzung des Gefrierpunktes des Wassers durch Druck, aneinandergepreßt zusammenfrieren.

Es würde zu weit führen, hier die zahlreichen Arbeiten der Schweizer und auswärtigen Gelehrten aufzuzählen, welche die verſchiedenen Fragen über die alten und neuen Gletſcherphänomene nun verfolgten und ſtets neues Material und neue Anregung brachten. In überſichtlicher und klarer Weiſe hat Profeſſor Albert Heim in Zürich die Reſultate der eigenen und fremden Unterſuchungen in ſeinem „Handbuch der Gletſcherkunde", Stuttgart 1885, zuſammengeſtellt.

Prof. Hagenbach-Biſchoff.
(Phot. Höflinger, Baſel.)

Immer mehr mußte ſich aber bei fortgeſetzten Forſchungen die Überzeugung aufdrängen, daß zur Löſung der ſtets neu auftretenden Fragen die beſte Methode die wäre, konſequente, jahrelang fortgeſetzte Unterſuchungen mit allen Hülfsmitteln, welche die moderne Wiſſenſchaft bietet, und geſtützt auf Detailkarten im Gebiete eines oder mehrerer Gletſcher anzuſtellen.

Ein ſolches Unternehmen überſtieg aber die Kräfte des Einzelnen, nur eine wiſſenſchaftliche Korporation oder eine Staatsregierung konnte ein ſolches Werk zu ſtande bringen. Es iſt das Verdienſt des Schweizeriſchen Alpenklubs, zuerſt in dieſer Sache die Initiative ergriffen zu haben. Im Jahre 1868 ſtellte bei Gelegenheit der Jahresverſammlung Profeſſor Rambert die Motion, daß der Schweizeriſche Alpenklub die Initiative ergreifen ſolle zu einer wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Gletſcher. Dieſer Antrag wurde angenommen und zugleich die Schweizeriſche Naturforſchende Geſellſchaft zur Mitwirkung eingeladen. Beide Geſellſchaften ernannten eine Kommiſſion aus ihrer Mitte, welche die Leitung einer ſolchen Arbeit übernehmen ſollte. Ihre Mitglieder waren Profeſſor Mouſſon in Zürich, Profeſſor L. Dufour in Lau-

ſanne, Profeſſor Ed. Hagenbach in Baſel, Profeſſor Rütimeyer in Baſel, Eſcher von der Linth und Rambert in Zürich, zum Präſidenten erwählte die Kommiſſion Profeſſor E. Deſor in Neuenburg. Nach dem Tode von Eſcher trat an deſſen Stelle Profeſſor Fr. Lang in Solothurn.

Im Jahre 1874 ſchlug die Kommiſſion nach gründlicher Beratung vor, die Aufnahme eines Gletſchers im Maßſtab von 1 : 5000 durchzuführen. Man wählte dazu den Rhonegletſcher, einmal in Rückſicht auf deſſen centrale Lage in der Schweiz und auf deſſen einheitliche Geſtaltung, ohne Seitenzuflüſſe, andererſeits infolge der für die techniſchen Operationen wichtigen leichten Zugänglichkeit. Endlich beſtand er, was die Einteilung der Arbeit weſentlich erleichterte, aus drei ziemlich ſcharf getrennten Teilen, dem Fächer oder unteren Gletſcher, dem Eisſturz und dem oberen Gletſcher.

Den Beſtrebungen des Alpenklubs kam in zuvorkommendſter Weiſe das Eidgenöſſiſche topographiſche Bureau entgegen, indem es ihm einen Ingenieur in der Perſon von Herrn Ph. Goſſet zur Verfügung ſtellte, der die Arbeit im Dienſte des Bureaus übernehmen ſollte.

So konnte die Arbeit ſchon im Jahre 1874 unternommen werden. Das Programm, das die Kommiſſion aufſtellte, lautete: Vermeſſung mit dem Theodolith der für die Detailvermeſſung nötigen Dreieckpunkte und der ziemlich zahlreich zu nehmenden Fixpunkte für die Beobachtung der Gletſcherbewegungen. Später Detailvermeſſung nach Niveaukurven und topographiſche Zeichnung. Herr Goſſet fügte noch die Aufgabe dazu, vier Reihen von gehörig bezeichneten Steinen in gerader Linie zwiſchen je zwei Fixpunkten zu legen.

Um einen genauen Einblick in die Gletſcherbewegung zu erhalten, handelte es ſich alſo darum, zunächſt eine genaue Karte des Gletſchers im Maßſtab von 1 : 5000 aufzunehmen, in welche alle aktuellen Zuſtände, Moränen, Spalten, Schmutzbänder eingetragen wurden. Ferner mußte das Nivellement des Gletſchers genau vorgenommen und der Eisſtand durch Marken an den Seitenwänden fixiert werden. Die vier zwiſchen zwei markierten Fixpunkten quer über den Gletſcher gezogenen Steinlinien, die durch Ölfarbenanſtrich unterſchieden wurden, ſollten die Bewegung des Eiſes im Laufe der Zeit angeben. Endlich wurde das Ende der Gletſcherzunge genau vermeſſen. Jedes Jahr wurden die Verhältniſſe kontrolliert und die Veränderungen in die Karte einge-

tragen. Man erhielt ſo Auskunft über Art, Richtung, Maß und teilweiſe über Schnelligkeit der Veränderungen der Gletſcheroberfläche, zweitens über deren vertikale Umgeſtaltung, Anſchwellung oder Abtragung auf vier vom Ausfluß aus dem Firn bis zu der Gletſcherſtirn verteilten Querzonen.

Dieſe Beobachtungen wurden nun Jahr für Jahr regelmäßig fortgeſetzt und ergaben genaue Reſultate über die Bewegung des Gletſchers, Hand in Hand damit gehen Beobachtungen über die meteorologiſchen Verhältniſſe. Vom Jahre 1883 an wurden auch die Bewegungen des Firns vermittelſt eingerammter Stangen gemeſſen, ferner die Eisbewegung im Innern des Gletſchers.

Alljährlich ſtattete Profeſſor Rütimeyer in den Jahrbüchern des Alpenklubs einen Bericht über Fortſchritt und Reſultate der Arbeiten, die vom Jahre 1880 an von Herrn Ingenieur Held weitergeführt wurden, daran ſchloſſen ſich höchſt intereſſante Berichte von Profeſſor F. A. Forel in Morges, welcher unterdeſſen in die Kommiſſion eingetreten war, über die beobachteten periodiſchen Variationen der alpinen Gletſcher.

Nachdem der Schweizeriſche Alpenklub bis zum Jahre 1892 mit großen finanziellen Opfern die Arbeiten am Rhonegletſcher durchgeführt hatte, übernahm die Naturforſchende Geſellſchaft neuerdings dieſe Aufgabe unter der Leitung der früheren Kommiſſion, beſtehend aus den Herren Profeſſor Dr. Hagenbach in Baſel, Präſident, Coaz, eidgenöſſiſcher Oberforſtinſpektor, Profeſſor Albert Heim in Zürich, Ed. Sarasin in Genf, Profeſſor F. A. Forel in Morges, Profeſſor Lugeon in Lauſanne, unter Mithülfe des Eidgenöſſiſchen topographiſchen Bureaus.

In neuerer Zeit kommen zu dieſen Detailbeobachtungen noch regelmäßige Unterſuchungen über Vordringen und Rückzug der anderen Gletſcher dank der Initiative und den Anordnungen des eidgenöſſiſchen Oberforſtinſpektors.

V.

Die geologiſche Karte und die geologiſche Landesaufnahme der Schweiz.

So ſehr ſich auch in früheren Jahrhunderten die Gelehrten mit der Topographie, dem Aufbau der Gebirge und den Geſteinen, die ſie zuſammenſetzen, beſchäftigten, ſo kann man doch erſt in dieſem Jahrhundert von einer wirklichen geologiſchen Erforſchung des Landes ſprechen. Damit eine ſolche möglich war, mußte erſt eine Abklärung der Ideen über die Geſteinsbildung überhaupt, über die Lagerung der Erdſchichten und namentlich über die Bedeutung der in ihnen enthaltenen organiſchen Überreſte ſtattgefunden haben.

Erſt als der engliſche Ingenieur William Smith (1769—1839) eine genauere Trennung der Formationen durch Berückſichtigung der organiſchen Einſchlüſſe als Leitfoſſilien einführte, als Georges Cuvier, Lamarck, Brognart u. a. dieſe Einſchlüſſe durch Vergleichung mit lebenden Formen beurteilen gelehrt hatten, konnte an der Hand der in anderen Ländern gemachten Beobachtungen eine ſyſtematiſche Erforſchung der geologiſchen Verhältniſſe der Schweiz an die Hand genommen werden. Auch hier war es Horace Benedikt de Sauſſure, welcher in dieſer Richtung die Bahn einſchlug und in dem von ihm ſo eifrig durchforſchten Gebiete der Montblanckette zuerſt die Geognoſie der kryſtalliniſchen Geſteine der Centralalpen kennen lehrte, zugleich auch den Urſprung der alpinen Schuttmaſſen, die ſich über das Thal der Arve und bis über Genf ausbreiten, nachwies. Zu allgemeinen Schlußfolgerungen über die Struktur der Alpen kam er aber trotz der ausgezeichneten Detailunterſuchungen nicht, denn ſein Gebiet bot gerade die ſchwierigſten Aufgaben dar, die ſich nach den damaligen Kenntniſſen nicht entſcheiden ließen und ja auch jetzt noch nicht alle endgültig gelöſt ſind.

In der Oſtſchweiz war es Konrad Eſcher von der Linth, der auf jährlichen Alpenreiſen ſich bemühte, eine Einſicht in die geognoſtiſche Struktur der Alpenwelt zu erlangen. Eifrig verfolgte er die Beſchaffenheit der Geſteinsarten, ihre Lagerungsweiſe und ſtudierte beſonders

die Zerſtörung und Verwitterung der Felſen und ſuchte ihren Einfluß auf die Geſtaltung des Gebirges und ſeiner Thäler klarzulegen.

Die Beſchreibung des Profils zwiſchen Zürich und Urſeren (Geognoſtiſche Nachrichten über die Alpen, in Briefen aus Helvetien, „Alpina" 1807), worin er ſich namentlich über die Lagerung der Sandſteine und Konglomerate und ihre Lagerung verbreitet, bezeichnet B. Studer als die Grundlage unſerer ſchweizeriſchen Geognoſie. Eine geognoſtiſche Überſicht der helvetiſchen Gebirgsformationen, begleitet von einer Karte, in der in vier Farben vier Zonen der Verbreitung des jüngeren Flözgebirges, der Nagelfluh, des älteren Flözgebirges und des Urgebirges dargeſtellt ſind (Iſis II, 1805), gab Bergwerksdirektor Samuel Gruner, Zeitgenoſſe und oft Reiſebegleiter von Konrad Eſcher.

Von großer Bedeutung waren ferner die Werke von Ebel, der in einer Schrift: „Über den Bau der Erde im Alpengebirge", Zürich 1808, 2 Bände mit Atlas, das Reſultat ſeiner Forſchungen im ganzen Alpengebiete darlegte. Die beigegebene geologiſche Karte der Alpen in Savoyen und der Schweiz ſtellt gegenüber derjenigen von Gruner einen großen Fortſchritt dar und giebt in den Hauptzügen in 9 Farben eine im großen und ganzen richtige Überſicht über die Verbreitung der Hauptgebirgsarten der Schweiz. Er unterſcheidet das Urfelsgebirge der Centralalpen, den ſtreifenartig eingelagerten Urkalkſtein, den älteren Alpenkalkſtein der nördlichen Kalkalpen, den Thonſchiefer, die jüngeren Kalkalpen, die Nagelfluhkette, die Nagelfluh, Sand- und Mergelgebilde (Molaſſe), den Kalkſtein des Jura, die Flöztrappkuppen des Hegaus. Von bedeutendem Einfluß auf die Thätigkeit der Schweizer Geologen war endlich Leopold von Buch, der Reformator der neueren Geologie. Derſelbe beſuchte auf ſeinen geognoſtiſchen Wanderungen häufig die Schweiz, unterſuchte einen großen Teil der Alpen und beſonders das Fürſtentum Neuenburg. Er unterſchied zuerſt in den Alpen die Centralmaſſive als einzelne große Maſſen, die gleichſam durch Dämme miteinander zuſammenhängen und Centralpunkte darſtellen, welche Arme nach vielen Seiten ausſenden. Öfters begleiteten ihn auf ſeinen Exkurſionen die Schweizer Geologen, ſo B. Studer, Mouſſon, die ſich an ſeinen Unternehmungen beteiligten und mannigfache Anregung und Belehrung erhielten.

Von den 20er Jahren an beginnt nun an verſchiedenen Punkten der Schweiz eine rege Thätigkeit der Geologen, die, fußend auf den neuen

Errungenschaften der Wissenschaft, eine systematische Durchforschung der geologischen Verhältnisse vornehmen und deren Thätigkeit zu dem glänzenden Abschluß, der Herstellung einer geologischen Karte im Maßstabe 1 : 100,000, führen sollte.

Im Jahre 1825 veröffentlichte Bernhard Studer seine Beiträge zu einer Monographie der Molasse. Hier wird zuerst die große Masse von Sandsteinen und Konglomeraten, welche den Boden der mittleren Ebene der Schweiz bedecken und sich am Rande der Alpen in einer breiten Zone vom Leman bis zum Bodensee und weiter bis Bayern erstrecken und bis zu den Höhen des Rigi sich auftürmen, in ihrer Ausdehnung und Lagerung verfolgt und ihr Alter, über das die früheren Geologen die widerstreitendsten Ansichten hatten, an der Hand der darin enthaltenen Fossilien als Tertiär bestimmt. Der Name Molasse, als Bezeichnung eines bestimmten geologischen Horizontes, wird zugleich damit in die Wissenschaft eingeführt. Die auffallende Erscheinung, daß die Molasse an ihrem Südrande unter die älteren alpinen Formationen einfällt, ein Umstand, der namentlich dazu geführt hatte, diese Sandsteine für älter als jene zu halten, mußte von selbst darauf führen, die Struktur der benachbarten Alpen genauer zu erforschen, und so entstand im Jahre 1834 das Werk über die „Geologie der westlichen Alpen" mit einer geologischen Karte und in den folgenden Jahren eine Fortsetzung derselben bis Luzern.

Bernhard Studer.

Unterdeſſen wurde auch in der nordweſtlichen Schweiz die Geologie des Jura in Angriff genommen, und zwar durch Peter Merian, welcher ſchon im Jahre 1821 eine Überſicht der Beſchaffenheit der Gebirgsbildungen in den Umgebungen von Baſel und 1829 in den Denkſchriften der Geſellſchaft einen geognoſtiſchen Durchſchnitt durch das Juragebirge von Baſel bis Keſtenholz bei Aarwangen herausgab und darin die den Jura zuſammenſetzenden ſedimentären Geſteine feſtſtellte, zugleich wies er die Gewölbſtruktur im Aufbau der Gebirgsſchichten nach. Leider wurde bei der Wiedergabe der Profile entgegen dem Text in der Darlegung dieſer Verhältniſſe durch falſche Zeichnung der Schichtlager die wahre Auffaſſung der Verhältniſſebeeinträchtigt.

Julius Thurmann.

In demſelben Bande der Denkſchriften erſchien die Arbeit von Dr. Luſſer in Altdorf, „Geognoſtiſche Forſchung und Darſtellung des Alpendurchſchnittes vom St. Gotthard bis Arth am Zugerſee", und von Rengger die Querprofile durch den aargauiſchen Jura, wo gegenüber den Gewölbſtrukturen des weſtlichen Jura die Plattenſtruktur des öſtlichen vor Augen tritt.

Im Jahre 1833 bearbeitete der waadtländiſche Forſtmeiſter Lardy die Geologie des Gotthardgebietes, einen Essai sur la constitution géognostique du St-Gothard, und veröffentlichte die Reſultate und Profile in den Denkſchriften der Geſellſchaft. In Zürich arbeitete Arnold Eſcher von der Linth, Sohn von Konrad Eſcher, unermüdlich an der Unterſuchung der Struktur der öſtlichen Alpen, er

wies die Faltenbildung der Schichten, die Biegung, als die wesentliche tektonische Form des Alpengebirges nach und unterschied, gestützt auf die Petrefaktenfunde, die verschiedenen Formationen von der Trias bis zur oberen Kreide und dem unteren Eocän in den sedimentären Lagern; so wurden von ihm die Gegenden des Vorarlberg und Tirol, die Alpen der Central- und Ostschweiz, besonders Glarus, Appenzell, speciell das Säntisgebiet und die Churfirsten, genau durchforscht. Mit B. Studer durchreiste er Graubünden, und auch in dieses schwierige Gebiet drang Licht durch die Publikationen über die Gebirgsmasse von Davos von B. Studer 1837 und die Geologie von Mittelbünden von Escher und Studer 1839. Die Kontaktverhältnisse zwischen krystallinischen Feldspatgesteinen und Kalk im Berner Oberlande erläuterte Escher in demselben Jahre.

Arnold Escher von der Linth.

Auch im Südwesten, in dem alten Forschungsgebiete Saussures, begann bald eine rege Thätigkeit. Besonders war es Alphonse Favre, welcher das Gebiet von Savoyen, die Gegend von Chamounix, das Chablais durchforschte. Schon im Jahre 1841 erschien sein Essai sur la géologie des montagnes placées entre la chaîne du Mont Blanc et le lac de Genève, dem eine Reihe von Arbeiten über dasselbe Gebiet folgten, 1861 die Carte géologique des parties de la Savoie, du Piémont et de la Suisse voisines du Mont Blanc im Maßstabe von 1 : 15,000.

Auch im Jura erstand bald eine Reihe tüchtiger Geologen und Paläontologen, welchen ihre versteinerungsreiche Umgebung so viele Anregungen zu eingehenden Forschungen bot. In erster Linie war es Julius Thurmann in Pruntrut, der zuerst seine nächste Umgebung, bald aber den ganzen Jura in den Kreis seiner Forschungen zog und

ſeine Reſultate in den Heften über die Soulèvements jurassiques du Porrentruy, 1831—1836, herausgab. Daran ſchloß ſich 1836 auch die geologiſche Karte des Juras; das ungeheure paläontologiſche Material, das ſich allmählich als Belegſtück für die von Thurmann unterſchiedenen Schichtenzonen anſammelte, wurde in den Arbeiten „Lethaea Bruntrutana“ veröffentlicht, ſpecielle Monographien über einzelne Teile des Juras bearbeiteten Campiche über Ste. Croix, Dr. Greppin über Delémont, Rengger und Zſchokke über den Aargauer Jura, Mouſſon über Baden, Laffon über Schaffhauſen. Der Solothurner Jura fand in dem genialen Amanz Greßly in deſſen Observations géologiques sur le Jura Soleurois 1838 einen Interpreten, der an großartiger Auffaſſung der Verhältniſſe ſeine Mitarbeiter an der Jurageologie weit übertraf. Das Weißenſteingebiet und die Umgebung Solothurns mit ihren Steinbrüchen und Petrefaktenlagern bot F. Lang in Solothurn eine dankbare Aufgabe.

Konrad Eſcher von der Linth.

Geſtützt auf dieſe Vorſtudien entſchloſſen ſich B. Studer und A. Eſcher, die gewonnenen Ergebniſſe in einer geologiſchen Karte der Schweiz zu vereinigen unter Benützung der vorhandenen geologiſchen Karten der anſtoßenden Teile von Frankreich, Piemont, Tirol und Schwaben. Dieſe Karte, zu der die genannten Forſcher noch zahlreiche neue Thatſachen ſelbſt geſammelt und die früheren Beobachtungen geprüft hatten, erſchien im Jahre 1853 im Maßſtab von 1 : 380,000 auf Grund der Zieglerſchen Karte der Schweiz.

Im Anſchluß daran und zur Erläuterung derſelben ſchrieb B. Studer 1852 das zweibändige Werk: Die Geologie der Schweiz, worin alle

über die Geologie des Landes bekannten Thatsachen im Zusammenhang in übersichtlicher Gruppierung dargelegt waren.

Mit diesen Arbeiten war nun eine feste Basis gegeben, auf die gestützt eine gründliche Erforschung des Landes weiter gebaut werden konnte. Damit war aber die Notwendigkeit verbunden, eine genügende Zahl von geschulten Beobachtern zu finden, von denen jeder ein specielles Gebiet übernehmen konnte, und vor allem gehörte dazu eine gute Karte der Schweiz in großem Maßstabe.

Schon im Jahre 1828 hatte B. Studer an der Jahresversammlung in Lausanne die Schwierigkeiten hervorgehoben, welche dem Studium der Geologie durch das Fehlen einer guten Karte entgegenstehen, und den Antrag gestellt, es möchte die Herausgabe einer Karte der Schweiz mittelst anzuweisender Beiträge von der Naturforschenden Gesellschaft übernommen werden. Zur Beratung und Ausarbeitung eines Programmes wurde nun eine Kommission niedergesetzt, welche sich aber über die Lösung der Aufgabe nur schwer einigen konnte und zuletzt fand, daß die Leistung die Kräfte der Gesellschaft übersteigen dürfte. Inzwischen hatte General Dufour als eidgenössischer Quartiermeister die raschere Beförderung der Schweizerkarte angebahnt, und es gelang ihm, die Tagsatzung zur Bewilligung von Zuschüssen für topographische Aufnahmen zu bewegen, unter der Bedingung, daß auch die Kantone sich dabei beteiligen. Im Jahre 1836 kam eine Verständigung darüber zu stande. Mit Hülfe eines Vorschusses von Fr. 3000 aus der Kasse der Naturforschenden Gesellschaft erschien das erste Blatt XVII, welches Unterwallis und die westlichen Berneralpen darstellt im Maßstabe von 1 : 100,000, und rasch folgten die weiteren Blätter, so daß im Jahre 1864 das prachtvolle Werk der Dufourkarte zum Abschluß kam. Die Materialien, welche Dufour benutzen konnte, waren von sehr ungleichem Werte, und seinem Nachfolger, Oberst Siegfried, kam die schwierige Aufgabe zu, die Karte zu prüfen, zu berichtigen und auf diesen neuen Grundlagen eine möglichst genaue Karte im Maßstabe der Originalaufnahmen erscheinen zu lassen. Es handelt sich zunächst um eine genaue Triangulation und den Anschluß der schweizerischen Dreiecke an die angrenzenden Länder, was vorzüglich durch die Sternwarten von Zürich, Genf, Neuenburg geleistet wurde, dann aber auch um genaue Terrainaufnahmen, die das eidgenössische topographische Bureau übernahm. Auf diesen Grundlagen beruhen die topographischen Blätter von 1 : 25,000 für das Flachland

und niedrige Gebirgsland, von 1 : 50,000 für die Hochalpen, der ſogenannte Siegfriedatlas.

Mit der Vollendung der Dufourkarte lag nun eine topographiſche Grundlage vor, auf welche geſtützt die geologiſche Landesaufnahme ihren Anfang nehmen konnte, und ſo wurde im Jahre 1858 auf Vorſchlag von Profeſſor Studer die Organiſation derſelben von der Naturforſcherverſammlung beſchloſſen.

A. Heim.
(Phot. Ganz, Zürich.)

Im Jahre 1860, nachdem vom Bundesrate ein Beitrag von Fr. 3000 zugeſichert war, wurde eine Kommiſſion ernannt, beſtehend aus den Herren B. Studer, als Präſident, Peter Merian, Arnold Eſcher, Alphonſe Favre und Ed. Deſor, zu der ſpäter noch Herr Percival de Loriol in Genf und nach dem Tode von A. Eſcher Profeſſor Franz Lang in Solothurn beigezogen wurden. Dieſelbe entwarf die Statuten und eine Anleitung für die arbeitenden Geologen, um Einheit in die orographiſche und geologiſche Ausführung zu bringen. Präſident Studer leitete die Kommiſſion, bis ihn Geſichtsſchwäche nötigte, die Leitung in die Hände Profeſſor Alphonſe Favres zu geben (1885), nach deſſen Tode Profeſſor Franz Lang in Solothurn (1890) das Präſidium übernahm. Gegenwärtig ſtehen die Arbeiten unter der Leitung von Profeſſor Albert Heim in Zürich.

Bei dem Aufſchwunge, welchen die Geologie genommen hatte, fehlte es dem neuen Unternehmen nicht an freudigen Mitarbeitern. Profeſſor Albert Müller in Baſel hatte ſchon vor dem Beginn des Unternehmens eine genaue Erforſchung des Basler Jura vorgenommen und

stellte nun den Text seiner Arbeit und eine kolorierte Karte im Maßstabe von 1 : 50,000 der Kommission zur Verfügung; damit begann die Reihe der Publikationen über die schweizerische Landesaufnahme, deren Karten von nun an im Maßstabe der Dufourkarte ausgeführt wurden.

Auf die Müllerschen Arbeiten folgten die von Casimir Mösch über den Aargauer Jura, Ferdinand Schalch über das Plateau des Randen bis zu den Basalt- und Phonolithkuppen des Hegaus, Greppin über den Solothurner und Berner Jura, August Jaccard über den Neuenburger und Waadtländer Jura. Das Mittelland vom Leman zum Bodensee bearbeiteten Gutzwiller, C. Mösch, Professor Kaufmann in Luzern, J. Bachmann in Bern, Viktor Gilliéron und Jaccard. Über die Hochalpen, deren Erforschung nicht nur gewiegte Geologen, sondern auch kühne Bergsteiger erforderte, brachte Aufschlüsse Professor G. Theobald in Chur über das Gebirgsland des Rhätikon; das Plessur- und Albulagebirge bis zu den Silvretta- und Berninafirnen gegen Süden durchforschte Fr. Rolle; die Umgebung der tessinischen Seen wurde von den Italienern Spreafico, Negri, Stoppani und Taramelli geologisch bearbeitet.

Feldmesser der alten Verwaltung.
(Nach einem Stich der eidgenössischen Kupferstichsammlung.)

Das Adula-Massiv und die Tödigruppe, sowie die nördlichen Voralpen mit der Glarner Doppelfalte und der Windgelle fanden durch Pro-

feſſor Albert Heim eine ausgezeichnete Bearbeitung. Den Umkreis des Centralſtockes vom Gotthard unterſuchte Karl von Fritſch in Halle und ſpäter Ingenieur Stapff, die hohen Eisgebiete des Berner Oberlandes Dr. E. v. Fellenberg, die Kontaktzonen der kryſtalliniſchen und ſedimentären Geſteine zwiſchen Lauterbrunnen und Reußthal Dr. Armin Baltzer, die Aiguilles rouges, Mont Blanc, Dent Blanche und Monte Rosa Bergbauingenieur Heinrich Gerlach, der leider inmitten ſeiner Arbeit im Gebirge vom jähen Tod überraſcht wurde.

Ingenieure in den Alpen.
Nach einem Gemälde von Raphael Ritz.

Die Aufklärung der verwickelten Struktur der nördlichen Voralpen vom Säntis bis zur Dent du Midi verdankt man den Forſchungen von Arnold Eſcher, Albert Heim, Joſeph Kaufmann, Caſimir Möſch, Armin Baltzer, Viktor Gilliéron, Erneſt Favre, Hans Schardt, Gottfried Iſcher und Eugen Renevier.

Im Jahre 1890 war das große Werk einer geologiſchen Karte der Schweiz in 21 Blättern nicht nur vollendet, ſondern es lagen noch 25 Bände begleitenden Textes vor, in denen ein äußerſt wertvolles Material von Einzelbeobachtungen, Profilen, Detailzeichnungen nieder-

Temperatur in ſtufenförmiger Reihenfolge von der Oberfläche bis zum Grund und die Schwankungen derſelben im Verlauf der Tage, Monate und Jahre, den Waſſerzufluß und Abfluß u. ſ. w. Die Oberfläche

F. A. Forel.
Nach einer Zeichnung von E. Bieler.

des Waſſers wurde mit dem feinmaſchigen Netz durchfiſcht und dabei gefunden, daß eine ſtets flottierende Lebewelt von einzelligen Algen, Protozoen, Rotiferen, Cruſtaceen, die pelagiſchen Organismen, das Waſſer beleben, und das Netz, welches er in den lichtloſen, ſchlamm-

bedeckten Seegrund von über 50 Meter Tiefe hinabsenkte, brachte ihm eine bisher ungeahnte Lebewelt von Würmern, Protozoen, Polypen, Mollusken und Insektenlarven an das Tageslicht.

Man lernte so eine Tiefenfauna des Sees kennen, die, unberührt vom eindringenden Lichte, in niedriger Temperatur, eingewühlt in feinen Schlamm, ihr Dasein fristet.

Die Publikationen über die gemachten Beobachtungen, so über die regelmäßig verfolgten Oscillationen (Seiches) u. s. w., erschienen im Bulletin de la Société Vaudoise des Sciences naturelles. Von 1874 bis 1879 wurden dort auch die epochemachenden Matériaux pour servir à l'étude de la faune du lac Léman veröffentlicht. Die zusammenfassenden Resultate in der gekrönten Preisschrift: La faune profonde des lacs suisses, in den Mémoires de la Société Helvétique, 1885.

Das Hauptwerk, Le Léman, drei Bände, von denen bis jetzt zwei erschienen sind, bildet die mustergültige Beschreibung der Naturgeschichte eines Sees in jeder Richtung und kann als Vorbild für alle weiteren Arbeiten in diesem Gebiete gelten.

Die Anforderungen, welche Forel für die wissenschaftliche Erforschung eines Sees stellt, erhellen am besten aus dem Programm, welches er in seinem Werke Le Léman befolgte, und welches auch für die Untersuchung des Bodensees angenommen wurde.

1. Hydrographische und kartographische Arbeiten. Kartographische Aufnahme der Seen mit den Tiefenkurven.
2. Untersuchung des Seegrundes.
3. Untersuchung der chemischen Zusammensetzung des Wassers.
4. Erforschung der Temperatur, und zwar sowohl der Oberflächentemperatur, wie die der verschiedenen Wassertiefen, ferner Kontrolle der Zeiten und Umstände, unter denen der See gefriert und auffriert.
5. Studien über die Durchsichtigkeit des Wassers.
6. Die Farbe des Seewassers.
7. Die Wellenbewegung und Strömungen.
8. Die Seiches oder stehenden Oscillationswellen des Wassers.
9. Die limnimetrische Kontrolle des Wasserstandes.
10. Die Fauna: nach Litoralfauna, pelagischer und Tiefenfauna.
11. Die Flora.

Diese wichtigen Arbeiten konnten nicht verfehlen, bald ein allgemeines Interesse an diesen Studien zu erwecken. Zunächst waren es

die ſchweizeriſchen Zoologen, welche biologiſche Studien in den verſchiedenen Seen vornahmen, ſo namentlich Dupleſſis im Neuenburger und Genferſee, Aſper und Heuſcher im Zürcherſee und den kleineren Seen der Hochebene, Paveſi in denen der Südalpen. Zſchokke erforſchte die Fauna der hochgelegenen Alpenſeen, Imhof verdankt man ausgedehnte Unterſuchungen in zahlreichen Seen der Schweiz, des Tirols und Bayerns. Auch über Limnometrie, die Seiches, Durchſichtigkeit des Waſſers, wurden bald an verſchiedenen Orten Unterſuchungen angeſtellt.

Im Auslande gewann das Studium der Süßwaſſerbecken ebenfalls bald zahlreiche Anhänger, von Privaten, von gelehrten Geſellſchaften und Regierungen wurde dasſelbe an die Hand genommen, und bereits iſt der Plan der Verwirklichung nahe, nach dem die Forelſchen Unterſuchungen auf die Süßwaſſerbecken der ganzen Erde planmäßig ausgedehnt werden ſollen.

Im Jahre 1886 vereinigten ſich auf Einladung der königlich württembergiſchen Regierung die Uferſtaaten des Bodenſees, um eine wiſſenſchaftliche Erforſchung des großen Waſſerbeckens vorzunehmen. Eine Kommiſſion unter dem Vorſitze des Grafen Eberhard von Zeppelin einigte ſich über den zu befolgenden Plan der Arbeit, die ſogleich in Angriff genommen wurde und die ihrer Vollendung im Sinne der Forelſchen Entwürfe entgegengeht. Eine Karte mit Tiefenkurven im Maßſtabe von 1 : 25,000 wurde bereits aufgenommen und vom eidgenöſſiſchen topographiſchen Bureau im Maßſtabe von 1 : 50,000 publiziert. Im Jahre 1887 beſchloß auf Antrag Forels die Schweizeriſche Naturforſchende Geſellſchaft, eine Kommiſſion zu ernennen, welche die wiſſenſchaftliche Unterſuchung ſämtlicher Seen der Schweiz in Angriff nehmen ſollte.

Von großer Hülfe war hier wieder die Unterſtützung von ſeiten des eidgenöſſiſchen topographiſchen Bureaus, deſſen Chef, Herr Oberſt Lochmann, die Seen der Schweiz nicht nur vermeſſen, ſondern auch ausloten ließ, und die Karten im Maßſtabe von 1 : 25,000 mit Tiefenkurven von 10 Meter Diſtanz, bei Thuner- und Brienzerſee im Maßſtabe von 1 : 50,000 mit Kurven von 30 Meter Diſtanz zur Dispoſition ſtellte. Ferner übernahm die eidgenöſſiſche meteorologiſche Centralſtation die Beobachtung der Oberflächentemperaturen des Waſſers.

Die ſyſtematiſche Unterſuchung der Seebecken wurde mit dem Vierwaldſtätterſee begonnen und iſt ſchon ziemlich weit fortgeſchritten, und bald werden wir auch über dieſes Gebiet, das nicht nur eine theoretiſch-wiſſenſchaftliche, ſondern auch eine eminent praktiſche Bedeutung hat, neue Erfolge zu verzeichnen haben.

VII.

Anthropologiſche Unterſuchungen.

Die Frage, welche Raſſen und Völker unſer Land bewohnt haben und welches die erſten Anſiedler unſeres Bodens waren, ſchien in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts auf hiſtoriſcher Grundlage ſo ziemlich gelöſt. Die Geſchichte meldete, daß vor ihrer Eroberung durch Römer der weſtliche und nördliche Teil der jetzigen Schweiz von galliſchen Stämmen bewohnt war, die ſich Helvetier nannten, der öſtliche Teil von Rätiern, die man mit den alten Etruskern in Verbindung brachte. Nach dem Untergang des römiſchen Reiches drangen Germanen, im Oſten die Alemannen, im Weſten die Burgundionen ins Land und ließen ſich hier nach Vernichtung der Urbevölkerung nieder; während die Alemannen die eigene Sprache beibehielten, ſo nahmen die bereits romaniſierten Burgundionen die romaniſche Sprache an, dagegen erhielten die wenigen übriggebliebenen Rätier ihr Idiom noch lebendig. Noch im Jahre 1856 konnte Theodor Mommſen in einem Aufſatze über „Die Schweiz in römiſcher Zeit“ in den Mitteilungen der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich ſagen, daß die alten ſchweizeriſchen Völkerſchaften mit dem Römerreich nördlich der Alpen verſchwanden, und daß die ganze geſchichtliche Entwicklung unſerer Landſchaften in der nördlichen Schweiz auf den Alemannen, in der ſüdweſtlichen auf den Burgundern beruhe.

Alle dieſe Vorſtellungen, welche noch jetzt nicht vollkommen überwunden ſind, beruhten darauf, daß die ganze Anthropologie nicht als Naturwiſſenſchaft, ſondern als hiſtoriſche Disciplin betrachtet wurde, und daß die Sonderung der Völkerſtämme nicht nach ihren körperlichen Eigenſchaften, ſondern nach der Sprache vorgenommen wurde, unbeſchadet

der historischen Erfahrung, daß bei einem und demselben Völkerstamm die Sprache ändern kann. Erst als sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts allmählich die Tendenz Bahn brach, die Menschenrassen nicht nur nach Sprache, Sitten und äußeren Merkmalen, sondern auch nach dem innern Bau, besonders dem des Skelettes zu vergleichen und daraus neue Momente für die Unterscheidung der verschiedenen Stämme des Menschengeschlechtes zu nehmen, kam die Behandlung der Anthropologie unter naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten auf, und diese von Blumenbach, Morton, Davis, Retzius, Wagner u. a. begründete Methode sollte bald im Verein mit der archäologischen Forschung neue Streiflichter auf Zusammenhang und Entwicklung des Menschengeschlechtes werfen.

Schon vor langer Zeit waren in der Schweiz von verschiedenen Orten künstlich aufgeschüttete Hügel bekannt, an die sich vielfach unheimliche Sagen knüpften und die im Volke als Heidenhügel, Heidengräber bezeichnet wurden. Beim Aufwühlen dieser Hügel kamen denn auch gewöhnlich Skelette von Menschen, eigentümlich geformte Waffen, Schmuckgegenstände und Urnen zum Vorschein, die einer Zeit angehören mußten, von der keine Tradition der Gegenwart etwas zu melden wußte.

Der Inhalt der Gräber war sehr verschieden, bald enthielten sie die ganzen Skelette der Toten, bald nur ihre verbrannte Asche, die in Thongefäßen aufbewahrt war. In den einen fand man Waffen nur aus Stein und Horn, in den andern nur bronzene Gegenstände und in dritten solche von Erz und Eisen.

Um die wissenschaftliche Erforschung dieser Gräber machte sich namentlich Ferdinand Keller in Zürich verdient, der eine systematische Beschreibung derselben und ihres Inhaltes in den Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft von 1845 herausgab, ferner Albert Jahn, Gustav von Bonstetten de Rougemont und F. Troyon, welche besonders die Grabhügel des Kantons Bern und der Westschweiz erforschten. Im allgemeinen war man geneigt, diese Gräber, soweit sie nicht deutliche Spuren römischer Kultur oder die charakteristischen Waffen der Völkerwanderungszeit bargen, dem als Urvolk betrachteten Stamme der Kelten zuzuschreiben. Eine großartige Entdeckung sollte aber bald ein helles Licht auf die Besiedlungskunde der Schweiz nicht nur, sondern auf die Urgeschichte Europas überhaupt werfen, es war dieses die Entdeckung der Pfahlbauten durch Ferdinand Keller im Jahre 1854.

Waffen und Inſtrumente aus der Pfahlbautenzeit (Steinperiode).

(Hiſtoriſches Muſeum in Bern.)

Schon lange hatten sich den Uferbewohnern unserer Seen Pfähle bemerkbar gemacht, die bald näher, bald weiter vom Ufer aus dem Seeschlamm hervorragten und, bis nahe an das Wasserniveau reichend, der Schiffahrt manche unliebsame Hindernisse bereiteten. Infolge der außerordentlichen Trockenheit und anhaltenden Kälte während der Wintermonate von 1853 auf 1854 sank der Wasserspiegel der Seen in so bedeutendem Maße, daß ganze Strecken, die vorher von Wasser bedeckt waren, trocken lagen. An einer solchen Stelle in der Gegend von Meilen am Zürichsee fand Herr Lehrer Aeppli in Obermeilen im Schlamm eingerammte Pfahlstümpfe und dazwischen Haufen von Hirschgeweihen, Tierknochen, Geräte aus Stein und Knochen und benachrichtigte davon sogleich Ferdinand Keller. Eine genaue Untersuchung und systematische Ausbeutung der Fundstätte brachte diesen zu der Überzeugung, daß es sich hier um die Wohnreste eines Volkes handle, das in Hütten, die auf eingerammten Pfählen über dem Seespiegel errichtet wurden, lebte und das, unbekannt mit Metallen, seine Werkzeuge und Waffen aus Steinen und den Knochen und Geweihen der Tiere herstellte, deren Reste im Schlamme eingebettet gefunden wurden. Alle Gegenstände, welche entweder als Abfälle in den See geworfen wurden oder durch Zufall oder bei Zerstörung der Hütten hineinfielen, häuften sich im Grunde an, und der sandige Letten, der diesen ausmachte, wurde durch die Verwesung der organischen Stoffe schwarz gefärbt. Dieser bildet nun die bis 70 cm. dicke Kulturschicht. Darüber hatte aber seit Untergang der Ansiedlung der See wieder Schlamm angehäuft, dessen Ablagerung zeigte, daß eine lange Zeit vergangen sein mußte, seit die Hütten und die ganzen Spuren jener alten Kultur im Schlamme begraben waren. An diesen Fund reihten sich bald andere an. Wo altes Pfahlwerk im See hervorragte, wurde nachgeforscht, der Grund untersucht, und so fanden sich Pfahlbautenspuren nicht nur am Zürichsee, sondern auch im Bielersee bei Nidau, Lattrigen, Mörigen und an der St. Petersinsel. Dabei kamen solche zu Tage, bei denen die Geräte nicht nur aus Stein und Knochen, sondern aus Bronze bestanden und einen viel höheren Kulturgrad der Bewohner verrieten, als der Pfahlbau von Meilen zeigte. Die Erfolge der bisherigen Forschungen erweckten den Eifer anderer Archäologen, am Bielersee war es namentlich Oberst Schwab, der mit Erfolg die dortigen Stationen untersuchte, später Dr. V. Groß in Neuenstadt, am Neuenburgersee Professor E. Desor und L. Rochat, am Genfersee Professor

F. A. Forel in Morges, Profeſſor Morlot und Troyon in Lauſanne und Dr. Goſſe in Genf. Die Pfahlbauten des kleinen Sees von Moosſeedorf bei Bern erforſchte mit unermüdlicher Sorgfalt Dr. Uhlmann in Münchenbuchſee, die von Robenhauſen am Pfäffikerſee Herr Jakob Meſſikomer. Auch im Auslande regte ſich der Eifer, und bald wurden im Bodenſee, den bayriſchen und öſterreichiſchen Seen, in den Seen von Savoyen und in den Torfmooren und Gebieten der ſüdalpinen Seen die alten Anſiedlungen nachgewieſen.

Am Bielerſee bot ſich im Anfang der 70er Jahre die Gelegenheit, die Pfahlbautenreſte in noch vollkommenerem Maße zu erforſchen. Die Korrektion des Aarelaufes, welche dem See einen regelmäßigen Abfluß verſchaffte, veranlaßte ein Sinken des Waſſerſpiegels um mehrere Meter und dadurch die Trockenlegung eines beträchtlichen Teiles des Seebodens. Die Pfahlbauſtationen kamen ſo außerhalb des Waſſerbereichs und konnten ſyſtematiſch durch Abgrabung ausgebeutet werden. Herr E. von Fellenberg aus Bern, von der berniſchen Regierung mit der wiſſenſchaftlichen Leitung dieſer Arbeiten betraut, konnte ſo nicht nur eine reiche Ausbeute von Fundſtücken erlangen, ſondern auch genaue Unterſuchungen über den Plan der Anlage der Stationen und der dabei verfolgten Technik anſtellen.

F. Keller veröffentlichte in den Mitteilungen der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich vom Jahre 1856 an bis 1879 acht Berichte, in denen er die jeweiligen Fortſchritte der Kenntnis der Pfahlbauten darlegte, teils eigene Beobachtungen, teils die Originalbeobachtungen anderer Archäologen. Ein neunter und letzter Bericht wurde nach Kellers Tod von Herrn J. Heierli in Zürich im Jahre 1888 redigiert. Das große Material, welches ſich allmählich anſammelte und das nicht nur die Werkzeuge, Waffen und Geräte der damals lebenden Menſchen lieferte, ſondern auch die Reſte der Pflanzen und Tiere, von denen ſie ſich nährten, gab Gelegenheit zu einer Anzahl wichtiger Unterſuchungen. Profeſſor Rudolf von Fellenberg in Bern unterſuchte die chemiſch-mineralogiſche Beſchaffenheit der nicht einheimiſchen Nephrite und Jadeite, aus denen die Äxte der Steinzeitmenſchen gefertigt waren, der Bronzen aus der Bronzezeit und wies ihre Unterſchiede von den Bronzen des römiſchen Altertums nach. Profeſſor Oswald Heer in Zürich beſtimmte die gefundenen Pflanzenreſte und Profeſſor Ludwig Rütimeyer in Baſel diejenigen der Tierwelt und erweiterte mit ſeinem Werke unſere Kenntnis über die

Entſtehung und Entwicklung der Haustierzucht in ſo fundamentaler Weiſe, daß wir behaupten können, daß erſt von da an die wiſſenſchaftliche Erforſchung des Urſprungs und der Kultur der Haustiere ihren Anfang nimmt.

Die Pfahlbauten erlangten aber mit der Erkenntnis, die ſie brachten, dieſelbe Bedeutung für die prähiſtoriſche Zeit, wie die Ausgrabung Pompejis für die erſte römiſche Kaiſerperiode, überragen aber deren Reſultate dadurch, daß ſie Zuſtände, welche ſich während Jahrhunderten abſpielten, von denen keine Geſchichtsbücher melden, lebendig vor Augen führen.

Oswald Heer.
(Phot. Gut, Zürich.)

So lernten wir aus den archäologiſchen Funden der letzten Jahrzehnte, daß in unſerem Lande, wie im übrigen Europa, bevor es in das Licht der Geſchichte trat, eine Reihe von Kulturperioden ſich folgten, deren Überreſte uns einen Blick in das intime Leben jener weit zurückliegenden Völker geſtatten. Die erſten Anſiedler, die ſich in Pfahlbauten auf unſeren Seen niederließen, hatten feſte Wohnſitze, trieben neben Jagd und Fiſcherei Ackerbau und Viehzucht, ſtellten Geräte aus gebranntem Thon her, verfertigten Gewebe aus Pflanzenfaſern und Wolle, kannten aber noch kein Metall, ſondern benutzten zur Herſtellung ihrer Waffen und Werkzeuge Stein, Knochen, Horn und Holz, erſt im Laufe der Entwicklung ihrer Kultur lernten ſie das Metall, und zwar das Kupfer, kennen, das neben Stein und Knochen ſelten zur Herſtellung von Schmuck und Waffen verwendet wird.

Eine zweite Periode der Pfahlbauten, die vielleicht einer neuen Einwanderung ihren Urſprung verdankt, zeigt uns das Metall, und zwar die Bronze, als Material für die Herſtellung der Waffen, Geräte und der zahlloſen Schmuckgegenſtände in Verwendung, Jagd und Fiſcherei treten gegenüber dem überhandnehmenden Ackerbau zurück, und hier tritt zuerſt als Zugtier das Pferd im Dienſte des Menſchen auf.

Eine dritte Periode, in der das Eiſen allmählich neben der Bronze zur Verwendung kommt, die ſogenannte Hallſtadtperiode, iſt nicht mehr in den Pfahlbauablagerungen vertreten, wohl aber zeigen viele Grabhügelfunde, daß auch dieſe Kulturepoche in der Schweiz, wie im Donaugebiet und Süddeutſchland, eine Zeit lang die herrſchende war. Südlich den Alpen, in den Gegenden von Melinazzo, Arbedo und Caſtione, zeigen die von R. Ulrich beſchriebenen Grabfunde, daß die etruriſche Kultur bis gegen das Centrum der Alpen vordrang.

Die Epoche, in der das Eiſen ganz an die Stelle des Erzes getreten war, iſt diejenige, in der unſere Landesbewohner in die Geſchichte eintreten, die Zeit der galliſchen Helvetier. Dieſe haben uns eine reiche Menge Überreſte in dem Schlamme des Neuenburgerſees, am Ausfluß der Ziehl bei La Tène hinterlaſſen, die ein ſo vollkommenes Bild der damaligen Bewaffnung und Ausrüſtung geben, daß dieſelben als typiſch für die ganze damalige Kulturepoche betrachtet werden, und daß gegenwärtig die galliſche Kultur danach als La Tène-Periode bezeichnet wird. Namentlich E. Deſor in Neuenburg, Victor Groß in Neuenſtadt und Paul Vouga in Marin, welche mit großer Sorgfalt die Fundſtücke geſammelt und beſchrieben haben, verdanken wir die genaue Kenntnis der damaligen Kulturzuſtände.

Belehrten uns dieſe Entdeckungen darüber, daß der Menſch während Jahrtauſenden in ſtetiger Entwicklung das Land bewohnt hat, ſo brachten neue Erfahrungen die Kunde, daß ſchon in einer weit vor der Beſiedlung der Seen durch die Pfahlbauer des Steinalters zurückliegenden Zeit des Menſchen Fuß unſere Thäler durchſtreifte. Während der Diluvialzeit, als die Fauna und Flora in Mitteleuropa den Charakter der Tundrengebiete Sibiriens zeigte, als das Mammut und das wollhaarige Nashorn, Renntiere und Pferdeherden die öden mit Krüppelfichten, Birken, Zwergweiden und niederen Pflanzen bewachſenen Gebiete bewohnten, ſtreiften ſchon Jägervölker umher, die mit primitiven Steinwaffen den Herden des Renntieres folgten. Während in Frankreich, Süddeutſchland und England die Höhlen nicht ſelten die Überreſte, Waffen, Geräte und Küchenabfälle des diluvialen Menſchen bargen, ſchien er in der Schweiz keine Spuren hinterlaſſen zu haben, war ja doch während jener Zeit das Land größtenteils unter Eismaſſen begraben. Daß er aber mit dem Zurückweichen der Gletſcher den Renntieren und Pferden, ſeinen Jagdtieren, bis auf unſern Boden folgte, beweiſen

Funde einenteils im Südweſten, andrerſeits im Norden des Landes. Schon im Jahre 1833 entdeckten Mayer, Delau und Taillefer bei Veyrier am Fuße des Salève alte, vom Menſchen zugeſchlagene Feuerſteingeräte und Renntierreſte, ſpäter konſtatierte Alphonſe Favre an demſelben Orte eine Station der Renntierjäger, und endlich entdeckten Fr. Thioley und Hippolyte Goſſe im Jahre 1868 dort eine Grotte, an deren Boden zahlreiche Geräte aus Renntierhorn und Knochen, Pfeile und Schaber aus Feuerſtein, Reſte vom Renntier, Alpenhaſen und Schneehuhn die frühere Anweſenheit des Menſchen zur Renntierzeit bekundeten.

Alphonſe Favre.

Im Jahre 1870 entdeckte Henri de Sauſſure von Genf in einer Höhle, der Grotte de Scé, oberhalb Villeneuve eine ähnliche Station, in der neben Knochen von Renntieren, Gemſen und Steinböcken zahlreiche Feuerſteinwerkzeuge gefunden wurden. Im Nordoſten, im Kanton Schaffhauſen, fand zuerſt Profeſſor Karſten im Jahre 1874 im Freudenthal an der Roſenhalde eine alte Anſiedlung der paläolithiſchen Höhlenbewohner, und im ſelben Jahre erforſchte Lehrer Merk aus Schaffhauſen bei Thaingen eine Höhle, das ſogenannte Keßlerloch, deren Boden erfüllt war mit Tierknochen und Inſtrumenten aus Feuerſtein, Horn und Knochen, die eine alte Wohnung der Renntierjäger verrieten. Hier zeigte ſich auch, daß, wie in Frankreich, dieſe primitiven Menſchen ſich auch an Nachbildungen der Natur erfreuten. Man fand in Renntierhorn eingegrabene Zeichnungen von Renntieren und Pferden, und Schnitzereien, welche Moſchusochſen darſtellten.

Profeſſor Rütimeyer in Baſel bearbeitete das reiche Material an Tierreſten, das die Höhle lieferte, und konſtatierte die Gegenwart des

Mammut, des Rhinoceros, des Löwen, des Renntiers, des Pferdes, des Alpenhaſen und des Eisfuchſes und Vielfraßes in jener entlegenen Zeit, wo noch ein nahezu polares Klima herrſchen mußte. In neuerer Zeit unterſuchte Dr. Jakob Nüeſch in Schaffhauſen von 1891 bis 1895 mit äußerſter Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit die Ablagerungen am Fuße eines iſoliert ſtehenden Felſens nördlich von Schaffhauſen, dem ſogenannten Schweizersbild. Dort hatten die von der ſenkrechten Felswand im Laufe der Jahrtauſende abbröckelnden Felſen eine Schuttmaſſe geliefert, die, ſchichtenweiſe abgelagert, die Überreſte bewahrte, welche die verſchiedenen Menſchen und Tiere, die unter dem Felſen Schutz ſuchten, zurückgelaſſen, ſeitdem der Gletſcher ſich aus dieſem Gebiete zurückgezogen hatte. Hier fand ſich in 160 cm Tiefe unter den jüngeren Schuttmaſſen eine 30 cm dicke Schicht, erfüllt von Geräten aus Feuerſtein und Knochen, neben den Überreſten der von den damaligen Anſiedlern zur Nahrung verwendeten Tiere, beſonders von Renntieren und Pferden, Pfeile und Lanzenſpitzen, Sägen, Hämmer und Äxte, alle aus Feuerſtein, Nadeln und Pfriemen aus Renntierhorn, Dolche aus Knochen; Zeichnungen von Renntieren, Pferden und Wildeſeln, auf Kalkplatten und auf Renntierhorn eingraviert, vergegenwärtigen den Kulturgrad und die Beſchäftigungen jener alten Anſiedler, ſelbſt der Feuerherd, um den ſich die Jägergeſellſchaft ſammelte, war noch vorhanden. Der Umſtand, daß auf dieſer Schicht erſt 80 cm kleine Felstrümmer lagen, und darauf wieder Kulturreſte folgten, welche der neolithiſchen Zeit, d. h. der Periode der älteſten Pfahlbauten, angehörten, von wo an ſich bis zur heutigen Zeit nur noch 80 cm Trümmer auflagerten, bewies, daß die Zeit der Renntierjäger von der der erſten Pfahlbauer ebenſoweit zurücklag, wie die Jetztzeit von der Beſiedlung der Seen durch die Pfahlbauer, eine Zeitrechnung, die auf Jahrtauſende der Entwicklung der menſchlichen Geſellſchaft zurückweiſt.

Die Reſultate dieſer Unterſuchungen, an deren Bearbeitung ſich eine Reihe Gelehrter beteiligte, wurden im Jahre 1896 von der Schweizeriſchen Naturforſchenden Geſellſchaft im 35. Band ihrer Denkſchriften veröffentlicht.

Alle dieſe Funde, welche den hiſtoriſchen Geſichtskreis in ungeahnter Weiſe erweiterten, mußten die Frage anregen, welches die phyſiſche Beſchaffenheit jener Völker geweſen ſei, welche hier nacheinander Zeichen ihrer Exiſtenz hinterlaſſen haben, und ob Reſte dieſer alten Bevölkerung noch in unſeren Tagen exiſtieren.

In dem Pfahlbau von Meilen war auch ein menschlicher Schädel gefunden worden, welcher Professor His in Basel Gelegenheit gab, eine genaue Untersuchung nach den eben erstandenen Forschungsmethoden der Schädelmessung in Bezug auf die menschliche Rassenanatomie mit demselben vorzunehmen, aber die Frage, ob die heutige Bevölkerung noch Beziehungen zu den alten Ansiedlern der Schweiz zeige, konnte erst gelöst werden, wenn die Schädelbildung und die übrige physische Beschaffenheit der heutigen Bewohner bekannt war. So führte die Untersuchung des Schädels von einem der ältesten Landeskinder zu der Untersuchung der Rassenelemente, welche die schweizerische Bevölkerung zusammensetzen. Die Professoren His und Rütimeyer in Basel unternahmen die Aufgabe, ein großes Material von Schädeln der schweizerischen Bevölkerung aus allen historischen Epochen zu sammeln und nach den Regeln der Kraniometrie zu messen. Die Resultate ihrer Untersuchungen veröffentlichten sie in dem klassisch gewordenen Werke: **Crania helvetica**, Sammlung schweizerischer Schädelformen, Basel und Genf, Georgs Verlag, 1864. Hier wurde gezeigt, daß nach der Schädelform sich in der Schweiz vier Bevölkerungstypen nachweisen lassen, die verschiedenen Einwanderungen ihren Ursprung verdanken und von denen viele bis in eine weit entlegene Zeit zurückreichen.

Ludwig Rütimeyer.

Von dieſer Grundlage aus konnte nun die wiſſenſchaftliche anthropologiſche Unterſuchung des Schweizervolkes ihren Fortgang nehmen. Weitere Funde in den Pfahlbauten gaben zu neuen Forſchungen Veranlaſſung. Die Profeſſoren Aeby und Dor in Bern, R. Virchow in Berlin, Kollmann in Baſel lieferten Beiträge zur Kenntnis der Skelettmerkmale der Pfahlbaubewohner, Kollmann dehnte dieſe Unterſuchungen auf die Gräberfunde und auch auf die recente Bevölkerung aus, zahlreiche Arbeiten der neueren Zeit beſtreben ſich, die Schädelformen aus einzelnen Gegenden zu vergleichen, und eine neu begründete Sektion der ſchweizeriſchen naturforſchenden Geſellſchaft hat ſich bereits konſtituiert, um mit gemeinſamen Kräften in ſyſtematiſcher Weiſe die Anthropologie der Schweiz aufzuklären. Für die Unterſcheidung von Raſſenmerkmalen iſt aber der Schädel und das Skelett, das uns bei den vergangenen Generationen einzig übrigbleibt, nicht allein maßgebend, einen wichtigen Faktor bilden auch die Farbe der Haut, der Haare und der Augen; zwei geſonderte Typen ſind es beſonders, die uns in Europa neben Miſchformen gegenübertreten, der blonde mit heller Haut, blonden Haaren und grauen oder blauen Augen, und der dunkle mit bräunlicher Haut, dunkeln Haaren und braunen oder ſchwarzen Augen. Im Jahre 1873 hatte auf Anregung von Profeſſor Rudolf Virchow in Berlin die deutſche anthropologiſche Geſellſchaft es unternommen, eine ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung über die Farbe der Augen und der Haare der Schüler in allen deutſchen Staaten vorzunehmen.

In dem Wunſche, daß ſich an dieſer Statiſtik auch die Schweiz beteilige, wandte ſich dieſelbe an die ſchweizeriſche naturforſchende Geſellſchaft, welche mit der Ausführung eine Kommiſſion unter dem Vorſitze von Profeſſor E. Hoffmann in Baſel betraute. Es wurden ſogleich die notwendigen Vorarbeiten ausgeführt, Fragebogen und Tabellen an ſämtliche Schulen verſandt, die bald von den Lehrern mit großer Gewiſſenhaftigkeit ausgefüllt wurden, und ſchon im Jahre 1881 lag das Reſultat, von Profeſſor Kollmann in Baſel, der an die Stelle des im Jahre 1877 verſtorbenen Profeſſor Hoffmann trat, ausgearbeitet im Druck und von inſtruktiven Karten begleitet, vor. (Neue Denkſchriften der ſchweizeriſchen naturforſchenden Geſellſchaft, XXVIII. Bd., 1881.)

Das Hauptreſultat der Unterſuchung war, daß der braune Typus in der Schweiz bedeutend den blonden überwiegt, 33,5 % gegen 8 %, daß ferner zwei Hauptcentren von brauner Bevölkerung in der Schweiz

vorkommen, das eine im Osten, dem alten Rätien, das andere im Westen. Mit diesem dürfte zusammenhängen, daß auch in Bezug auf die Schädelformen die kurzköpfige, gemeiniglich als gallische betrachtete, bedeutend über die langköpfige (germanische?) Form überwiegt. Im Gegensatze also zu der linguistischen Unterscheidung des Schweizervolkes kann man sagen: Es setzt sich dasselbe zwar aus verschiedenen Urstämmen zusammen, die aber über das ganze Land ziemlich gleichmäßig verteilt sind. Ein anderer anthropologischer Unterschied zwischen deutschen und romanischen Schweizern als der der Sprache existiert nicht. Von den anthropologischen Grundtypen herrschen die älteren gegenüber den mit der Völkerwanderung eingedrungenen bedeutend vor.

VIII.

Kantonale und Fachgesellschaften.

Wie wir im vorhergehenden Abschnitt gesehen haben, hängen die größeren Entdeckungen und Unternehmungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften enge mit der Thätigkeit der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft zusammen, und wir hatten so, im Anschluß an die Geschichte derselben, Gelegenheit, zugleich diejenigen Leistungen ausführlich zu schildern, durch welche die Schweizer Gelehrten sich besonders hervorgethan und worin sie zum Teil eine führende Rolle übernommen haben. Neben der allgemeinen Gesellschaft bildeten sich aber noch eine ganze Reihe von kantonalen und Fachverbänden, welche im Zusammenhang mit der allgemeinen Gesellschaft in kleinerem Rahmen wirken und gerade dadurch dazu beitragen, das Interesse an den Naturwissenschaften in weitere Kreise eindringen zu lassen. Einige dieser Verbände, wie die naturforschenden Gesellschaften in Zürich, Basel, Bern, die Société de physique et d'histoire naturelle in Genf, die Société vaudoise des sciences naturelles in Lausanne, wurden, wie wir eingangs sahen, schon im vorigen Jahrhundert gegründet, neue Gesellschaften entstanden bald im Anschluß an den allgemeinen schweizerischen Verband, so in Aarau, Chur, Freiburg, Glarus, Lugano, Luzern, Neuenburg, St. Gallen,

Schaffhausen, Solothurn, Thurgau, Wallis (La Murithienne, Société valaisanne des sciences naturelles), Winterthur, und so breitet sich ein Netz von naturwissenschaftlichen Beobachtungsposten über das ganze Land aus, das seinen Centralpunkt in der allgemeinen naturforschenden Gesellschaft findet. Die meisten dieser lokalen Verbände publizieren Berichte über ihre Verhandlungen, zum Teil auch, wie die Genfer Gesellschaft in den Mémoires de la Société de physique, größere Sammelwerke, in denen die Arbeiten der Mitglieder ausführlich dargelegt werden.

Es lohnt sich wohl, auch auf die Thätigkeit dieser Gesellschaften einen Blick zu werfen und in Kürze derjenigen zu gedenken, die besonders zur Förderung der Wissenschaft beigetragen haben. Es ist selbstverständlich, daß hierbei den Universitätsstädten als wissenschaftlichen Centren der Löwenanteil zufällt; aber auch an den andern Orten sind die Gesellschaften bemüht, durch gegenseitige Belehrung, durch Errichtung von Museen, botanischen Gärten und meteorologischen Beobachtungsstationen das Studium der Natur zu pflegen und namentlich die Naturgeschichte des engeren Kantons in jeder Richtung aufzuklären. Zahlreiche wertvolle Monographien über die lokale Fauna, Flora, die Geologie, die Witterungsverhältnisse einzelner Kantone und Kantonsteile verdanken wir ihrer Thätigkeit. So haben zur Kenntnis der Säugetierfauna der Schweiz ein wesentliches beigetragen Christian Brügger in Chur, die so anziehende Vogelwelt beschrieb aus Graubünden besonders Konrad von Baldenstein und Oberst von Salis-Marschlins, aus dem Oberengadin Johann Saratz, aus Neuenburg A. Bouga, aus St. Gallen und Appenzell besonders Dr. C. Stölker, Dr. A. Girtanner und Dr. Wartmann, aus dem Tessin R. Riva. Die Mollusken Graubündens bearbeitete Dr. Am Stein, die des Bodensees G. L. Hartmann, St. Gallens, Appenzells und des Thurgaus A. Ulrich, die des Tessins Giuseppe Stabile. Die Insektenwelt fand ebenfalls zahlreiche Lokalforscher, so besonders in Graubünden Dr. Killias, im Wallis E. Favre und Dr. Bugnion.

Specielle Floren sind fast für jedes einzelne Kantonsgebiet ausgearbeitet worden. Die Gesellschaft von Glarus und die Murithienne, Société valaisanne des sciences naturelles, setzten die Erforschung der Flora in erster Linie auf ihr Programm. Letztere unterstützte besonders noch die botanische Forschung dadurch, daß sie an hochgelegenen

Punkten des Wallis Gärten errichtete, in denen die Alpenpflanzen besonders gehegt werden.

Auf dem Gebiete der Geologie sehen wir Dr. Kasimir Mösch und Professor Mühlberg in Aarau den Aargauer Jura in speciellen Monographien bearbeiten. Der Solothurner Jura bildet das Untersuchungsobjekt des genialen Solothurner Geologen Amanz Greßly (1814—1865) und des Professor Franz Lang (1821—1899), langjähriges Mitglied und Präsident der schweizerischen geologischen Kommission. An 50 Jahre lang leitete er als Präsident die solothurnische naturforschende Gesellschaft. Ihm verdankt Solothurn besonders den Aufschwung, welchen dort die Naturforschung nahm, sowie die Gründung des neuen naturhistorischen Museums, das er zur Zeit seines Wirkens in ausgezeichneter Weise bereicherte. Die Geologie Graubündens erforschte Professor Gottfried Ludwig Theobald aus Hanau (1810—1870).

Regelmäßige meteorologische Beobachtungen wurden in den Mitteilungen der kantonalen naturforschenden Gesellschaften von Chur durch Professor Christian Brügger, von St. Gallen durch R. Wehrli (Altstätten), J. Zollikofer (St. Gallen), Steff. Wanner in Trogen veröffentlicht.

In Basel, dessen alte Universität im Jahre 1818 eine neue Organisation erhielt und damit einen kräftigen Aufschwung nahm, waren es besonders Daniel Huber, Professor der Mathematik, der zugleich als Astronom und Meteorolog sich auszeichnete, Christoph Bernoulli, ein Nachkomme des berühmten Mathematikers und Professors der Naturgeschichte, und Peter Merian (1795—1883) als Professor für Chemie und Physik, welche am meisten zur Reorganisation der Universität beitrugen und in ihr die Naturwissenschaften zur Geltung brachten. Ihnen verdankt man auch die Gründung eines naturhistorischen Museums und die Erweiterung und Pflege der Bibliothek, deren naturwissenschaftliche Abteilung namentlich durch Ratsherrn und Professor Peter Merian zu einer der reichhaltigsten der ganzen Schweiz wurde. Von 1835 an trat Peter Merian von seiner Professur für Physik und Chemie an der Universität zurück, um sich ganz der Geologie und Paläontologie zu widmen. Welchen Anteil er an der geologischen Landesaufnahme genommen hat, haben wir in einem früheren Kapitel gesehen.

Den Lehrstuhl Merians nahm zunächst der geniale Chemiker Christian Friedrich Schönbein aus Metzingen in Württemberg

(1799—1868) ein, der von 1835 an bis zu ſeinem Tode in Baſel wirkte und hier ſeine epochemachenden Entdeckungen des Ozons, der Schießbaumwolle, des Kollodiums, ſowie ſeine Arbeiten über die Oxydationsfermente ausführte. Als Phyſiker lehrte von 1854—1863 Guſtav Wiedemann aus Berlin (1826—1899), zuletzt Profeſſor an der Univerſität Leipzig, der berühmte Forſcher auf dem Gebiete der Elektricitätslehre und des Magnetismus. In Baſel erſchien die erſte Auflage ſeines grundlegenden Werkes: „Die Lehre vom Galvanismus und Elektromagnetismus“. Ihm folgte der Phyſiker Eduard Hagenbach-Biſchoff von Baſel, welcher neben ſeinen Arbeiten über phyſikaliſche Optik und anderen die Phyſik der Gletſcher verfolgte und durch ſeine Unterſuchungen über Bildung und Vergrößerung des Gletſcherkorns ſo vieles zur Löſung der Frage von der Gletſcherbewegung beitrug. Neben Peter Merian war beſonders Albert Müller aus Baſel, welcher ſeit Anfang der 50er Jahre den Lehrſtuhl für Mineralogie und Geologie inne hatte, in dem Fache der Geologie thätig. Ihm verdankt man den erſten Band der Beiträge zur geologiſchen Karte der Schweiz, die geognoſtiſche Skizze des Kantons Baſel.

Die Anatomie vertraten Wilhelm His aus Baſel, ſeit 1872 Profeſſor an der Univerſität Leipzig, ſchon in Baſel ausgezeichnet durch ſeine Arbeiten auf dem Gebiete der Embryologie, ſpäter E. Hoffmann und nach ſeinem 1878 erfolgten Tode Julius Kollmann, deſſen anthropologiſcher Thätigkeit in einem früheren Kapitel gedacht wurde. In Phyſiologie wirkten beſonders Friedrich Mieſcher, Vater und Sohn (1844—1895), von denen der letztere namentlich wichtige Arbeiten über die chemiſche Beſchaffenheit des tieriſchen Protoplasmas hinterlaſſen hat. Als Zoologe und beſonders Paläontologe treffen wir ferner Karl Ludwig Rütimeyer aus Bern (1825—1895), ſeit 1855 an der Basler Hochſchule thätig, deſſen Forſchungen über die Urgeſchichte und Entwicklung der Huftiere von fundamentaler Bedeutung bleiben werden.

In Bern zeigte ſich ſchon zur Zeit des Beſtehens der alten Akademie vor der 1834 erfolgten Gründung der Hochſchule eine rege Thätigkeit in der Naturforſchung. Im Anfange des Jahrhunderts wird durch die Beſtrebungen der jungen naturforſchenden Geſellſchaft ein naturhiſtoriſches Muſeum und ein botaniſcher Garten gegründet. Als Phyſiker und Mathematiker wirken Johann Georg Tralles aus Hamburg

(1763—1822), von 1785—1802 in Bern, der zuerst genau die Höhen unseres Hochgebirges bestimmte und eine Triangulation des Kantons Bern begann, eine Arbeit, die sein Nachfolger Friedrich Trechsel aus Burgdorf (1776—1849) vollendete.

Die Naturgeschichte vertrat Friedrich Meisner aus Hannover (1765—1825), von 1796 an in Bern thätig, der besonders der Fauna und Flora des Landes sich widmete und sich ein bleibendes Verdienst erworben hat durch seine mit R. Schinz veröffentlichte Naturgeschichte der Vögel der Schweiz und sein Verzeichnis der schweizerischen Schmetterlinge, ferner durch Herausgabe des naturwissenschaftlichen Anzeigers und der Annalen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft.

J. A. Flückiger.

Später finden wir als Mathematiker Ludwig Schläfli (1814 bis 1895) von Burgdorf, welcher 45 Jahre an der Hochschule wirkte, der bedeutendste Mathematiker der Schweiz in diesem Jahrhundert. Als Physiker von 1858—1868 Professor Dr. H. Wild aus Zürich, später Direktor des physikalischen Centralobservatoriums und Akademiker in St. Petersburg, in dessen Berner Aufenthalt eine Reihe seiner physikalisch-optischen Arbeiten und die Erfindung des Saccharometers fallen. Derselbe installierte auch das meteorologische Observatorium auf der damaligen Sternwarte und versah es mit selbstregistrierenden Apparaten.

Auch Rudolf Wolf aus Zürich widmete sich während seiner in Bern verbrachten Zeit von 1847—1855 den astronomischen Beobachtungen auf der kleinen Sternwarte und machte hier 1852 die Entdeckung der Koincidenz der Periode der Sonnenfleckenhäufigkeit mit derjenigen der Deklinationsvariationen der Magnetnadel, welche Thatsache er historisch so weit zurückverfolgte, als Variationsbeobachtungen vorhanden waren.

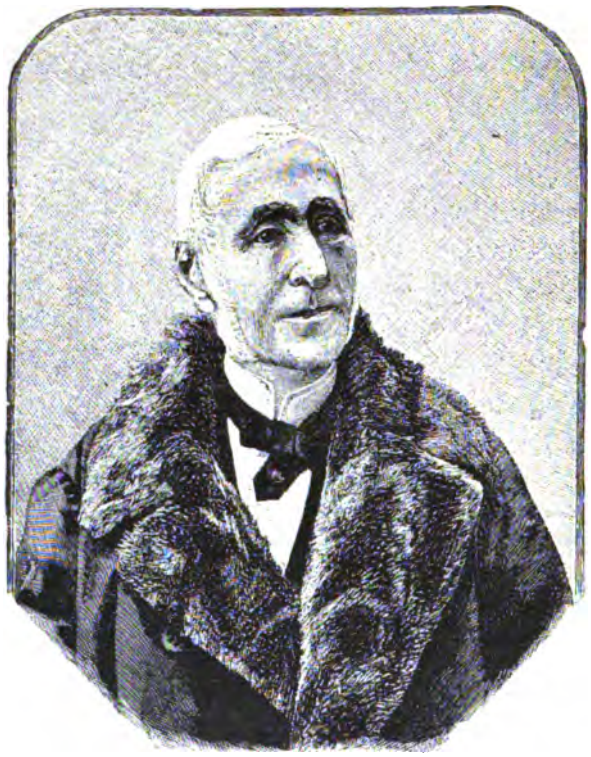
Als Geologe wirkte von 1826—1873 Bernhard Studer, deſſen Arbeiten wir in dem Kapitel über die geologiſche Karte der Schweiz verfolgt haben. Von Botanikern Dr. Heinrich Wydler aus Aarau und Dr. Ludwig Fiſcher aus Bern, welcher durch ſeine eingehende Erforſchung der einheimiſchen Pflanzenwelt ſich in ſeiner „Flora von Bern“ ein bleibendes Denkmal geſetzt hat. Von Zoologen hat Profeſſor Maximilian Perty aus München (1804—1884), von 1833 an in Bern thätig, durch ſeine Arbeiten über die kleinſten Lebensformen der Schweiz uns die erſte Kenntnis von der mikroſkopiſchen Lebewelt des Landes gegeben.

J. L. Soret.
(Phot. Lacombe & Arlaud.)

Als Phyſiologe wirkte von 1836—1880 Profeſſor Gabriel Guſtav Valentin (1810—1883), deſſen treffliches Lehrbuch der Phyſiologie des Menſchen und die Arbeiten über Nervenphyſiologie und phyſiologiſche Optik ihm einen der erſten Plätze unter den Phyſiologen ſeiner Zeit ſichern. Endlich ſei hier noch des Pharmakognoſten F. A. Flückiger aus Langenthal (1828—1895) erwähnt, Profeſſor der Pharmakognoſie von 1861 bis 1873 in Bern, dann bis 1892 in Straßburg i. E. In ſeinem bahnbrechenden Werke „Pharmakognoſie des Pflanzenreiches“ begründete er durch Herbeiziehung der Botanik, Chemie, Phyſik, der Geographie und Geſchichte als Hülfswiſſenſchaften die Pharmakognoſie als ſelbſtändige wiſſenſchaftliche Disciplin.

Schon im 18. Jahrhundert hat Genf eine Reihe Naturforſcher erſten Ranges, wie H. B. de Sauſſure, Bonnet, Trembley, Huber, de Luc und andere, hervorgebracht, und auch in dieſem Jahrhundert begegnen wir einer Reihe nicht weniger glänzender Namen, deren Vertreter nicht nur auf dem Gebiet der Lokalforſchung, ſondern auch auf dem

der Gesamtwissenschaft fördernd gewirkt haben. So die Astronomen Jean Alfred Gautier (1793—1881), Direktor der Sternwarte und Gründer des im Jahre 1829 errichteten neuen Observatoriums, und sein Nachfolger, Emil Plantamour (1815—1882), dessen astronomische Beobachtungen, sowie die vergleichenden Barometer- und Thermometermessungen in Genf und auf dem St. Bernhard von fundamentaler Bedeutung für die geodätische Landesaufnahme werden sollten.



Alphonse de Candolle.

Die Physiker: Marc Auguste Pictet (1752—1825), Redaktor des naturwissenschaftlichen Teils der „Bibliotheca britannica“ und Verfasser der „Essais de Physique“, von denen der erste Band den wertvollen „Essai sur le feu“ enthält. Auguste de la Rive (1801—1873), Professor der Physik, Verfasser der Untersuchungen über die elektrischen Induktionsströme und über die Phänomene der elektrischen Leitungsfähigkeit von elastischen Flüssigkeiten. Jaques Louis Soret (1827—1890), Professor der Physik, aus dessen zahlreichen Arbeiten, die sich über das Gesamtgebiet der Physik, besonders der Elektricität und Optik, aber auch der Geophysik und Gletscherkunde, erstrecken, seine Untersuchungen über die Korrelation der dynamischen Elektricität und der anderen physikalischen Kraftäußerungen, welche einen neuen Beitrag zu der Lehre von der Erhaltung der Kraft lieferten, und diejenigen über die Natur des von Schönbein entdeckten Ozons hervorragen. Jean

Daniel Colladon (1802—1893) aus Genf, von 1839 an Professor der theoretischen und angewandten Mechanik in Genf. Von seinen zahlreichen physikalischen und meteorologischen Arbeiten, sowie seinen Erfindungen auf dem Gebiet der angewandten Physik sind besonders berühmt geworden seine mit dem Physiker Sturm ausgeführten Untersuchungen über die Fortpflanzung des Schalles im Wasser und in festen Körpern und seine Erfindung der Anwendung komprimierter Luft zu Tunnelbohrungen. Raoul Pictet (geb. 1842), welcher Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff unter Anwendung großer Kältegrade und starken Druckes in flüssigen und festen Zustand überführte.

A. P. de Candolle.

Von Chemikern Charles de Marignac (1817—1895), besonders verdient um die exakte Erforschung der Atomgewichte. Er stellte diese unter anderem zuerst für die seltenen Elemente des Cerium, Lanthan und Didym fest.

Von Geologen Jean Alphonse Favre (1815—1890), 1844—1851 Professor der Geologie an der Akademie, Mitglied der geologischen Kommission, als deren Präsident er auf B. Studer folgte. Seiner Arbeiten wurde in einem früheren Kapitel gedacht. Als Botaniker ragen besonders die drei de Candolle, Vater, Sohn und Enkel, hervor. Augustin Pyrame de Candolle (1778—1841), erst in Paris am Collège de France, dann Professor in Montpellier, von 1816 an in Genf. Begründer eines natürlichen Pflanzensystems und Verfasser des „Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis“, in dem die natürlichen Pflanzenfamilien in Monographien bearbeitet werden. Dieses noch unvollendete Werk setzte sein Sohn, Louis Pierre de Candolle (1806—1893), fort. Außerdem erlangte derselbe einen Weltruhm durch seine „Introduction à l'étude de la botanique“, 2. Bd., und die „Géographie botanique“, sowie durch seine Arbeiten über den Ursprung

der Kulturpflanzen. Den „Prodromus“ setzt sein Sohn Casimir Pyrame (1886) weiter fort, unterstützt von den Genfer Botanikern Marc Micheli und Johann Müller (1828—1897) aus Teufenthal, Professor für medizinische Botanik an der Universität, Specialist in der Flechtenkunde.

Von Zoologen hat sich François Jules Pictet-de la Rive (1809—1873) sowohl um die Paläontologie, als um die systematische Zoologie große Verdienste erworben. Von 1830 an war er erst an der Akademie, dann an der neu gegründeten Universität thätig. Seine ersten Arbeiten waren der Entomologie gewidmet, die ihm ein klassisches Werk über die bis dahin sehr wenig bekannten neuropteren Insekten verdankt, später der Paläontologie sich zuwendend, schrieb er sein grundlegendes Werk „Traité de Paléontologie“ in 4 Bänden und veröffentlichte eine Reihe Abhandlungen über die Paläontologie der Schweiz. Mehr den niederen Tieren wandte sich Edouard René Claparède (1832 bis 1871) zu, dessen Werke über die Infusorien und Rhizopoden, die Borstenwürmer von Neapel, die Entwicklung der Spinnen und vieles andere aus dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte zur Förderung der Kenntnis niederer Tiere bedeutend beitrugen; seiner Richtung folgte Hermann Fol (1845—1892), dem wir neben einer Reihe wichtiger Arbeiten über niedere Seetiere besonders die Entdeckung der feineren Vorgänge bei der Befruchtung des tierischen Eies verdanken. Das Studium der Insekten fördert besonders Henri de Saussure, eine Autorität auf dem Gebiete der Orthopteren und Hymenopteren. Die Wirbeltiere der Schweiz studierte in eingehender Weise Victor Fatio, dessen Werk, „Faune des vertébrés de la Suisse“, diesen interessantesten Teil unserer Fauna in erschöpfender Weise behandelt.

Von großem Einfluß auf die Entwicklung der Zoologie in Genf war ferner das Wirken von Carl Vogt aus Gießen (1817—1895), dessen große Verdienste um die vergleichende Anatomie und Entwicklungsgeschichte, sowie um die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse durch populäre Schilderung hier aufzuzählen der Raum nicht genügt. Er lehrte in Genf an der Akademie und später an der Universität von 1852 an. Als Direktor des zoologischen Instituts bildete er eine Reihe von Schülern heran, welche teils in der Schweiz, teils im Auslande erfolgreich in ihrem Fache thätig sind. Das von Pictet inaugurierte Studium der Paläontologie findet seine Vertreter besonders in Percival

de Loriol, welcher die Arbeiten über ſchweizeriſche Paläontologie in zahlreichen Werken und beſonders in den „Mémoires de la société paléontologique suisse“ niedergelegt hat.

In Lauſanne ſchloß ſich die 1783 gegründete „Société des sciences physiques et naturelles“ im Jahre 1815 ſogleich an die neu erſtandene ſchweizeriſche Geſellſchaft an, und wir finden in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts die Gründer der kantonalen Geſellſchaft, Heinrich Struve (1751—1826), Louis Reygnier (1762 bis 1824), Charles Lardy (1780—1858), welcher eine der erſten Beſchreibungen der Geognoſie des Gotthardgebietes und einen geognoſtiſchen Umriß der Waadt lieferte, thätig; dazu geſellen ſich Jean Gaudin (1766—1833) aus Nyon, der die „Flora helvetica“ (7 Bde., 1828 bis 1833) bearbeitete, und Johann Georg Friedrich von Charpentier (1786—1855) aus Freiberg in Sachſen, Direktor der Salzbergwerke in Bex,

Ed. Claparède.

deſſen Bedeutung für die Gletſcherforſchung ein früheres Kapitel hervorhob, der zugleich auch als vorzüglicher Kenner der Weichtiere ein Verzeichnis der Schweizer Molluſken in den Denkſchriften der ſchweizeriſchen naturforſchenden Geſellſchaft veröffentlichte. Einen beſonders anregenden Einfluß auf die naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in Lauſanne hatte der Arzt Dr. Jean Laharpe (1802—1877), der neben der Medizin ſich in zahlreichen Zweigen der Naturwiſſenſchaft bethätigte, beſonders in der Entomologie, aus der er die Mikrolepidopteren zum Hauptobjekt ſeines

Studiums machte. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, in der die wiſſenſchaftliche Thätigkeit beſonders durch Laharpe einen neuen Aufſchwung nahm, treffen wir beſonders den Phyſiker Louis Dufour (1832—1892), gleich ausgezeichnet durch ſeine Arbeiten auf rein phyſikaliſchem Gebiet, ſowie ſeine Unterſuchungen über die Dichtigkeit der Körper, beſonders des Eiſes, wie auf dem der Geophyſik. Den Chemiker Samuel Baup (1791—1862) aus Vivis, den Botaniker Louis Favrat (1827 bis 1893), welcher die Kenntniſſe über die Flora der Schweiz, beſonders der Waadt und des Wallis, bedeutend förderte, den Geologen Adolph Morlot aus Bern (1820—1867), welcher namentlich auch durch bedeutende archäologiſche Thätigkeit hervorragte, und Eugène Renevier, den Erforſcher der Waadtländer Alpen, den Zoologen G. du Pleſſis-Gouret, beſonders verdient um die Fauna der niederen Tiere der Süßwaſſerbecken der Weſtſchweiz. Der Thätigkeit und dem Verdienſte F. A. Forels um die Seenkunde haben wir ſchon ein früheres Kapitel gewidmet.

In Neuenburg war namentlich unter dem anregenden Einfluſſe von Louis Agaſſiz das Intereſſe an den Naturwiſſenſchaften rege geworden. Louis Jean Rodolphe Agaſſiz (1807—1873) aus Môtier (Kanton Freiburg) war im Jahre 1832 namentlich durch den Einfluß des Naturforſchers Louis Coulon (1777—1855), des Begründers des naturhiſtoriſchen Muſeums, nach Neuenburg gekommen, wo er bis 1846 die Profeſſur für Naturwiſſenſchaft an der Akademie verſah. Unterſtützt von C. Vogt und Ed. Deſor, welche er nach Neuenburg gezogen hatte, veröffentlichte er bald eine Reihe von wichtigen Arbeiten, ſo die Unterſuchungen über die foſſilen Fiſche, die Naturgeſchichte der Süßwaſſerfiſche, wozu C. Vogt die Entwicklungsgeſchichte der Salmoniden lieferte; ferner eine Reihe paläontologiſcher Arbeiten. In den Jahren 1840—1844 unternahm er mit C. Vogt und Ed. Deſor die Unterſuchungen auf dem Aaregletſcher, von denen ſchon die Rede war. 1846 nach Cambridge im Staate Maſſachuſetts berufen, begründete er dort das weltberühmte Museum of Comparative Zoology.

Eduard Deſor (1811—1882), aus der Hugenottenkolonie Friedrichsdorf in Heſſen-Homburg, kam zuerſt, auf Veranlaſſung von Agaſſiz, nach Neuenburg, wo er denſelben in ſeinen Arbeiten unterſtützte, 1847 begleitete er Agaſſiz nach Amerika, wo er an der Coast Survey mitarbeitete; von 1852 an lebte er in Neuenburg. Seine Arbeiten erſtrecken

ſich über das Gebiet der Geologie, Zoologie und Archäologie. Von großer Bedeutung ſind ſeine Werke über die lebenden und foſſilen Seeigel, und ſeine Arbeiten über die Pfahlbauten. Seine reiche Sammlung von Altertümern hinterließ er der Stadt Neuenburg. Von Geologen wirkten beſonders noch Auguſte Jaccard (1823—1895) aus Locle, welcher als Mitarbeiter an der geologiſchen Karte der Schweiz beſonders den Neuenburger und Waadtländer Jura eingehend erforſchte, und Léon du Pasquier (1864—1897), welcher namentlich über die Verbreitung der Glacialablagerungen der Schweiz wichtige Arbeiten veröffentlichte.

Die Verdienſte des Direktors der Sternwarte, Dr. Adolf Hirſch, Präſident der geodätiſchen Kommiſſion, um die mitteleuropäiſche Gradmeſſung, hatten wir ſchon früher Gelegenheit zu würdigen.

Zürich mit ſeiner ſchon ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts beſtehenden naturforſchenden Geſellſchaft, das Männer wie Konrad Geßner, Scheuchzer u. a. hervorgebracht hatte, ſeit 1832 eine Univerſität beſitzt und ſeit 1854 Sitz des eidgenöſſiſchen Polytechnikums iſt, mußte beſonders geeignet ſein, der Naturforſchung eine gute Stätte zu bereiten, und wir ſehen denn auch, daß ſtets die exakten wie die beſchreibenden Naturwiſſenſchaften hier eine eifrige Pflege fanden. Univerſität und Polytechnikum gaben auch Gelegenheit zur Berufung zahlreicher Gelehrter des In- und Auslandes, die als Autoritäten ihres Faches einen anregenden Einfluß ausüben mußten. Es iſt nicht möglich, alle Namen der ausgezeichneten Gelehrten, die hier wirkten, anzuführen, und ich beſchränke mich auf diejenigen, die gerade für die Naturerkenntnis der ſchweizeriſchen Verhältniſſe am wichtigſten waren. So ſeien erwähnt die Aſtronomen Johann Kaſpar Horner (1774—1834) aus Zürich, Teilnehmer an der Kruſenſternſchen Weltumſeglung im Jahre 1805, Profeſſor der Mathematik am Collegium Humanitatis und ſpäter Erziehungsrat. Neben aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Arbeiten ſind ſeine auf Nautik bezüglichen Abhandlungen hervorzuheben.

Rudolf Wolf (1816—1893) von Zürich, ſeit 1855 als Profeſſor für Aſtronomie am Polytechnikum und als Direktor der Sternwarte daſelbſt wirkend; Begründer der 1861—1864 erbauten Sternwarte. Auf aſtronomiſchem wie auf meteorologiſchem Gebiete gleich ausgezeichnet. Seiner Thätigkeit bei den geodätiſchen und meteorologiſchen Arbeiten der ſchweizeriſchen naturforſchenden Geſellſchaft wurde ſchon gedacht. Dazu beſchäftigte er ſich eifrig mit dem Studium der Geſchichte der Naturwiſſen-

ſchaften, die er in ſeinen Biographien zur Kulturgeſchichte der Schweiz, der Geſchichte der Vermeſſungen in der Schweiz u. a. in ausgezeichneter Weiſe verwertete.

Der Phyſiker Albert Mouſſon aus Zürich (1805—1890), der außer zahlreichen phyſikaliſchen Abhandlungen das ausgezeichnete Lehrbuch, „Die Phyſik auf Grundlage der Erfahrung", herausgab, aber auch geologiſche und beſchreibend naturwiſſenſchaftliche Arbeiten veröffentlichte. Autorität war er auf dem Gebiete der Mollusken, von denen er eine wertvolle Sammlung dem eidgenöſſiſchen Polytechnikum hinterließ.

Die Geologen Hans Konrad Eſcher von der Linth (1767 bis 1827), Erbauer des Linthkanales, und ſein Sohn Arnold Eſcher von der Linth (1807—1872), über deren Verdienſte um die Geologie in früheren Kapiteln berichtet wurde. Sein Nachfolger, Profeſſor Albert Heim aus Zürich, iſt Präſident der Kommiſſion für die geologiſche Landesaufnahme.

Der Botaniker und Entomologe Oswald Heer aus Glarus (1809—1883), Profeſſor der Botanik an der Hochſchule und am eidgenöſſiſchen Polytechnikum. Heer ſtudierte namentlich die foſſile Pflanzenwelt und hat in ſeinen Unterſuchungen über die Pflanzen der Tertiärzeit, 3 Foliobände, und die foſſilen Pflanzen des arktiſchen Gebietes, 7 Foliobände, monumentale Werke geſchaffen, die grundlegend für die Kenntnis der vorweltlichen Flora ſind. Außerdem verdanken wir ihm das erſte Verzeichnis der Käfer der Schweiz und die Beſchreibung der foſſilen Inſektenreſte.

Der Zoologe Heinrich Rudolf Schinz (1777—1861) aus Zürich, Profeſſor für beſchreibende Naturwiſſenſchaften und Phyſiologie am mediziniſchen Inſtitute, ſpäter außerordentlicher Profeſſor an der Hochſchule, regte zuerſt die Bearbeitung einer ſchweizeriſchen Fauna an und publizierte in den Denkſchriften der ſchweizeriſchen naturforſchenden Geſellſchaft das Verzeichnis der ſchweizeriſchen Wirbeltiere, bearbeitete die Säugetiere der Schweiz mit Römer, die Vögel mit Friedrich Meisner.

Der Archäologe Ferdinand Keller aus Zürich (1800—1881), Begründer der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich und Entdecker der Pfahlbauten.

Außer den kantonalen Geſellſchaften haben ſich noch eine Reihe von Fachvereinen gebildet, welche, aus Sektionen der allgemeinen Geſellſchaft hervorgegangen, beſtimmte Gebiete pflegen und meiſt eigene Fachzeit-

ſchriften herausgeben. So exiſtiert eine ſchweizeriſche geologiſche, botaniſche, zoologiſche und entomologiſche Geſellſchaft. Eine paläontologiſche Geſellſchaft verfolgt den Zweck, Arbeiten aus dem Gebiet der Petrefaktenkunde zu publizieren und ſo den auf dem Gebiete Arbeitenden Gelegenheit zur ausführlichen Veröffentlichung zu geben. Bis jetzt ſind 25 ſtattliche Quartbände mit intereſſantem Inhalte, reich illuſtriert, erſchienen.

Eine eigene eidgenöſſiſche Kommiſſion beſchäftigt ſich mit der Erforſchung der ſchweizeriſchen Vogelwelt und veröffentlicht die auf 80 in der Schweiz verteilten Beobachtungsſtationen gewonnenen Reſultate.

Friedrich von Tſchudi.

Bei dem raſtloſen Fortſchreiten der Erkenntnis und den zahlloſen Specialarbeiten, welche die neuen Errungenſchaften zur Veröffentlichung bringen, müßte der außerhalb des Getriebes Stehende bald den Faden und ſchließlich auch das Intereſſe verlieren, wenn ſich nicht hin und wieder ein ſinniger Gelehrter fände, der es verſteht, die Summe aus den unzähligen bekannt gewordenen Thatſachen zu ziehen und dieſe in gemeinverſtändlicher Weiſe auch dem Laienpublikum vor Augen zu führen. Dieſes iſt von ſeiten dreier ausgezeichneter Gelehrten geſchehen, die es unternahmen, in ſtreng wiſſenſchaftlicher und doch anziehender und leicht verſtändlicher Weiſe die Reſultate der zoologiſchen, geologiſchen und botaniſchen Forſchungen in der Schweiz der gebildeten Welt darzulegen.

„Das Tierleben der Alpenwelt", ein Werk, das unter beſcheidenem Titel uns eine Darſtellung der Tierwelt der Schweiz in Beziehung zu den verſchiedenen Lebensbedingungen, denen ſie in dem reichgegliederten Lande unterworfen iſt, vor Augen führt, ſchildert uns in einem reichillustrierten Bande Friedrich von Tſchudi aus Glarus (1820—1886).

Das Intereſſe, welches dieſes Werk in den weiteſten Kreiſen fand, wird am beſten dadurch illuſtriert, daß dasſelbe ſeit ſeinem erſten Erſcheinen im Jahre 1853 elf Auflagen erlebte und in alle europäiſchen Sprachen überſetzt wurde.

Die Geologie der Schweiz fand in Oswald Heer eine Darſtellung in dem Werke „Die Urwelt der Schweiz", worin der Verfaſſer die Veränderungen, welchen unſer Boden im Laufe der Erdentwicklung unterworfen war, und die Tier- und Pflanzenwelt, die ihn bewohnte, in ungemein feſſelnder Weiſe ſchildert.

In dem „Pflanzenleben der Schweiz" macht uns H. Chriſt von Baſel mit unſerer Pflanzendecke bekannt, zeigt uns ihre Verteilung in den einzelnen Regionen und führt uns zu der Erkenntnis der ſo verſchiedenen Lebensbedingungen, welche die Vegetationsdecke der einzelnen Gebiete beſtimmen.

Wenn ich hier dieſe Darſtellung der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften in der Schweiz ſchließe, ſo bin ich mir wohl bewußt, daß es mir nicht gelingen konnte, das ganze große Gebiet auf kleinem Raume auch nur annähernd erſchöpfend zu behandeln; vieles, das einer ausführlichen Darlegung würdig geweſen wäre, mußte unerwähnt und mancher Name, der verdient hätte, hier zum Gedächtnis zu ſtehen, ungenannt bleiben. Immerhin wird auch dieſe unvollkommene Darſtellung zeigen, daß die Schweiz gegenüber den ungeheuren Fortſchritten, welche die Naturwiſſenſchaften in dieſem Jahrhundert gemacht haben, nicht zurückgeblieben iſt, ſondern ſich redlich bemüht hat, an dem großen Werke der Erkenntnis mitzuarbeiten. Auch dieſes Jahrhundert hat die Löſung der vielen Fragen, welche die Natur an uns ſtellt, nicht gebracht, im Gegenteil erzeugte jede friſche Erkenntnis neue Fragen, und das nächſte Jahrhundert ſtellt uns noch genügende Arbeit in Ausſicht; es wird auch unſer Land gerüſtet finden, ſeinen Beitrag dazu zu leiſten.

Geſchichtswiſſenſchaft.

Das Jahr 1798 hat in der Entwicklungsgeſchichte der geſchichtswiſſenſchaftlichen Arbeit in der Schweiz eine weittragende Bedeutung, die allerdings zunächſt negativ fühlbar wurde, wie das noch in ſo vielen andern Richtungen der Fall war.

An dem hocherfreulichen Erblühen der geiſtigen Beſtrebungen, wie es ſich im Laufe des 18. Jahrhunderts in den verſchiedenen Teilen der Schweiz zeigte, hatte auch die Pflege der geſchichtlichen Studien reichlichen Anteil. Neben der Arbeit des Sammelns und Forſchens ſteht der Verſuch, die Geſchichte der Entwicklung der Eidgenoſſenſchaft als ein Ganzes im großen Stil zuſammenzufaſſen, der geradezu ein Stück der Weltlitteratur ausmacht.

An dieſem förderlichen Schaffen hatten ſich alle Abteilungen der Eidgenoſſenſchaft, die beiden Konfeſſionen beteiligt. Die kräftigen von Bodmer, „dem Vater der Jünglinge", ausgehenden Anregungen erſtreckten ſich zu nicht geringem Teile auf die vaterländiſche Geſchichte, und der unermüdliche Freund Breitinger war auch hierin ſein verſtändnisvoller Mitarbeiter; zu den in Zürich durch Bodmer gewonnenen Jüngern zählte Johannes Müllers „älteſter Freund in der Schweiz", Hans Heinrich Füßli. In Bern war durch Gottlieb Emanuel von Haller, den Sohn des großen Naturforſchers und Dichters, das „teſtamentariſche Inventar" des ganzen litterariſchen Beſtandes in dem großen Werke der „Bibliothek der Schweizergeſchichte" aufgeſtellt worden. Auch Baſel blieb nicht zurück:

durch Johann Rudolf Iselin wurde Tschudis „Chronicon Helveticum“ in den Druck gelegt, und der Politiker Peter Ochs hatte, ehe er, einer der ersten, den alten Zustand der Eidgenossenschaft umzuwälzen sich anschickte, die „Geschichte der Stadt und Landschaft Basel“ zu veröffentlichen angefangen. Die französische Schweiz besaß in den Waadtländern Abraham Ruchat und Philippe Bridel, in dem Genfer Jean-Antoine Gautier ihre Vertreter der Geschichtswissenschaft. Aber auch die katholischen Kantone fehlten keineswegs. Der Luzerner Joseph Anton Felix Balthasar, der eifrige Sammler General Zurlauben von Zug, doch ganz besonders gelehrte Benediktinermönche von St. Gallen, von Muri und Rheinau, in denen sich der alte wissenschaftliche Ruhm des Ordens erneuerte, waren treffliche Pfleger geschichtlicher Studien. Freilich ließ nun am Ende des Jahrhunderts in der Auffassung weitester Kreise der eine Name alle andern hinter sich zurück. Was bisher nur versucht worden war, eine eidgenössische Geschichte im Zusammenhang zu schreiben, das leistete der Schaffhauser Johannes Müller in seinem seit 1780 erscheinenden Werke. Mochte ihm auch seine Vaterstadt zu enge geworden sein, mochte ein unruhiger Ehrgeiz ihn auf verschiedene Schauplätze in den Dienst auswärtiger Höfe getrieben haben, sein großes schriftstellerisches

Talent und ſein warmes Gefühl blieben der Schweiz zugewandt, und aus Wien gab der zum „Edeln von Sylfelden“ erhobene kaiſerliche Hofrat den Schluß des bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts reichenden dritten Buchs jener „Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft“, die den Blick des gebildeten Europa auf die Schweiz richteten.

Aber jetzt brach mit dem Jahre 1798 plötzlich die ganze bisher gültige Ordnung der Eidgenoſſenſchaft in ſich zuſammen; weſentliche Teile der mittelbar zu ihr zählenden Gebiete wurden abgeriſſen; eine ganz neue, aus total unhiſtoriſchen Erwägungen entſtandene Staatsform wurde den Bevölkerungen aufgepreßt. Jene künſtlich komplizierte, aber ganz aus den geſchichtlichen Wurzeln erwachſene lockere Föderation, über die der gelehrte Verfaſſer der „De republica Helvetiorum libri duo“, Joſias Simler, ſchon im 16. Jahrhundert geurteilt hatte, etliche Schriftſteller zögen es in Zweifel, ob die Eidgenoſſen überhaupt einen einzigen Staat ausmachen, ſollte nicht mehr gelten. Allein nun hatte die ganze bisherige Behandlung der eidgenöſſiſchen Geſchichte nur dieſe Form der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände gekannt — des Basler Profeſſors von Waldkirch eidgenöſſiſche Geſchichte hatte geradezu als „Gründliche Einleitung zu der Eydgenöſſiſchen Bunds- und Staats-Hiſtorie“ ſich bezeichnet —: ſo war es begreiflich, daß auch die hiſtoriſche Arbeit eine jähe Unterbrechung erfuhr, ganz abgeſehen davon, daß die Muſen in den Wirren der helvetiſchen Republik und unter dem Getöſe der in dem Alpenlande ſich bekämpfenden Waffen fremder Heere ſchweigen mußten.

Als das erſte Zeugnis der wieder erwachenden Arbeit darf man wohl die Neuaufnahme der Müllerſchen Geſchichte bezeichnen. 1805 veröffentlichte der Geſchichtsſchreiber ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft einerſeits die Reviſion des erſten bis dritten Teils, dann aber beſonders das bis 1475 reichende vierte Buch, von dem er in der „Allen Eidgenoſſen“ gewidmeten, einen Rückblick auf die Ereigniſſe der Revolution werfenden Vorrede ſagte, es ſei oft unternommen, durch das europäiſche, das vaterländiſche, um nicht auch zu ſagen, das perſönliche Unglück oft unterbrochen worden. Dann folgte noch 1808, als Müller ſchon in der aufreibenden Stellung eines Staatsrates des weſtfäliſchen Königs Jérôme litt, das fünfte Buch, in ſeiner erſten Hälfte, die mit dem Untergang des Zürcher Bürgermeiſters Waldmann 1489 abſchloß. 1809 mußte die Tagſatzung aus dem Munde des Landammanns die Nachricht von Müllers Tode vernehmen.

Müllers Arbeit wollte ein Kunſtwerk ſein, und ſo wenig in vielen Stücken die gehobene, klaſſiſchen Muſtern nacheifernde Schreibweiſe unſerem anders gewordenen Geſchmack entſpricht, ſo ſehr iſt das Werk ein feſtſtehendes Denkmal, das der Litteraturgeſchichte angehört. Freilich kann bei der zu Grunde liegenden Forſchung, der Kritik der Quellen, der trotz aller Citate oft ganz ungenügenden Bezeugung der vorgeführten Thatſachen dieſe Darſtellung keineswegs mehr als genügend betrachtet werden. Anders dagegen wird über den ſubjektiven Anteil, den der Geſchichtsſchreiber ſeinem Stoffe entgegenbrachte, das Urteil ausfallen.

J. J. Hottinger.

Überall treten eine auch in der Entfernung unerſchüttert bleibende Liebe zum Vaterlande, eine wahrhafte Religioſität, ein von antiken Anſchauungen durchdrungener Freiheitsſinn greifbar hervor, und einzelne hervorragende von beſonderer innerer Gefühlswärme erfüllte Bilder, Charakteriſtiken von Perſönlichkeiten, die berühmten Gemälde der Schlachten, werden ihre Anziehungskraft behaupten, mögen ihnen auch noch ſo viele Einzelheiten in der hiſtoriſchen Beglaubigung abgehen. Ganz vorzüglich darf ferner nicht vergeſſen werden, daß in Zeiten, wo ein „Bollwerk der Schweiz“ von nöten war, im Angeſicht Europas die Geſchichte Müllers wirklich, wie Bodmer ſchon den Anfang des Werkes begrüßt hatte, ein ſolches darbot.

Es war nun von nicht zu unterſchätzender Bedeutung, daß ſich Kräfte fanden, die Müllers Werk nach ſeinem allzufrühen Tode fortſetzten.

Zuerſt wagte 1816 der Solothurner Glutz-Blotzheim die Hinzufügung der zweiten Hälfte des noch von Müller begonnenen Buches (bis 1516), eine auf guten Quellenſtudien beruhende gedrängte Schilderung; aber er ſtarb in jungen Jahren, ſchon 1818. Dann folgte der Zürcher Joh. Jak. Hottinger 1825 und 1829 mit den Teilen VI und VII, über die italieniſchen Kriege und die Reformation der deutſch-ſchweizeriſchen Gebiete.

Wie ihn zumeiſt das Erinnerungsjahr der Zürcher Reformation zur Übernahme der Arbeit begeiſtert hatte, ſo ſtand ihm, der 1842 ein „dem Volke dargeſtelltes“ Lebensbild Zwinglis erſcheinen ließ, die Perſon des Zürcher Reformators in der Mitte. Inzwiſchen hatten zwei Waadtländer, Charles Monnard[1] und Louis Vulliemin, eine neue beſſere Überſetzung der bisher erſchienenen Abteilungen des ganzen Werkes in das Franzöſiſche, ſeit 1837, durchgeführt, und durch ſie trat nun auch für die Fortſetzung und Vollendung der Arbeit die Kraft der romaniſchen Schweiz auf das Feld. Vulliemin drang bis 1718 vor; Monnard, der, durch die politiſchen Verſchiebungen vertrieben, einen Lehrſtuhl an der Univerſität Bonn übernommen hatte, ſchenkte 1851 von dort aus den Abſchluß des jetzt bis 1815 reichenden Werkes, in Teil XVIII des franzöſiſchen Originales, Band XV der deutſchen Übertragung. Vulliemin hatte auch durch archivaliſche Forſchungen, durch Ausnützung auswärtiger Sammlungen ſeinen Stoff zu bereichern ſich beſtrebt; aber noch ſtand ihm die Kunſt harmoniſcher Anordnung über dem Erfordernis der ſtrengen kritiſchen Sichtung. Weniger wird Monnards Arbeit durch neuere Aufſchlüſſe berührt werden. In edler, geſinnungsvoller Auffaſſung der hohen Aufgabe, die Monnard noch in ſeinen Schlußworten „Aux Confédérés suisses“ in ergreifender Weiſe ausſprach, ſtehen ſich beide Verfaſſer gleich.

Louis Vulliemin.

Hatte es dergeſtalt 42 Jahre über Müllers Tod hinaus gedauert, ehe ſeine Arbeit zu Ende gelangte, ſo waren dagegen andere Anregungen und Förderungen ſchon gleich in den erſten Jahrzehnten des Jahrhunderts hervorgetreten.

Ein Freund Johannes Müllers, der Berner Schultheiß von Mülinen, ſelbſt ein eifrig thätiger Freund der Geſchichtsforſchung, hatte 1811,

[1] Sein Bild ſteht in Bd. I, S. 201.

im Verein mit Angehörigen anderer Kantone, eine *ſchweizeriſche geſchichtsforſchende Geſellſchaft* in das Leben gerufen, die in ihrem Organ: „Der Schweizeriſche Geſchichtsforſcher" eine Reihe namhafter Beiträge beſonders zur Geſchichte feudaler Dynaſtien veröffentlichte und auch zur Drucklegung mittelalterlicher Chroniken den Anſtoß gab. Aber bis 1840 erwuchs das Bedürfnis, der ſeit 1833 nach Mülinens Tod immer mehr auf Bern ſich einengenden Geſellſchaft einen breiteren Boden neu zu geben, und ſo rief der durch ſein gemeinnütziges Wirken hochverdiente Joh. Kaſp. Zellweger von Trogen eine allgemeine geſchichtsforſchende Geſellſchaft in das Leben, die ſich 1841 unter Teilnahme aus allen Teilen der Schweiz endgültig geſtaltete, immerhin ſo, daß auch Mitglieder der älteren Berner Geſellſchaft ſich anſchloſſen. Wie die Ordnung der neuen Geſellſchaft es ausſprach, ſollte dieſe die Freunde und Forſcher der Geſchichte und die dieſer Aufgabe ſich widmenden kantonalen Geſellſchaften verbinden und Veröffentlichungen an die Hand nehmen, die des allgemeinen Zuſammenwirkens bedürfen. Aber bis 1872 erwies ſich eine Verjüngung der Geſellſchaft als notwendig, und unter verſtändnisvollſter und hingebendſter Mitwirkung des ſchon 1854 erwähnten Präſidenten, Georg von Wyß von Zürich, des Nachfolgers Hottingers im akademiſchen Lehramte, der bis zu ſeinem Tode 1893 die Geſellſchaft leitete, geſchah nun die fortgeſetzte Bethätigung auf Grund revidierter Statuten; neue Aufgaben, beſonders die Veröffentlichung der Sammlung der „Quellen zur Schweizergeſchichte", wurden herangezogen.

J. G. Zellweger.

Allein ſchon längſt waren neben der allgemeinen Geſellſchaft zahlreiche zumeiſt kräftig gedeihende ähnliche *Vereinigungen innerhalb einer ganzen Reihe von Kantonen* erwachſen. Zeitlich war hierin Zürich vorangegangen. Da rief 1818 Ludwig Meyer von Knonau

die vaterländiſch-hiſtoriſche Geſellſchaft in das Leben, deren Wirkſamkeit allerdings ſeit 1832 hinter der jüngeren allmählich ganz in ihre Thätigkeit eintretenden antiquariſchen Geſellſchaft in den Schatten gerückt wurde. Dieſe zweite Vereinigung war die Schöpfung des äußerſt vielſeitigen Forſchers Ferdinand Keller, der insbeſondere ſeit der durch ihn für die Wiſſenſchaft fruchtbar gemachten Entdeckung der Pfahlbauten, deren erſte — die von Meilen am Zürichſee — er 1854 erklärte und in den „Mitteilungen“ der Geſellſchaft beſchrieb, zu den angeſehenſten Sachkundigen auf dieſem Gebiete überhaupt gezählt wurde. Die ſeit 1898 dem ſchweizeriſchen Landesmuſeum einverleibten Sammlungen der Geſellſchaft ſtellten längere Zeit die erſte derartige Bergung prähiſtoriſcher Gegenſtände in der Schweiz dar.

Überhaupt ganz beſonders fruchtbar waren die in der Weckung vielſeitigen neuen Lebens überall reichen dreißiger Jahre. Baſel, als alte Univerſitätsſtadt ganz vorzüglich dazu berufen, ſtellte einer hiſtoriſchen Geſellſchaft alsbald ebenfalls eine zweite Vereinigung für vaterländiſche Altertümer zur Seite. Der Waadtländer Geſchichtsforſcher de Gingins-La Sarraz vereinigte in der von ihm begründeten Société d'histoire de la Suisse romande, als deren kräftigſte Stütze bald Vulliemin hervortrat, die Kantone der Weſtſchweiz in ähnlicher Weiſe, wie nachher 1843 die Waldſtätte und Zug ſich im Verein der fünf Orte um Luzern zuſammenfanden. Aber auch Genf, dann Freiburg, das jetzt neben dem Verbande der Société d'histoire ſeinen deutſchen geſchichtsforſchenden Verein beſitzt, nach nicht langer Zeit Bern und außerdem der franzöſiſch ſprechende nördliche Kantonsteil (Société jurassienne d'émulation), Solothurn erhielten ihre eigenen Vereinigungen, unter denen die genferiſche bald in ihren inhaltsreichen „Mémoires et documents“ mit der gleichnamigen Publikation der romaniſchen Geſellſchaft wetteiferte. Hernach vermehrten noch die fünfziger und ſechziger Jahre in erfreulicher Weiſe dieſe kantonalen Vereinigungen. Auf Aargau folgte alsbald 1860 durch den Geſchichtsſchreiber des Kantons Thurgau Pupikofer dieſer Kanton nach, und als 1861 die furchtbare Brandkataſtrophe Glarus traf, ſtiftete der Rechtshiſtoriker Blumer zur Pflege der übrig gebliebenen Erinnerungen einen hiſtoriſchen Verein. In St. Gallen entfaltete ſogleich der durch Herm. Wartmann 1861 in das Leben gerufene hiſtoriſche Verein eine äußerſt erfolgreiche Thätigkeit, indem er einesteils das im Mittelalter großartig entwickelte geiſtige Erbe des Stiftes, andererſeits

die mit der Reformation erwachende litterariſche Arbeit der Stadt St. Gallen zum Mittelpunkte ſeiner Arbeit machte und insbeſondere den größten Humaniſten der Schweiz, den Geſchichtsſchreiber Vadianus, aus dem unbilligerweiſe auf ihm ruhenden Dunkel an das helle Licht rückte. Aber auch Schaffhauſen, das deutſche obere Wallis, Neuenburg, Graubünden, Schwyz und die anderen Kantone der Urſchweiz erhielten nun nacheinander ihre engeren Geſellſchaften zur Pflege hiſtoriſcher Studien.

Ferdinand Keller.
Nach einer Büſte von Hörbſt.

Alle dieſe ſchweizeriſchen Vereinigungen entfalten in mehr oder weniger ausgedehnter Weiſe eine entſchieden nutzbringende Thätigkeit, und ſie unterſcheiden ſich zumeiſt von ähnlichen nicht minder fleißigen Verbänden mancher Nachbargebiete dadurch, daß nicht bloß ein zwar rühriger, aber mitunter nicht zureichender Eifer bloßer Dilettanten in ihren Arbeiten ſich herausſtellt, ſondern daß die berufsmäßigen Pfleger der geſchichtlichen Studien, nicht etwa bloß in Univerſitätsſtädten, überall neben dem weiteren Kreiſe der Freunde in der Leitung der lokalen Vereinigungen hervortreten und ihre ganze Kraft den Beſtrebungen widmen. Durch die Veranſtaltungen dieſer Geſellſchaften, ihre öffentlichen Sitzungen, oder durch antiquariſche Exkurſionen und Beſichtigungen,

durch Wanderverſammlungen, infolge deren einzelne Vereine nach und nach alle Teile ihres Gebietes mit Zuſammenkünften beehren, wird das Intereſſe an geſchichtlichen Erinnerungen und Denkmälern bis in kleine Ortſchaften und abgelegene Thäler hinaus geweckt. Ebenſo haben ſich nach dem Muſter des Zürcher antiquariſchen Muſeums, zu dem ein einzelner Mann, Keller, den Anſtoß gegeben hatte, überall in der Schweiz die antiquariſchen oder hiſtoriſchen Sammlungen mehr oder weniger unmittelbar an die Beſtrebungen der hiſtoriſchen Vereine angeſchloſſen. Durch den Germaniſten Wackernagel war 1856 der Anfang mit dem ſo reichhaltigen hiſtoriſchen Muſeum zu Baſel gemacht worden, das ſeit 1894 in der ehemaligen Barfüßerkirche ſeine hervorragende Heimſtätte gefunden hat, und daneben liegt im Felde der Thätigkeit der jetzt vereinigten hiſtoriſchen und antiquariſchen Geſellſchaft die mit größtem Erfolge geſchehende fortgeſetzte Aufdeckung der römiſchen Überreſte in Baſel-Augſt. Seitdem 1877 in dem ſtädtiſchen Muſeumsgebäude von St. Gallen auch die hiſtoriſchen Sammlungen ihren Platz fanden, bergen nun teils in älteren Räumlichkeiten, teils in neuen eigens erſtellten Gebäuden ſchweizeriſche Muſeen die mannigfaltigſten Zeugniſſe früherer Epochen, die ſo vor einer lange Zeit hindurch geſchehenen, vielfach noch vor kurzem drohenden Entfremdung oder Zerſtörung geſchützt werden, und von Chur bis Neuenburg, von Frauenfeld bis Sitten wecken dieſe Muſeen den hiſtoriſchen Sinn der Bevölkerung. Doch außerdem ſteht die Gründung des Vereins für Erhaltung hiſtoriſcher Denkmäler in der Schweiz durch den kunſtſinnigen Genfer de Sauſſure 1879 in engſter Berührung mit den Arbeiten der allgemeinen Geſellſchaft, mit der jener Verein ſeine Jahresverſammlungen vielfach vereinigt, und denjenigen der kantonalen Geſellſchaften. Der Ankauf von Kunſtwerken, die Einwirkung auf die öffentliche Meinung, die Beſchreibung und Veröffentlichung intereſſanter Monumente waren von dieſer Seite her ſchon im Gange, ehe die Bundesbehörden dieſer Dinge ſich anzunehmen anfingen und jene urſprünglich privater Initiative entſprungene Geſellſchaft zu ihrem offiziellen Organe erhoben. Als Angehöriger der zürcheriſchen antiquariſchen Geſellſchaft hatte Salomon Vögelin, ſchon ehe er dann im Vereine für Erhaltung der Monumente die Verjüngung der Kloſterkirche von Königsfelden herbeiführte, erſte Anregungen gebracht, die er danach als Mitglied des Nationalrates in der zündenden Rede von 1883 weiter ausführte, nämlich dasjenige, was auf der Zürcher Landesausſtellung dieſes Jahres an Kunſtſchätzen vorübergehend ſichtbar geweſen

war, und weitere Kleinode des Gewerbes und der Kunstfertigkeit an würdiger Stätte bleibend zu vereinigen: eben durch die verständnisseifrige Aufnahme dieser Gedanken ist das Ziel erreicht worden, dessen sich jetzt die Schweiz in ihrem Landesmuseum erfreut. Indessen noch weitere neuere Arbeiten schließen sich hier an, so die für die systematische Aufdeckung Aventikums von seiten der Association pro Aventico entwickelte Thätigkeit und die ähnliche von einer Körperschaft übernommene Aufgabe, unter Herbeiziehung der in den Archiven liegenden Bauurkunden die bauliche Entwicklung der interessanten malerischen Seefestung Chillon zu erklären. Oder wieder nach einer anderen Richtung zeigt sich die Pflege historischer Interessen in der Reorganisation der ihr „Schweizerisches Archiv für Heraldik" in erweiterter Form publizierenden Société suisse d'Héraldique oder in der 1896 vollzogenen Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde; der Münzkunde ist die in Genf erscheinende „Revue suisse de Numismatique" gewidmet.

Die regelmäßigen Veröffentlichungen aller dieser Vereine bilden schon eine ganze, äußerst reichhaltige Bibliothek. Aber die meisten dieser Gesellschaften begnügen sich nicht mit diesen Jahresschriften; sondern außerdem verdanken Urkundenbücher und erstmalige oder verbesserte Drucklegungen chronikalischer Werke ihre Anregungen diesen Gesellschaften, während nur ausnahmsweise die Regierungen, über die Spendungen von Subventionen hinausgehend, selbständig hier eingriffen. Das geschah zum Beispiel in den Kantonen Freiburg und Bern, wenn auch den vom Staate aus edierten „Fontes rerum Bernensium" die „Urkunden zur Geschichte der Stadt Bern" durch Zeerleder als eine Privatunternehmung vorausgeschickt worden sind. Dagegen ist seit 1888 das „Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich" als ein Erbe der sich auflösenden vaterländisch-historischen Gesellschaft der zürcherischen antiquarischen Gesellschaft überbunden worden, und das von dieser letzteren begonnene „Urkundenbuch der Abtei St. Gallen" setzt Wartmann vom St. Galler historischen Verein aus selbständig fort; die Basler vereinigten Gesellschaften begannen 1890 das „Urkundenbuch der Stadt Basel". Und so ließe sich noch eine ganze Reihe ähnlicher Erscheinungen aufzählen, wobei mitunter ein Gelehrter eines Kantons einem andern diente, was Abbé Gremaud in seinen „Documents relatifs à l'histoire du Valais" bewies. Ebenso wurde, während Ranke noch 1824 als einen schmählichen Wunsch zu der Drucklegung der Geisteswerke Anshelms, Edlibachs, der Reformationschronik Bullingers die Auffor-

derung ausgeſprochen hatte, nicht nur ſeither all das erfüllt, ſondern der Hiſtoriker erfreut ſich nun faſt aus allen Teilen der Schweiz der verſtändnisvollen Edition der reichen Chronikenlitteratur mittlerer und neuerer Zeit. Ganz beſonders wurde auch in Baſel, wo A. Bernoulli die von W. Viſcher begonnenen „Basler Chroniken" fortführte, und in Genf, das allerneueſtens die Edition des großen Werkes von Gautier ſieht, auf dieſem Felde Großes geleiſtet.

Allein zur Seite aller dieſer mannigfachen Serien ſtehen nun noch die von zahlreichen Geſellſchaften, die nur ganz teilweiſe zu den hiſtoriſchen Vereinen gehören, herausgegebenen „Neujahrsblätter" und „Etrennes". Zürich und Winterthur gingen hier ſchon ſeit langer Zeit voran, und beſonders das erſte bietet da ein ſehr reiches biographiſches Material; aber andere Städte folgten nach, und ebenſo laſſen die „Taſchenbücher" und „Jahrbücher" von Baſel, Bern, Zürich, Aarau die Mitteilung einer Fülle von Einzelheiten zur Lokalgeſchichte zu.

Neben allen dieſen ſchon vor der Mitte des Jahrhunderts ſeit längerer Zeit im Gange befindlichen Arbeiten in den einzelnen Teilen der Schweiz hatte es im weſentlichen bis zum Jahr 1848 an Unternehmungen fehlen müſſen, die von der Eidgenoſſenſchaft als Geſamtheit hätten ausgehen können. Für ſolche war die Möglichkeit erſt gegeben, als ein feſter Zuſammenſchluß der Kantone und die Einſetzung einer ſtändigen Centralbehörde eingetreten waren.

Zwar war auch ſchon die erſte Hälfte des Jahrhunderts nicht völlig ohne eine derartige Veranſtaltung geblieben. Aus einer bereits 1818 an eine Anzahl von Kantonen gerichteten Aufforderung der Tagſatzung, ein Repertorium der in ihren Grenzen früher geſchehenen gemeineidgenöſſiſchen Verhandlungen der Abſchiede, der Tage und anderweitigen Verſammlungen anzufertigen, war eine Sammlung erwachſen, die es bis 1839 möglich machte, daß der Luzerner Gelehrte Joſ. Eutych Kopp einen erſten Band der „Amtlichen Sammlung der älteren eidgenöſſiſchen Abſchiede, mit urkundlichen Beilagen", über die Jahre 1291 bis 1420, herausgab. Doch dann kamen die Jahre der innern Wirren, und die Angelegenheit ſchlummerte ein. Erſt 1852 zog nach Erſtellung des neuen Bundes der ſelbſt in hiſtoriſchen Dingen kundige Bundesrat Franscini als Chef des Departements des Innern[1] die wichtige Sache von neuem hervor, und

[1] Sein Bild ſteht in Band I, S. 168.

an die Spitze wurde der zürcherische Staatsarchivar G. Meyer von Knonau gestellt, der fünf Mitarbeiter in Vorschlag brachte und 1856 selbst noch den letzten Band der ganzen Reihe über die Jahre 1778 bis 1798 als Muster der Bearbeitung herausgeben konnte. Seinem zweiten Nachfolger in der Oberredaktion, Bundesarchivar Kaiser, gelang es, bis 1886 das ganze große Werk, das acht Teile, darunter mehrere in Unterabteilungen, bis auf fünf Einzelbände, umfaßt, zu beendigen. Eines der umfangreichsten und wichtigsten Editionswerke von Aktenmaterial ist so in verhältnismäßig kurzer Zeit abgeschlossen worden.

Allein daneben erschienen kürzere Repertorien der Tagsatzungsverhandlungen der Mediationszeit, der sich daran anschließenden Epoche von 1814 bis 1848. Die von Joh. Strickler, der für die große Sammlung das schwierige Werk der Bearbeitung der Jahre 1521 bis 1532 durchgeführt hatte, übernommene schon auf sechs starke Bände angewachsene „Aktensammlung aus der Zeit der helvetischen Republik" ist noch im Gange. Doch endlich hat das Bundesarchiv noch in ausgezeichneter Förderung der Erforschung unserer neueren Geschichte das Verdienst sich erworben, die Beleuchtung der geschichtlichen Beziehungen der Eidgenossenschaft zu den wichtigsten in Betracht fallenden europäischen Staaten dadurch zu gewinnen, daß einerseits in gedruckten Inventarien die auf solchen Verkehr bezüglichen Abteilungen fremder Archive übersichtlich gemacht, insbesondere aber Kopiaturen aller dieser Stücke für das eidgenössische Archiv angefertigt und in Bern niedergelegt wurden. Das geschah für Frankreich durch Ed. Rott, für Venedig durch V. Cérésole, und seither ist — durch J. C. Wirz — das mit gleicher Energie im vatikanischen Archiv — mit den Nuntiaturberichten — durchgeführt, für Mailand und Turin begonnen worden.

Indessen war zur Seite aller dieser aus mehr oder minder öffentlicher Anregung hervorgegangenen Leistungen, wo der Fleiß der einzelnen Arbeiter ineinander zu greifen bestimmt war, auch eine Fülle von *individueller Wirksamkeit* die ganze Zeit hindurch vorwärts geschritten. Vollends hier muß eine kurze Orientierung genügen.[1]

Während noch die Fortsetzer des auf breiter Grundlage aufgeb*auten* Müllerschen Werkes an der Arbeit waren, wurden neue kürzere *Dar-*

[1] Besonders in dieser zweiten Hälfte des Artikels mußte aus dem ursprünglichen Manuskripte auf den Wunsch der Redaktion eine Kürzung bis ungefähr auf die Hälfte eintreten, so daß nur vom Wichtigsten gesprochen werden kann.

ſtellungen der ganzen eidgenöſſiſchen Geſchichte an die Hand genommen. In Zürich ließ L. Meyer von Knonau von 1826 an ein zweibändiges „Handbuch der Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft“ erſcheinen, das in ruhiger Erzählung, bei aller Gründlichkeit knapp, die feinen Beobachtungen eines ſelbſt in politiſchen Fragen erfahrenen Mannes enthält. Der fleißige Zürcher, Dekan J. K. Vögelin, der daneben auch das nützliche Werk eines „Hiſtoriſch-geographiſchen Atlas der Schweiz“ — zu Ende geführt durch G. Meyer von Knonau, den Vater, und G. Meyer von Knonau, den Sohn — begann, ſchrieb eine „Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft“, die freilich erſt von 1855 an in der dritten durch den Zürcher Hiſtoriker H. Eſcher ausgearbeiteten Auflage einen größeren wiſſenſchaftlichen Wert erhielt. Ein anderer reformierter Pfarrer, der Glarner M. Schuler, führte in ſeinen „Thaten und Sitten der Eidgenoſſen“, zuletzt nur in zu großer Breite, in reichhaltiger Weiſe zugleich auch die Kulturgeſtaltung vor. Dagegen reichen die beiden für das große Sammelwerk der Heeren und Ukertſchen „Geſchichte der europäiſchen Staaten“ beſtimmten Arbeiten, zuerſt die bis 1846 allerdings dann außerhalb jenes Rahmens erſchienene „Geſchichte des Schweizerlandes“ des Zürcher Militärhiſtorikers D. Rüſcheler, hernach die auf tiefer Durchdringung des geſamten Quellenſtoffes aufgebaute, 1887 und 1892 gebrachte „Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft“ des St. Gallers J. Dierauer, nur bis zum Eingange des 16. Jahrhunderts. Auch in populären Werken war die Geſchichte der Schweiz ſchon mehrmals behandelt worden, wobei ganz beſonders der vielſeitige H. Zſchokke in ſeinem in immer neuen Auflagen erſchienenen Buche „Des Schweizerlandes Geſchichte für das Schweizervolk“ ſeine große Begabung, für weite Kreiſe hiſtoriſche Dinge gefällig zu geſtalten, bewies. Andere Bücher der Art waren A. Hennes 1828 im katholiſchen Sinne begonnene, 1834 im dritten Bande ganz radikal abgeſchloſſene rhetoriſche „Neue Schweizer Chronik fürs Volk“ und ſeines Sohnes O. Henne-Am Rhyn „Geſchichte des Schweizerlandes und ſeiner Kultur von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart“, „der Wehrkraft des Vaterlandes, den ſchweizeriſchen Kriegern, Schützen, Turnern und Kadetten“ gewidmet; ſehr gut traf das Verſtändnis der Jugend die „Helvetia“, des Winterthurer Gymnaſialrektors G. Geilfus, und trefflich iſt das kürzere, aber die ganze Entwicklung nach allen Seiten darſtellende „Lehrbuch der Schweizergeſchichte für höhere Schulen“ Stricklers. Eine ſehr günſtige Aufnahme fand nach Verdienen

das von einer Auflage zur andern reifer ſich darbietende Buch des Zürchers K. Dändliker: „Geſchichte der Schweiz mit beſonderer Rückſicht auf die Entwicklung des Verfaſſungs- und Kulturlebens", dem deſſen Kollege W. Öchsli in zutreffender Auswahl ein „Quellenbuch zur Schweizergeſchichte" zur Seite ſtellte. Des Gymnaſialrektors J. Hürbin in Luzern „Handbuch der Schweizergeſchichte" iſt im Erſcheinen begriffen. Eine Geſchichte der Schweiz in ihren Beziehungen zu den allgemeinen Fragen der europäiſchen Politik gab, angeregt durch den 1889 über die ſchweizeriſche Neutralität geführten Streit, in eingehender prinzipieller und hiſtoriſcher Prüfung der Grundlagen der Zürcher P. Schweizer in ſeiner „Geſchichte der ſchweizeriſchen Neutralität". Der franzöſiſchen Schweiz hatte ſchon 1803 Ph. Mallet eine „Histoire des Suisses ou Helvétiens" geſchrieben; auf des Neuenburger Akademieprofeſſors A. Daguet „Histoire de la Confédération suisse depuis les premiers temps jusqu'en 1860", die auch in verſchiedene Sprachen überſetzt wurde, und auf die als letzte Gabe des greiſen Vulliemin gebotene äußerſt anmutige „Histoire de la Confédération suisse" folgte neueſtens des Waadtländers B. von Muyden „Histoire de la Nation suisse".

Dieſen Werken über die Geſamtentwicklung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft ſtehen andere zur Seite, die mit einzelnen Erſcheinungen, verſchiedenartigen Äußerungen des ſchweizeriſchen Lebens in Staat und Geſellſchaft, den mannigfaltigen Richtungen der Kultur ſich befaſſen.

Auf die „Geſchichte des ſchweizeriſchen Bundesrechtes von den erſten ewigen Bünden bis auf die Gegenwart" des Zürcher Staatsrechtslehrers Bluntſchli, 1849, folgte von dem nachherigen Bundesgerichtspräſidenten, dem Glarner Blumer, das „Handbuch des ſchweizeriſchen Bundesſtaatsrechtes", und von dem Frauenfelder Kantonsſchulrektor J. Meyer erſchien eine „Geſchichte des ſchweizeriſchen Bundesrechtes", von dem St. Galler Th. Curti „Die Geſchichte der ſchweizeriſchen Volksgeſetzgebung". Wichtige Einzelkapitel der Rechtsgeſchichte, ganz beſonders die eigentümlichen Verhältniſſe der freien Leute und der mit dieſen in Verbindung ſtehenden Einrichtungen, faßte der Zürcher Rechtsgelehrte F. von Wyß, 1892, in den „Abhandlungen zur Geſchichte des ſchweizeriſchen öffentlichen Rechtes" zuſammen. Daneben bietet die „Zeitſchrift für ſchweizeriſches Recht" Ausgaben der Rechtsquellen, ſo von Teſſin und Wallis, durch den Basler A. Heusler, und eine ſyſtematiſche Edition wird auf dieſem Felde jetzt an die Hand genommen. — Eine „Schweizeriſche Münz- und Geld-

geſchichte von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart" begann der Zürcher H. A. Eſcher, eidgenöſſiſcher Münzdirektor. — Die ſchweizeriſche Kriegsgeſchichte bearbeitete ſchon 1827 der Basler J. Wieland, und zuſammenhängend wurde dieſes Thema ſchon ſeit 1806 durch J. M. Uſteri und D. Rüſcheler in der langen Serie der Zürcher Neujahrsblätter der Feuerwerkergeſellſchaft dargeſtellt. Neueſte Arbeiten wandten ſich beſonders der Geſchichte der Schweizer im franzöſiſchen Dienſte ſeit der Zeit des Kaiſerreiches zu, in den vier Werken A. Maags, ſeit 1889. — Den unvollſtändigen und ungenügenden Verſuch des Profeſſors in Bern, Gelpke, eine „Kirchengeſchichte der Schweiz" zu bieten, erſetzen für die allein von ihm behandelten älteſten Zeiten die Arbeiten des Luzerner Chorherrn A. Lütolf und des Zürcher Kirchenhiſtorikers E. Egli, und die im Zuſammenhang die Entwicklung ſchildernde „Geſchichte der ſchweizeriſch-reformierten Kirchen" des Berners E. Blöſch iſt ſoeben abgeſchloſſen. Eine wichtige Einzelfrage aus den Beziehungen zwiſchen Staat und Kirche behandelte 1897 der Kirchenrechtslehrer F. Fleiner: „Staat und Biſchofswahl im Bistum Baſel". — Eine erſtmalige Vereinigung der Ergebniſſe vom Felde der Kunſtgeſchichte brachte der Zürcher Kunſthiſtoriker Rahn 1876 in ſeiner „Geſchichte der bildenden Künſte in der Schweiz von den älteſten Zeiten bis zum Schluſſe des Mittelalters", und weitere eingehende Forſchungen enthält ſeither ſeine „Statiſtik ſchweizeriſcher Kunſtdenkmäler". — Den Zuſammenhang der ganzen litterariſchen Leiſtungen der deutſchen Schweiz zeichnete auf Grund eingehender Studien 1892 der Zürcher Litterarhiſtoriker J. Bächtold, der vorher in den Bänden der durch ihn angeregten „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutſchen Schweiz und ihres Grenzgebietes" wichtige Materialien veröffentlicht hatte. Durch den Thurgauer J. C. Mörikofer war ſchon 1861 „Die ſchweizeriſche Litteratur des 18. Jahrhunderts" charakteriſiert worden. — Beſonderheiten ſchweizeriſcher Geiſtesarbeit würdigten der Berner Geologe B. Studer: „Geſchichte der phyſiſchen Geographie der Schweiz bis 1815", der Zürcher Aſtronom J. R. Wolf: „Geſchichte der Vermeſſungen in der Schweiz", und den Gang der Arbeit der Geſchichtforſchung und Geſchichtſchreibung begleitet das 1895 aus dem Nachlaß von G. von Wyß herausgegebene Buch. — Aber auch andere Kapitel fanden ihre Einzeldarſtellung, ſo in des Luzerner Staatsarchivars Th. von Liebenau Studien: „Das Gaſthof- und Wirtshausweſen der Schweiz in älterer Zeit" und „Geſchichte der Fiſcherei in der Schweiz".

Eine reiche Fülle anderweitiger Arbeit setzte sich den Zweck, einzelne zeitlich begrenzte Abschnitte der Geschichte der Schweiz herauszuheben; allein gerade hier wird nur eine einzige Gruppe als Beispiel geschildert werden können.

Auf einem bestimmt abgegrenzten Felde dieser Studien ist nämlich eine kritische Abwägung des in Frage kommenden Stoffes zur Anwendung gebracht worden, die in ihrer weiteren Übertragung dann für viel ausgedehntere Gebiete befruchtende Anregungen bringen sollte. Das war der Fall bei der seit 1835 öffentlich einsetzenden, nach bisher nicht gehandhabten Grundsätzen geschehenden Ergründung des in allen Kreisen des ganzen Volkes zumeist bekannten und beliebten Stückes der schweizerischen Geschichte, der Erzählung von der Entstehung der Eidgenossenschaft, so wie sie seit dem 16. Jahrhundert sich festgesetzt hatte und vollends durch Schillers Tell Allgemeingut geworden war. Dem Luzerner Philologen Kopp war bei Anlaß der Feier der seit 1332 bestehenden Zugehörigkeit Luzerns zur Eidgenossenschaft die Aufgabe einer Festschrift zugefallen, und so wurde er auf die Studien geleitet, die ihn Schritt für Schritt, in richtiger Erkenntnis der urkundlichen Grundlagen, von der noch kurz vorher, bei seiner Veröffentlichung eines „Wörtlichen Auszugs" aus Johannes Müller, ganz festgehaltenen Autorität Tschudis hinwegführten. Ein 1835 als Vorläufer einer größeren über die Zeit von 1273 bis 1336 geplanten eidgenössischen Geschichte herausgegebenes Bändchen „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde" ist der Ausgangspunkt aller weiteren kritischen Arbeit in diesen Fragen geworden. Denn in seinen sorgsamen Einzelerläuterungen, in dem genauen Eindringen in

Joseph E. Kopp.

den Kern der Dinge, Eigenſchaften, die Kopp noch ſpäter in ſeinen Beiträgen zu den von ihm publizierten „Geſchichtsblättern aus der Schweiz“ bewährte, lag die ganze Stärke des Forſchers, weit weniger dagegen in ſeinen zu weitſchichtig angelegten und von ihm unvollendet hinterlaſſenen unendlich ſtoffreichen, aber ſchwer lesbaren „Geſchichten von der Wiederherſtellung und dem Verfalle des heiligen römiſchen Reiches“; denn unter dieſem Titel ließ er von 1845 an ſeine quantitative Hauptleiſtung, die aus mit Bienenfleiß geſammelten Einzelheiten zuſammengeſtellte „Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde mit Urkunden“, erſcheinen. Die von Kopp angeregten Erörterungen, die raſch von den urkundlichen Fragen auf die Schätzung der mythiſchen Beſtandteile der bei Tſchudi feſtgeſtellten Befreiungsgeſchichte hinüberlenkten und dadurch in den weiteſten Kreiſen Aufſehen erregten, gaben den Anlaß zu den lebhaften oft mit Leidenſchaft geführten Auseinanderſetzungen, in die nach und nach eine Reihe der namhafteſten Vertreter der ſchweizeriſchen Geſchichtswiſſenſchaft eingriff. Die Ergebniſſe der Kritik einem weiteren Publikum zuerſt kurz und ſcharf mitgeteilt zu haben, war das Verdienſt eines 1858 in Zürich gehaltenen öffentlichen Vortrages von G. von Wyß, und 1861 gab dann der junge öſterreichiſche Gelehrte A. Huber in Innsbruck, der mehrfach auch ſpäter ſeinen Fleiß der ſchweizeriſchen Geſchichte zuwandte, in der Schrift: „Die Waldſtätte Uri, Schwyz und Unterwalden bis zur feſten Begründung ihrer Eidgenoſſenſchaft, mit einem Anhange über die geſchichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell“ einen ſehr guten Überblick der bisher geleiſteten Arbeit. Darauf unterſchied in der ſorgfältigſten Weiſe 1867 der Basler W. Viſcher in der Studie: „Die Sage von der Befreiung der Waldſtätte nach ihrer allmählichen Ausbildung“ die hiſtoriſchen und die mythiſchen Beſtandteile der landläufigen Befreiungsgeſchichte. Vorzüglich haben dann aber zwei in franzöſiſcher Sprache gegeneinander ſchreibende Forſcher, vom Standpunkte hier weit konſervierender Schonung, dort der auf der Höhe der Wiſſenſchaft ſtehenden, an einigen Stellen etwas zu ſcharf negierenden Kritik, 1868 und 1869, den Kampf geführt, der Genfer A. Rilliet mit „Les origines de la Confédération suisse, histoire et légende“, und der in Paris thätige, auf anderen Feldern ſehr verdiente H. L. Bordier: „Le Grütli et Guillaume Tell, ou défense de la tradition vulgaire sur les origines de la Confédération suisse“; die vernichtende Antwort, die dann Rilliet gab: „Lettre à M. Henri Bordier“, iſt wohl das Glänzendſte von derartiger Ab-

fertigung, was die schweizerische Geschichtslitteratur kennt. Das Buch des vielseitig wirksamen, aber willkürlich schaltenden Aarauer Sagenforschers Rochholz: „Tell und Geßler in Sage und Geschichte" — schon vorher hatte er eine durch vielfach geradezu frivole Hyperkritik auffällige Schrift über den Bruder Klaus von Flüe publiziert — förderte 1877 die Sache nur wenig; ungleich wertvoller erwies sich, als Versuch einer historischen Wertung des Tellmythus, die 1895 im Auftrag der Urner Regierung, bei Anlaß der Enthüllung des Telldenkmals, erschienene Arbeit A. Gislers: „Die Tellfrage. Versuch ihrer Geschichte und Lösung". Doch schon 1891 war als abschließende Bearbeitung das bei Gelegenheit der sechsten Säkularfeier des ersten ewigen Bundes verfaßte Werk W. Öchslis: „Die Anfänge der schweizerischen Eidgenossenschaft" im Auftrag des Bundesrats herausgegeben worden.

A. Rilliet.
Nach einer Ätzung von Piguet.

Auch noch um andere Abteilungen unserer Geschichte haben sich solche größere Gruppen von vielfach sehr wertvollen wissenschaftlichen Arbeiten gebildet, teilweise ebenfalls unter Anknüpfung an derartige Feste der Erinnerung; aber wir müssen uns hier mit der dürftigen Nennung dieser Kapitel begnügen. Das sind die Schriften über die Gründung der Stadt Bern, über den Sempacher Krieg, mit der lebhaften Erörterung für und wider Winkelried; vom 15. Jahrhundert stellen sich die Schriften über den Burgunderkrieg, die Litteraturen über Bruder Klaus und das Stanser Verkommnis, über Waldmann, das Jahr 1499 ein. Zum 16. Jahrhundert fehlt noch die längst erwartete zusammenhängende umfassende Behandlung der wichtigen Epoche der italienischen Kriege; dagegen versteht es sich von selbst, bei der außerordentlichen auch aus subjektiven und politischen Erwägungen stets neu hervortretenden Teilnahme der Geister

an den Fragen der Reformation und Gegenreformation, daß hier Mitteilungen wichtigen neuen Aktenmaterials, allgemein gehaltene Darſtellungen, biographiſche Schilderungen, von den beiden Konfeſſionen, in einer wahren Fülle nebeneinander ſtehen. Weniger reich angebaut erſcheint die Geſchichte des 17. und 18. Jahrhunderts, vor dem Schlußjahre der alten Zuſtände 1798, obſchon beiſpielsweiſe des St. Gallers A. von Gonzenbach dreibändiges Werk über den General Hans Ludwig von Erlach einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges enthält. Wohl aber überfließt geradezu von 1798 an die neueſte Geſchichte an allgemeinen und ſpeciellen Bearbeitungen, und über die Jahre 1798 und 1799 erwuchs eine faſt unüberſehbare Centenarlitteratur. Auch dem 19. Jahrhundert fehlt nicht eine reichliche Arbeit. Beſonders haben mithandelnde Staatsmänner der verſchiedenen Parteien hier geſchrieben. Der aus dem politiſchen Leben zurückgetretene Organiſator des Kantons St. Gallen, K. Müller-Friedberg, der über ihn hinweg zu einer leitenden Stellung in ſeinem Heimatskanton emporgeſtiegene und dann gleichfalls zur Seite geſchobene Baumgartner, deſſen innere Umwandlung in der von ihm ſelbſt geſchilderten Epoche geſchah, dann der 1847 geſtürzte Schultheiß K. Siegwart-Müller, in ſeiner eigentümlichen lang ausgeſponnenen Selbſtverteidigung, der Berner Staatsmann A. von Tillier ſind in ſolcher Weiſe geſchichtſchreiberiſch aufgetreten.

J. J. Blumer.

In hohem Grade reichhaltig iſt ferner, allerdings beſonders für das 19. Jahrhundert, unſere geſchichtliche Litteratur an biographiſchen Werken geworden, in Einzelwerken, wie in größeren Sammlungen.

Schon im Anfang des Jahrhunderts lagen von lexikographischen Werken die Arbeiten des auch als Topograph sehr anerkennenswerten Baslers M. Lutz vor; dann verarbeitete der oben erwähnte Astronom Wolf ein enormes Material in seinen „Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz"; zu den trefflichen lithographierten Porträts der „Galerie" der Gebrüder Hasler gab der geistreiche Dichter des historisch so wahren Romans „Meister Putsch und seine Gesellen", A. Hartmann, den Text; eine „Galerie suisse" veröffentlichte im Verein mit Fachgenossen der Lausanner Secretan; die große „Allgemeine Deutsche Biographie" charakterisiert mehrere Hunderte der deutschen Schweiz angehörende Persönlichkeiten, und daneben stehen noch Lebensabrisse bedeutenderer Schulmänner in der „Geschichte der schweizerischen Volksschule" des Zürcher Pestalozzi-Forschers O. Hunziker, sowie die „Sammlung bernischer Biographien". — Dagegen kann hier von den Monographien nur eine Anzahl von Beiträgen zur Geschichte des 19. Jahrhunderts genannt werden. Von zürcherischen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens fanden die Bürgermeister Hans von Reinhard und die beiden David von Wyß ihre Schilderung; Hottinger zeichnete in Escher von der Linth das „Charakterbild eines Republikaners", und der Enkel gab die von Ludwig Meyer von Knonau diktierten „Lebenserinnerungen" heraus. Für Bern liegen die Schilderungen der Schultheißen von Mülinen, von Wattenwyl, von Fischer, ferner die interessanten Denkwürdigkeiten G. von Jenners, endlich „Eduard Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte" vor. Luzern hat die „Erlebnisse des Bernhard Ritter von Meyer" und „Erinnerungen" Segessers vorzuweisen. Persönlichkeiten aus anderen Kantonen, von verschiedenen Abschnitten des Jahrhunderts, deren Ein-

P. Ildefons von Arx.

greifen zum Teil von hoher Bedeutung wurde, ſind die helvetiſchen Miniſter Rengger und Stapfer, der im Kampfe gegen die Franken gefallene öſterreichiſche Feldmarſchall Hotze, von Glarus Blumer und Bundesrat Heer, von Schaffhauſen der Konvertit Hurter, von St. Gallen Müller-Friedberg und Baumgartner, von Thurgau der Patriot Bornhauſer, von Waadt Dekan Bridel und Landammann Pidou, von Genf der um den Wiederanſchluß der Stadt an die Schweiz ruhmreich verdiente Pictet de Rochemont und General Dufour, weiter der Volkstribun Fazy: ſie fanden teils nach eigenen Aufzeichnungen oder durch Angehörige, Freunde ihre Lebensbilder. Die große um Peſtalozzis Geſtalt entſtandene Litteratur kann nur angedeutet werden; aber auch der katholiſche Pädagog Girard erhielt ſein Denkmal. Dazu kommen Charakteriſtiken zur Geſchichte der Wiſſenſchaft und Litteratur. A. Lütolf ſtellte Kopp pietätvoll als „Profeſſor, Dichter, Staatsmann und Hiſtoriker“ dar. Dann wurden Zellweger, Bulliemin, der ja auch ſelbſt die reizenden „Souvenirs racontés à ses petits enfants“ ſchrieb, F. Keller und G. von Wyß, der Benediktiner von Einſiedeln P. Gall Morel geſchildert. Der Paläſtinafahrer Titus Tobler, der Geologe A. Eſcher von der Linth, der Botaniker Heer, der Winterthurer Geograph Ziegler ſind von berufenen Biographen gewürdigt worden; Bächtold vermochte noch, ſein Leben Gottfried Kellers abzuſchließen.

Pierre Vaucher.

Deswegen, weil am Beginn des 19. Jahrhunderts die Hauptaufmerkſamkeit ohne Frage auf das Müllerſche Geſchichtswerk gerichtet ſtand, und da vorübergehend damals die Gültigkeit der ſchweizeriſchen Kantone als ſelbſtändige Gemeinweſen aufgehoben war, lag es hier nahe, von den allgemeinen ſchweizeriſchen Geſchichtsdarſtellungen den Ausgang

zu nehmen, obschon damit, streng geschichtlich bemessen, ein umgekehrter Weg eingeschlagen erscheint. Denn erst aus den einzelnen schweizerischen „Orten" ist ja die Eidgenossenschaft emporgewachsen, und die längste Zeit hindurch haben die Kantone den Gang des schweizerischen Staatswesens bestimmt. So hat sich selbstverständlich auch noch in unserem Jahrhundert der Fleiß der Forschung und Geschichtschreibung vornehmlich eben der Erfassung der kantonalen Entwicklung zugewandt; aber ebenso warf sich wieder innerhalb der kantonalen Grenzen selbst ein oft sehr großer und fruchtbarer Eifer auf die Schilderung der einzelnen individuellen Erscheinungen, nicht nur der kantonalen Hauptorte, auch kleinerer Ortschaften — eine ganze Bibliothek von Gemeindegeschichten liegt beispielsweise für den Kanton Zürich vor —, von Burgen und Schlössern, von Klöstern. Vollends hier kann nur Weniges Erwähnung finden.

Auf dem Gebiete der Kantonalgeschichten kann die zeitlich erste noch heute als die als Gesamtleistung beste Arbeit von diesem Felde bezeichnet werden, die 1810 bis 1813 veröffentlichten „Geschichten des Kantons St. Gallen", von dem gewesenen Mönche der Abtei, dem nachherigen Stiftsbibliothekar P. Ildefons von Arx. Weitere Kantonalgeschichten gaben Bluntschli mit der Fortsetzung Hottingers für Zürich, A. von Tillier für Bern — daneben Wurstemberger und von Wattenwyl-von Diesbach für die mittelalterliche Geschichte —, Kasimir Pfyffer für Luzern, Zellweger für Appenzell, Baumgartner und O. Henne-Am Rhyn für den Kanton St. Gallen, C. von Moor, der nebst seinem Vater so viel für seine Heimatsgeschichte arbeitete, für Graubünden — vollendeter freilich ist J. A. von Sprechers „Geschichte der Republik der drei Bünde im 18. Jahrhundert" —, für Thurgau — in der ersten Auflage ganz nennenswert — Pupikofer. Dann haben sich der Glarner Blumer für die innere Schweiz, Bluntschli für Zürich, Segesser[1], der außerdem in Ludwig Pfyffer den hervorragendsten Schultheißen seiner Stadt monographisch darstellte, für Luzern, A. Heusler für Basel, F. Forel für die Waadt, Ch. Le Fort für Genf große Verdienste um die Rechtsgeschichte erworben. Wieder andere Autoren haben einzelne längere Abschnitte aus einer Specialgeschichte hervor, so vorzüglich A. Roget in seiner „Histoire du peuple de Genève depuis la réforme jusqu'à l'escalade", oder es ist in „Festbüchern" bei wichtigen Jubiläen, zumal für Basel, interes-

[1] Sein Bild ist in Bd. I. S. 352. gegeben.

ſantes Material zuſammengebracht worden; ganze Fundgruben ſtellen beiſpielsweiſe die „Appenzeller Jahrbücher“, Mottas „Bollettino storico“ und vollends das „Musée neuchâtelois“ dar. Ein klaſſiſches Buch bleibt die ſchon 1818 erſchienene „Badenfahrt“ des Zürchers D. Heß, und S. Vögelins „Altes Zürich“ behält gleichfalls, wie die ähnliche Schilderung D. A. Fechters von Baſel, ihren Wert. Von der Darſtellung mittelalterlicher Burganlagen ſeien Zeller-Werdmüllers Forſchungen über die Oſtſchweiz, von Kloſtergeſchichten die „Wallfahrtsgeſchichte“ von Einſiedeln, von P. Odilo Ringholz, und die Geſchichte Muris, von P. Martin Kiem, genannt. Die Geſchichte der Univerſität Baſel ſchrieben W. Viſcher, der Vater, und Thommen. Die Entwicklung der Gewerbe bearbeiteten in vorbildlicher Weiſe für Baſel T. Geering und für den Kanton St. Gallen H. Wartmann. Wie fruchtbar ein anregender Geſchichtslehrer auf ſeine Zuhörer einzuwirken vermag, zeigten 1895 die „Pages d'histoire par quelques-uns de ses anciens élèves dédiées à M. P. Vaucher à l'occasion de la trentième année de son professorat“.

Jakob Burckhardt.
Nach einem Gemälde von Hans Lendorff.

Die Aufgabe einer hiſtoriſchen Landesbeſchreibung endlich ſuchte die leider nicht vollendete Sammlung der „Hiſtoriſch-topographiſch-ſtatiſtiſchen Gemälde“ der Schweiz zu erfüllen, die der Zürcher G. Meyer von Knonau 1835 in das Leben gerufen hatte und für die er ſelbſt die Kantone Zürich und Schwyz bearbeitete. Zur kirchlichen Topographie bot der unermüdlich thätige zürcheriſche Sammler A. Nüſcheler-Uſteri

in seinen Forschungen „Die Gotteshäuser der Schweiz“ ein reiches Material, und der Berner E. F. von Mülinen gab in der „Helvetia sacra“ die Reihenfolge der Vorsteher der geistlichen Stiftungen.

* * *

Es ist auch bei der hier vorgeschriebenen sehr gedrängten Behandlungsweise eine äußerst reiche Ährenlese geblieben; aber bei der unendlich mannigfaltigen individuellen Entwicklung geschichtlichen Lebens auf schmalem Boden, hart aneinandergerückt in verschiedenartigster Gestaltung, war das anders nicht zu erwarten, und der Freund der vaterländischen Geschichte kann ja nur mit Freude, soviel auch noch weiter zu thun bleibt, den prüfenden Blick auf das ablaufende Jahrhundert richten. Allerdings könnte außerdem noch die Frage aufgeworfen werden, ob hier nicht auch noch, was schweizerische Historiker auf dem Felde der außerhalb unserer Landesgeschichte liegenden Bereiche der Geschichtswissenschaft geleistet haben, zu würdigen sei. Allein das würde zu weit hinwegführen, und so bleibe nur noch der Hinweis auf den einzigen Jakob Burckhardt, von dem, ganz abgesehen von der unmittelbaren großartigen Wirkung des mündlichen Vortrags, die Werke über die Kultur des griechischen Altertums und zur Kunde der Kunst in Italien und für das Verständnis des Zeitalters der Renaissance — um nur drei Richtungen seiner Arbeit zu nennen — gleichmäßig bestimmend bleiben werden.[1]

G. von Wyß.
(Phot. Wirth, Zürich.)

[1] Von Jakob Burckhardts Hauptwerk sagt Taine: „Ein wunderbares Buch! Das Vollständigste und Tiefsinnigste, was über die italienische Renaissance geschrieben worden ist.“

Den Wert der hiſtoriſchen Studien aber für unſer ſchweizeriſches Volk insbeſondere hat ein letztes Mal Georg von Wyß 1893 vortrefflich hervorgehoben, als er, wenige Monate vor ſeinem Tode, in unmittelbarer Anknüpfung an die abermals mit ſo gutem Grunde aufgeworfene Anzweifelung der Autorität Tſchudis, als Präſident der allgemeinen geſchichtforſchenden Geſellſchaft ſeine Worte an deren Jahresverſammlung richtete: „Mehr als je ſchätzt man das Glück, empfindet inniger den vollen Wert der vaterländiſchen Geſchichte in Tagen, wie die heutigen ſind. Denn neben der wohlthätigen Vereinigung der Nationen zu den verſchiedenartigſten Werken des Friedens, deren Wiege und Sitz unſere Schweiz zu ſein ſich rühmen darf, geht ein täuſchender Internationalismus her, der ein Vaterland nicht kennen will. Aber giebt es etwas Schöneres, als immer beſſer und klarer die Vergangenheit des eigenen Volkes zu erkennen und ſo das Leben der Generationen gleichſam mitzuleben, deren Streben und Arbeit ſeine Heimat uns erwarb und bildete, deren wir uns erfreuen? Und giebt es, eben auch wieder auf dem Felde der Geſchichte, einen köſtlicheren von jedem Einzelnen ja überall bewußt oder unbewußt ſtets erſtrebten Beſitz, als den der vollen Wahrheit?“

Litteratur

I.

Deutsche Schweiz

von

Oskar Fäßler

—

II.

Welsche Schweiz

von

Philipp Godet

—

III.

Italienische Schweiz

von

Alfred Pioda

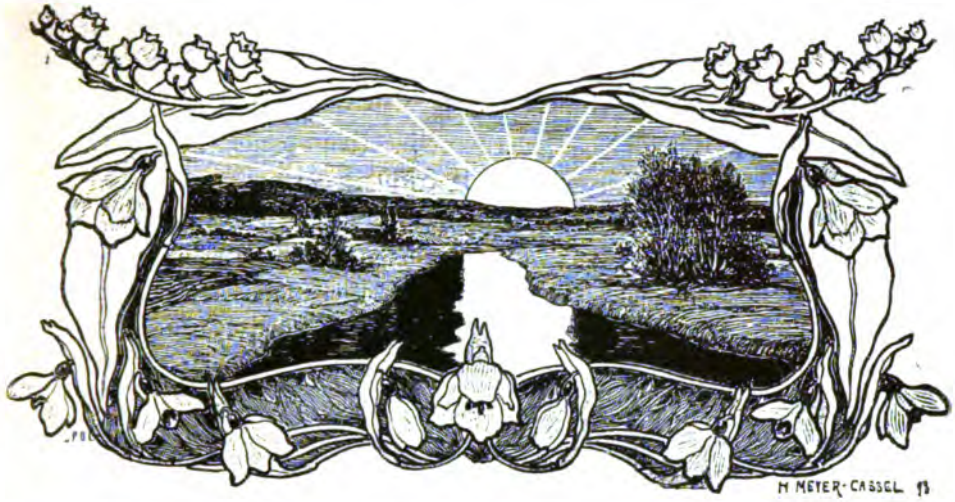
—

IV.

Rätoromanische Litteratur

von

Kaspar Decurtins



Die deutsch-schweizerische Dichtung

im

19. Jahrhundert.

Die größte Dichtung schweizerischen Stoffes ist Friedrich Schillers Drama „Wilhelm Tell", der Hochgesang unseres nationalen Bekenntnisses und ein Freiheitssang für alle Welt, und indem wir uns den deutschen Klassiker gleichsam als Ehrenpräsidenten unserer heimischen Dichtung denken dürfen, tritt uns zugleich nahe, wie sich diese einfügt in das Ganze des deutschen belletristischen Schrifttums. Die politische Ablösung unserer Gaue von dem deutschen Reiche hat die Fortdauer anderer innigen Kulturzusammenhänge mit den Sprachgenossen über dem Bodensee und Rhein nicht beeinträchtigt. Auf dem Gebiete der schönen Litteratur ist im letzten Jahrhundert diese Verknüpfung kräftig und ehrenvoll in Erscheinung getreten als eine stattliche Vorarbeit schweizerischer Geister für das strahlende Werk der deutschen Klassik. Der feinsinnige gelehrte Berner Albrecht von Haller war es, der dieser neuen Dichtung mit seinem Gedicht „Die Alpen" erstmals wieder den Weg wies aus Nichtigkeit, Dürre und Unnatur zu hohen Gedankenwerten und sittlicher Würde, und zwei Zürcher, Bodmer und Brei-

tinger, haben mit dem Leipziger Gottsched und den Gottschedianern den grimmigen Federkampf ausgefochten für die Ursprünglichkeit als Quell und Hort der wahren Phantasie, mit kritischen Hieben das Recht und die Geltung dessen erfechtend, was dann freilich erst Andere und unvergleichlich Stärkere in ein Dasein herrlichster Fülle hervorriefen. Die Limmatstadt war damals, bis die unzweifelhafte Führerschaft der neuen Entwicklung auf neue Männer überging, litterarische Leuchte für die deutschen Lande, und zu ihr pilgerten ein Klopstock, Wieland, Goethe. Schweizerische Natur und Leute haben für sie, stärker oder schwächer, ein Element der Entwicklung bedeutet. Derjenige aber, der nie den Boden unseres Landes betreten, bot dann unserer Nation im „Tell" dasjenige Geschenk, in dem wir das köstlichste ideale Kleinod und Unterpfand unseres Litteraturzusammenhanges erkennen. Hatte die Schweiz in hohem Maße mitgeholfen, der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts die Bahn zu ihrer freien Größe, Macht und Schönheit zu eröffnen, so trat sie dann zurück, und die reifsten Früchte auf der Höhe der Klassik sind nicht bei uns erblüht. Aber in einer bestimmten Richtung hat die Humanitätsfülle jener Renaissance doch auch in unserem Lande ihren größten Bekenner gefunden. Heinrich Pestalozzi, der Herzensgewaltige, wurde der bahnbrechende Genius des Erziehens, des erziehenden Volkserbarmens. Der Schöpfer des in der Form so kunstlosen und doch so sprachgewaltigen Volksbuches „Lienhard und Gertrud" hat mit seiner Feuerseele eine Weltwirkung ausgeübt. Der in Pestalozzi in genialer Glut aufgeflammte, alles Volk heranziehende Lehrdrang, das Bewußtsein socialer Verpflichtung, tritt als eigentlich nationaler, typischer Zug auch in der schweizerischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts stark und auffällig hervor, bedeutsam genug, um zum vornherein als etwas Gemeinsames genannt und beachtet zu werden. Er verknüpft die Litteratur des Landes mit der Grundauffassung von schweizerischer Bürgerpflicht der Volksgemeinschaft gegenüber, und aus seinem Untergrunde erst steigt der Begriff individueller Künstlerschaft, der Kunst um der Kunst willen, empor. Es entsprach der in der Geschichte der Eidgenossenschaft begründeten besonderen Art unseres Volksgeistes, wenn auch der Dichter durchaus als „dienendes Glied" sich einführte, als Förderer des Volkswohles sich seinen Landesgenossen empfahl und erst recht spät sich auf die Besonderheit seines Kunstvermögens sowohl selbst besann, als gegenüber seinem

Volke berief. Nur so mochte er in einer recht unlitterarisch geschulten Nation die allmähliche Beachtung sich erwerben. Was die Not den schweizerischen Dichter lehren mochte, war aber anderseits auch eine freudige freiwillige Leistung, zu der es ihn als Sohn seines in höchstem Maße auf das gemeinsame Wirken für den Staat angewiesenen Landes je und je drängte. So durchzieht von Pestalozzi über Jeremias Gotthelf bis heran zu Gottfried Keller eine volkspädagogische Absicht die schweizerische Dichtung. Die Besten haben sich ihr nicht entzogen, und so stark waltete sie in den Früheren, daß die Steigerung der Künstlerschaft ein mühevolles Emporsteigen über die Lehrhaftigkeit bedeutete, die um die Mitte des Jahrhunderts, in Jeremias Gotthelf, einen großen Dichter des Landes noch völlig im Banne hielt. Conrad Ferdinand Meyer, der letztes Jahr verstorbene Meister, bedeutet in dieser Richtung die eigentliche Vollendung heimischer dichterischer Entwicklung.

* * *

Einen feinen Geist der Humanität, als etwas Köstliches spürbar auch in schlichteren Begabungen, hat das neunzehnte Jahrhundert von seinem Vorgänger empfangen; er erfüllt auch die helvetischen Männer, die wir nach dem Zusammenbruch der morsch gewordenen alten Eidgenossenschaft die geistige Saat des Neuen, der Wiedergeburt ausstreuen sehen. Zum kleinsten Teil konnte diese Arbeit der Wiedererrichtung eine solche der schönen Litteratur sein, und auch zu jenen Männern, die uns für die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts die schweizerische Dichtung vorzüglich vertreten, haben wir uns als wesentlich ihr öffentliches Wirken im Gemeinwesen hinzuzudenken. Das paßt in hohem Maße auf die beiden zürcherischen Schriftsteller Johann Martin Usteri und Ulrich Hegner, und es paßt neben vielen Söhnen des Landes auf einen von außen gekommenen edeln Freiwilligen, auf Heinrich Zschokke (1771—1848), den die hochherzige Hingabe an die neue Heimat, die er 1795 betreten, völlig zu einem der Unsrigen gemacht hat. Er ist im schrecklichen Mai 1799 an Pestalozzis Seite helfend und tröstend in Nidwalden gewesen, und was er im Geiste Pestalozzis als Lehrer des Volkes geschrieben, verknüpft ihn am stärksten mit dem schweizerischen Litterarwesen; er mag um dessenwillen an dieser eröffnenden Stelle seinen Platz finden, obwohl seine überreiche schriftstellerische Thätigkeit, noch im alten Jahrhundert begonnen, erst in den Vierzigerjahren ver-

siegte und in der großen Masse ihrer Produkte nicht just das Typische des Jahrhundertanfangs aufweist. Aber echt schweizerisch sind Zschokkes auf Kulturförderung abzielende didaktische Volksschriften, jenes „Goldmacherdorf", das an „gute Landschulen und verständige Leute" sich wendet, ihnen im geordneten Hauswesen den Weg zum Wohlstand und Glück zu weisen; jene Schrift von der „Branntweinpest" und die Erzählung vom „Meister Jordan" mit dem klugen, so ganz und gar nicht veraltet klingenden Mahnruf „Macht das Handwerk zum Kopfwerk!" Und schweizerisch in besonderstem Sinne, weil aus Stoffen der vaterländischen Geschichte ausgesponnen, sind seine Erzählungen „Der Freihof von Aarau", „Addrich im Moos", „Der Flüchtling im Jura", „Die Rose von Disentis" u. a., aus lebhafter Phantasie geschaffene, gemütswarme und volkstümlich geschriebene Darstellungen früheren Daseins. Eine reiche und milde Humanität durchleuchtet Zschokkes ganze vielseitige Lebensarbeit, hält auch in den vierzig Bänden seiner „Gesammelten Schriften" das stofflich höchst Verschiedenartige zusammen, erörtert mit beweglichster Eindringlichkeit die höchsten Fragen des Daseins und verleiht flüchtigen, leichten Spielen der Phantasie noch eine liebenswürdige Anmut. Der in „Des Schweizerlandes Geschichten für das Schweizervolk" den Ton volkstümlicher, nationaler Geschichtsdarstellung getroffen, wie seither keiner mehr, hat zugleich durch die „Stunden der Andacht" Unzähligen eine Erbauung geboten, die im unzerstörbaren Ruhme dieses Buches heute noch nachklingt. Als ein Berufslitterat steht der Weise von der „Blumenhalde" vor Aaraus Thoren unter den vielen Amateurs schweizerischer Schriftstellerei in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts, und bis zu Jeremias Gotthelf hin kann sich mit seiner flüssigen

Heinrich Zschokke.

Feder keiner an Produktivität gleichen Ranges auch nur annähernd messen, keiner auch in der Fernwirkung seiner Werke. Die schweizerische Litteraturgeschichte wird es aber immer mit hoher Freude verzeichnen, einen aus der Ferne in ihr Land Gewanderten, wie diesen Sohn Magdeburgs, so sehr dem Schweizerischen assimiliert, heimische Themate und heimische Weise in ihm mächtig zu wissen. Das Bild von Zschokkes Existenz ist unseren Tagen stark verblaßt, seine Werke aber haben nie aufgehört, sich Freunde zu werben.

Skich aus den „Alpenrosen“ (1812).
Zeichnung von G. Volmar.

* * *

Aus doppelter Quelle fließt das Heimische in unsere Dichtung: aus der heimischen Existenz mit ihren besondern Lebens-, Denk- und Ausdrucksformen und aus unserem Geschichtsbesitze — Geschichte im allerweitesten, völlig unkritischen Sinne als das Gut der lokalen und eidgenössisch-allgemeinen Thatsachen- und Sagenerinnerung verstanden. Aus diesen beiden Quellen sprudelt es frisch und reich gleich zu Beginn der Epoche, die wir hier zu überblicken haben; sie fließen weiter durch alle seitherigen Generationen schweizerischen Schrifttums, und aus ihnen schöpfte unsere Dichtung, die schlicht-volkstümliche wie die mehr litterarisch-künstlerische, namentlich bis zum Aufkommen einer gesteigerten persönlichen Künstlerschaft in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sozusagen ihre Normalstoffe. Wie die beiden Quellen ausgenützt wurden, das zeigen am besten die vielen kleinen grauen Bändchen der „Alpenrosen“, jenes von Wyß in Bern u. a. herausgegebenen Berner „Schweizer-Taschenbuches“, in dem von 1810 bis weit in die Dreißigerjahre hinein das Poeten- und Erzählervolk des Landes

in friedlicher, schlichter Vereinigung jeweilen Jahrschau hielt. Wie keine seitherige schweizerische Zeitschrift für neuere Epochen, geben für jenes ältere Geschlecht die „Alpenrosen" einen vollständigen Begriff vom damaligen durchschnittlichen poetischen Vermögen und von den belletristischen Tendenzen im Lande. Die Leute, die in dem freundlichen Musenalmanach ständig oder gelegentlich das Wort ergreifen, haben nicht sieghaft und bahnbrechend in die Weite gewirkt; sie sind, um biblisch zu reden, „über Kleinem getreu gewesen". Was ihre bescheidene Muse gezeitigt hat, zeigt aber innert engem Rahmen eine recht ansehnliche Vielseitigkeit, manches Originelle und die Vorbildung fast alles dessen, was später in größeren Söhnen des Landes in gereifter poetischer Schönheit und in üppigerem Reichtum aufgehen sollte. Ein liebenswürdiges, säuberlich arbeitendes dichterisches Dilettantentum ist die Regel. Aber heimelig ist es in den „Alpenrosen" und traulich! Wärme des Gemüts haucht einem entgegen und vaterländisches Empfinden geht darin liebevoll der Sitte und Sprache des Volkes nach. Man fühlt in diesem anspruchslosen, weder phantasie- noch wortgewaltigen Dichten eine nationale Macht und Arbeit, die durch heimatfreudige Gemütsbildung der politischen Wiedergeburt der Heimat einen sicheren Untergrund bereitet. Wie das neue volkstümliche Element zu dem vorhandenen allgemeinpoetischen, zu der künstlerischen Tendenz sich gesellt, das ist nirgends deutlicher zu erkennen als in dem schlanken Büchlein „Volkslieder und Gedichte" des Berners Gottlieb Jakob Kuhn, der es als Vikar

Stich aus den „Alpenrosen" (1814).
Zeichnung von J. M. Usteri.

in Sigriswil ob dem Thunersee zusammendichtete und 1806 herausgab. Da stehen sie nebeneinander und untereinander, die wohlgefügten hochdeutschen Gedichte, glatt, weich, in einem Gefühlston, den wir sachlicheres Geschlecht bereits als leise fremd, als sentimental empfinden, und die Volkslieder, deren Gattungsexistenz, da sie wirklich etwas Neues waren, der Sänger eindringlich erst zu verteidigen hatte. Jene kunstmäßigen, naturseligen Sänge, von Kuhn geschaffen im Ton von Salis' „süßen Liedern", wo sind sie hin? Die Lieder im Volkston aber und im Volksmund, im bernischen Dialekt, jene auf den Fittichen des Gesangs durch die Generationen getragenen, vom Kern des Volkes treu im Sinn bewahrten Lieder „Ha anem Ort es Blüemli gseh", „Herz, wohi zieht es di?", „Der Ustig wott cho", „I de Flüehne ist mys Lebe" grüßen uns vertraut und lieb als ein echtestes Stück Heimat. Da ist schüchtern und unter Entschuldigungen vorgetreten das Eigene, das Schweizerische, eine Volksempfindung. Nicht als ob dieser Volkston von der Kunstweise, vom Modeton der Zeit, gar so verschieden sei. Man empfindet deutlich genug auch in ihm eine sentimentale Auffassung des Volksmäßigen, und die getreue Wiedergabe einzelner Derbheiten täuscht über diese Idealisierung nicht hinweg. Das ländliche Leben wird vom Dichter — und von seinen Genossen mit ihm — als Idyll empfunden, durch das Medium der Sehnsucht hindurch. Wie weit war es von dieser Auffassungsweise noch bis zu dem entschiedenen Wirklichkeitssinn eines Jeremias Gotthelf! Wir sehen in Kuhn jene Geistesstimmung weiter wirken, die im achtzehnten Jahrhundert in den höchst anmutigen Idyllen Geßners in ihrer Art klassische kleine Werke geschaffen hat, und die in Salis' weichen Sängen im gleichen Jahrhundert noch den empfindungsvollsten Ausdruck fand. Denn des edeln Bündners nachwirkende litterarische Physiognomie können wir, solange er auch noch weiter lebte und dichtete, mit den in den Neunzigerjahren veröffentlichten Gedichten als abgeschlossen ansehen. Von den Deutschen ist es Matthisson, der diesem poetischen Charakter außerordentlich entsprach und den man daher auch bei Kuhn wie bei andern schweizerischen Poeten dieser Zeit als Vorbild ausdrücklich erwähnt findet, während speciell Kuhn betont, daß er die meisten seiner dialektischen Lieder verfaßt habe, bevor er Hebels Gedichte kennen lernte. Auch in den vielen prosaischen Erzählungen der „Alpenrosen" treibt die Darstellung auf die Idylle hin, und Idyllen stellen uns auch die einfachen Reisebeschreibungen vor, die in jenem Almanach, als Do-

kumente der damaligen geistigen Erschließung unserer Bergwelt, Platz gefunden haben. Aber in diesem Geschlechte bereits, so bei Kuhn in dem prächtigen kecken „Chilter" („Hoscho! Eisi, la mi yne"), meldet sich jene Realistik an, deren Ausbildung und künstlerische Vertiefung den Höhengang unserer Litteratur bedeutet. Es war das im Volkstum, vor allem auch in der Volkssprache einheimische Element des Humors, das entscheidend auf diese Bahn hintrieb, indem es in der dialektischen Dichtung die Herrschaft errang. Die ganze schweizerische Dialekt-Dich-

Schloß Brandis.
Stich von Hegi für „Ein Blick über das Emmenthal" von G. J. Kuhn.

tung seit dem Anfange des Jahrhunderts, die nicht viel litterarische Physiognomien von höherer Bedeutung, aber eine Fülle des volkstümlich Gefälligen und Charakteristischen zu Tage gefördert hat, belegt diese Richtung. Eine höchst typische Erscheinung sind Jakob Stutz' in zürcherischer Mundart geschriebene „Gemälde aus dem Volksleben" (1831), in denen die Realistik bereits vollendet ist. Sie weisen auf Gotthelf hin. Von Kuhns Genossen aber haben wir noch zu nennen als volkstümlichen bernischen Sänger den Professor und Oberbibliothekar Johann Rudolf Wyß d. J., den Dichter des „Herz, mys Herz, warum so trurig" und der nationalen Hymne „Rufst du, mein Vaterland".

Das Gedicht war ursprünglich verfaßt für die Teilnehmer eines Artillerie-Lagers im Sommer 1811 auf dem Wylerfeld bei Bern, später erhielt es, umgearbeitet für die Laupenfeste und um eine Strophe erweitert, den Titel „Kriegslied für schweizerische Vaterlandsverteidiger". Zu der Gruppe dieser Poeten gehört auch ein Luzerner, Bernhard Häfliger, der zu Hochdorf als Pfarrer wirkte. „Was brucht me-n-in der Schwiz?" ist von ihm verfaßt.

* * *

Der litterargeschichtlichen Stellung Zürichs im 18. Jahrhundert entsprach es noch, daß dieses dem Lande auch in der erstanschließenden Epoche zwei Persönlichkeiten von bedeutsamster schriftstellerischer Thätigkeit schenkte, Individualitäten von lebhaftem Reiz und geistvoller Frische: den Winterthurer Ulrich Hegner (1759 bis 1840) und den Stadt-Zürcher Johann Martin Usteri (1763 bis 1827). Sie sind sich nahe verwandt in ihrem Wesen wie in ihrer Lebensgestaltung, beide hingebende Diener ihrer Gemeinwesen und zugleich Naturen von beschaulicher Innerlichkeit. Beiden ist es eigen, daß sie von der Seite der allgemeinen Bildungs-Beflissenheit her der Kunst entgegentreten, nicht sich ihrer kraft geheimnisvoll-persönlichen Triebes bemächtigen. Nicht die elementare Empfindung, nicht eine mächtige Phantasie, sondern der analysierende Verstand, die kluge, feine Beobachtung ist ihre stärkste Seite. Beide sind human und gemütvoll, beide des befreienden, göttlichen Lachens froh, schalkhaft, witzig, gelegentlich satirisch. Alle diese Gaben sind vereinigt in des Ältern, in Ulrich Hegners Hauptwerk, der anmutigen und liebenswürdigen Erzählung „Die Molkenkur" (1812) und ihrer Fortsetzung „Suschens Hochzeit" (1819). Die Fabel der in Briefform sich gebenden Erzählung, vom appenzellischen Gais schließlich in das rheinthalische Schlößchen Grünenstein hinüberspielend, ist recht hübsch; sie

Ulrich Hegner.

glänzt aber doch keineswegs durch künstlerische Vision und Komposition, sondern erweist ihren besonderen Wert durch reichen Gehalt an feiner, geläuterter Lebensphilosophie, durch lächelnde Menschenkenntnis und Gemütsfülle. Hohe und reife Schönheit der Empfindung, etwas von Goethes Altersfülle, liegt wie goldenes Abendlicht ausgegossen über dem Abschluß des feinsinnigen Buches. Auch an Hegners Gedichten ist die Tüchtigkeit der Gedanken das Beste; es ist eine Poesie gemütswarmer Klugheit. Die Sammlung von „Gedanken, Meinungen, Urteilen", welche Hegners Werke in der Gesamtausgabe abschließt, bedeutet mehr als einen Anhang, sie zeigt die Quelle von Hegners schriftstellerischer Thätigkeit. Wir erwähnen von deren Resultaten noch in aller Kürze das treffliche Fragment „Salys Revolutionstage"; die schlichte Volkserzählung „Aus dem Leben eines Geringen", die Geschichte eines stillen Edelmütigen, den der Besitz des Geldes drückt, und der es auf die beste Art schließlich los wird; die an gescheiten Bemerkungen überreiche Reisebeschreibung „Auch ich war in Paris", mehrere Künstlerbiographien, von Hans Holbein und einigen Winterthurern. Diese letztern Aufsätze sind freundliche Belege von Hegners starkem lokalem Heimatsgefühl. Was ihm als Dichter fehlte, war dasjenige, was er an seinem Mitbürger Johann Rudolf Schellenberg gerühmt hat: der Genius der Erfindung, „der wahre, der mit unerklärbarer Kraft die Vorstellung aus dem Zauberlande der Ideen schon plastisch geformt hervorruft".

Als ein feiner und heiterer Geist von merkwürdiger Vielseitigkeit der Interessen tritt uns der Zürcher Johann Martin Usteri entgegen: ein Mann des öffentlichen, kommunalen Lebens; ein Freund aller Musen, des Zeichenstiftes mächtig wie der Feder des Dichters; durch seine historischen Studien „ein lebendiges Repertorium des Mittelalters", wie ihn sein Biograph Heß genannt hat; ein eifriger und erleuchteter Kunstsammler. Tiefer noch als Hegner und stärker wurzelt Usteri im Heimischen; die Züge seines Wesens entsprechen treu Goethes Bild des Lokaldichters als eines Mannes, der, „von dem eigentlichen Sinn seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen aufzufischen und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen." Usteris Bodenständigkeit hat ihren glücklichsten

und bedeutendsten Ausdruck gefunden in zwei traulichen und schalkhaften Dialektdichtungen, den in Zürcher Mundart geschriebenen Idyllen „De Herr Heiri" und „De Vikari". Städtisch nennt sich die erste, ländlich die zweite; aber Stadt und Land liegen ganz nahe bei einander, so nahe, wie die altersgrauen Großmünstertürme ob der Limmat sich abheben vom frischen Grün des Zürichbergs. Auch im „Vikari" sind es bürgerlich-städtisch erzogene und gewöhnte Menschen, welche die meisten Rollen spielen, und es ist die durch die schriftdeutsche Buchsprache beeinflußte Mundart der Gebildeten, welche Usteris Gestalten sprechen, nicht der echte, elementar-kräftige Volksdialekt in seiner ungetrübten Reinheit. Usteri zieht in diesen Idyllen einen großen Teil seiner humoristischen Wirkung noch aus einer ganz besonderen, prätentiösen und geschraubten Verquickung des Dialektes mit dem papiergerechten Hochdeutsch. So reden auch im „Vikari" der würdevolle Herr Pfarrer und das wichtigthuerische Richterkollegium, das in jener famosen Scene über den Fischer Joos abspricht. Diese außerordentliche Sprachverschiedenheit, die eine Differenz des Wertes bedeutet, ist wohl zu beachten gegenüber der so geläufigen Vergleichung Usteris mit dem großen alemannischen Sänger Hebel, dessen Dichtung ungleich tiefer gepflügt hat und die schlichtesten Stoffe oft wahrhaft grandios behandelt. In seinen kleineren mundartlichen Poemen fällt Usteri vielfach förmlich aus dem Dialekte heraus. Wie „De Herr Heiri" und „De Vikari" Sprache und Kompositionsform gemeinsam haben, so liegt ihnen auch dieselbe Idee zu Grunde. Der Vereinigung liebender Paare, die so recht füreinander geschaffen sind, stellt sich der Widerstand überpfiffiger, thörichter Weltklugheit entgegen; den Verblendeten gehen aber über die Unwürde der Verbin-

J. M. Usteri.

dungen, die sie für ihre Kinder träumten, noch bei Zeiten die Augen auf, die Standhaftigkeit der treu sich Liebenden wird belohnt und die Zeit der Prüfung endet in beiden Fällen herrlich und in Freuden. Der Herr Heiri, der stattliche Sohn der Amtmännin, bekommt die treffliche Nette und entwischt glücklich der Gefahr, die sich Babette nennt. Und des Pfarrers liebliche Tochter, die auch Nette heißt, gewinnt der artige Vikari, nicht der schlimme Chasper, trotz aller erlesenen Diplomatie seiner Frau Mutter, der auf das Lesen schöner, erbaulicher Predigten so sehr erpichten Hauptmännin. Das Treffliche an diesen gemütlichen Idyllen und dasjenige, was sie lebenskräftig erhielt, ist ein reiches Maß der Charakterisierung, eine reizende Kleinmalerei und ein über allem schwebender Humor, der mitunter die Züge der Satire annimmt. Von Usteris kürzeren Dichtungen errang eine Volkstümlichkeit, die alles andere weit überragte, der unverwüstliche Sang harmlos munterer Daseinslust: „Freut Euch des Lebens", ein Kulturdenkmal gemütlicher Kleinbürgerlichkeit. Dazu passen gar wohl die helläugigen Kinderlieder. Am häufigsten aber knüpfen Usteris Gedichte an Stoffe der vaterländischen Geschichte und Sage an. Struth Winkelried, die arme Gräfin von Rapperswil, der Storch von Luzern, das Bergmännlein auf dem Pilatus und derlei Themate werden schlicht und anspruchslos besungen. Einen besonderen und ungewöhnlichen Ausdruck hat sich

Ostersonntag-Spaziergang in der Stadt.
Zeichnung von J. M. Usteri.

Usteris Heimatsgefühl aus der Kenntnis heraus geschaffen, die der vielseitige Mann von dem älteren Dasein seines Gemeinwesens besaß. Kleidete er schon einige Gedichte („Der armen Frow Zwingli Klag") in ein älteres Deutsch ein, so unternahm er es in dem Geschichten-Cyklus „Der Erggel im Steinhus", einer Art Frauenchronik des Geschlechtes der Meiß, ein großes vielgestaltiges Bild mittelalterlichen Lebens in seiner Heimat zu entwerfen, und zwar in Sprache und Stil alter Chroniken. Einige selbständige, kürzere Erzählungen („Der Schatz durch den Schatz", „Gott beschert über Nacht") sind ähnlich gehalten. Für das große Publikum müssen wohl diese Geschichten, deren Einkleidung als etwas gezwungen erscheinen mag, als verschollen angesehen werden. Es kann einem leid thun, denn insbesondere der „Erggel" ist reich an lieblichen, poetischen Einzelzügen, an zierlichen Arabesken, und manches mutet so schalkhaft an, als sollte es einen huldigenden Gruß bedeuten an einen späteren Zürcher, an den größeren Meister Gottfried. Jedenfalls zeugen diese Erzählungen von einer liebevollen Vertiefung in die Tage der Ahnen, und gar wohl stehen sie dem Manne an, dessen Schatz von Glasgemälden heute in sattem Farbenglühen herunterschaut auf den Besucher des Landesmuseums. Zu Usteri und Hegner gesellt sich als eine ihnen wesensverwandte, feinsinnige Persönlichkeit der im Jahre 1770 in Zürich geborene, 1843

Ostersonntag-Spaziergang auf dem Lande.
Zeichnung von J. M. Usteri.

daselbst gestorbene David Heß, der Verfasser der Erzählungen „Die Badenfahrt" und „Die Rose von Jericho", der Biograph von Usteri, Salomon Landolt und Johann Kaspar Schweizer.

* * *

Wir haben als Quellen des Heimischen in unserer Litteratur das lebendige heimische Volkstum und das überlieferte Gut der vaterländischen Geschichte und Tradition bezeichnet. Es ist der zweite dieser Quellflüsse, den wir in der Verfolgung der deutsch-schweizerischen Litteratur zunächst weiter zu beachten haben. Die liebevolle Pflege seiner dem Volksgeiste und dem Dichter selbst als Schweizer zunächstliegenden Stoffe mehrt sich, je kräftiger und sicherer sich auf den Trümmern des Alten die neue Nationalität gestaltete. An der Bearbeitung vaterländischer Stoffe ihre Kräfte zu erproben, lockte es alle kleineren und größeren Sänger des Landes, und diese Neigung zum historischen Thema griff gelegentlich auch über auf das Welthistorische (Hagenbach „Luther und seine Zeit", Salomon Tobler „Columbus", Abraham Emanuel Fröhlich „Ulrich von Hutten"). Indem der vaterländische Geschichtsvorrat vor allem auf das Mittelalter hinwies, das die größten nationalen Kraftleistungen der Eidgenossen sah, kam er zugleich der von Deutschland her einwirkenden litterargeschichtlichen Tendenz der Romantik entgegen, und jener Vorrat wird

David Heß.

denn auch in Prosa und in Versen, episch und dramatisch wieder und wieder abgewandelt. Der patriotische Sinn sprach dabei das bedeutendere Wort als eine individuelle Kunst. Aus dem gesamten Lieder- und Epen-Stoß dieser Besingung vaterländischer Vergangenheit taucht weniges über das Niveau anständiger Mittelleistungen oder doch nur eines vorübergehenden Ruhmes auf, und ein fleißig gebautes Gebiet dieser vaterländischen Poesie, das Drama mit nationalem Inhalt, hat bis auf die neueste Zeit eigentlich gar kein Werk von fraglos bedeutendem künstlerischem Wert gezeitigt. All die dramatischen „Arnold v. Winkelried", „Waldmann", „Karl der Kühne", „König Albrecht" 2c. eines Ludwig Maria Kaiser, Josef Eutych Kopp, Johann Jacob Hottinger, Heinrich Keller, der beiden Brüder Wurstemberger, Thomas Bornhauser und wie sie alle heißen, bleiben auf die volkstümliche Liebhaberbühne angewiesen. Die „Nonne von Wyl" des st. gallischen Landammanns Sailer, just in der Mitte des Jahrhunderts erstmals aufgeführt, dürfte zu den besten dieser Dramen zu zählen sein; es hat Nerv und Persönlichkeit. Die vaterländische epische Poesie, soweit sie größere Werke schuf, ist mit Joseph Anton Hennes bardenfrohem „deutschen National-Heldengedicht": „Diviko und das Wunderhorn oder die Lemanschlacht" (1826) bis in die graue Vorzeit der alten Helvetier zurückgegangen und mit Salomon Tobelers „Enkel Winkelrieds" (1837) bis zu den Verzweiflungskämpfen Nidwaldens gegen die Franzosen vorgerückt. Namentlich die letztgenannte, in wohlgebauten Stanzen zehn Gesänge füllende Dichtung weist in ihren Kampfschilderungen hohe Einzelschönheiten und glänzende Seiten auf. Die anderen Partien des in Wiederholungen sich gefallenden Epos treten daneben zurück. Ein ähnliches Wertverhältnis empfinden wir in Fröhlichs epischer Dichtung „Ulrich Zwingli". Glänzend hebt sie an, indem sie uns gleich mitten in reisige Zeit, in die Italienerzüge eidgenössischer Kriegsgesellen hineinstellt, mit einer Fülle

Titelvignette aus der „Badenfahrt" von D. Heß.

kraftvoll gezeichneter Einzelheiten uns das ungeheure dreitägige Ringen von Marignano miterleben läßt und die Stimmung des ruhmvollen Rückzugs wuchtig erfaßt; aber indem das Epos dann Zwinglis Lebensgang nach seiner Heimkehr aus dem Südland weiter verfolgt, in gewissenhafter Lückenlosigkeit und in unermüdlichem, gleichmäßigem Fluß der Verse theologische Debatten, kirchen- und landesgeschichtliche Relationen aneinanderreihend, gerät es in ermüdende Längen hinein. Durch das sachlich Auseinandersetzende schimmert oft nur noch schwach das Poetische hindurch und nicht selten verabschiedet es sich ganz. Eine erwähnenswerte Besonderheit ist Thomas Bornhausers „Heiliger Gallus", eine im Idyllischen recht anmutige kleine epische Dichtung in der Sprachform der Bibel; aber gerade der in allen litterarischen Formen zu seinem Volke sprechende thurgauische Volksmann belegt so recht die künstlerische Unzulänglichkeit dieser völlig auf die patriotische Wärme bauenden Dichtung, und sein Bestes bot er im Schlichtesten, im volksmäßigen Lied. Eine interessante Individualität spiegeln die „Gedichte", zumeist Balladen, des Zürchers J. J. Reithard wieder. Reithards Poesie wendet die Stoffe, die sie auch der vaterländischen Geschichte und Sage entnimmt, ins Visionäre und durchsättigt sie derart mit starker und persönlicher Stimmung. Der Dichter naht ihnen auch mit Humor und zeigt gleichzeitig eine Lust am Grausigen, die bei ihm stärker als bei einem andern dieser schweizerischen Dichter an die „phantastische Dichtung", wie Goedecke die Periode der Romantik betitelt hat, denken läßt. Das giebt gelegentlich, z. B. in dem Gedicht „Geistertanz" mit seinem

A. E. Fröhlich.

derben Galgenspuk, eine Mischung, die Gottfried Keller gewürdigt haben dürfte.

* * *

Wenn man den Aarauer Diakon und Schulrektor Abraham Emanuel Fröhlich (1796—1865) den bedeutendsten schweizerischen Dichter der Restaurationszeit nennt, so liegt dieser Schätzung nicht so sehr der poetische Vortrag der vaterländischen Mären und Historien zu Grunde, als die Würdigung seiner originalsten Leistung, der „Fabeln", von denen eine erste Sammlung im Jahre 1825, eine zweite 1829 erschienen ist. Der Gattungsname, unter dem sich diese vielen kleinen Gedichte zusammengefunden haben, ist höchst frei zu verstehen; er ist von Fröhlich durchaus individuell aufgefaßt worden, und die Sammlung begreift auch viele poetische Naturbildchen in sich, in denen sich die Tendenz völlig verflüchtigt hat. Es sind zumeist freilich didaktische Poeme, „Bilder des häuslichen und öffentlichen, des politischen, pädagogischen und kirchlichen Lebens, Bilder des Marktes und der Einsamkeit". Von den Geschöpfen und den leblosen Dingen, von dem irdischen und dem kosmischen Getriebe läßt sich der Dichter überlegene Weltweisheit, die „Ewigkeit des Alten" künden. Alles hält ihm Bild, Weisung und Warnung vor. „Wald und Saaten, Höhen, Tiefen, Lüfte, Meere" überquellen von einer Welt der Lehre und des Gleichnisses, von einer unüberblickbaren Fülle des Verkehrs. Da halten Blumen und Welle sinnige Zwiesprache, die Vögel unter sich, Amsel und Dachs, Maus und Vöglein, Lerche und Rabe, Taube und Junker Storch, alte und junge Gemse, aber auch Diamant und Kieselstein, Reseda und Rebe, Komet und Planet, Thal und Föhn, zwei Matten, Windfahne und Blitzableiter usw., usw. Es ist ein erstaunlicher Reichtum sinniger Betrachtung, der in diesen meist ganz kurzen Gedichten aufgespeichert ruht und die Tiefe der Symbolik oft ergreifend. Überaus feingefaßt, leuchten ethische Wahrheiten aus zierlichen Existenzbildern heraus; in epigrammatischer Schärfe oder mit gemütlichem Humor spricht sich die Lebenserkenntnis aus. Ihrer viele sind köstliche Liedchen der Freude, des Lebensgenusses, und vorwiegend ist ein feiner Geist des Geltenlassens verschiedenartiger Naturen, ein befreiendes Lachen über allerhand Thorheit. Zum friedlichen Idyll ferner Märchenzeit, da alle Dinge miteinander plauderten, gesellt sich eine sehr scharfe Satire, gerichtet auf das Individuelle, wie

auf das Sociale, das Politische. Geißelhiebe klatschen auf politischen Volksbetrug, auf Freiheitsformen ohne Freiheitsinhalt, auf unehrliche Rhetorik nieder; zumal die zu einem kleinen Tierepos ausgeweitete, reizend ausgemalte Dichtung „Dachs und Fuchs" steckt bis an den Rand voll gesellschaftlicher Satire. Fröhlichs Fabeln stehen über der Spruchweisheit, denn sie bergen den geistvollen Einfall, die kluge Erkenntnis, den Witz in einem lebendigen poetischen Bild, das oft in kürzester Fassung mit köstlicher Fülle hervortritt. Wie fein ist z. B.

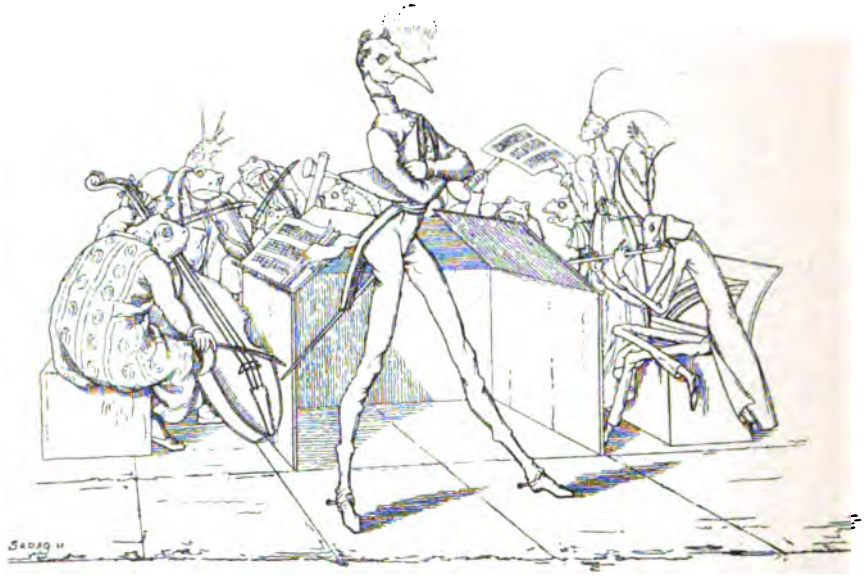


Illustration von Disteli für die Fabeln von Fröhlich.

die Thätigkeit der Windfahne in der gleichnamigen Fabel geschildert. Es ist nicht zu verhehlen, daß in der großen Fabelsammlung ein und derselbe Grundgedanke mitunter etwas handwerksmäßig zu Varianten ausgenützt wurde; der Sinn einzelner ist dunkel ausgedrückt, die Pointe gelegentlich schlaff, aber der Gesamteindruck ist doch derjenige einer meisterlichen Stärke im lehrhaften poetischen Naturbild. Das kleine Naturbild, das auch in Fröhlichs Liedern das Beste bedeutet, ist nicht minder das poetische Objekt eines andern dichtenden Aarauers und Freundes von Fröhlich, des Fürsprechs Karl Rudolf Tanner, der ein Bändchen „Heimatliche Bilder und Lieder" herausgab. Bei ihm

aber ist die Natur die Quelle weich-wogender Empfindung in der Art von Salis' Poesie, seinem Vorbild. Ungewöhnlicher Wohllaut trägt seine Verse, in denen die Allitteration eine erhebliche Rolle spielt. Tanner ist der Dichter der Abendstimmung und ein Sänger der Nacht mit ihrem Mondenglanz, mit ihrem geheimnisvollen Gruß der Unendlichkeiten. Und wenn wir noch die „Geister der Natur" des Aarauer Lehrers der Naturwissenschaften Rudolf Meyer nennen, eine schwärmerische, in Ahnungen schwelgende Betrachtung des Kosmos als eines Reiches harmonisch zusammenwirkender Geister, so haben wir ein Aarauer Terzett von Naturbekennern beisammen, wie es nicht gleich in einem stillen Städtchen sich wieder treffen wird.

* * *

Nun aber gleitet der Blick hinüber auf eine wuchtige Erscheinung von wahrhaft bedeutender Begabung und von tiefgründiger Nationalität. Wie ein Druck scheint auf aller poetischen Behandlung des heimischen Geschichtsbesitzes die unvergleichliche Überlegenheit von Schillers „Wilhelm Tell" gelastet zu haben. Aber für die zeitgenössische Erscheinung des Heimischen, für das lebendige Volkstum, sollte nun noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ein Landessohn erstehen, der das bisher Gekonnte machtvoll steigerte und zusammenfaßte. Im Jahre 1837 mit dem „Bauernspiegel" erstmals schriftstellerisch auftretend, nannte er sich Jeremias Gotthelf, und er war der Pfarrer Albert Bitzius zu Lützelflüh im Emmenthal. Geboren am 4. Oktober 1797 zu Murten als Pfarrerssohn, wendete auch er sich dem väterlichen Berufe zu, amtete nach Abschluß seiner theologischen Studien als Vikar in Utzenstorf, Herzogenbuchsee, Bern und Lützelflüh und fand an letzterem Orte den Wirkungskreis für sein ganzes Leben. Dreiundzwanzig Jahre war er dortiger Seelsorger, bis zu seinem am 22. Oktober 1854 erfolgten Tode. Er und keiner derjenigen, welche wetteiferten, die leuchtendsten Stoffe der nationalen Geschichte zu besingen, sollte berufen sein, das Epos schweizerischen Volkstums zu schreiben. Er sang es nicht, er schrieb es in Prosa nieder, und er schrieb es nicht mit gereinigter, geschliffener, blanker Kunst, aber mit genialer, dichterischer Kraft in kostbarer Fülle und Echtheit. Eine stattliche Reihe von Titeln nennen das Gotthelfsche Gesamtwerk. Da sind die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" (1838/39), „Die Armennot" (1840), „Uli der Knecht" (1841),

mit seiner Fortsetzung „Uli der Pächter" (1849), „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht" (1843/44), „Käthi, die Großmutter" (1847), „Die Käserei in der Vehfreude", „Der Geldstag oder die Wirtschaft nach der neuen Mode", „Zeitgeist und Berner Geist" (1852), „Die Erlebnisse eines Schuldenbauers" (1854) und eine Menge kleinerer Erzählungen, unter denen „Elsi, die seltsame Magd" als ein Juwel der Poesie hervorleuchtet. Aber was in ihnen lebt als eine leuchtende Fülle lebenswahrer Gestalten aus dem bernischen und damit aus typischem Schweizervolk, das ist im Grunde bereits vorgezeichnet und umschrieben in dem Erstlingswerk, dem „Bauernspiegel", mit dem der Erzähler als ein bereits Vierzigjähriger hervortrat, im Vollbesitze eines unvergleichlichen Reichtums von Volkskenntnis nach der materiellen und nach der seelischen Seite. Was noch kam und was lebenskräftig blieb, war Ausweitung und mannigfaltige Specifizierung des zuerst gepackten und gemeisterten Themas; diejenigen Erzählungen Gotthelfs, welche an vaterländische und lokale Geschichte und Sage anlehnen, wie etwa „Der letzte Thorberger", „Kurt von Koppigen", „Der Knabe des Tell", zeigen seine Eigenart geschwächt und verschwommen, was sich schon in der Sprachbehandlung wiederspiegelt. Volksexistenz hieß Meister Gotthelfs Meisterthema. Die Richtung auf das Volkstümliche lag für die Dichter unseres Landes in den nahen Berührungen aller Volkselemente mit dem bäuerlichen Kern der Nation allezeit begründet, aber kein Früherer hatte in solch gewaltiger und so sicher beherrschter Masse die Einzelerscheinungen der Landesart treu in sich aufgenommen, keiner zuvor daran gedacht, solche Kenntnis bäuerlicher Existenz in so unbedenklicher Treue und in breitestem Umfang wiederzugeben.

Jeremias Gotthelf.

Nicht aus künstlerischem, aus lehrhaft-praktischem Drang griff der Pfarrherr von Lützelflüh zur Feder, und er ist ein Dichter worden fast wider Willen. Die Gestalten, die er geschaffen, hatten die Mission dienender Exempel dieser und jener guten Lehre und Unterweisung; sie leben moralische Thesen ab. Bei jenen sekundären Typen, auf welchen nicht die Liebe des Erzählers ruht, die er auch nicht in der ganzen Fülle des Charakteristischen vor uns hinstellen will, sind oft die Drähte, an denen sie ihren Part abspielen, nicht zu verkennen; aber jene Lieblingsgestalten, auf die Gotthelf das volle Licht fallen läßt, die Träger seiner moralischen Idee, prangen in üppiger Wirklichkeitsfülle. Als Typen ins Dasein gerufen, weiten sie sich machtvoll zu Individuen aus, und leben ihr eigenes Leben. Mit einer unerschöpflichen Menge der Einzelzüge charakterisiert, erscheint ihr Bild doch nicht als zusammengestrichelt, sondern von großen und klaren Umrissen. „Sie leben, denn sie sind." Sie leben, und mit ihnen lebt ihr Grund, ihr Boden, ihr Heim und ihre Habe. Mit genialer Kraft hat Gotthelf in der Schilderung seines Landvolks die allitterierende Einheit im Doppelbegriff von „Land und Leuten" wahr werden lassen, und so ist sein Werk das Epos des schweizerischen Bauern- und überhaupt ländlichen Daseins geworden. Der Odem der Heimat, dort, wo ihre tiefsten Wurzeln in die nährendste Erde sich niedersenken, lebt in des Dichters Bauerngeschichten, und die heimisch-eingeborene Existenz hat er erfaßt in ihrer vollen Ausdehnung nach der sachlichen wie der geistigen Seite, nach innen, nach außen, in die Höhe, in die Tiefe. Immer und immer wieder, im ärmlichen Heim und im behaglichen, im Stall und im Haus, in der Küche, in der Kammer und in der Wohnstube, nimmt der Erzähler liebevoll das Inventar des Materiellen auf, so sorgfältig, als der zärtlichste Besitzer es thun könnte. Und aus ihrer Habe steigen die Seelen auf, aus dem Alltag mechanischen Thuns, platter Geschäfte die Erhebungen, die Krisen der Herzen, jubelnde Freude und aufschreiendes Leid. Es wirkt nur um so mächtiger, wenn die Seelen dieser schlichten, in derber Arbeit versenkten, in ihr zumeist völlig aufgehenden Leute, der Frauen und Männer, einmal mit sich allein sind, auf einsamem Gange, in feierlicher Stunde schwerer Entscheidung, in tiefster Wirrnis. Dann wird der Erzähler, der so sehr im Materiellen zu Hause gewesen, ein ebenso berufener Verkünder des feinsten Immateriellen. Und er, der das Momentane mit jeder Zufälligkeit festhält, er läßt uns zugleich

hineinblicken in die Untergründe des Lebens, den der Tag lebt, hinein in die geheimnisvollen Fernen der Sitte. So liegen die größten Weiten im engsten, schlichtesten Rahmen. Jemand half dem Dichter: die Sprache, der Dialekt nämlich. Gotthelf geht vom Hochdeutschen aus, zwar nicht dem allerschönsten; aber die Schriftsprache wird überflutet von Wortschatz, Wortform, Bildern, Metaphern und syntaktischen Bildungen des bernischen Volksmundes. Damit ist ja freilich die künstlerische Sprachseinheit aufgegeben, zumal Gotthelf ohne Bedenken sogar in seiner eigenen Rede an beliebigen Stellen vom Schriftdeutschen ins Mundartliche übergeht und umgekehrt, aber welche Schätze sind zugleich gewonnen! In der Mundart haust am echtesten und reichsten das Heimische, und allerorten funkelt es darin von bildlicher Kraft, von plastischem Vermögen, von Humor, von Kritik, von Feinheit. Das alles kam mit der Berner Sprache hinüber in Jeremias Gotthelfs Werk und so ist wirklich die Heimat drin. Und die Grenzen Jeremias Gotthelfs? Sie liegen im Eifer und in gewissen Richtungen seiner Lehrhaftigkeit. Der Dichter, der ja eigentlich gar keiner sein wollte, predigt, predigt lang und breit, nicht immer lieblich und gern mitten in die Dichtung hinein. Er predigt auch nicht bloß, was seines Berufes ist, er predigt politische Zeitkritik, polternd und schmälend, in ganzen Büchern und an einzelnen Stellen von andern. Er hat dabei oft nicht die Wahrheit auf seiner Seite und jedenfalls nicht die Dichtung, nicht die Kunst. Im Künstlerischen ging es noch höher hinauf, und andere waren schon da, neues Schweizerblut, den Höhenpfad sieghaft zu beschreiten. In dem Jahre, da Jeremias Gotthelf starb, 1854, erschienen die drei ersten Bände von Gottfried Kellers „Grünem Heinrich".

* * *

Das führende Wort in der deutsch-schweizerischen Dichtung ging wieder an Zürich über, und es blieb ihm bis gegen Jahrhundertsende, verkörpert in zwei Männern, deren Bedeutung die Grenzen ihres Landes völlig verschwinden und sie als Höhen der zeitgenössischen Dichtung überhaupt erkennen ließ. Aus der gedrückten Enge, aber auch der gesunden Rührigkeit einer untern kleinbürgerlichen Volksschicht ging der eine und erste hervor: Gottfried Keller, geboren am 19. Juli 1819 zu Zürich als der Sohn eines schlichten Drechslermeisters von ungewöhnlichem Bildungssinn, einer Natur, wie sie dem „Fähnlein der sieben Aufrechten"

wohl angestanden wäre. Der Vater starb früh, schwere Erhaltungs- und Erziehungslasten auf den Schultern der Witwe zurücklassend, und mühevoll, verworren, unsicher gestaltete sich dadurch der Jugendgang des nachmaligen Dichters, der bestimmten Richtung und klarer Aussichten ermangelnd in Jahren noch, da auch die verspäteten Wegsucher über Lebensgestaltung und Lebensziel schlüssig geworden sind. Bis tief in sein viertes Jahrzehnt hinein war Keller, in München malend und hungernd, in Berlin dichtend und mit derselben Lebensnot kämpfend, in ewiger Geldverlegenheit, für die Mutter in der Heimat jahrelang verschollen — eine durchaus problematische Gestalt, die in ihrem Unvermögen, zu einer sicheren Lebensgestaltung zu gelangen, dem Schicksal unrühmlichen Scheiterns entgegenzutreiben schien. Ein Maler, wie er es gewollt, war er nicht geworden, und der Anfang der Vierzigerjahre von München Heimgekehrte stand vor einem Bankerott seines langen Berufsbemühens. Da fing ein anderer Quell der Kunst in ihm zu rauschen an, und als Dichter sollte er siegen. Die große Cäsur, die um die Mitte des Jahrhunderts die Wandlung des Staatenbundes in den Bundesstaat in die politische Geschichte unseres Landes eintrug, ist durch Gottfried Keller auch in die litterarische Geschichte der Heimat eingeprägt worden. An der Erregung der politischen Kämpfe, welche auf die Lösung durch den Sonderbundskrieg hinzielten, entzündete sich seine Dichtung. Mit flammender politischer Lyrik, und zwar einer Freiheits- und Fortschrittslyrik, einer Sturm- und Drangpoesie der sich ins Leben ringenden neuen Eidgenossenschaft, trat der Dichter, an Herweghs Liedern sich berauschend, erstmals an die Öffentlichkeit, auch er gewissermaßen als ein Mann der Lehrhaftigkeit, und zwar einer geradezu parteipolitischen. In die Schroffheit des politischen Glaubensbekenntnisses klang aber auch der Sang der gemeinsam geliebten Heimat bereits hinein; am 13. September 1844 verfaßte Keller das zwei Jahre später von Wilhelm Baumgartner in Töne gesetzte Vaterlandslied, das am volkstümlichsten gewordene Dokument seines gewaltigen Heimatsgefühls. Die Richtung auf die Dichtung war nun gegeben, aber erst wie etwas im aufflammenden Blitz Erkanntes. An die Zürcher Zwischenjahre von 1842—1848 schloß sich für den Alt-Maler und Jung-Poeten neue Lehr- und Wanderzeit voll Not und Wirrnis gegen das Ende an, mit Heidelberg und Berlin als Stationen. Als Keller im Jahre 1856 endlich heimkehrte, ein wohlgezählter Siebenunddreißiger, lag die Zukunft noch

so unsicher und haltlos vor ihm wie zuvor; doch nun war es ein unzweifelhafter Künstler, der wieder an seiner Mutter Tisch sich setzte, der Verfasser des „Grünen Heinrich", eines Gedichtbandes und einiger ersten „Seldwyler Geschichten". Wieder verrannen fünf Jahre, da wurde durch erstaunliche Wandlung aus dem problematischen Gesellen, dem Verwilderung drohte, der würdige Staatsschreiber löblichen Standes Zürich. Und da er's einmal war, so war er's gleich recht, als ein ganzer Mann seines Berufes. Im Jahre 1876 aber schied Keller vom Amt; die „Sieben Legenden" waren in dieser Zeit entstanden, die „Seldwyler Geschichten" abgeschlossen worden. Ein Jahrzehnt noch verblieb dem Dichter, und gemächlich in der goldenen Fülle seiner machtvollen Phantasie hausend, schuf er mit reifer Kunst erlesene Werke zwingenden Zaubers: die „Züricher Novellen", den Novellencyklus des „Sinngedichts", die neue Fassung des alten „Grünen Heinrich" und sein letztes Buch, den Roman „Martin Salander". Auch seine Gedichte sammelte er zur Gesamtausgabe auf das Jahr 1883. Die letzten Jahre von Gottfried Kellers Leben waren ein Hindämmern gegen das Ende. Am 15. Juli 1890 trat erlösend der Tod an ihn heran, nachdem ihn ein Jahr zuvor, bei Anlaß seines 70. Geburtstages, sein Land und alles deutsche Volk als einen wahrhaft Großen der Zeit einhellig beglückwünscht hatte.

Gottfried Keller, weiterlebend in seinen Werken, ist ein Mann seiner Heimat. Tief und freudig wurzelt er im schweizerischen Wesen. Er war nie dessen Verhimmler, aber dessen schlichter Bekenner und ein treuer Wächter seines Wertes, der innige und feurige Sänger alles dessen, was schön und gut in unseren Gauen, in unserer Volksgemeinschaft, aber auch der zornige Geißler, der strengste Richter verborgener und offener Schädlinge unseres Volkstums. Am meisten, schrieb Conrad Ferdinand Meyer, habe ihm an Gottfried Keller dessen Stellung zur Heimat imponiert, „welche in der That der eines Schutzgeistes glich; er sorgte, lehrte, predigte, warnte, schmollte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt". So führte er, zwar mit höchst gesteigerten Mitteln des Künstlerischen, alte lehrhafte Tendenz vaterländischer Dichtung weiter, und es ist in ihm sozusagen noch ein gutes Stück Jeremias Gotthelf enthalten, am stärksten verspürbar vielleicht im herb-schönen „Martin Salander", einem wahren Buche nationalen Gerichts, in dem der Dichter zu seinem Volke spricht, oft so strenge,

Gottfried Keller.

Nach einer Ätzung von Stauffer.

Mit specieller Genehmigung der Verleger Amsler & Ruthardt, königl. Hofkunsthandlung, Berlin.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

wie der in die Hölle verweisende Dante. Auch der da gelegentlich strenge richtet, mit kurzem, schneidendem Spruch, nicht mit Gotthelfs polterndem Redeguß, thut es aus heißer Liebe zur Heimat, die er sauber wissen will und gesund, und die Freude am Vaterlande durchsonnt sein Werk in allen Teilen. Seine Seele schwingt voll und mächtig mit, wo in stimmendurchbrauster Festhütte an nationalem Tag die wehrhaften Männer zusammensitzen, des einigenden Bundes froh. In ihm hat das eidgenössische Empfinden den markigsten Barden gefunden. Die kernige Volkskraft und schlicht-gediegene Innerlichkeit unverfälschten Schweizertums, das sich eines Rechtes und Wertes weiß, lebt in seinen Büchern in herrlichen Gestalten, und die Schönheit unserer Landschaft mit dem reisigen Wall der Berge, die in stillem Leuchten hoch und hehr herniederschauen in friedliche Gauen, fand in ihm einen Großmeister festbannenden Worts. Er war ein Dichter ganz und gar, und so wie keiner der früheren, von denen wir auf diesen Seiten geredet, schöpfte er frei und groß aus eigensten Schätzen der Phantasie, wurde er der Vater eines in Kraft und Schönheit prangenden, strahlenden Zuges eigenster Wesen. Er kündete, laut oder leise, offen oder verhüllt, eigenes Erlebnis, eigene Existenz, und seine Kunst hob es zum Typisch-Menschlichen empor. Ein stolzes Geschlecht von wackeren, tapferen Degen der Individualität ergeht sich in Kellers Schöpfungen. Die Geschichte seiner Jugend erhob Keller zu seinem ersten großen Werk, in rätselvoller Tiefe der Innerlichkeit gelebt und ringend niedergeschrieben, aber nun erstrahlend in einem leuchtenden Schimmer, in manchen Teilen schön wie ein Traum. Aus eigenster Existenz, nicht wie Gotthelf aus der sachlichen Fülle des ihn umgebenden Volkstums, schöpfte der Dichter diesen Roman, und diese Quelle ist es, die auch in seinen späteren Büchern, in seiner Lyrik selbstverständlich, am reichsten fließt. Auch dort, wo der Stoff am meisten außer ihm liegend erscheint, hüllt Keller ihn in eigenste Atmosphäre. Denn eine solche ist sein mächtiger und kostbarer, in einem außerordentlichen Reichtum der Formen sich äußernder Humor. Er waltet im zierlich vorüberhuschenden Einfall wie im draftischen Vergleich, in zarten und in grimmig-wehrhaften Bildern, und er umwittert nicht bloß das Einzelne, er schafft ins Große als ein Element des Humanen, und er weist uns den Menschenwert in den letzten, wunderlichsten Käuzen. In den „Sieben Legenden" hat dieser Humor im Bunde mit Kellers Sprachvermögen sein Feinstes geschaffen,

in seiner Art Klassisches. Humor und Phantasie des Dichters, ihrer Kraft sich freuend, unternahmen mit Lust Ausflüge in die Reiche des Phantastischen und des Grotesken. Das Traumhafte, das Dämmernde, das Dämonische, das Spukhafte spielen eine ansehnliche Rolle in Kellers Dichtung, und die Verbindung einer oft übermütigen Phantasiefreudigkeit mit solidem Wirklichkeitssinn ist charakteristisch für die litterarische Physiognomie des großen Zürchers. Den ganzen Keller aber weist uns Kellers Sprache: eine machtvolle, kerngesunde Sprache von strotzender Individualität, leuchtend aus ihrem Innersten heraus, wuchtig ausschreitend in episch-kraftvollem Gang, aber auch innig und sinnig, der Verkündigung des Stillsten und Intimsten gewachsen. Es ist eine Sprache von tiefem, vollem Klang, bilderfüllt, treffsicher und in der Sicherheit ihres Zieles mitunter unbedenklich die geschliffenste Fassung verschmähend, aber von reichstem innerlichem Leben, und dadurch von höchster künstlerischer Kraft. Eine Verfeinerung dieser Sprache auf die erlesenste künstlerische Wirkung hin war noch wohl möglich, und der andere machtvolle Zürcher Dichter, Conrad Ferdinand Meyer, hat in der prachtvoll gemeisterten Kraft seiner gemeißelten Gestalten und Gedanken diesen Schritt gethan, aber die größere elementare Fülle, meinen wir, ist in Kellers Sprache und Werk.

* * *

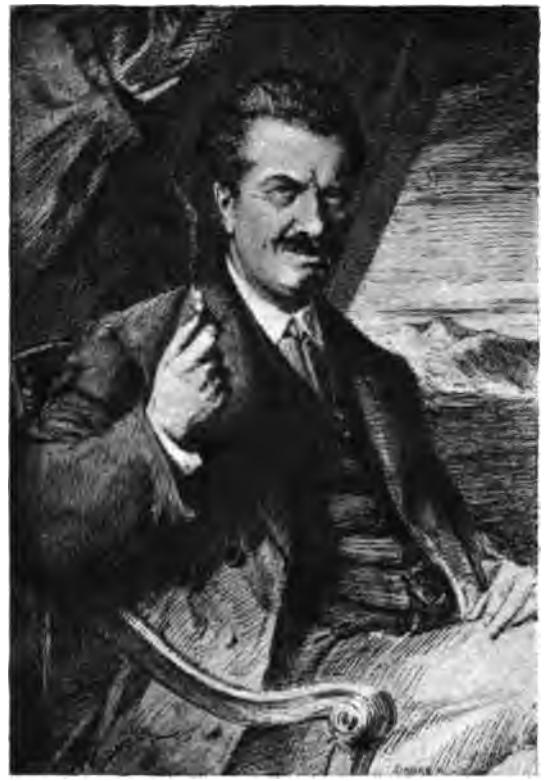
Die beiden zu Größen der deutschen Litteratur erwachsenen Zürcher haben einen künstlerischen Glanz in die deutsch-schweizerische Dichtung der zweiten Jahrhundert-Hälfte hineingeworfen, der die litterargeschichtliche Schätzung des Kleineren im Verhältnis zur ersten Hälfte der Epoche unwillkürlich herunterdrückt. Gleiches hat für die beiden Hälften nicht gleiche Bedeutung, und man wird an dem Schlichteren schneller vorüberschreiten zu den künstlerisch bedeutsamsten Individualitäten. Gegenüber der Dichtung dieser uns näher liegenden, in unsere eigenste unmerklich übergehenden Zeit fällt es uns auch schwerer, in der Vielfältigkeit des Kleinen das kulturell Typische klar zu erkennen. Die Bäche und Bächlein landläufigen Dichtens fließen in freundlichem Murmeln ihres Wegs; sie tragen ältere Tradition der Sangesweise und der Stoffe weiter, nehmen aber auch neuere Elemente auf und bieten das Bild, wenn nicht eines großen Aufschwunges, so doch einer reicheren Differenzierung des künstlerischen Vermögens. Individueller

stellt sich auch der schlichtere Poet seinen Stoffkreisen gegenüber, und immer mehr rückt das Schwergewicht der Dichtungen, das zuvor in ihrem objektiven gedanklichen Wert erkannt wurde, in die Persönlichkeit des Dichters hinein. Er durchdringt die Dinge mehr, ringt mit ihnen, und ist mehr darauf bedacht, sich selber zu geben, aus eigenster Tiefe zu schöpfen. Damit ist zugleich die Richtung auf eine schmiegsamere, feinere, individuell-künstlerische Sprachbeherrschung gegeben. Wie der Mut wächst, das Persönliche auszudrücken, das ist in diesem Zusammenhange vielleicht bei wenigen so deutlich zu erkennen, wie in den „Klängen von der Thur" des Wilers Sailer, des als volkstümlicher Dramatiker bereits genannten nachmaligen st. gallischen Landammanns, wo außer dem Dichter liegende epische Stoffe mit persönlichen Gemütsbekenntnissen völlig durchflochten sind. Und da wir just Sailer genannt haben, ist es zum denkwürdigen Bilde zu ergänzen, daß das eine Städtchen innert etwa zwei Jahrzehnten nicht weniger als fünf weitere Dichter von echter Begabung als seine Söhne auftreten sah: die drei Brüder Müller (den Nationalrat Johann Josef, den genialen Architekten Georg und den Fabrikanten Johann Baptist), ferner die beiden Brüder Morel, den als Historiker der helvetischen Gesellschaft bekannten, vielseitig begabten Karl und den Einsiedler Pater Gall Morel, durch welchen von einer Klosterzelle aus klangvoll und sympathisch in den Poetenchor der Heimat eingestimmt ward. Im Aargau wandelte stillen, sinnigen Gemütes der Oberrichter Eduard Dössekel in Tanners Spuren; Aargauer waren ferner die beiden Dorer, Eduard und Edmund, Vater und Sohn, letzterer nicht bloß formreifer Dichter, sondern auch Vermittler der spanischen Poesie. In Basel huldigte der berühmte Germanist Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel neben der Wissenschaft der Muse, formgewandt, nachdenklich, mitunter aber, wie im Weinbüchlein, keck-humorvolle Töne anschlagend; Theodor Meyer-Merian dichtete traulich und heimelig in alemannischer Mundart, und Friedrich Heinrich Osers Lyrik bot den Komponisten unerschöpfliche Weide. Im Wallis sang Leo Lucian v. Roten vom Vaterland; die Zürcherin Meta Heußer gelangte zu Ansehen auf dem Gebiete des religiösen Liedes. Die von einer Tochter der eben Genannten, von Johanna Spyri verfaßten Jugendschriften ragen hoch empor über die Masse dessen, was auf diesem im argen liegenden Gebiete geschaffen wird. Der Solothurner Franz Joseph

Schild ist als Dialektdichter zu nennen; in einem mundartlichen Gedicht von reifer künstlerischer Fassung und Stimmung, dem „Friesenwäg", erreichte auch der Berner Poet und Erzähler Johann Jakob Romang sein Höchstes. Einen merkwürdigen Fall bis ins Bizarre sich steigernder poetischer Subjektivität stellt der Zürcher Dichter und Maler August Corrodi dar, in dem sich zu einem wiedererstandenen gemütlichen Ufteri eine Erbschaft Paul Richterschen rastlos herumsurrenden Stilwesens gesellt hat; entschiedene und eigenartig eindringliche Stimmungsgewalt löst die maßlose Eigenwilligkeit seiner üppigen Phantasie zu oft in einen flimmernden Staub auf. Und zwei schweizerische Lyriker erstanden, welche in verschiedener Richtung als wahre Gegenpole früherer deutsch-schweizerischer Dichtung zu deuten sind: der Berner Ferdinand Schmid (1823—1888), als Dichter Dranmor sich nennend, der tiefernste, entsagende Barde des metaphysischen Rätsels, der geheimnisvollsten, ungelösten Lebensfragen, und der Zürcher Heinrich Leuthold (1827 bis 1879), unser unglücklicher Sänger des höchsten Wohllautes. Ist der Erstgenannte von dem heimisch-üblichen Zuge praktischer, volkstümlicher Tendenz gänzlich abgewichen zu einer höchst exklusiven, philosophischen Gedankenschwere, so hat Leutholds Dichten alle heimische Schwere der Sprache abgestreift, und ist ein Schwelgen in süßer, in sich selbst verliebter Sprachmusik geworden. In Leuthold saß ein Dämon, der den Dichter schließlich hinüberriß in die Nacht des Wahn-

Dranmor.

sinns und ihn darin enden ließ, und fast wie ein Dämon mutet uns auch Dranmors Erkenntnisdrang an, in dem leidenschaftlichen Ungestüm, mit dem er an die verschlossensten, hoffnungslosen Pforten pochte, in der völligen Ungeneigtheit, durch freudige Betrachtung der Fülle der Welterscheinungen sich entschädigen zu lassen für die Schranken, die dem Menschengeist gesetzt sind. So ist Dranmor, der in Brasilien seine zweite Heimat fand und die größten Natureindrücke beider Welten in sich aufnahm, ein tiefsinniger Sänger des Weltmeeres geworden, lauschend, ob ihm das ewige Rauschen das Ewige deute, und in seinem „Requiem" ein Sänger des Todes, des Pantheismus. Das gesunde alte Schweizerblut hat sich nicht verleugnet auch in diesem grüblerischen Dichter der Weltgeheimnisse; sein schwerer Sang des Verzichtenmüssens schreitet aufrecht einher, in männlicher Tapferkeit und ohne wehleidiges Klagen. Und über ihm wallt das Panier des freien Gedankens. Völlig anderen Wesens ist Leutholds. Das künstlerische Ideal, das in seinen Gedichten wieder und wieder angerufen wird, in einem wahren Kultus, ist der Wohllaut. Er ist die Natur von Leutholds Poesie und ihr eigentlicher Inhalt, jedenfalls bestimmendes Gesetz für die Äußerung dieses Inhalts. Die zuckendste Empfindung hat sich in Leutholds Dichtungen einzufügen in das strengste künstlerische Gleichmaß der Form, und sie thut es willig, ja mit Wollust. Die ganze einseitige Energie des Dichters, der nicht fähig gewesen ist, das



H. Leuthold.
Nach einer Federzeichnung von G. Patteritz.

Leben zu meistern, geht in dieser von ihm gemeisterten Richtung; aus den unlösbaren Dissonanzen seiner umdüsterten, im geistigen Dunkel sich verlierenden Existenz flüchtet er zu einlullenden, süßen Melodien des klingenden Worts. Es ist Kunst, was er geschaffen, nicht Künstelei, nicht Versgetändel, und auch nicht eine Formkunst kalter Glätte, sondern ein echtes, aus dem Herzen quellendes, oft leidenschaftlich-erregtes Poetentum — und doch ist uns, wenn wir die Musik der Leutholdschen Strophen ganz genossen, als müßten wir, der Schönheit froh, harren auf etwas Zusammenfassendes, Krönendes: auf Persönlichkeit. So ist uns Leuthold der Meister der Form, in seiner Lyrik, in der epischen Dichtung „Penthesileia", im Rhapsodiencyklus „Hannibal", in den prachtvollen Übertragungen fremder Lyrik.

Jakob Frey, auf seinem Totenbett.

Leuthold ist im Kampfe seiner zarten, kryſtallisierenden Künstlerschaft mit der äußern Gestaltung seines Lebens untergegangen. Gottfried Keller mit seiner viel robusteren Mannes- und Künstlernatur wäre es beinahe auch so gegangen, und es bedeutete für ihn eine Rettung, als er tapfer die Feder des Staatsschreibers zur Hand nahm, eine bedenkliche Freiheit verabschiedend. Keller hat seine Heimat einen „Holzboden für den Poeten" genannt, und Leuthold widmete ihr grollende, anklagende Verse, ohne deswegen aufzuhören, ihr treuer Sohn zu sein. Der Fall Leuthold, soviel trauriger er ist als jeder andere, bietet

freilich höchst individuelle Momente, welche die verspätete Würdigung dieses Dichters durch die Heimat erklären. Bezeichnender ist, daß erst Deutschlands Huldigung uns über die Bedeutung von Gottfried Keller und C. F. Meyer die Augen öffnete, und noch deutlicher tritt es auf dem Felde gediegen-volkstümlicher heimischer Litteratur hervor, daß den Talenten deutsch-schweizerischer Dichtung das Volksinteresse nur in kümmerlichstem Maße entgegenkommt. Oder müssen wir sagen: kam? Der schöngeistige Ruhm des deutsch-schweizerischen Publikums klingt nicht fein, und die Kulturhöhe auf diesem Felde dürfte in unserem Lande dem welschen Sprachgebiet zuzuerkennen sein. Man wird auf solche Reflexionen gelenkt durch das Geschick des vortrefflichen aargauischen Erzählers Jakob Frey (1824—74), dessen Lebensgang erfüllt ist von bemühendem, tapferem Ringen um Anerkennung und bescheidene materielle Ersprießlichkeit einer gediegen-volkstümlichen Schriftstellerei. Und gleiches Los ward gleichzeitig anderen entschiedenen Talenten zu teil, so dem bernischen volkstümlichen Novellisten Samuel Haberstich (Arthur Bitter), neben dem wir gleich noch als weiteren tüchtigen Volksschriftsteller den gegen Ausgang des Jahres 1897 gestorbenen Solothurner Alfred Hartmann nennen, den Verfasser der „Kiltabendgeschichten" und anderer vortrefflicher Darstellungen heimischer Welt. Jakob Frey, der Namhafteste dieses Kreises, aus dem Kleinbauernstande erwachsen, zeigt eine Weiterführung der Darstellungen aus dem schweizerischen Volkstum in einer andern Richtung, als sie Jeremias Gotthelf dieser heimischen Gattung gewiesen. Mit Gotthelfs unerschöpflicher Fülle der Charakterisierung durch das Detail in Wettbewerb zu treten, schien zum vornherein aussichtslos; wohl aber mochten neuartige und künstlerische Erfolge winken durch straffere, dafür höchst stimmungsgesättigte Komposition, durch größere Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Fabel. Und so erzählt Frey von seiner aargauischen Heimat, dann aber auch von Land und Volk im Hochgebirge, und im „Alpenwald" hat er die Bergstimmung draußen und drinnen in den Geistern mit wahrhaft vollendeter Kunst in eine Mustererzählung gebannt. Er ist ein Erzähler von feiner Schlichtheit, wo immer ihm die Lebensjagd zur künstlerischen Ausfeilung Muße ließ, von hohem Gefühl für Stimmung und ein glücklicher Zeichner vaterlandsgeschichtlicher Hintergründe zu seinen Seelenbildern.

* * *

Mit Gottfried Keller haben wir uns den andern großen Zürcher Poeten Conrad Ferdinand Meyer zusammen zu denken und zu nennen gewöhnt, fast wie Goethe und Schiller in der Erinnerung der deutschen Kulturwelt für immer nebeneinander stehen. Keller war ob dieser automatischen Verbindung, welche die Zeitgenossen mit ihnen vornahmen, nicht erbaut, und brummte einst halb scherzend, halb ernsthaft über das Geschick, immer als „siamesischer Zwilling" aufgeführt zu werden. Die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Dichtern waren von recht loser Natur; höchst verschiedenartig war auch ihr Wesen, von den Lebensgewohnheiten angefangen bis hinauf zu der Art ihrer Künstlerschaft. Die Rauheit von Kellers Lebensgang, deren seelische Spuren auch die späteren, gefesteten Jahre in dem Manne nicht mehr zu verwischen vermochten, war dem am 12. Oktober 1825 geborenen Sohne des zürcherischen Regierungsrates Ferdinand Meyer erspart, und im Äußeren völlig glatt, geradezu ereignisarm und frei von materiellen Sorgen verlief das Dasein des Dichters. Der Kreis, aus dem er erwachsen, und der ihm das Gepräge seines äußeren Gehabens verliehen, war altes zürcherisches Patriziat, nicht das Kellersche Milieu schlichtester, um die Existenz ringender Verhältnisse. Alles, was in Meyer ein Ringen und ein Durchkämpfen von Krisen gewesen, waren innere Bildungskämpfe. Die fehlten dann freilich nicht und traten mit einer Wucht ein, die wir nur erst ahnen können, bis die noch ausstehenden litterargeschichtlichen Bearbeitungen seines Lebens uns klarere Einblicke gewähren werden. Wesentlich ist vor allem, daß der junge Zürcher in den bildungsfähigsten Jahren so eindringlich, wie keiner der in dieser Umschau bisher genannten deutsch-schweizerischen Dichter, sich zu eigen gemacht hat, was die Sprach- und Rassenverschiedenheit in unserem Lande an sich ergänzendem Reichtum vielfältigen Geistes bedeutet. Die französische Schweiz ist Meyer durch lange Aufenthalte zur zweiten Heimat geworden, französische Sprache und Litteratur wurden für ihn Bildungselemente, die in dem Geiste des jungen Mannes geradezu die Führung übernahmen und sie zu behalten schienen. Dröhnender Wandlung in der Weltgeschichte bedurfte es, um Meyer zum deutschen Geiste, dem er entsprossen, zurückzuführen. „Das Jahr 1870", sagt er in der kurzen, autobiographischen Skizze, die wir von ihm besitzen, „war für mich das kritische Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüter zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in meiner

C. F. Meyer in seinem Arbeitszimmer.

(Phot. R. Ganz, Zürich.)

Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, that ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlasse das französische Wesen ab, und innerlich genötigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich „Huttens letzte Tage". Meyer hat diese wunderbare große kleine Dichtung, die er 1871 als Sechsundvierzigjähriger veröffentlichte, einmal ausdrücklich als sein Erstlingswerk bezeichnet, damit hinweggleitend über seine zwei früheren Publikationen: „Zwanzig Balladen" (1864) und „Romanzen und Bilder" (1870), die, gesichtet und gefeilt, später in der Sammlung der Meyerschen Gedichte ihre Auferstehung feierten. Ganz ungewöhnlich spät hatte dieser zu seinem germanischen Stamm zurückgekehrte Dichter zur Feder gegriffen, nun aber reiften goldene Früchte und reihte sich Buch an Buch. Im Jahre 1872 erschien Meyers Idyll „Engelberg", vier Jahre später die machtvolle Bündnergeschichte „Jürg Jenatsch", dann die Novelle von Thomas Becket „Der Heilige". Das Jahr 1883 sah vier „Kleine Novellen" („Das Amulett", „Der Schuß von der Kanzel", „Plautus im Nonnenkloster", „Gustav Adolfs Page") in einem Bande vereinigt ins Land hinausziehen; in einem zweiten Bande gesellten sich später dazu: „Die Hochzeit des Mönchs", „Das Leiden eines Knaben" und „Die Richterin". Später schenkte uns des Dichters Kunst noch die Novellen „Die Versuchung des Pescara" (1887), und als Letztes „Angela Borgia" (1890). Dann legten sich Schatten über den Geist des gewaltigen Ge-

C. F. Meyer.
Nach einer Ätzung von Stauffer.
Mit specieller Genehmigung der Verleger Amsler & Ruthardt, Berlin.

stalters, sein Werk war zu Ende, und am 28. November 1898 war es auch das Leben, dem wir jenes verdanken. Auf dem herrlich gelegenen, zu den ewigen Firnen hinüberschauenden Landsitz zu Kilchberg am Zürchersee war dieses Dasein seit 1875 äußerlich ohne Wandlung verflossen, nachdem Meyer zuvor in Küsnacht und Meilen seinem lieben See nahe gewesen. Nur etwa Reisen hatten Cäsuren in dem ungestörten Landidyll angebracht. Das Haus zu Kilchberg aber war eine Warte hoher deutscher Dichtung geworden, Meyers Name einer der ersten zeitgenössischer Kunst.

Meyers Dichtung, die Spätfrucht eines gereiften Geistes, ist in ungewöhnlich ausgeprägter Weise aus des Dichters Bildung entsprossen, oder doch in sie hineingegossen. Schon ein väterliches Erbe ihrer Richtung nach, war sie vor allem eine historische Bildung und zwar von eben so bedeutendem Umfang des gesicherten Wissens als von hoher allgemeiner Sammlung des Geistes für klare Durchdringung und Beleuchtung verworrensten historischen Geschehens. Wenn Gottfried Keller die Geschichte seiner eigenen Jugend das Thema zu seinem ersten Meisterwerk geliefert hat, so wählte sich Meyer für das seinige, für die Dichtung „Huttens letzte Tage", sofort eine welthistorische Persönlichkeit als Helden. In den Hallen weltgeschichtlicher Existenz ist dann auch der Dichter im allgemeinen verblieben, in vergangenen und fernsten Jahrhunderten zum mindesten so sehr sich zu Hause fühlend, wie im eigenen, und verhältnismäßig sehr selten — selbst wenn wir die im Jahre 1882 erstmals vom Autor gesammelten Gedichte mit einrechnen — tritt uns der Dichter mit direktem, persönlichstem Bekenntnis, ohne historische Übertragung und Einkleidung entgegen. Aber gleich „Huttens letzte Tage" mochten lehren, wie dieses Leben und Dichten in der Vergangenheit zu verstehen war: nicht als säuberlich-ängstliches Zusammensetzen von Mosaiken, sondern als ein Schaffen aus dem Vollen, nicht als ein Behagen an Ausstattung, sondern als ein innerstes Nachleben, nicht als Kostüm, sondern als Inhalt. In Meyers historischen Novellen und in seinem Bündner-Roman wird man stets eine der glänzendsten Überwindungen jener poetischen Unzulänglichkeit erkennen, die in den sogenannten archaistischen Romanen mit dem großen Apparat und dem kleinen Nutzeffekt Gestalt gewonnen hat, und man wird es auf die Dauer bewundern, mit welch erstaunlicher Ökonomie des eine bestimmte historische Epoche Bezeichnenden der Dichter gerade die lebendigste histo-

rische Stimmung erweckt. Vielleicht das wirksamste Vermögen der Meyerschen Dichtung liegt in der eminenten Kunst, mit welcher der Dichter jeweilen das gebotene Beleuchtungsmaß für seine historischen Stoffe zu treffen wußte, die von der Welt der Historie herausgegriffenen Gestalten in ihrer entlegenen Ferne belassend, und sie doch mit einem Leben erfüllend, das oft mit fast dämonischer Gewalt sie uns naherückt.

J. V. Widmann.
(Phot. Vollenweider, Bern.)

So hat er aus Karls des Großen Tagen die Richterin, so den Bündner Jürg Jenatsch aus dem Dunkel herausgemeißelt, so die südliche wie nördliche Welt der Renaissance in einem Zug leuchtender und düsterer Gestalten in seine Dichtung eingeführt, als mächtige Visionen im großzügigen, feierlichen Freskostil, Menschen von wuchtiger Individualität, von oft rätselhafter und dämonischer Tiefe ihres Wesens, erfüllt von unabwendbarem Schicksal. Die Novelle war diesem Meister der an sich haltenden, reifen Kraft just das rechte Gefäß für seine Kunst, und sie hat es erfüllt mit goldenem Inhalt; den größten, über fast mutwillig gehäufte Schwierigkeiten zum Siege schreitenden Erfolg aber hat Meyers Kompositionsvermögen wohl in der „Hochzeit des Mönchs" erreicht, in der Geschichte, die er Dante in den Mund legt mit ehernem Wort und mit grandiosem Schweigen. Wie das Wort sich abhebt vom Verschweigen: das ist überhaupt eine Besonderheit von Meyers Kunst und von gewaltigsten Wirkungen in seinen Gedichten, in deren Verstummen oft die Summe des Sagens liegt. Machtvoll wird das Wort angeschlagen, und so genügen ihrer wenige, einen vollen Sang nachklingen zu lassen im Gemüt des Hörers. Mit zwei Worten läßt Meyer die Orientalin von Palästinas Küste den Weg zu ihrem

Geliebten im fernen, grauen London finden; es ist wie ein Sinnbild für die Wortökonomie in Meyers Dichtung, die ihre Sprache auf die äußerste Knappheit gebracht, aber auch die Tragfähigkeit ihrer Worte aufs höchste gesteigert hat. Das verleiht Meyers Kunst einen Zug ersichtlicher Berechnung, dem gegenüber z. B. Gottfried Kellers Dichten elementarer, eingeborener erscheint. Wir denken, der Eindruck täuscht in der That nicht; aber Künstlerschaft ist dort wie hier: in Kellers versonnener Phantasie, die gelegentlich rein nur aus einer sprichwörtlichen Redewendung sich ein Märchen herausspinnt und stets mit der Phantastik gute Nachbarschaft unterhielt, wie in Meyers helläugigem Vermögen, das Historische scharf umrissen ins Leben zurück zu citieren und mit gesättigter Wirklichkeit zu erfüllen. Und ob uns auch hinter diesen Gestalten des Dichters Persönlichkeit weniger nahe scheinen mag als bei Keller und seinem Werk, so hat doch gleich in „Hutten" Meyer, der Mann, so entschieden gesprochen als Keller in den stürmischen Sängen seiner ersten Poesie. Auch sein persönliches Wort war das unbedingte Bekenntnis des freien Geistes, Hutten gegen Loyola!

C. Spitteler.
(Phot. Zimmermann, Luzern.)

* * *

Es bleibt uns schließlich noch übrig, einen Blick zu werfen auf die Lebenden, auf die noch heute Produktiven. Mögen auch solche unter ihnen sein, deren litterarisches Lebenswerk in der Hauptsache als abgeschlossen betrachtet werden dürfte, so mögen sie wie die in ihren Anfängen Stehenden oder wie die in vollster Entwicklung Begriffenen

immerhin darauf Anspruch haben, noch nicht historisch betrachtet zu werden. Um kurze Erwähnung und rein skizzierende Charakterisierung nur kann es sich auch gegenüber den wenigen Namen handeln, welche wir aus einem zahlreichen Kreise von Schaffenden hervorheben. Den Späteren das kritischere Erlesen! Noch in die Mitte der Sechzigerjahre gehen die ersten Dichtungen Joseph Viktor Widmanns zurück, eines Schriftstellers von beweglichster, journalistisch geschulter Vielseitigkeit, von schimmernder graziöser Formgewandtheit und hohem Kunstverstand. Mit seiner starken, poetisch reichen Phantasie verbindet sich aufs engste eine immer rührige Kritik, die bald im schalkhaften Humor sich befriedigt, bald als eine Lebensbetrachtung voll sinnenden Ernstes sich äußert, aber auch zum schärfsten, temperamentvollsten Angriff übergeht. Durch sein Dichten auf allen Gebieten, dem lyrischen, epischen und dramatischen, geht ein Zug freier und aggressiver Individualität; ältere Formen mit prickelnder Modernität zu erfüllen, gereicht ihm zur besonderen Lust. Die Führung behält über die vielfältigsten besonderen Absichten eine echte poetische Freude am Fabulieren und die Pflege der Schönheit. In Karl Spitteler, in dessen Bildung fremde Elemente die schweizerischen überwiegen, hat die Künstlerschaft exklusiv-vornehme Haltung angenommen und freut sich völliger Besonderheit in Gedanke und sprachlicher Fassung. Es ist bewußteste „Kunst um der Kunst willen", in jedem typischen Stück ein Bekenntnis souveränen Persönlichkeitsgefühls, eigenwillig bis zur Unnahbarkeit, aber von starken, poetischen Qualitäten, von blühendem Reichtum der Bilder, voll zarter und wuchtiger Gedanken. Überbordende Phantasie des Gefühls und schwär-

Adolph Frey.
(Photographie Gysi, Aarau.)

merischer lyrischer Schwung erfüllen die Dichtungen der doppelsprachigen Zugerin Isabelle Kaiser, während in den meisterlich gefeilten Versen Adolf Freys, des Sohnes von Jakob Frey, dem früher Genannten, Conrad Ferdinand Meyers männliche Konzentration und schwere Kraftsprache, mit weicherem Klang, Nachfolge gefunden hat. In seinen Liedchen „Duß und underm Rase" übertrug er diese Sprachbehandlung auch auf das Dialektische und verschmolz das bewußt Künstlerische mit dem schlichten, naiven Ton des Volksliedes. An Dranmors grüblerisch-poetische Art erinnert in etwas die Gedankenlyrik des Glarners Jost Winteler („Tycho Pantander, eine Geistesentwicklung in Liedern"), während Otto Sutermeister vielgestaltige, in der Tiefe und an der Oberfläche liegende Weisheit des Lebens mit pädagogischer Lust in eine Überfülle von Spruchdichtung ausgemünzt hat. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Sutermeister als Sammler deutsch-schweizerischer dialektischer Dichtungen („Schwyzerdütsch"). Ungewöhnliche, eigenartige Stoffe erkoren sich zum Teil die epischen Dichtungen Otto Haggenmachers; von glücklicher Frische sind manche Poeme Friedrich Bopps, der sich als „Roßknecht, Zeitungsschreiber und Poet" eingeführt hat. Auf dem Gebiete der volkstümlichen Prosa-Erzählung hat Jeremias Gotthelfs Vermögen eindringlichster Seelenverkündigung Nachfolge erhalten in derselben Familie durch eine Tochter des Großen von Lützelflüh, Marie Walden ihres Schriftstellernamens. Die überquellende, gelegentlich massiv sich äußernde Tendenz des Vaters äußert sich in der Tochter mehr in den Formen eines reizenden Humors. Mit

Walther Siegfried.

stärkerer novelliſtiſcher Abſicht ſchöpft der ſolothurniſche Erzähler Joſef Joachim ſeine Stoffe aus dem ſchweizeriſchen Bauerntum, wobei eine reiche Kenntnis älterer Volksſitte, des kulturhiſtoriſchen Untergrundes überhaupt, manchen ſeiner größeren Werke Züge beſondern Wertes verleiht. Aus heimiſchem Volkstum quillt ferner dem Schwyzer Dichter und Erzähler Meinrad Lienert ſein Beſtes, und dasſelbe gilt für den Urner Ernſt Zahn. In einer Reihe neueret ſchweizeriſcher Erzähler, die über Unterhaltungszwecke hinaus geſteigerte künſtleriſche Probleme ſich ſtellen, erkennt man, verborgener oder offen zu Tage liegend, ſtofflich oder ſtiliſtiſch, den Einfluß der beiden Zürcher Meiſter Keller und Meyer, als ein Ideal ſchimmernder, individueller Fülle und inhaltsgeſättigter, ſtraffer Sprachbehandlung. Im Sachlichen hat beſonders der Stimmungszauber, den Gottfried Keller über die Kindesjahre des „Grünen Heinrich“ ergoſſen, der goldene Jugenddämmer, zu künſtleriſcher Nachfolge verlockt. Wir denken hierbei an Fritz Marti und Adolf Vögtlin. Sehr bedeutend im Künſtlerroman iſt der faſt lenauiſch gemütsſchwere Walther Siegfried, ein Meiſter in der Erfaſſung zumal düſterer Naturſtimmung und ihrer Umdeutung ins Seeliſche. Darin liegt auch eine Stärke des ſchweizeriſchen Dramatikers, mit deſſen Nennung wir dieſe Skizze abſchließen wollen: des Luzerners Arnold Ott. In ihm hat die ſprachlich-künſtleriſche Schulung, welche die ſchweizeriſche Dichtung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gewann, ſich mit voller und konzentrierter Wucht auf die dramatiſche Form geworfen, und durch ihn erhielt, wenn noch nicht die ſchweizeriſche Bühne, ſo doch unſere Litteratur dasjenige über die Flut der patriotiſchen Feſtſpiele hoch emporragende einheimiſche Werk, welches erſtmals

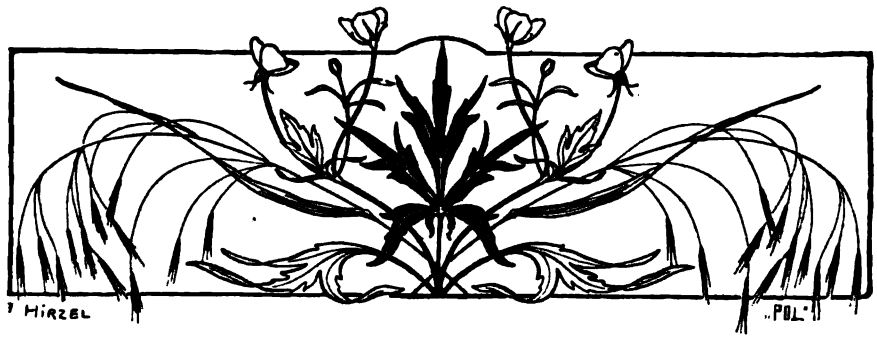
Arnold Ott.
(Phot. Zimmermann, Luzern.)

in originaler Fassung die Fülle schweizerischen Volkstums in eine dramatische Darstellung nationaler Geschichte einführte. Otts Volksschauspiel „Karl der Kühne und die Eidgenossen" bedeutet in der Geschichte der heimischen Dichtung eine glänzende That der Keckheit und der Kraft.

* * *

Wir stehen am Schlusse unseres Aufsatzes. Die Geschichte der deutsch-schweizerischen Dichtung im 19. Jahrhundert stellt in deren bedeutendsten Persönlichkeiten eine unverkennbar aufsteigende Linie dar, einen Fortschritt von der Befangenheit zur künstlerischen Freiheit, eine Zunahme des Phantasiegehaltes und ein Reifen des Ausdruckvermögens. Eine gewisse Herbheit haben die wenigsten unserer Dichter verleugnet, und sie erscheint als ein Teil nationalen Gepräges. Als ein Element der Schwere hat sie die Schulung der künstlerischen Form verzögert, aber entschädigende Gegenwerte geboten in durchgängig entschiedenem Bewußtsein gedanklicher Verpflichtung. Die Dichtung des Landes, aus volkspädagogischer Tendenz heraus zur freien Kunst sich emporringend, beharrte auf sachlichem Gewicht und tüchtigem Inhalt; sie hielt sich frei von der Tändelei und äußerlicher Mache, wurde kein hohles Litteratentum und schöpfte aus tiefen Schächten. Mit starken Banden hält das Nationale unsere Dichter umfangen, nicht als eine äußere Förderung, aber als eine Mitgift geistiger Gesundheit, als ererbten Anteil an einem schönen Gut ungebrochener Volkskraft und an reichen Schätzen des Heimischen. Auch der Sänger des Landes, der schmerzlich auf ein heimisches Echo seines Schaffens harrt, fühlt sich doch treu als schweizerischer Volksgenosse, und etwas Autochthones, ein erfrischendes, kräftiges Element des Bodenständigen, empfindet das Ausland vielleicht noch stärker als wir selbst in den Werken unserer bedeutenden Dichter, auch in jenen, die nicht specifisch schweizerischen Stoffes sind. Eigentlich fruchtbarer als das Besitztum der Landes- und Lokalgeschichte, um das sich das eifrigste Bardentum scharte, erwies sich für die künstlerische Entwicklung der schweizerischen Dichtung das lebendige schweizerische Volkstum des Tages, von Gotthelf in breiter Fülle erfaßt, dann von Gottfried Keller künstlerischer aus dem Gesichtspunkte eigenster Entwicklung dargestellt. Und allezeit war sich diese Dichtung freudig und innig der erhabenen Erscheinung bewußt, die ihr die Firne der Heimat, die Größe

ſchweizeriſcher Landſchaft, vor Augen ſtellte. Conrad Ferdinand Meyer, in deſſen poetiſchem Werk die ſchweizeriſchen Stoffe im allgemeinen vor fremden zurücktreten, hat das Stärkſte und Intimſte ſeiner Heimatempfindung aus dem großen, ſtillen Leuchten der Firne herausgeleſen. Ein koſtbarer Schatz von Heimatdichtungen, lyriſchen und epiſchen, iſt uns geäufnet worden. Und als eine erſtarkte nationale Kraft, erweitert in ihren Stoffgebieten, verfeinert in ihrem Ausdrucksvermögen, begrüßt unſere Dichtung das neue Jahrhundert.



Die Litteratur der französischen Schweiz.

Wie in den andern Landesteilen, so beginnt auch in der französischen Schweiz das geistige Erwachen des Volkes mit der Reformation. Aus dieser mächtigen Gedankengärung entwickeln sich Litteratur und Wissenschaft wie nie zuvor, und ihre glänzendste Periode fällt ins 18. Jahrhundert. Mit der Aufhebung des Edikts von Nantes und der darauf folgenden Emigration bereichert sich unser Land aus dem Verluste Frankreichs, und, zum zweitenmal seit dem 16. Jahrhundert, werden unsere kleinen Städte zu Herden der Aufklärung und der Wohlthätigkeit. Turrettini und Ostervald beleben die erstarrte Theologie neu; Burlamaqui und Vattel verhelfen der Rechtswissenschaft zu einem neuen Aufschwung; unter der Pflege des allumfassenden Bourguet erblühen die Naturwissenschaften, die Geschichtsschreibung unter Ruchat, die Kritik und die Philosophie unter de Crousaz und dem weisen Abauzit.

Besonders um 1750 herum entfaltet sich die Litteratur und wird unser Land, in welchem berühmte Fremde eine sichere und freie Zuflucht finden, eine Werkstätte, aus welcher neue Ideen in die Welt gehen. Genf bringt seinen Rousseau hervor, nimmt Voltaire bei sich auf, schenkt Frankreich Necker und dessen berühmte Tochter, Schriftsteller wie Mallet du Pan, leiht Mirabeau Mitarbeiter wie Dumont und Reybaz, stellt Charles Bonnet und Saussure in den Dienst der Naturwissenschaft, Tronchin und Tissot in denjenigen der Medizin; Lausanne, wo Benjamin

Constant heranwächst, nimmt Gibbon auf und bildet ihn aus und wird das beliebte Stelldichein der ausländischen Gesellschaft. In einem halben Jahrhundert giebt unser Ländchen dem großen Frankreich, dem es so viel verdankt, einen Teil des geistigen Reichtums zurück, den es während drei Jahrhunderten aufgespeichert hat.

Die hervorragendste Erscheinung unserer Litteraturgeschichte ist aber wohl der wunderbare Rousseau, der dem religiösen Empfinden seine Stellung und seine Oberhoheit wieder verschafft, der Erziehungswissenschaft neue Bahnen gewiesen, der französischen Revolution das politische Glaubensbekenntnis geliefert hat, indem er die Gleichberechtigung der Bürger und die Souveränität des Volkes verkündete; Rousseau, der Lehrer und das Vorbild für Madame de Staël, Bernardin de St. Pierre, Chateaubriand, Lamartine, George Sand; Rousseau, in welchem die gebildete Welt den Vater des Romantismus erkennt und begrüßt. Die moderne Litteratur Frankreichs hebt mit ihm, dem beredten Apostel des Ichs, an; und wenn je ein Jahrhundert tief und entscheidend von einem einzelnen Manne beeinflußt worden ist, so ist es das zu Ende gehende, und Rousseau ist der Mann.

J. J. Rousseau.
Nach einem Porträt von Ramsay.

Indessen hat die treibende Kraft, welche von diesem Genie ausging und die Litteratur Frankreichs umgestaltete, in seiner Heimat durchaus keinen bestimmenden Einfluß auf die litterarische Bewegung ausgeübt und auch keine reiche Blüte von Talenten ersten Ranges gezeitigt. Wir müssen es zugestehen, wie schmerzlich es auch unsere nationale Eigenliebe

berührt, daß wir in diesem Jahrhundert keineswegs so viel hervorragende Dichter besitzen, als wir gerne glauben möchten. Hier wie auf andern Gebieten ist alles relativ, und der Name manch eines Schriftstellers, den wir für hervorragend halten, ist kaum über unsere engen Grenzen hinausgedrungen. Vereinzelte Namen freilich haben Klang, und um diese Kernpunkte herum wollen wir in den folgenden Grundzügen der Litteratur des 19. Jahrhunderts die übrigen Namen gruppieren.

Fassen wir gleich anfangs das Merkmal ins Auge, das beinahe alle unsere Schriftsteller auszeichnet und das, wenn es unserer Litteratur auch nicht besondern Glanz verleiht, ihr doch eine bestimmte Eigenart sichert.

Sie ist wesentlich lehrhaft.

Seit den reformatorischen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts, den Theologen und Gelehrten des 18. bis auf Rousseau, Madame de Staël und Vinet, hat kaum einer von unsern Dichtern in rein künstlerischer Absicht zur Feder gegriffen; sie haben alle Ideen zu verbreiten oder zu verteidigen gesucht, überzeugen und unterrichten, belehren und bekehren wollen.

Diese Absicht schließt die Kunst keineswegs aus, aber sie ordnet sie sich unter. Rousseau ist ein großer Künstler, allein er ist in erster Linie der Verkündiger irgend einer Idee; er schreibt ebensosehr aus Überzeugung als aus dem Bedürfnis nach künstlerischer Bethätigung heraus; seine Bücher sind Verteidigungs- oder Anklagereden; nie hat er aufgehört, dem Jahrhundert zu sagen, was es zu thun habe. Seine berühmte Schülerin, Madame de Staël, war im Grunde genommen nur eine geniale Lehrerin, die sich Europa als Unterrichtssaal gewählt hatte. Vinet war vor allem ein bewundernswürdiger Lehrer und der berufene Leiter des nationalen Gewissens, auf den man am meisten hörte. Lehrer waren auch die starken Geister, die aus seiner Schule hervorgingen, Männer wie Secretan, Rambert und Naville.

Unsere Litteratur ist weit entfernt davon, die ästhetische Forderung, daß die Kunst um ihrer selbst willen betrieben werden müsse, zu erfüllen. Sie richtet ihr Augenmerk beständig auf den moralischen Gehalt. Ist sie nicht feierlich und dogmatisch, so ist sie doch immer ernst und keusch; sie ist es sogar in den scheinbar tollsten Schnurrpfeifereien eines Töpffer, in den ungebundensten poetischen Phantasien eines Juste Olivier. Auf Schritt und Tritt begegnet man der angelegentlichsten Beschäftigung

mit den großen menſchlichen Intereſſen, der Autorität des Gewiſſens und dem deutlichen Verlangen, nützlich zu ſein; und wo ſich dieſer Drang nicht von ſelbſt kundgiebt, fühlt man ihn wenigſtens heraus. Es iſt eben das proteſtantiſche Seelenleben, das in unſerer Litteratur zum Ausdruck gelangt; ſie ergiebt ſich nie darein, Form und Inhalt auseinanderzuhalten; es genügt ihr nicht, einfach zu zerſtreuen oder zu ergötzen: ſie macht es ſich zur Pflicht, geſunden und wohlthätigen Einfluß auszuüben.

Sogar ein ſo berühmter Romanſchriftſteller wie Eduard Rod, ſo ſehr er ſich von der ſtrengen Tradition der heimiſchen Litteratur freigemacht zu haben ſcheint, verrät in bezeichnendſter Weiſe die beſtändige Beſchäftigung mit den ernſten Lebensfragen und den deutlichen Gefallen an der moraliſchen Analyſe, dem ſeine Werke zum größten Teil ihren Erfolg verdanken.

Madame de Staël.
Nach einem Porträt von Madame Lebrun.

Und in dieſer Eigenſchaft, die ſowohl das Verdienſt wie die Daſeinsberechtigung unſerer Litteratur ausmacht, liegt die Begründung für das Prädikat der Mittelmäßigkeit, das man ihr hie und da gegeben hat. Sie hat es nicht immer verſtanden, moraliſch zu ſein, ohne zu moraliſieren, ehrbar zu bleiben, ohne durch ihre Fadheit lächerlich zu werden. Sie hat die Schicklichkeit und die Zurückhaltung zu häufig mit der Zimperlichkeit und dem Herkömmlichen verwechſelt. Erſt ſeit wenigen Jahren ſcheint die romaniſche Leſerwelt ihr eine freiere Haltung geſtatten zu wollen.

Der enge Raum, der uns bewilligt worden iſt, um ein Bild von ihrem Zuſtand zu entwerfen, erlaubt uns nicht, bei Einzelheiten zu verweilen. Wir müſſen uns damit begnügen, die Hauptgruppen und die Geſtalten im Vordergrund hervorzuheben.

Zunächst zieht die genferische Bewegung unsere Aufmerksamkeit auf sich; sie geht von dem Aufenthalt der Madame de Staël aus und fällt mit der Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit zusammen. Hierauf erwacht auch das Waadtland, nachdem es sich selbst zurückgegeben war und ein schweizerischer Kanton wurde: die Akademie zu Lausanne wird zum Herd einer reichen Geistes- und Seelenthätigkeit. In dieser Zeit blühen die Wissenschaften in Neuenburg auf und werfen einen eben so lebhaften als rasch vorübergehenden Glanz auf die wissenseifrige kleine Stadt. Die kantonalen Revolutionen aus der Mitte des Jahrhunderts gefährden dieses verheißungsvolle Aufstreben einen Augenblick, bald aber blüht neues Leben aus den Ruinen der Vergangenheit, und die religiöse Philosophie, die litterarische Kritik, die Geschichtsschreibung, der Roman und die Lyrik bezeugen die Lebenskraft des nationalen Geistes und Wesens.

I.

Während der fünfzehn Jahre, welche Genf ungefähr unter französischer Oberherrschaft zubrachte, blieb es immer sein eigener Herr. Es lebte und zehrte weiter von der öffentlichen Denk- und Geistesart seiner Kinder.

Seit 1796 wird die „Bibliothèque britannique", gegründet durch die Gebrüder Pictet (später „Bibliothèque universelle"), zum Sammelpunkt der Genfer und wird bald zu einem internationalen Organ, welches das ganze gelehrte Europa schätzt und achtet.

Einige Meilen von Genf entfernt wohnt in einem herrlichen Exil die berühmte Frau, welche der „große Kaiser" mit seinem Hasse verfolgt, weil er in ihr eine furchtbare „Kaiserin des Geistes" entdeckt hat. Das Schloß zu Coppet ist ein glühender Herd intellektuellen Lebens und fortschrittlicher Ideen. Zweifellos hatte Madame de Staël weder besondere Zuneigung zur Schweiz noch zu Genf und wollte, trotz ihrer welschschweizerischen Herkunft, nur als Fremde unter uns weilen; sie ist indessen doch *unser* vermöge ihrer moralischen Vererbung und der Grundeigenschaften ihres Geistes und Wesens.

Als Kind schweizerischer Eltern und als geistige Tochter Rousseaus hat sie in der Revolution die Befreiung des Menschen begrüßt; wie Amiel so treffend bemerkt hat, verlangte sie von jedem, daß er jemand sei, und darum ist sie freisinnig, protestantisch und republikanisch gesinnt. Ihr

unerschütterlicher Glaube an den Fortschritt, der von ihr ausstrahlte, entflammte die schwärmerischen Geister. Ihr Buch „De la littérature“ weist den innigen Zusammenhang zwischen der geistigen Entwicklung eines Volkes und seiner Freiheit nach; es ist ein eindringlicher Aufruf an die moralischen Kräfte, die unter dem Despotismus eingeschlummert waren; sie wagt es, für die Gewissensrechte einzustehen. Das prächtige Gemälde, welches sie von Deutschland, das trotz seiner Niederlage innerlich wuchs, entwirft, zeigt an Kant und Schiller den Triumph der freien Persönlichkeit und verkündet die Oberhoheit der Seele über die brutale Kraft. Ihr von humanitärer Gesinnung getragenes Werk zielt darauf ab, die Nationen einander näher zu bringen, indem es eine der andern erklärt, um als Dolmetsch zwischen der Geistesart der verschiedenen Rassen zu dienen; es verherrlicht Italien, das bald sein Bewußtsein wieder erlangen werde; es enthüllt den Franzosen Deutschland; es versucht, den Geist des Nordens mit dem des Südens zu versöhnen und die Nationen als Mitglieder einer großen Familie zu vereinigen. Das ist die hochherzige, edelmenschliche Rolle, welche diese geniale Frau spielt. Ist es nicht zum Teil das weit in die Vergangenheit zurückgeworfene Abbild jener Rolle, welche sich im gegenwärtigen Jahrhundert unserm kleinen Lande erschlossen hat?

Benjamin Constant.

Es fühlten sich denn auch alle überlegenen Geister jener Zeit zu ihr hingezogen, und ihre Gesellschaft in Coppet glich, nach Stendhals prächtiger Bezeichnung, den Generalstaaten der öffentlichen Meinung in Europa.

In ihrer Umgebung lernte Benjamin Constant Geschmack an der Thatkraft finden; bei ihr schwor er, soweit es ihm möglich war, seinen

lähmenden Skepticismus ab. Von ihr erbte er jenen Glauben an die Freiheit, der seiner ganzen politischen Laufbahn die Richtung geben sollte. Sie war, nach Anatole France, während zehn Jahren sein Gewissen und sein Leitstern. Von ihr geht der Denker und politische Schriftsteller aus. Freilich nicht jener Benjamin Constant, den wir als Verfasser des heute vergessenen und toten, weil glaubenslosen Buches „Über die Religion" kennen, sondern der beredte Theoretiker, welchem Frankreich die bedeutsamen modernen Formeln der liberalen Doktrin, die Bestätigung der „notwendigen Freiheiten" verdankt: die Gewährleistung der rechtmäßigen Interessen und der Rechte des Einzelnen durch die Gesetze; deutlich umschriebene gesetzliche Gewalten, die innerhalb ihrer Verwaltungskreise verantwortlich sind; die Freiheit des Einzelnen bei allen Handlungen, welche keinem zweiten Schaden zufügen, — das sind einige seiner wichtigsten Grundsätze, die er mit bemerkenswerter Schärfe aufgestellt hat und welche die liberale Schule durch unser ganzes Jahrhundert hindurch am Leben erhalten haben.

Allein Benjamin Constant gewinnt, besonders für die Nachwelt, Bestand durch den kleinen Roman „Adolphe", auf dessen Entstehung seine Verbindung mit Madame de Staël nicht ohne Einfluß war, und welcher einen so seltsamen Gegensatz zum politischen Lebenswerk des großen Vorkämpfers des Liberalismus bildet. Die schmerzliche Beichte, die sich als Einschlag durch das Ganze hindurchzieht, wurde erst allmählich, am Ausgang des 19. Jahrhunderts, und zwar erst von denjenigen verstanden, welchen jener Roman ihre eigene Krankheit entdeckte und schilderte.

Adolphe, dessen Seele unter den Zerstreuungen des Jünglingsalters dahinwelkt, hat seine eigene Willenskraft durch die Analyse seiner selbst völlig aufgebraucht; unfähig, Eleonore noch länger zu lieben, hat er auch die Energie nicht mehr, um mit ihr zu brechen; nur ein Vermögen scheint ihm noch geblieben zu sein: dasjenige, sich selber sozusagen mit eigener Hand zu zergliedern, seine schwache und gequälte Seele zu durchwühlen, mit einer erschreckenden Klarheit die flüchtigsten Regungen seines unbeständigen und beweglichen Herzens und die geheimsten Symptome einer heillosen Schlaffheit festzustellen. Die Klage dieses bedeutenden und doch mangelhaft organisierten Geschöpfes hat seit zwanzig Jahren in vielen Gemütern ihren Wiederhall gefunden, und wir haben durchaus keinen Grund, dem gegenwärtigen Geschlecht dazu Glück zu wünschen.

Neben Benjamin Conſtant ſtellt ſich uns ein anderer unter den jungen Gäſten zu Coppet als tröſtliches Beiſpiel einer ſtarken Seele und eines geſunden Kopfes dar. Die moraliſchen Vorurteile nehmen einen Ehrenplatz in Sismondis Hauptwerk ein, jener großwürfigen „Geſchichte der Franzoſen", von der Charles Monnard ſagen durfte: Seit Tacitus wüßte ich kein Geſchichtswerk zu nennen, das ernſtere Lehren mit mehr Autorität vortrüge. In der That wollte der Verfaſſer, wie er ſelbſt erklärt hat, ein moraliſches Gemälde entwerfen, an welchem die franzöſiſche Nation immer zu erkennen vermöchte, welch bittere Früchte das Laſter, welch köſtliche Früchte die Tugend getragen hat. Sismondi liebte Frankreich mit einer Vorliebe, die ſich oft genug in ſeinen Schriften verrät; er hat es ſogar ſo ſehr geliebt, daß er ihm niemals ſchmeichelte. Seine Originalität beruht beſonders darin, daß er die moraliſche Idee auf das Studium der geſchichtlichen Entwicklung der Geſellſchaftsklaſſen anwendet; wir erkennen in ihm das Kind einer überlieferten Demokratie beſonders daran, daß ihm die Wohlfahrt der einzelnen Völker und die Vervollkommnung des Menſchen durch die Freiheit am Herzen liegt. Er hat die Ehre gehabt, in der gewiſſenhaften Geſchichtsſchreibung, in welcher die Thatſachen methodiſch, ſcharf und unparteiiſch beleuchtet werden, für alle großen Hiſtoriker, welche Frankreich in dieſem Jahrhundert aufweiſt, Bahn gebrochen zu haben, und ſein Werk iſt für ſie eine reiche und zuverläſſige Quelle geweſen. Heute wird es kaum mehr geleſen, weil man

sich selten an die Lektüre eines 29bändigen Werkes heranwagt, und weil Sismondi die anmutige, reizende Darstellung eher verschmäht als anstrebt: sein Stil ist weniger anziehend als klar; es widerstrebt ihm, die Leser durch Kunstgriffe zu verführen, auch wenn diese noch so begründet wären.

Seine „Geschichte der italienischen Republiken" hat vielleicht dazu beigetragen, die Erhebung eines Volkes vorzubereiten, welches der Verfasser gerne als das seinige ansah; denn dieser gelehrte Mann hatte die Schwäche, sich für einen Sprößling der alten Familie Sismondi aus Pisa zu halten. Besonders in der Staatswirtschaftslehre hat er sich eine hervorragende Stelle gesichert; auch hier erscheint er als moralisierender Philanthrop, der nicht nur Thatsachen nach Klassen ordnen, Erscheinungen erklären, sondern dem Menschen hauptsächlich sein Glück sichern will. Er glaubt, der Staat habe die Pflicht, die Schwachen zu beschützen; seine Ansichten über diesen Punkt sind für seine Zeit so kühn, daß sich der moderne Staatssocialismus mit einigem Rechte darauf berufen kann. Er hat auch als einer der ersten den Grundsatz der Notwendigkeit der Solidarität zwischen dem Arbeitnehmer und dem Arbeitgeber ausgesprochen; er hat die Fortschritte der Maschinentechnik und die Umwälzungen, welche sie in der Industrie bewirken sollten, vorausgesehen und befürchtet. So wurde Sismondi denn auch von Charles Gide, der in diesen Dingen als Autorität gilt, als ein Bahnbrecher der modernen Staatswirtschaftslehre begrüßt.

Die anmutige Darstellung, die seinen Werken mangeln mag, finden wir reichlich in alledem, was sein großer Freund Karl Viktor von Bonstetten geschrieben hat. Dieser seltsame und hinreißende Schriftsteller, der in Ferney Voltaires Gast gewesen war, der Schüler Charles Bonnets in Genthod, hat bis in die Zeit des Romantismus hinein ein überaus reges Geistesleben geführt und ist im Alter von 87 Jahren im vollen Besitz seiner lebhaften Intelligenz gestorben. Er ist, wie Beat von Muralt, einer jener feingeistigen Berner, welche Bern weder verstand noch zu fesseln wußte; dieser Weltbürger, wie er sich nannte, sah in Genf die bestgelegene Herberge Europas, was besagen will, daß er in einer Anzahl hervorragender Männer wie Pictet, Candolle, Sismondi, De la Rive, Lullin eine kosmopolitische und vornehme Gesellschaft fand, die seinem wißbegierigen Geiste, der alles Neue auffangen wollte, zusagte. Der gastlich leuchtende Herd in Coppet mußte ihn anziehen. Er fand in Frau

von Staël eine erlauchte Beurteilerin seiner Schriften. Seine „Reise nach Latium", „Der Südländer und der Nordländer", die „Erinnerungen" finden kaum ihresgleichen in unserer welschschweizerischen Litteratur. In diesen Werken, die an neuen Bemerkungen überreich sind, herrscht eine behagliche Anmut, wie sie bei uns nicht sehr häufig vorkommt; sogar da, wo er in die Tiefe dringt, eignet ihm eine leichte und liebenswürdige Behandlungsart; er ist lebhaft und natürlich und findet, ohne ihn zu suchen, den überraschenden und zugleich richtigen Ausdruck, das Wort, das uns mitträumen läßt und uns daher mehr sagt, als es ausdrückt. In ihm steckt eine gewisse unnachahmliche und poetische Frische und, wenn ich das Wort gebrauchen darf, dessen weiter Umfang alles sagt: der Zauber der Anmut.

Frau Necker-de Saussure.

Frau von Staël besaß viele Freunde; sie besaß aber auch wenigstens eine treue und teure Freundin, die Tochter des berühmten Gelehrten Saussure, die durch ihre Heirat das Geschwisterkind der Verfasserin der „Corinna" wurde. Wir verdanken Frau Necker-de Saussure außer dem schönen Aufsatz über Frau von Staël die „Education progressive", die eine der bedeutendsten Moral-Analysen ist, die unser Land hat entstehen sehen. Es ist nichts Geringeres als eine Geschichte der Entwicklung der Kindesseele, die auf einer eindringenden Beobachtungsgabe beruht, der nichts entgeht, und zugleich auf jenem zarten Mitgefühl, das die schärfste Zergliederung bei der Darstellung vor Trockenheit bewahrt. Alle Mütter und Jugenderzieher sollten sich dieses Buch zu eigen machen, das in fesselnder Weise zeigt, wie die Erziehung das Werk des ganzen Lebens

ist. Gescheit, sachlich, voll fruchtbarer Ansichten und bald ernster, bald lächelnder Poesie, enthüllt uns diese Schrift eine gesammelte und heitere Seele, die vom lebendigsten Christentum durchtränkt ist.

Ungefähr zehn Jahre vor dem Erscheinen der „fortschreitenden Erziehungslehre" begann eine bedeutsame religiöse Bewegung die Gemüter zu erregen. Das „Erwachen", das in Genf den mystischen Verkündigungen der Frau von Krüdener und besonders von pietistischen englischen und schottischen Missionaren, wie Robert Haldane, seine Entstehung verdankt, hat seine litterarische Nachwirkung gehabt; es hat glühende Apostel auftreten lassen, wie Ami Bost, César Malan, Louis Gaussen, Merle d'Aubigné, den Verfasser jener dramatischen „Geschichte der Reformation", die seiner Zeit so viel Zugkraft auf die protestantische Welt ausübte. Auf der Grenze zwischen Roman und Geschichte begegnen wir den packenden Erzählungen von Felix Bungener, dem Verfasser von „Eine Predigt unter Ludwig XIV." und „Drei Predigten unter Ludwig XV.", welche Alfred de Vigny voll ernsthafter Betrachtung und tiefer Beobachtung fand.[1]

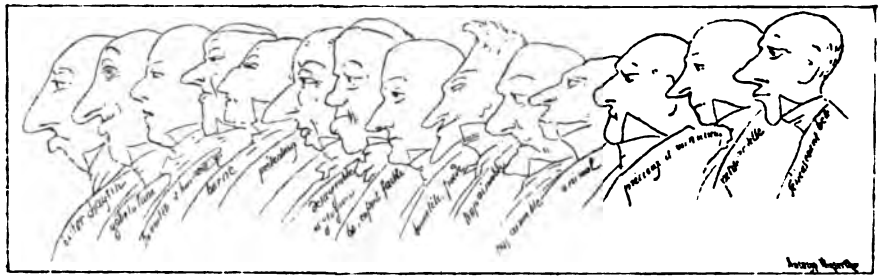
Doch hat sich die Wirkung der religiösen Erweckung, so tief sie gewesen sein mag, nicht über gewisse Kreise hinaus erstreckt. Es gab in Genf eine ganze Gruppe geistvoller und lebensfreudiger Männer, die sich durch die Nähe des sehr rührigen Pietismus nicht trübsinnig machen ließen; es sind die Söhne des 18. Jahrhunderts, die Begründer des Caveau genevois,[2] die verantwortlichen Verfasser der berüchtigten „Complainte de Fualdès": der boshafte Liederdichter J. F. Chaponnière, der Verfasser des „Optimistischen Barbiers", Salomon Cougnard, der in seinem „Fanfan" den Soldatenruhm so artig verspottet hat, Gaudy-Lefort, ein feiner und eleganter Litterat, ein Genfer vom alten Schrot und Korn, der seine Vaterstadt über alles liebte. Diese humorvollen Männer gründeten im Jahre 1826 das „Journal de Genève". Ihre begeisterte Voreingenommenheit für die engere Heimat und ihre Unzufriedenheit scheinen sich in den Schriften des liebenswürdigen Petit-Senn am glänzendsten zu entfalten.

Dieser geistreiche Mensch ist ein Biedermann, und, was mehr überrascht, er ist Klassiker und Romantiker zugleich, d. h. er vermittelt den

[1] Vergl. die „Briefe an eine Puritanerin" von Alfred de Vigny, die wir in der „Revue de Paris" (15. August und 15. September 1897) veröffentlicht haben.

[2] Genfer Tischgesellschaft.

Übergang von der Schule des Lachens zur Schule des Gefühls; seinem Humor wohnt eine große Rührung inne, und manchmal hat sein Lied einen Stich ins Elegische. Er hat in lustigen Versen die „Miliciade" gedichtet, eine harmlose Satire auf die alte Genfer „Armee"; er hat mit durchaus nicht grausamem Griffel die schnurrigen Schattenrisse von Mr. Jérôme, Mr. Longuet oder Mr. Belleface, jenen allen Kleinstädten gemeinsamen Originalmenschen, entworfen; aber er ist zugleich der Verfasser der zartgestimmten Gedichtsammlungen „Perce-neige" und der „Cheveux blancs". Endlich hat er sich als einschneidender Sittenlehrer und eleganter Prosaist enthüllt in den „Bluettes et Boutades", an denen Louis Reybaud eine Bündigkeit, eine Gedankenklarheit und eine glückliche Ausdrucksweise bewunderte, die ihn an die besten Meister er-



Physiognomie-Studie.
Nach einem Croquis von R. Toepffer, Hrn. August Blondel gehörend.

innerten. Als wohlwollender und großherziger Beschützer aller jungen Genfer Dichter, gab er auf seine eigenen Kosten die Gedichte des romantischen, düstern und unglücklich veranlagten Hubert Galloix heraus, der im Alter von 21 Jahren zu Paris im Elend starb, und die erste Sammlung von Charles Didier, der eine glücklichere Laufbahn hatte und dessen „Rome souterraine" eine Zeit lang im Schwange war.

Die Geschichte des genferischen Romantismus ist mit diesen und einigen anderen Namen verwachsen, die wir nicht vergessen dürfen, obschon sie nicht an Werke von entschiedener Größe erinnern. Man wird die schwermütigen Stanzen des „Sentier perdu" von Etienne Gide und die klassische Elegie von der „Petite Sœur", die ihre europäische Reise machte und ihrem Verfasser, Henri Blanvalet, die süße Illusion des Ruhmes eintrug, immer gerne recitieren. Ein mannhaftes und stolzes Gefühl durchströmt die „Poèmes helvétiques" von Albert Richard, der

schon längst zum „nationalen Dichter" erhoben worden ist; er hat sich darin gefallen, in einem etwas schweren und holperigen Stil, der ihm nicht übel ansteht, unsere großen Erinnerungen heraufzubeschören, um uns große Vorbilder zu zeigen, und er bleibt, vermöge seiner Begeisterung mehr als vermöge seiner Kunst, einer der volkstümlichsten unter unsern Dichtern.

Allein wir müssen endlich den berühmtesten Genfer Schriftsteller dieses Jahrhunderts, oder wenigstens denjenigen, in welchem die Genfer Seele am vollständigsten zum Ausdruck gelangte, begrüßen. Rodolphe Toepffer ist im Herzen der Altstadt, im Schatten der St. Peter-Türme geboren; als Enkel eines ehrbaren Schneiders und Sohn eines Malers, der ihm sein aus Beobachtungsgabe und Humor zusammengesetztes Talent vererbte, mußte er wegen eines Augenleidens auf die bildende Kunst verzichten; aber die Beschäftigung mit der Schriftstellerei rettete ihn vor der Verzweiflung. Als Jüngling hatte er Virgil genossen und mit Vorliebe Amyot und Montaigne gelesen; Rousseau, endlich, hatte in ihm die entscheidende Erschütterung bewirkt: Jean-Jacques wurde der eigentliche Lehrmeister Toepffers; man findet bei dem Schüler die träumerische Seele, das wunderbare Empfindungsvermögen, wenn auch nicht die abstoßende Menschenscheu des Verfassers der „Confessions" wieder.

Rodolphe Toepffer.

Toepffer widmete sich nur gezwungen dem Lehrerberuf. Das Institut, welches er gründete, blühte rasch auf; die Alpenreisen, welche der Lehrer während der Ferien mit seinen Schülern unternahm, haben uns die „Voyages en zigzag" eingetragen, eine eigentliche litterarische Neuheit, denn sie enthüllten der Welt die gesunde Poesie der Fußwanderungen, weckten den Geschmack am einfachen Naturgenuß, der mit der lieben

Mühe erkauft wird. Der Landschaftsmaler wächst sich in diesem Buche zum humoristischen Erzähler aus, dem es nicht an kurzweiliger Philosophie und moralischer Untersuchung gebricht. Diese Talente offenbaren sich durch eine fröhliche Mitteilungsgabe in den Karikaturen-Albums, welche die Namen eines Doktor Festus, eines Jabot, der Familie Crépin oder eines Vieuxbois unsterblich gemacht haben. Es sind scheinbar tolle Geschichten, die jedoch unter der ausgelassenen Possenhaftigkeit der Er-

Zeichnung von R. Toepffer für „Neue Reisen im Zickzack".

findung, der gewollten Zusammenhangslosigkeit der Abenteuer, eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens und ernste Weisheitslehren verbergen; was aber vielleicht ihre wertvollste Eigenart ausmacht, das ist die Grundehrlichkeit dieses Frohsinns und dessen Feingehalt.

Wir finden dieses offenherzige und gutmütige Lachen, welches neben der inneren Bewegung und Poesie nur um so mehr hervortritt, wieder in den „Nouvelles genevoises", und besonders in der „Bibliothèque de mon oncle", welches das Meisterwerk Toepffers und das charakteristischste Erzeugnis seines Talentes bleibt. Es ist der Roman des Jünglingsalters, so wie er bei uns zu Lande in irgend einem von unsern

regſamen proteſtantiſchen Städtchen zu erleben war. Das harmloſe, linkiſche Weſen des Helden, ſeine noch mit ſchülerhaften Einfällen untermengten Liebesträume, das Gemüt, das bis in die Studentenzeit hinein ſeine Friſche und ſeinen Sammetglanz bewahrt, das alles war ſo wahr — wenn es überhaupt nicht mehr wahr ſein ſollte, was noch nicht bewieſen iſt — und war noch nicht geſchildert worden: Toepffer hat eine typiſche Geſtalt geſchaffen. Er hat noch andere nicht weniger feſſelnde hervorgebracht, beſonders die ernſte und zugleich milde Figur des Onkels, der mit dem lächerlichen Greis, wie er oft auf der Bühne und im Roman auftritt, in keiner Verwandtſchaft ſteht. Man hat das Gefühl, daß Toepffers junger Schüler ein ähnlicher Alter wird, daß er auch ſeinerſeits im weißen Haar noch dieſelbe treuherzige Nachſicht und dieſelbe Würde bewahren wird. Ähnliche Figuren finden wir im „Presbytère“ wieder, das nur eine etwas mehr entwickelte „nouvelle genevoise“, d. h. eine etwas weiter ausholende lokale Sitten- und Typenſtudie iſt.

Zeichnung von R. Toepffer
für die „Bibliothek meines Onkels“.

Die Malkunſt, der ſich Toepffer nicht ganz hatte hingeben können, beſchäftigte in einemfort die Gedankenwelt des entzückenden Schilderers. Wenn er die Gemälde, die er in ſeiner Phantaſie entworfen hatte, nicht hat malen können, ſo hat er wenigſtens ſeine äſthetiſchen Anſichten in dem bedeutungsvollen und angenehm zu leſenden Buche: „Réflexions et menus propos d'un peintre genevois“ zuſammengefaßt, worin ſich ſeine Phantaſie in überraſchenden Abſchweifungen ergeht, ohne daß einem unter

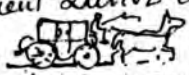
den willkürlichen Wendungen die sicher gegründete und wohlausgereifte Kunstanschauung des Verfassers entginge.

Toepffers Schriften, auf welche in Frankreich Sainte-Beuve hinwies, machten hier ihren Weg, ohne daß ihr Verfasser etwas that, um Berühmtheit zu erlangen; denn der ehrliche Mann hegte keinen übertriebenen Ehrgeiz, und die Pariser Patentierung schien diesem Genfer, der auf sein liebes Genf so stolz war, keineswegs unentbehrlich. Hat er doch die beherzigenswerten Worte geschrieben: Wenn ich ein talentierter Künstler wäre, so würde ich mir Mühe geben, meinen Ruhm hier in Genf zu begründen, und wenn's überhaupt nötig wäre, so würde ich lieber hier unter den Ersten sein, als in Paris im Gefolge von Leuten

Die Küche von Aix.
Nach einer Tuschzeichnung von R. Toepffer.

zweiten und dritten Ranges. Sein Lebensabend wurde etwas verdüstert durch Unannehmlichkeiten, welche dem wackern Bürger aus der Teilnahme an der Politik erwuchsen, und durch die Krankheit, die ihn im Jahre 1846, im Momente, da er seinen Roman „Rosa et Gertrude" vollendete, hinwegraffte. Er verschied einige Tage vor dem Ausbruch der Revolution, die dem alten Genf, der Nährmutter seines eigentümlichen Geistes, den Todesstoß versetzte. Er durfte sich an der Schwelle der Ewigkeit das Zeugnis ausstellen, er habe nur gesunde, moralische Sachen geschrieben und nur lustige Skizzen gezeichnet. Toepffer ist ein edles Beispiel moralischer Gesundheit und Würde, wie sie aus einem freien Geiste hervorgehen, der aller Pedanterie, allen engherzigen Anschauungen abhold ist und bei dem man die strengen Falten, welche man unserm Protestantismus leiht, dessen geistige Blüte er darstellt, vergeblich sucht.

ma bonne petite Estherillionnimiquadrillifranchipoulette.

Je t'écris pour te prévenir que nous allons retourner vers toi probablement Lundi et alors nous arriverions Mardi soir, comme ceci  et cette fois j'espère que nous resterons un peu longtemps ensemble. Arrange donc bien la maison, et donne des ordres de tous les côtés et sur tous les points. Que ta poupée soit bien mise et la chatte en état de réception. —

Nous vous porterons des bricelets Superfins et notamment pour toi des bricelets incomparablement jolis, petits, mignons; il y en a de cette grosseur et un qui a cette figure ci Quant aux gâteaux que nous avons mangés, nous vous ferons là dessus un rapport qui vous régalera.

Cromay est bien bien joli, il n'y manque que de vous y voir. Les vaches sont dans les prés, et les petits bergers font des feux au coin des haies, nous avons cueilli les pommes, et puis les pruneaux; on vous en portera dans un grand coquemar qui vient de se fixer à la ville. Il a l'air très bête. Voici son portrait

Fais bien des amitiés aux frères et à tout le monde. J'espère qu'ils sont bien sages et toi aussi. Helene Corneau te dit bien des choses et nous t'embrassons de tout notre cœur. Adieu ma chérie, nos amitiés à la bonne.

Cromay: ce Vendredi 21 8bre 1845.

Handschrift Toepffers.

Wir reproduzieren dieses Schriftstück und die vorhergehenden Illustrationen nach dem schönen Werke der Herren Aug. Blondel und Paul Mirabaud, „Rodolphe Toepffer", Hachette, 1886. Paris.

Frau von Gasparin könnte die „brausende Flamme" desselben genannt werden. Die Verfasserin der „Horizons prochains" — so zeichnete sie in allen ihren reifen Werken — hat im Beginn ihrer Laufbahn eine Kampfschrift geschrieben: „De quelques défauts des chrétiens d'aujourd'hui", die ihr bei den Frommen und Gläubigen nicht wenig Groll eintrug. Ihr waren nämlich der Formalismus, die Engherzigkeit und die kanaanitische, näselnde Umgangssprache von jeher zuwider, jene Atmosphäre, in welcher die aufrichtigste Frömmigkeit dahinsiechen muß. Als begeisterte und streitbare Christin hat sie ihr ganzes Leben lang für eine allgemein menschliche Religion gekämpft, die in ihren Augen allein des Namens Protestantismus würdig war. Bald griff sie die Diakonissen-Anstalten an, in denen sie eine Rückkehr zum römischen Ordensleben erkennen wollte, bald die Heilsarmee, deren S. S., wie sie sich freimütig auszudrücken pflegte, Satan bedeuteten. Sie war eine kühn-beredte, christliche Pamphletschreiberin, deren Stimme weithin drang und deren heilige Schmähungen die Gewissen aufrüttelten. Alles versetzte ihre lebhafte Seele in Schwingung, nichts ließ sie gleichgültig. Frau von Gasparin besaß das größte, edelmütigste, tapferste, aber auch zugleich demütigste Herz, das wir kennen gelernt haben; allein sie war zugleich auch eine große Künstlerin, die das Gefühl ihrer Kraft und den Glauben an ihr Talent hatte. Die „Horizons prochains", „Vesper" sind eine Reihe von Gemälden

Der Sitz von Valleyres.

und Scenen aus dem Leben, nach der Natur gemalt und der Umgebung von Schloß Valleyres entnommen, das sie zu ihrem Lieblingswohnsitz erwählt hatte. Auf diese Blätter wie in ihre neuern Bücher hat sie mit einer seltenen Kraft und in gleichmäßig freier Linienführung die Landschaften mit ihren Gestalten, so wie sie dieselben vor Augen hatte, übertragen. Mit dem malerischen Realismus ihrer Schilderungen, den glücklichen Gewagtheiten ihres Stiles, verbindet sie den warmen und naiven Glauben eines Kindes in köstlicher Weise. Ihre Reiseschilderungen: „A travers les Espagnes, Andalousie et Portugal“ ꝛc., sind voll Glanz und Feuer und überraschen durch den Wechsel im Ton, der ohne Vermittlung von der Plauderei zur gefühlswarmen Poesie, vom Humor zum Gebete übergeht. Man kann sich kaum plötzlichere Wirkungen, schroffere Farben, vibrierenderes Leben und Bewegung denken, als sie diese instinktive und der ersten Eingebung folgende Darstellung aufweist. Sie enthüllt uns in ihrem vollen Umfange eine Seele, in der das edelste Mitgefühl der unversöhnlichsten Abneigung das Gegengewicht hält, in der keine Regung lau bleibt, in der alles glüht und in Fülle lebt. Sainte-Beuve, der von so viel überschäumender Begeisterung ein wenig betroffen und fast erschreckt war, rief aus: „Hier macht der Protestantismus zum erstenmal seine Luftsprünge.“

II.

Im Kanton Waadt, dessen grüne Winkel und ländliche Sitten Frau von Gasparin so lebhaft geschildert hat, blühte ums Jahr 1830 herum eine verheißungsvolle Litteratur; es war ein glänzendes, flüchtiges Lenzen, der erste Anlauf zur geistigen Entwicklung eines Volkes, das sich wieder selbst angehörte. Die Freiheit ist wiedererrungen, die Poesie versucht sich im Gesange; ein glänzendes Geschlecht wächst auf der Akademie zu Lausanne heran, „ein straff geschlossenes Bündel nationaler Kräfte“.[1] Zwei Namen, Vinet und Juste Olivier, fassen die mystische und zugleich poetische Bestrebung, welche den doppelten Einfluß des religiösen Erwachens und des französischen Romantismus verrät, zusammen.

„Ein wahrhaftiger Christ, ein treuer Jünger des Herrn.“ Mit diesen alles sagenden Worten hat Sainte-Beuve, nachdem er sich ihm genähert hatte, Alexander Vinet charakterisiert. Im Alter von zwanzig Jahren,

[1] Eugène Rambert.

noch während seiner theologischen Studien, wird er auf den Lehrstuhl für französische Litteratur nach Basel berufen. Er tritt zum erstenmal hervor mit seinem „Mémoire sur la liberté des cultes", wird ein eifriger Mitarbeiter des „Semeur", einer protestantischen, in Paris gegründeten Zeitschrift; 1837 nach Lausanne zurückgekehrt, lehrt er hier Theologie, hernach Litteratur bis zu seinem zehn Jahre später eintretenden Tode.

Allein der Schwerpunkt seines Lebens liegt nicht in diesen äußern Thatsachen, sondern in seiner Weltanschauung. Die Entwicklung Vinets war langsam, aber stet. Von der etwas engherzigen, überlieferten Religion seiner Eltern ausgehend und sehr anhänglich an die Formen des offiziellen Gottesdienstes, stellt er sich zunächst der religiösen Erweckung und den Konventikeln geradezu feindselig entgegen. Dann erfährt er in Basel den Einfluß einer innigern Frömmigkeit, und allerlei Prüfungen, wie eine schwankende Gesundheit, führen ihn allmählich zur Ausbildung eines lebensvollen, persönlichen Christentums. Die gegen die Erweckung sich richtenden Verfolgungen entfesseln das ihm angeborene Freiheitsgefühl; er steigt in die Arena herab, und der Tag kommt, wo er das Verhältnis zwischen Staat und Kirche als „unlauter und verhängnisvoll" erklärt. Denn Vinet glaubt vor allem an die Oberhoheit des Gewissens. Gott verlangt von jedem Aufrichtigkeit, und diese Pflicht sichert ebenfalls jedem das Recht, das zu sagen, was er glaubt. Und jede religiöse Ansicht hat nicht nur das Recht, sich frei zu bethätigen, sondern das Gewissen ist nur dann wahrhaft frei, wenn die Kirche es ebenfalls ist. Hier liegt die Denkeinheit bei Vinet. Als christlicher Sittenlehrer hat er je und je den moralischen Charakter des Evangeliums betont, in welchem allein das menschliche Gewissen die ersehnte Beruhigung finde; die seelische Erfahrung eines jeden werde den entscheidenden Beweis dafür erbringen.

Vinet ist nicht nur ein unerschrockener und doch bescheidener Apostel des christlichen Individualismus in seinen bewunderungswürdigen Memoiren über die Kultusfreiheit, über die Offenbarung der religiösen Überzeugungen, oder in seinen „Discours", worin die Verteidigung der Wahrheit des Christentums so eindringend und überzeugend geführt wird; er hat auch in einer seiner tiefsten Schriften die ganze gesellschaftliche Tragweite eines freien Christentums ermessen; wir meinen seine Schrift: „Du socialisme considéré dans son principe", die heute an brennender Aktualität gewonnen hat. Er weist darin auf die verhängnisvolle Tendenz hin, welche, indem sie den Menschen mit der Gesellschaft verwechselt, das

Einzelwesen in ein gesellschaftliches Faktum umwandelt, im Begriffe ist, den Staat als unfehlbaren Besitzer der Wahrheit auszugeben, und es so dem Einzelwesen einigermaßen erläßt, sie auf eigene Rechnung zu suchen — eine Tendenz, die nicht neu ist, da schon das Altertum die Unterjochung der Menschheit durch die amtliche Priesterschaft und den allmächtigen Staat gekannt hat. Angesichts dieser Gefahr appelliert Vinet an den lebendigsten Teil des Menschen, das Gewissen, das nur von sich selbst und Gott abhängt, erleuchtet, gebildet und gestärkt wird durch das Evangelium, das allein die menschliche Individualität neu zu gestalten vermag, um sie dem kollektivistischen Socialismus entgegenzustellen. Denn das Evangelium lehrt das Individuum, sich selbst anzugehören, um sich hingeben zu können, „Besitzer seiner Meinungen, seiner Gefühle und seines ganzen Wesens, anstatt nur Mieter, zu sein". Aber das Evangelium kann diese Macht nur unter der Bedingung ausüben, daß es sein eigenes Leben lebt, anstatt Teilhaber des kirchlichen Nationalismus zu werden, der am Geist des Evangeliums Verrat übt und „in der Seele des Christen das individualistische Prinzip abschwächt". Man muß diese Sachen lesen, um den weiten Horizont der Gedankenwelt Vinets zu ermessen.

A. Vinet,
zur Zeit seines Aufenthaltes in Basel.

Die Lektüre litterarischer Werke war für ihn auch ein moralisches Studium. Seine Kritik sucht im Schriftsteller den Menschen, im Werk die Seele. In den Büchern befragt er das Gewissen der Menschheit; sie sind nur insoweit gut, als sie uns dasselbe enthüllen. Sein litterarischer Sinn ist fein und umfassend; er verbindet mit einem echt menschlichen Wohlwollen einen klarsehenden Scharfsinn, und nach Sainte-Beuve „gehorcht er in allen seinen Regungen der christlichen Barmherzigkeit". Die französischen Schriftsteller haben nie einen gerechtern Richter gehabt, der zugleich einen höhern moralischen Standpunkt eingenommen hätte. Man

leſe den wunderbaren „Discours“ wieder, der als Einleitung zur Chreſtomathie (3. Band) dient, und man wird gewahr werden, was für eine Sicherheit des Urteils unter dem bündigen Stil hervorblickt. Der Ernſt und die ſichere Begründung dieſer Kritik, welche bei aller Nachſicht unbeſtechlich iſt, haben ſich die verſchiedenartigſten Geiſter unterworfen. Ein bedeutender Freiſinniger, Laboulaye, hat geſagt: Ich bin nur ein beſcheidener Schüler Vinets; ihm verdanke ich alles, was ich bin. Und der autoritätsſtolze Doktrinär Brunetière erklärt: Ich kenne keinen Litteraturgeſchichtsſchreiber, dem ich mehr zu verdanken und von dem ich mehr gelernt hätte. Ein Hochſchullehrer wie Chantavoine hat das rührende Zeugnis abgelegt: Wenn man Vinet kennen gelernt hat, ſo gelobt man ſich, Geiſt, Charakter und Seele nie zu niedrigem Umgang herabzuwürdigen. Solche Geſtändniſſe, die ihre Urheber ehren, zeigen zur Genüge, worauf die Autorität Vinets auf allen Gebieten beruht, wohin ſein Gedanke vordrang. Es iſt nicht ſein Talent allein, das ſich auserleſenen Geiſtern aufdrängt; es iſt die Perſönlichkeit des chriſtlichen Denkers, die dem Gewiſſen eines jeden Achtung einflößt, der ſich ihr nähert. So iſt denn auch der Einfluß, den er immer noch ausübt, tief und entſcheidend für viele; ſeine Gedanken ſchlagen Wurzel und tragen Frucht. Nach Rouſſeau, zwar in einem ganz andern Sinne, iſt Vinet derjenige unter unſern Schriftſtellern, welcher der Welt am meiſten gegeben hat.

Ch. Monnard.

Um ihn und mit ihm hat eine Schar von Denkern, Dichtern und Publiziſten Lauſanne während einiger Jahre zur Hochburg des franzöſiſchen Proteſtantismus gemacht. Es waren dies Charles Monnard, der wackere Kämpe der Toleranz und der religiöſen Freiheit, der Überſetzer und Fortſetzer der „Schweizergeſchichte“ von Joh. v. Müller und einer der gebildetſten Geiſter unſeres Landes; dann der eindringende vaterländiſche Hiſtoriker und Monnards Mitüberſetzer Louis Vulliemin, der erfinderiſche Porchat, ein feiner Lateinkenner und liebenswürdiger

Fabuliſt, dem es an Salz nicht fehlt. Der originellſte unter allen aber war Juſte Olivier.

Im Jahre 1807 zu Eyſins, am Fuße des Jura, als Sohn wohlhabender Bauersleute geboren, hat er die Poeſie des Landlebens, der er ſpäter einen ſo neuen und eigenartigen Ausdruck geben ſollte, wirklich erlebt. Im Studentenalter zog er durch ſeine kleinen Dichtungen „Julia Alpinula“ und „La bataille de Grandson“ ſolche Aufmerkſamkeit auf ſich, daß er auf den Lehrſtuhl für Litteratur nach Neuenburg berufen

Geburtshaus von Juſte Olivier.

wurde. Er verbrachte hier drei Jahre. Aus dieſer Zeit ſtammen die Mehrzahl der Gedichte, welche die Sammlung „Deux voix“ bilden, zu der auch das kräftige und originelle Talent der Frau Caroline Olivier Beiträge geliefert hat. Im Jahre 1833 wurde er nach Lauſanne berufen, wo er bis zur Stunde, da ihn die Revolution von 1845 plötzlich ſeines Amtes enthob, Geſchichte lehrte. Während dieſer 12 Jahre hatte er eine tiefe Wirkung auf die waadtländiſche Jugend ausgeübt: „Liebe, Vaterland, Poeſie, Geheimniſſe des Menſchenherzens, Schönheiten der Geſchichte und der Natur — wir haben dank Olivier all das ſehen, erkennen und mehr oder weniger erfaſſen lernen.“ So drückt ſich der gelehrte Her-

minjard aus. „Le canton de Vaud“ ist die Frucht dieser glücklichen Periode; dieses gelehrte und zugleich poetische Buch gab dem waadtländischen Volke Anlaß, sich auf sich selbst zu besinnen.

Genötigt, sein Brot fern von der geliebten Heimat zu verdienen, verlebte Olivier die zweite Periode seines Lebens in Paris, das er erst im Jahre 1870 verließ; aber im Grunde war sein Herz immer in der Schweiz, am Ufer des Leman, in diesem undankbaren Lande zurückgeblieben, das ihn nachgerade vergaß, während er es immer von neuem verherrlichte. 1855 gab er die „Chansons lointaines“, die originellste, an Poesie reichste Gedichtsammlung heraus, welche unser Land jemals hervorgebracht hat. Balladen, ländliche Bilder, vertrauliche Beichten und schwungvolle Betrachtungen, Liebeslieder, satirische Phantasien, nationale Sagen, patriotische Hymnen — alles in diesem Buche hat einen stark persönlichen Accent, zeugt von einer naiven und zugleich feinen Kunst und einem seltenen Zauber, von dem sich unsere Seele nicht mehr trennt, wenn sie ihn einmal in sich aufgenommen hat. Da, wo sie nicht geradezu gleichgültig läßt, gewinnt man Oliviers Poesie leidenschaftlich lieb. Uns scheint es unbestreitbar, daß sie in einer Sprache, die zuvor noch niemand sprach,

Illustration von Gleyre für den „Schlaf des Wolfes“.
(Chansons lointaines.)

die Seele unſeres Volkes zum Ausdruck gebracht hat. Was in ihr unbeſtimmt und ungeſagt bleibt und unvollkommen erſcheint, macht für die Eingeweihten ihren Reiz aus, während es in den Augen der Menge ein unheilbarer Fehler iſt. Ländlich-einfach ihrer Eingebung nach, raffiniert infolge des dichteriſchen Werdegangs, haucht dieſe ſeltene Poeſie einen Duft aus, der nur ihr eigen iſt. In der Form des ländlichen Ritornells macht ſich Olivier an die höchſten Probleme der moraliſchen Verantwortlichkeit und des menſchlichen Geſchickes heran; der Rundgeſang der „Marionnettes“, von ihm zum philoſophiſchen Symbol erhoben, ſtellt die Menſchheit dar, wie ſie in die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit emporgetragen wird; der Kontraſt zwiſchen der Flugweite des Gedankens und dem kindlichen Gang der Form verblüfft den realiſtiſchen und oberflächlichen Leſer.

Unverſtanden in Paris, haben Oliviers Verſe in ſeiner eigenen Heimat nur wenige Bewunderer gefunden; von den „Chansons lointaines“ und den „Chansons du soir“ hat das große Publikum nur wenige patriotiſche Strophen ſich zu eigen gemacht, wie die zur „Nationalhymne“ erhobenen:

„Il est, amis, une terre sacrée
Où tous ses fils veulent au moins mourir...“;

aber es hat ſich nicht die Mühe gegeben, in die melancholiſche, ernſte Seele einzudringen, die ihm ihre Geheimniſſe anvertrauen wollte.

Das Publikum hat auch von Juſte Oliviers Romanen: „Le batelier de Clarens“, „Le pré aux Noisettes“, „Les Fins-Hauts“, die allerdings nicht für eilige Leſer geſchrieben ſind, kaum mehr Gebrauch gemacht; die Erzählung zögert ſich durch Feinheiten des Dialoges und eine künſtlich geſuchte Ausdrucksweiſe hindurch, allein dieſe Geſchichten enthalten Schätze an träumeriſcher Anmut und erquickender Poeſie.

Es iſt überhaupt ein traurig-bitteres Schickſal, das dieſen Dichter traf, der nach einem 25jährigen Aufenthalt in Paris ſeinen Lebensabend in der Heimat zuzubringen kam, wo ihn die Gleichgültigkeit einer neuen Generation empfing. Sein Ruhm und ſein Unglück liegen darin, daß er ſein ganzes Leben hindurch dem Ideal ſeiner Jugend treu blieb; er hatte davon geträumt, dem nationalen Empfinden Ausdruck und Stimme, dem Genius der Heimat das Wort zu geben, von dem er ſingt:

„Un génie est caché dans tous ces lieux que j'aime...“

Und am Abend seines Lebens rief er aus: „Dieser Genius hat mir häufiger Antwort gegeben, als man ihn gehört hat.“ Nur wenige unter uns sind in diese naive und tiefe, ländliche und doch gebildete Poesie eingedrungen, die sich in Schattierungen und im Zwielicht gefällt, die zu künstlich angelegt und zugleich zu lokal, aber so aufrichtig und rührend ist und überall von ernster und hoher Eingebung zeugt. Olivier ist gestorben mit dem Gefühle, sein Werk sei vergeblich gewesen und seine Stimme werde kein Echo wecken; allein sein Einfluß ist tiefer gewesen, als er glaubte. Unter uns sind viele, denen er, ohne daß sie sich oft dessen bewußt wurden, die Poesie unserer Landschaften, unserer Sitten, Überlieferung und Geschichte aufgedeckt und das sehnsüchtige Verlangen übermittelt hat, ihrerseits „dem Genius der Heimat das Wort zu geben“. Juste Olivier ist kein großer, aber ein eigenartiger Dichter, der keinem andern gleicht, und kein anderer war zum Dichter tiefer veranlagt als er. Sein Gesamtwerk bleibt trotz aller Unvollkommenheit eine unerschöpflich reiche Quelle und hat vor allem den Vorzug des nationalen Charakters.

Juste Olivier.
(Letztes Porträt.)

Der waadtländischen Litteratur scheinen schmerzhafte Frühgeburten beschieden gewesen zu sein: Frédéric Monneron, der mitten in seinen Universitätsstudien starb, hat einige Blätter voll seltsamer, verschwommener Poesie hinterlassen, in der sich eine kühne Einbildungskraft und eine qualvolle Seele spiegeln; Adolphe Lèbre, dessen erste Arbeiten die „Revue des Deux-Mondes“ annahm, kündigte sich als ein hochfliegender Geist, ein mächtiger Denker und Schriftsteller an, der Rasse hatte und berufen war, eine hervorragende Stellung unter den christlichen Philosophen einzunehmen.

Diese ganze begeisterte Bewegung, der sich eine Zeit lang der polnische Dichter Mickiewicz und der berühmte Sainte-Beuve (geb. 1837, Sainte-Beuve von Port-Royal) anschlossen, hatte ihr Organ in der „Revue Suisse“, die, im Jahre 1838 gegründet, 1861 zu leben oder zu vegetieren aufhörte. Sie hatte eine glänzende und nützliche Bestimmung, denn sie versammelte während zwanzig Jahren alle Schriftsteller unseres

Landes um sich und war nicht nur ein kostbares Band zwischen den Mitgliedern der welschschweizerischen Familie, sondern auch zwischen diesen und der Pariser Kritik, die damals besonders in Sainte-Beuve verkörpert war. „Bereitet dort bei euch", rief dieser aus, „der Intelligenz und der Wahrheit eine Heimstatt!"

III.

Neuenburg schloß sich, seinen kleinen Verhältnissen und seiner Eigenart entsprechend, dieser Bewegung an. Die junge Akademie, die hier 1839 gegründet worden war, hat auf die Stadt einen eben so lebhaften als flüchtigen Glanz geworfen. Sie bekam Professoren wie Agassiz und Arnold Guyot, deren Namen mit wichtigen Entdeckungen und den neuen Gletschertheorien verbunden bleiben. Edouard Desor war ihr geschickter, volkstümlicher Verbreiter; seine Beschreibungen von wissenschaftlichen Ausflügen ins Hochalpengebiet bleiben auch vermöge ihres saubern und angenehmen Stils, neben und nach den Reiseschilderungen Saussures, Muster in dieser Gattung; er hat die ganze Alpenlitteratur, die heute in Blüte steht, eingeführt.

Zugleich mit den Naturwissenschaften nahm auch die Geschichtswissenschaft im Neuenburgischen einen bemerkenswerten Aufschwung. Der erste Staatsmann des Kantons, Frédéric de Chambrier, gab eine Landesgeschichte heraus, die ein Muster gesunder Gelehrsamkeit, Klarheit und nüchterner Eleganz des Stils ist; andere Gelehrte, der Rechtskundige Matile, der Archäologe Du Bois-de Montperreux, erforschten die alten Institutionen und die Denkmäler ihrer Heimat, während die schönen Wissenschaften bei diesem wesentlich praktisch veranlagten Völklein etwas zu kurz kamen; es ist weniger träumerisch als intelligent, weniger für Poesie eingenommen, als eifrig auf die Erhaltung der alten Rechte bedacht.

Die neuenburgische Revolution vom Jahre 1848 zerstreute diese hervorragenden Männer, die fast alle dem alten Régime anhingen, in alle Winde. Glücklicherweise ließen sie Schüler zurück, die in dem nun eine Republik gewordenen Fürstentum die Pflege der Wissenschaften und der Litteratur aufrecht erhielten.

Die katholischen Kantone der welschen Schweiz, Freiburg, Wallis und der französisch sprechende Teil des Kantons Bern, haben keine augen-

fälligen Spuren in der Litteratur dieses Jahrhunderts zurückgelassen. Die Hauptleistung der freiburgischen Poesie bleibt ohne Zweifel noch auf lange hinaus der altüberlieferte Kuhreigen (Ranz-des-Vaches). Doch giebt es einen Namen, der dem Ruhme Freiburgs genügt, derjenige Pater Girards. Diese edle Gestalt erinnert in vielen Beziehungen an Vinet: beide haben, trotz ihrer Glaubensverschiedenheit, denselben Glauben an die Wahrheit des Christentums und dieselbe Achtung vor dem Gewissen, welche Pater Girard seinem Erziehungssystem zu Grunde gelegt hat. Man weiß, was für eine gründliche Reform er im Unterricht durchführte, und kennt die Verfolgungen, welche ihm sein Liberalismus zuzog; seine blühenden Schulen, welche mit den berühmten Anstalten Fellenbergs und Pestalozzis wetteiferten und die Aufmerksamkeit der Pädagogen der ganzen Welt auf sich lenkten, wurden im Jahre 1823 zu gunsten der siegreichen Reaktion unterdrückt. Aber sein Sprachkurs, dem die französische Akademie den großen Preis Monthyon zuerkannte, bleibt ein bewundernswürdiges Denkmal seiner Denkarbeit. Aus der Muttersprachlehre das mächtige Mittel zur intellektuellen und moralischen Bildung zu machen, das war die fruchtbare Idee, die er mit jener Klarheit des Verstandes, jener Fülle der Betrachtung, jener lebendigen und einfachen Darstellung entwickelte, welche Villemain an ihm lobte.

Silhouette von Etienne Eggis.

Mehrere Schüler Pater Girards, besonders Alexandre Daguet, einer der volkstümlichsten Geschichtsschreiber der Schweiz, arbeiteten an der „Emulation“, dem Organ der Freiburger Litteraten, mit. Hier entfaltete sich das Talent Pierre Sciobérets, der auch Mitarbeiter der „Revue Suisse“ war und dessen Schilderungen der Sitten des Greyerzerlandes einen gesunden und malerischen Realismus und einen leichten und freien Stil aufweisen.

Unter mehreren Dilettanten hatte Freiburg einen Dichter, Etienne Eggis, der bei etwas mehr Fleiß und weniger Neigung zum Bummelleben, woran sein Talent scheiterte, einer unserer glänzendsten Schriftsteller hätte werden können; auf jeden Fall bleibt er einer unserer ori-

ginellſten. Die franzöſiſche Schweiz hat kaum einen abenteuerlichern und tollkühnern Romantiker hervorgebracht, als dieſen Studenten der Muſik, der ſein Vagabundenleben in wohllautenden, harmoniſchen Strophen beſchrieben hat, deren Sammlungen die bizarren Titel tragen: „En causant avec la lune“, „Voyages aux pays du cœur“. Er genoß ſein Stündchen Ruhm in Paris um 1850 herum; Arſène Houſſaye, ſein Beſchützer, verſuchte umſonſt, ihn ſeßhaft zu machen. Eggis ſtarb in Berlin im Jahre 1867 elend und verlaſſen. Seine Laufbahn und ſeine Leiſtungen rechtfertigen das geiſtreiche Urteil Ramberts: „Wenn die Pariſer Kritiker uns aus dem ſpießbürgerlichen Geſchmack, der ehrbaren und tugendhaften Poeſie einen Vorwurf machen, ſo können wir ihnen wenigſtens *einen* Namen entgegenhalten.“

IV.

„Spießbürgerlicher Geſchmack, ehrbare und tugendhafte Poeſie!“ So hat man oft und nicht ohne Geringſchätzung unſere litterariſchen Erzeugniſſe bezeichnet. Dieſe ironiſchen Prädikate paſſen heute nicht mehr; ſeit einigen Jahren quillt ein neuer Saft durch unſere Poeſie und Romanlitteratur und bringt Früchte von freierm Geſchmack hervor, wie wir ſehen werden. Kehren wir indeſſen zur Mitte unſeres Jahrhunderts zurück, wo die kantonalen Revolutionen den Anbruch einer neuen Periode bezeichnen. Um dieſe Zeit verſchwinden faſt plötzlich Namen wie Sismondi, Toepffer, Vinet und Pater Girard. Ein neues Denker- und Dichtergeſchlecht iſt bereit, ſie zu erſetzen.

Im Jahre 1849 veröffentlichte Charles Secrétan, der hervorragendſte Schüler Vinets, die erſte Ausgabe ſeiner „Philosophie de la liberté“, worin er das ganze Chriſtentum auf rationellem Wege wiederherſtellte, indem er ſich auf die Doktrin der perſönlichen Freiheit und die Thatſachen der moraliſchen Verantwortung ſtützte. Dieſe ruft der Verbindlichkeit, der Pflicht; ſie beſtätigt uns die höchſte Wirklichkeit, das Gute, d. h. Gott; „wer an die Pflicht glaubt, glaubt an Gott, der ſich in uns durch das moraliſche Bewußtſein offenbart“.[1] Auf der abſteigenden Bahn des *Lebens* macht ſich das kräftige und kühne Denken des Philoſophen der *Freiheit* an ſociale Probleme heran, und in einer Reihe von Werken,

[1] Le principe de la morale.

die einen ſtarken Wiederhall fanden, „La civilisation et la croyance“, „Etudes sociales“, „Les droits de l'humanité“, „Mon Utopie“, unternimmt er es, „die vernunftmäßigen Glaubenslehren darzulegen, welche ihm geeignet erſcheinen, die Ordnung, den Frieden und das Glück der menſchlichen Geſellſchaft zu fördern, wie ſie ſeinem eigenen Geiſte Ruhe und Ordnung gebracht haben“. Das wirkſamſte Heilmittel liegt nach ſeiner Anſicht in der moraliſchen Reform, die nur dann möglich iſt, wenn die Pflicht zum Mittelpunkt des Lebens gemacht wird, — die Pflicht, welche auf das Gewiſſen, auf Gott gegründet wird als „der lebendige Wille Gottes“. So iſt denn die ſociale Frage eine moraliſche Frage. Das Recht geht aus der Pflicht hervor, und für jeden beſteht die Pflicht darin, ſich ſelbſt zur Geltung zu bringen, um ſich ſo in den Dienſt der geſamten Menſchheit zu ſtellen. Freiheit, gegenſeitige Verantwortlichkeit, darin beſteht alles Recht und alle Pflicht. Den gewagten Univerſalheilmitteln des Staatsſocialismus ſtellt er das Syſtem der Beteiligung des Einzelnen entgegen und erſetzt ſo das Entgegenwirken durch die „Übereinſtimmung der Intereſſen“.

H. F. Amiel.

Die Werke des waadtländiſchen Philoſophen, die in weitem Umkreis einen tiefen Wiederhall in der Seele unſerer Generation geweckt haben, gehören weniger der Litteratur als der Metaphyſik und der Socialwiſſenſchaft an; aber ein ſo ſchöpferiſcher Geiſt, wie er war, *mußte* zum Schriftſteller werden; der Reichtum und die ſtrenge Logik ſeiner Denkweiſe hatten ſich einen Stil von feſſelnder Originalität geſchaffen, worin die ſchildernde Kraft, das Überraſchende in den Bildern der Abſtraktion Farbe und Leben verleihen.

Secrétans Werke wenden sich an gewiegte Denker; diejenigen seines Freundes Ernest Naville, die der Menge verständlicher sind, haben einen unmittelbaren Einfluß auf unser Publikum ausgeübt, das die religionsphilosophischen Fragen von jeher merkwürdig interessiert haben.

Von 1860 bis 1870 war Navilles Hörsaal von einer außergewöhnlich großen Zuhörerschaft überfüllt. In seinen Vorträgen über: „La vie éternelle", „Le père céleste", „Le problème du mal", die auch als Lektüre überaus fesselnd wirken, hat er im Dienst der Verteidigung des Christentums gegen den Materialismus und die Freidenkerei die Hülfsmittel einer umfassenden und gründlichen Bildung, eine seltene Erklärungsgabe, eine schmiegsame und lichtvolle Dialektik entfaltet, die ohne sichtbare Anstrengung alle Dunkelheiten zerstreut.

Marc Monnier.

Die schöne und heitere Zuversicht Ernest Navilles setzte den armen und seltsamen Amiel, dem sein „Journal intime" eine späte Berühmtheit eingetragen hat, in Erstaunen. Der schätzenswerte Philosophieprofessor hat in einemfort sich selbst gesucht, ohne sich zu finden, weil bei ihm der Widerstreit zwischen dem Intellektualismus Hegels, den er mit hoher Lust genossen hatte, und dem moralischen Bewußtsein, an welches er immer glaubte, die schöpferische Kraft lahmlegte. Es ist ihm nie gelungen, seine Individualität zum Ausdruck zu bringen, weil es ihm nie gelang, sie zur Einheit zurückzuführen. Diesen verwickelten und schmerzvollen Seelenzustand hat er während dreißigjähriger Einsamkeit zergliedert und untersucht und in einem Bekenntnis dargestellt, welches uns sowohl die Höhe seines Ideals als auch die Niederlagen seines Willens enthüllt. Glücklicherweise — wie einer unserer jungen Schriftsteller, Gaston Frommel, bemerkt, den sein eindringendes und ernstes Talent besonders

berechtigt, einen so tragischen Fall zu untersuchen — glücklicherweise behielt sich Amiel stets die Pflicht als „Gegengift für seine pantheistische Träumerei" vor. Er vergrub sich nicht egoistisch in seine Leiden; er versuchte, das Gute zu vollbringen, in sich und außer sich; und das Gefühl seiner moralischen Gebrechlichkeit, der Vergeblichkeit seiner Bestrebungen, verknüpft ihn, trotz seiner philosophischen Liebhabereien, mit der protestantischen Überlieferung. Durch eine seltsame Ironie wird er über der Beschreibung der Qualen, die ihm seine Ohnmacht verursacht, zu einem machtvollen Dichter. Das „Journal intime" ist, litterarisch genommen, eines der kostbarsten Denkmäler unseres Schrifttums; in einer reichen, fein gewählten, sehr ausdrucksvollen Sprache abgefaßt, ist dieses Buch erfüllt von einer großen, wenn auch trostlosen Poesie, welche dem ausgehenden 19. Jahrhundert gefallen sollte.

Wie weit von Amiel sind seine Freunde Victor Cherbuliez und Marc Monnier entfernt! Der Name dieses letztern wird bleiben, auch wenn man seine leicht hingeworfenen, glänzenden Schriften nicht mehr liest. Ein Schriftsteller von fröhlichster Fruchtbarkeit, hat er sich in allen Gattungen mit gleicher Geschmeidigkeit und mit jener wunderbaren Geschicklichkeit versucht, die der Meisterschaft gleicht. Vom Schicksal, das ihn in Florenz von einem französischen Vater und einer genferischen Mutter abstammen ließ, zum Weltbürger bestimmt, durch seine Studien mit deutschem Wesen befreundet, durch zahlreiche Bande an Genf gefesselt, ist er mehr als irgend ein anderer zum Dolmetsch zwischen den verschiedenen Rassen geworden, indem er der Welt Italien, das er verehrte und von den Toten auferstehen sah, nahe brachte, den Franzosen die Schweiz und den Schweizern Frankreich, Deutschland der ganzen gebildeten Welt erklärte, indem er Goethes Faust, Uhlands Lieder metrisch übersetzte, Shakespeare und Milton erläuterte und endlich die „Allgemeine Geschichte der modernen Litteratur" schrieb, die — wenn er seinen Fleiß ausschließlicher darauf verwendet hätte — ein durchaus klassisches Werk sein würde, in Wirklichkeit wenigstens ein beredtes, entzückendes, stofflich reiches Buch ist. Der glänzende Erzähler hat uns in den „Nouvelles napolitaines" und zehn Romanen die behende entworfenen Schattenbilder von Originalen aus allen Ländern hinterlassen; als poetischer Taschenspieler von unvergleichlicher Geschicklichkeit hat er in seinem „Théâtre de Marionnettes" eine neue Gattung geschaffen: die politisch-aktuelle Komödie; und nie zuvor haben heller Verstand, Phantasie und Gefühlswärme, wie er

sie in sich vereinigte, ein originelleres, schwungvolleres und bedeutenderes Werk auf diesem Gebiete erzeugt. Ein lauterer Charakter, ein vernünftiger Mensch, ein talentvoller Künstler, war Marc Monnier vorzüglich ein optimistischer Philosoph, der an den Sieg des Guten und der Wahrheit über das Böse und die Dummheit, an die Heilung aller unserer Übel durch die Arbeit und Hingebung glaubte. Er ist in diesem Glauben, der seine Werke durchdringt, erleuchtet und durchwärmt, gestorben.

Viktor Cherbuliez.

Auch Viktor Cherbuliez ist ein wenig Weltbürger; wenigstens haben die Helden seiner ersten Romane „Le comte Kostia“, „Ladislas Bolski“, „Miss Rovel“ einen gewissen exotischen Zauber an sich. Übrigens ist der Roman diesem selbständigen und glänzenden Geist nur eine anziehende Form, in der er sich gefällt, seine Gedanken über Welt und Leben auszudrücken. Von George Sand scheint er den Geschmack an romantischen Abenteuern und von Voltaire den spöttischen Pessimismus zu haben. Aus diesen einander widersprechenden Stoffen setzt er ein seltenes Gericht zusammen, das niemals fad und nichtig schmeckt. Ein reich gebildeter, sehr nachdenklicher Geist, in ästhetischen Dingen so erfahren als irgend jemand in Frankreich („Un cheval de Phidias“, „L'art et la nature“), sehr klarsehend in der Politik und allen europäischen Angelegenheiten — welche Eigenschaften Herrn G. Valbert von der „Revue des Deux Mondes“ in die französische Akademie verholfen haben — bleibt V. Cherbuliez einer der elegantesten und echtesten Schriftsteller der Gegenwart.[1]

[1] Am 1. Juli 1899 gestorben.

Man hat ihm nur vorgeworfen, er besitze zu viel Geist. Wie wenn er etwas dafür könnte!

Hier haben wir uns jedoch, um aufrichtig zu sein, ziemlich von der protestantischen Überlieferung und der strengsittlichen Gedankenwelt, in der sich unsere Litteratur mit Vorliebe bewegt, abseits begeben. Dies rührt wohl daher, daß Monnier und Cherbuliez uns nicht eigentlich zugehören: der eine ist ein Franzose, der (seinem Herzen, wenn nicht seiner Geistesrichtung nach) Genfer wurde; der andere ein Genfer, der gemäß seinen natürlichen Neigungen wieder Franzose wurde; beide entziehen sich uns nach mehr als einer Seite.

Eugène Rambert.
(Phot. Jeanneret, Montreux.)

Im Gegensatz zu ihnen ist hartnäckiger und ausschließlicher wohl kein Schriftsteller Helvetier und Welschschweizer gewesen als der Waadtländer Eugène Rambert.

In der Schule Vinets herangebildet, ist Eugène Rambert, sein Biograph, der am meisten beachtete Kritiker der französischen Schweiz gewesen. Den bessern Teil seines Lebens hat er in Zürich zugebracht, wo er während mehr als 20 Jahren Litteraturgeschichte lehrte; dann kam er, um an der Akademie seine Laufbahn zu beendigen, nach Lausanne, wo er, als ganz junger Mensch, als Lehrer zuerst thätig gewesen war. Er ist im Jahre 1886 gestorben. Seine Werke sind ansehnlich und besonders beachtenswert wegen ihrer Mannigfaltigkeit. Man hat das Aufsehen, welches seit 1868 seine Herausgabe der „Alpes Suisses“ erregte, noch nicht vergessen. Diese Folge von Bänden würde genügen, um die verschiedenen Seiten und Fähigkeiten eines wahrhaft encyklopädischen Geistes zu zeigen; der Verfasser offenbart sich darin der Reihe nach als Naturforscher, Erzähler, Landschafter, Bergsteiger und Dichter. Seine sämtlichen Werke tragen den Stempel gewaltiger Gründlichkeit. Denn mit einer sich auf alles erstreckenden Wißbegierde verbindet er jenen freien Forschergeist, der überall den Dingen auf den Grund sehen muß. Es lag ihm daran, die

geistige Bewegung seiner Zeit in keiner Hinsicht aus dem Auge zu verlieren; keiner verfolgte die zeitgenössische Entwicklung der Litteratur aufmerksamer als er; keiner bewies den Beobachtungswissenschaften eine lebhaftere Zuneigung. Sein festes Urteil, das von mutiger Unabhängigkeit zeugte, gab dem Leser Sicherheit. Seine wenigen Bände litterarischer Studien, seine „Ecrivains romands“, seine schönen und gewissenhaften Biographien von Vinet, Juste Olivier, dem Maler Calame sind Arbeiten von hohem Werte, denen die Zeit keinen Abbruch thut, — im Gegenteil.

Felix Bovet.

Rambert war in seinem Innern zu sehr Dichter, als daß er seinen Gefühlen, seinen Gemütsbewegungen nicht auch rhythmische Form gegeben hätte: er hat uns mehrere Bände Gedichte von gesunder und kräftiger Faktur hinterlassen, humorgewürzte Bekenntnisse, dornige Trauerblumen, Scenen vom Land und aus den Bergen, schön und breit ausgeführt. Als nationaler Schriftsteller, in der vollen Bedeutung des Wortes, hat er beim Ausland nicht um Erfolg gebuhlt. In der That hat er seinen Einfluß in der nächsten Umgebung, in der Heimat, geltend gemacht; er ist unserer ganzen Generation, die zu ihm aufsah, ein sicherer Führer, ein klarsehender Beurteiler, ein väterlicher und wohlwollender Berater gewesen, der vor jeder Individualität Achtung hatte und der — als ein echter Jünger Vinets — vom Talent nichts forderte, als daß es gewissenhaft und aufrichtig sei.

Unter seinen liebsten Schülern müssen wir Emil Javelle, jenen Franzosen erwähnen, den die Leidenschaft für Hochgebirgstouren und hervorragende Leistungen im Unterricht zu unserm Volksgenossen gemacht hatten, der mit 36 Jahren starb und einige Arbeiten hinterließ, welche seine Freunde unter dem Titel „Souvenirs d'un Alpiniste“ heraus-

gaben. Dieses schöne Buch hat einen Erfolg gehabt, über den sein Verfasser erstaunen würde, denn er war sehr bescheiden, wie es eine so schwärmerische, schwungvolle Seele sein soll, die von allen Höhen in Kunst und Leben angezogen wird und so heiß nach der Vollendung ringt. Javelle besaß das Zeug zu einem außergewöhnlich eleganten Schriftsteller, dessen machtvolle Wirkung im Maßhalten beruht; seine Erzählungen und Schilderungen von Bergfahrten lassen ahnen, was uns in ihm verheißen war.

In Neuenburg wurde die „Revue Suisse“ im Jahre 1861 zu Grabe getragen. Von den Schriftstellern, die sie bis ans Ende unterstützt haben, muß wenigstens derjenige genannt werden, den Sainte-Beuve „den liebenswürdigen und gelehrten Bibliothekar von Neuenburg“ hieß. Felix Bovet bleibt besonders als Verfasser des klassisch gewordenen Buches „Voyage en Terre Sainte“, das, von Calman-Lévy mehrfach herausgegeben, in Frankreich nicht weniger Erfolg gehabt hat als bei uns. Wir kennen kaum einen französischen Schweizer, der seine Muttersprache mit größerer Einfachheit, Leichtigkeit und Anmut oder mit mehr Feingefühl für die Schattierung handhabt. Mit diesen formellen Eigenschaften, die bei uns um so mehr geschätzt werden müssen, als sie ziemlich selten sind, verbindet Felix Bovet ein ausgebreitetes und genaues Wissen; ein vollendeter Kenner der lateinischen und hebräischen Sprache, ein erfahrener Lexikograph, ein von allem unterrichteter Litteraturkundiger, ein witziger und scharfsinniger Kritiker, hat er mit gleicher Auszeichnung die „Histoire du psautier des églises réformées“ wie die „Vie du Comte de Zinzendorf“ geschrieben.

Die „Bibliothèque universelle“, in welcher die untergehende „Revue Suisse“ aufging, bildet seit vier Jahrzehnten ein wertvolles Band zwischen den welschschweizerischen Schriftstellern. Sie hat die Mitarbeiterschaft der Rambert, Secrétan, Naville, Marc Monnier, Javelle, mehrerer Neuenburger, Charles und Fritz Berthoud, Louis Favre, Auguste Bachelin, T. Combe genossen. Diese drei letzten Namen veranlassen uns, von der fruchtbarsten Gattung unserer litterarischen Hervorbringung zu sprechen: dem Roman und der Novelle.

V.

Wir haben gesehen, daß Toepffer die „Genfer Novelle" schuf. Jeder unserer Kantone hat seinen Litteraten gefunden, der diese Gattung einführte. Der Dorfroman fand im Kanton Waadt bis vor kurzem nur einen sehr beliebten Vertreter, Urbain Olivier, Justes Bruder und Verfasser des „Orphelin". In den letzten Jahren haben wir strengere Forderungen an die Psychologie, die Beobachtung und Zeichnung der Charaktere, die Schilderung der Sitten stellen lernen; wir haben den Geschmack an konventionellen Gemälden, den billigen Vorwänden für moralische Ermahnungen, verloren. Innerhalb dieser unechten Gattung haben mehrere ihr Talent erschöpft, an erster Stelle Urbain Olivier, der — seine „Récits de chasse" und seine „Matinées d'automne" legen davon Zeugnis ab — in seinen ersten Arbeiten eine richtige Auffassung und ein starkes Gefühl für das Land- und Waldleben bewies.

In Neuenburg ist Louis Favre der Schöpfer des lokalen Romans gewesen. Seine „jurassischen Novellen" haben vor 30 Jahren einen großen Erfolg gehabt. Der Verfasser hat sich vorgenommen, in diesen Geschichten, deren dramatische Spannung geschickt und dauernd aufrechterhalten wird, besonders gewisse charakteristische Gestalten, Originale, die noch in der lokalen Erinnerung festhafteten, wieder aufleben zu lassen, so den Robinson de la Tène, Jean des Paniers, Charbonnier du Creux-du-van. Hinter dem liebenswürdigen Erzähler tritt auch der Historiker und der Archäologe hervor, der sein kleines Vaterland herzlich liebt. „Hierin steckt die Anziehungskraft und der Zauber seiner Werke."

Von der jurassischen Novelle zum historischen Roman, von Louis Favre zu Charles Du Bois-Melly, ist es kein großer Schritt. Die dichterische Begeisterung strömt aus derselben Quelle: der heißen Liebe zur Heimat, der Achtung vor ihrer Vergangenheit und ihren Überlieferungen. Der Genfer Schriftsteller hat mit der Schilderung ländlicher Scenen und solcher aus dem Atelier begonnen; dann hat sich die Leidenschaft für die Vergangenheit seiner bemächtigt, und von da an hat er sich auf das 16. und 17. Jahrhundert und die engen Wälle und Mauern der alten Hugenottenstadt beschränkt; diese lebt denn auch mit all dem malerischen Reiz ihrer frühern Gestalt und all dem Heldentum ihrer Söhne in den dramatischen, in einer gelehrt-archaïstischen Sprache geschrie-

benen Erzählungen: „Eve de la Pasle“, „L'Amour et la Peste“, „Ceux de Genève“, „Dragonette Cerisier“ wieder auf. Es ist eine wirkliche Auferstehung, welche hier die Vergangenheit in diesen freimütigen Darstellungen feiert, in denen oft die Farben etwas stark aufgetragen sind, die aber nichtsdestoweniger den Vorzug großer Treue besitzen — denn bei Du Bois-Melly liefert der Gelehrte dem schöpferischen Dichter den Stoff.

Auch Auguste Bachelin war Künstler und Gelehrter zugleich. Er hat viel gemalt und viel geschrieben; ich glaube aber, daß der Schriftsteller den Maler überleben werde. Unter seinen Neuenburger Erzählungen befindet sich eine, welche einen Ehrenplatz in unserer Litteraturgeschichte einnehmen wird; der bewundernswerte Dorf- und Sittenroman „Jean-Louis“ ist die eindringendste psychologische Studie, die seit zwanzig Jahren bei uns erschienen ist. Er enthält die sehr einfache Geschichte eines jungen Mannes, dessen Liebe der Stolz seiner Mutter entgegenarbeitet. Jean-Louis, ein Sohn des reichen Gerichtsherrn Prince, liebt von jeher die Tochter der Schnittwarenkrämerin. Wie Jean-Louis' Mutter ihn mit seiner Louise auseinanderzubringen sucht, diese mit ihrem Hasse verfolgt, ihren eigenen Sohn beinahe zur Verzweiflung bringt, hernach, in dem langen und schrecklichen Kampf durch die hartnäckige Treue des jungen Mannes besiegt, sich weigert, sein Glück mit ihm zu teilen, und ihren Geist aufgiebt, ohne Louise als ihre Schwiegertochter anzuerkennen: dies ist der ergreifende Vorgang, den uns der Romandichter mit machtvoller, überzeugender Seelenkenntnis darstellt. Die Hauptfiguren, die furchtbare Gerichtsherrin, ihr Gatte, eine wuchtige Standesperson des Dorfes, der jedoch vor seiner Gattin zittert, Jean-Louis, der bei scheinbarer Passivität so zäh ist, sind meisterlich gezeichnet. Die Gerichtsherrin ist wahrhaft und aufrichtig fromm; sie vereinigt die besten Tugenden in sich, nur hat sie die Wurzel des Stolzes nicht ausgerottet, die endlich ihr ganzes Herz überwuchert, so daß die natürlichen Gefühle darin ersticken. Eine tiefe tragische Lehre, die übrigens nirgends ausgedrückt ist, und um welche sich die Sitten und Gebräuche der neuenburgischen Winzer um die Mitte dieses Jahrhunderts als malerischer Rahmen, der kühn-realistisch, aber nie gemein wirkt, herumranken.

Die Beobachtung der ländlichen Sitten hat Oscar Huguenin, den berufenen Schilderer der guten alten Zeit in den Neuenburger Bergen, einen Erzähler, bei dem die Gutmütigkeit die Feinheit nicht ausschließt,

Auguſte Bachelin.

Nach einem Holzſchnitt von Florian.

zu gelungenen Arbeiten begeistert; seine Werke können unsere Nachkommen über den ehemaligen Charakter der Neuenburger belehren, so wie er aus der Unterweisung des würdigen und einfachen Ostervald hervorging.

Die starke moralische Kraft unserer Rasse finden wir wieder in den Schöpfungen von T. Combe. Fräulein Adèle Huguenin (dies ist ihr Name, den das Pseudonym nicht länger mehr deckt) hat in einem Dutzend Romane, die in korrektem und munterm Stil geschrieben sind, die Sitten von Locle, ihrem Heimatorte, und der in den Hochthälern des Jura verbreiteten Uhrenmacherbevölkerung dargestellt. Ihre ersten Werke („Les bonnes gens du Croset" etc.) zeichneten sich nur durch eine prickelnde Laune und eine feine, durch Humor gewürzte Beobachtungsgabe aus. Allein die Seele der Dichterin, die sich von der socialen und moralischen Zeitströmung mächtig beeinflussen ließ, hat sich seitdem auf einen höhern Standpunkt des künstlerischen Ideals hinaufgearbeitet; jetzt schildert sie das menschliche Elend und die edeln Anstrengungen, die zur Erhebung aus demselben gemacht werden. Ihre stets rücksichtsvolle und doch tapfere Feder hat es gewagt, die Wunden, die an unserm Volke schwären, zu untersuchen (z. B. in „Une croix"), die vor allem abstoßende Sünde, die Trunksucht des Weibes, bloßzulegen oder die frühreifen Laster der Kindheit in den großen industriellen Mittelpunkten zu schildern. „Le sentier qui monte", „Oeuvre d'amour" sind großherzige und kühne Bücher, die den Leser zum Nachdenken zwingen und ihn erregen, ohne ihn durch Schimpfreden und Bußpredigten vor den Kopf zu stoßen, und deren litterarischer Wert allein genügen würde, um sie bei uns in die vorderste Linie zu stellen.[1]

Viele weibliche und andere Federn gefallen sich darin, der französischen Schweiz eine litterarische Kost vorzuschreiben, welche nicht immer von vorzüglicher Beschaffenheit ist. Doch giebt es einige originelle Talente (wie z. B. dasjenige des Fräuleins Eugenie Pradez), die genügen würden, um uns über das Dasein vieler alberner und bedeutungsloser Werke zu trösten. Übrigens bemerken wir seit einiger Zeit in unserer schönen Litteratur das ernste Streben, mit der Alltäglichkeit und Fadheit,

[1] Die hohe Begeisterung, die aus diesen Werken strömt, erinnert uns an einzelne, welche uns Frau von Pressensé geschenkt hat. Durch ihre Verheiratung Französin geworden, ist die Verfasserin des packenden socialen Romans «Geneviève» nichtsdestoweniger waadtländischer Herkunft, und wir haben das Recht, sie hier anzuführen.

welche dem geistreichen Liederdichter Jaques-Dalcroze nur zu gerechtfertigten Anlaß zu seinen Witzeleien über den „Roman romand“ boten, zu brechen.

Samuel Cornut ist einer der mutigsten Förderer einer freiern und wahrern Kunst. In Aigle geboren, aber in Paris lebend, hat er in seinen ersten Arbeiten („Mathilde Monastier“) das scharfe Beobachtungsverfahren der modernen Schule auf das Studium unserer Sitten anzuwenden versucht. Er hat sich von Tolstoi und vielleicht auch von Ibsen beeinflussen lassen; seine etwas gequälte Manier verblüfft uns, allein er drängt sich uns, trotz der Unausgeglichenheit seines Talentes, durch den Ton mutiger Aufrichtigkeit und hohen Gedankenschwung auf. Die Romane „Miss“ und „Chair et Marbre“, worin der Verfasser nicht vor freier Darstellung und grellen Farben zurückschreckt, sind lebhaft umstritten worden und konnten nicht unbemerkt am Publikum vorübergehen. Man fühlt den festen Vorsatz aus denselben heraus, im Kunstwerk die Einheit zwischen der ästhetischen Schönheit und der moralischen Wahrheit herzustellen.

T. Combe.

Wir glauben, Cornut habe auch die Wirkung Edouard Rods und den Einfluß seines Erfolges an sich erfahren. Der Verfasser der „Course à la mort“ und des „Michel Tessier“ ist zu dieser Stunde fraglos der bekannteste von unsern Romanschriftstellern der Gegenwart und zählt überhaupt zu den meistgelesenen; er ist einer der berufensten Vertreter des psychologischen Romans. Sein geschmeidiges Talent, das der Durchdringung des Stoffes höchst fähig ist, hat sehr verschiedene Wandlungen durchgemacht seit seinen ersten Werken, welche von brutalem Realismus strotzen und worin sich Rod als begeisterter Schüler Zolas erwies, bis zu jenen weniger verletzenden, aber stärkern und reifern, welche er in neuerer Zeit veröffentlicht hat.

„La course à la mort“, „Le sens de la vie“, „Trois cœurs“ bilden gewissermaßen einen Cyklus von Bekenntnisromanen. Schon im

ersten dieser Bücher, welches, wenn nicht das beste, so doch das persönlichste sein dürfte, das er geschrieben hat, offenbart sich die Gesamterscheinung des Verfassers. Er hat darin mit einer Aufrichtigkeit, die manchmal peinlich berührt, den Seelenzustand eines Jünglings enthüllt, von welchem der Pessimismus Besitz genommen hat. Allein diese Krankheit war im Grunde litterarischer Art, d. h. also heilbar. Die feingeistige Wißbegierde, die ein Charakterzug von Edouard Rod ist, hat ihn rasch von seinen düstern Gedankengängen abgezogen. Er war bestrebt, aus dem rein persönlichen Roman herauszukommen, sich zu objektivieren, indem er sich an das Studium der innern Geschehnisse, der Gewissensfälle heranmachte („Michel Tessier", „La Sacrifiée", besonders „Le Silence", das in künstlerischer Hinsicht eines seiner besten Bücher ist). Die Einfachheit der Anlage, das Maßhalten in der Verwendung der Mittel, die tragische Bedeutung der Probleme, die er aufgreift, der moralischen Konflikte, die er uns vorführt, verleihen diesen Werken eine etwas düstere Farbe, die sie jedoch der Aufmerksamkeit ernsthafter Leser gebieterisch empfiehlt.

Bald Nacheiferer Paul Bourgets hinsichtlich der moralischen Analyse, dann wieder Vogüé und Desjardins in ihrem Tolstoïsmus und Mysticismus folgend, hat Rod mit jener intellektuellen Beweglichkeit, die eine Gabe, aber auch ein Fallstrick ist, ohne sichtbare Mühe die sich der Reihe nach ablösenden Geisteszustände seiner Generation in seinen Werken sich spiegeln lassen, und die zukünftigen Litterarhistoriker können in denselben die aufeinander folgenden Haltestellen des zeitgenössischen Gedankens wiederfinden. Seine Fähigkeit, alles zu verstehen, seine Intelligenz, die sich allen Geistesrichtungen erschließt, scheinen ihn für die Kritik prädisponiert zu haben. „Les idées morales du temps présent", „Les études sur le XIXe siècle", die Monographien über Stendhal und Goethe beweisen nicht nur seine Fähigkeit, sondern auch sein Bedürfnis, den Gesichtskreis zu verschieben, alle Grenzen zu überschreiten, die Genies der verschiedenen Rassen zu erforschen. So folgt denn Edouard Rod den Spuren, welche im Beginn dieses Jahrhunderts Frau von Staël gezogen hat; er besitzt den „europäischen Geist", und vermöge desselben gehört er besonders der welschschweizerischen Litteratur an.

Übrigens hat er sich in seinen neuesten Werken der Heimat erinnert. „Les Roches-Blanches", „Là-Haut" verbinden mit dem Studium der Seelenzustände, welches immer seine Hauptsorge bleibt, die Schilderung

der schweizerischen Sitten und Gebräuche. „Le ménage du pasteur Naudié“ endlich, zu welchem unser Land gewisse Stoffe geliefert hat, scheint der Roman des Protestantismus sein zu wollen. So dürfen wir denn zusammenfassen, was Rod seiner Herkunft verdankt: er verdankt ihr hauptsächlich die Neigung zu moralischen Problemen und Gewissensangelegenheiten; der Konflikt zwischen Pflicht und Leidenschaft, die logischen Konsequenzen eines Fehltritts sind Themen, die ihn im höchsten Grade interessieren. Sein Dilettantismus ist demnach eher ein scheinbarer als ein wirklicher; im Grunde bedarf er eines leitenden Prinzips, eines bestimmten Glaubens; er wird sich in heillosen Ernst ergeben, das heißt, sich fortan mit den höchsten Fragen beschäftigen müssen. Er ist mehr Philosoph als Künstler, mehr Denker als Virtuose; er interessiert weniger durch die Form als durch die Ideen; aber sein leichter, tadelloser, fein schattierender Stil wird in den Händen dieses fruchtbaren Schriftstellers ein vorzügliches Instrument zum Analysieren und Zergliedern seelischer Zustände.

Edouard Rod.
(Phot. J. Lacroix, Genf.)

Edouard Rod ist das Haupt und der Mittelpunkt jener Schar junger schweizerischer Schriftsteller, die mehr oder weniger den Afterglauben an die Heimatdichtung abgeschüttelt haben, die an einen weitern Leserkreis denken, der sich mehr um die Kunst kümmert als derjenige der Volksbibliotheken. Sie nennen Rod gerne ihren Meister und zielen ganz offen auf den Pariser Erfolg ab. Indessen bleiben die Besserbegabten unter der heranwachsenden Generation den Überlieferungen der Heimat treu, und das Publikum weiß ihnen dafür Dank; es ist ihm schon zur lieben Gewohnheit geworden, ihrem Namen am Fuß ihrer Prosa oder Verse in der in Genf erscheinenden „Semaine littéraire“ zu begegnen, welche

Herr Debarge seit nunmehr sieben Jahren mit einsichtsvoller Beharrlichkeit leitet und die den Jungen so gastfreundlich entgegenkommt.

Das eher fruchtbare als feine, jedoch gesunde, kräftige und emsige Talent Virgile Rossels hat sich der Reihe nach in der Kritik, der Litteraturgeschichte, wo er über ein gewaltiges Gelehrtenrüstzeug verfügt, im Roman, in der Lyrik und im Drama versucht. Vor allem scheint er uns als Dichter gewürdigt werden zu müssen. In seiner Dichtung: „La seconde jeunesse" liegt ein bezwingender Zauber; die Sagen, die ruhmreichen Erinnerungen der Schweiz haben ihn ebenfalls zu sehr schönen Versen begeistert, die sicher bleiben werden; endlich ist sein Drama über den Major Davel, den Helden der waadtländischen Unabhängigkeit, das letztes Jahr in Lausanne aufgeführt wurde, einer der seltenen gelungenen Versuche, bei uns eine dramatische Kunst einzuführen, die dieses Namens wirklich würdig und speciell für unser Volk bestimmt ist, dessen nationale Geschichte den Stoff dazu liefert.

Louis Duchosal ist nur Lyriker, aber er ist es durch und durch. Wenn wir seinen Namen mit einem berühmtern in Verbindung zu bringen hätten, so würden wir Paul Verlaine nennen. „Le livre de Thulé", „La forêt enchantée" sind zwei Gedichtsammlungen, von denen namentlich die erstere dem Schatz der welschschweizerischen Poesie neue Elemente zugeführt hat. In einer seltsamen und seltenen Form hat Duchosal die schmerzlich-aufrichtige Klage eines Lebens ausgehaucht, dem das Leid den Stempel aufgedrückt hat; er hat einige ergreifende Töne gefunden, die in der Tiefe unseres Herzens wiederklingen.

Er ist übrigens nicht der einzige, der in Genf die lyrische Poesie vertritt; vor ihm hatte sich Eduard Favon den Ruf eines ausgezeichneten und stolzen Künstlers erworben, der mehr auf die Billigung einiger Eingeweihten als auf den öffentlichen Beifall gab. Jules Cougnard hat uns einige Gedichtbände von gefälliger Eleganz geschenkt, in denen die Laune des Reims überaus kokett Skizzen aus dem Stadtleben, die mit fliegender Hand entworfen wurden, einkleidet. Er wäre ungefähr der Banville Genfs, während sich der intime und zartfühlende Charles Boniface mit Eugène Manuel vergleichen ließe.

Was Philippe Monnier anbetrifft, so gehen bei ihm Ruf und Erfolg Hand in Hand mit dem Wachstum seines Talentes. Wenn er auch nicht die wunderbare Schaffensleichtigkeit seines Vaters besitzt, so verleihen ihm doch seine ernste und weiche Seele, sein feiner und reicher Geist, sein künst-

leriſch gebildeter, glänzender und maleriſcher Stil eine eigenartige litterariſche Phyſiognomie. Seine „Rimes d'écolier“, ſeine Novellenſammlungen „Vieilles femmes“ und „Jeunes ménages“ ſind ein prickelndes Gemiſch aus tiefem Gefühl und Humor, freier Phantaſie und raffinierter Kunſt.

Unter den Litteraten der jungen Generation iſt Henri Warnery einer der verheißungsvollſten; keiner verkörpert die poetiſche Überlieferung in dem Kanton, der Juſte Olivier, Monneron, Rambert hervorgebracht hat, beſſer als er. (Erneſt Buſſy, ſein Zeitgenoſſe, der im Jahr 1886 ſehr jung ſtarb, hat nicht halten können, was ſein feines und vornehmes Talent verſprach.) Warnery trat zuerſt hervor mit einer ſehr ſchönen kosmogoniſchen Dichtung, „Les origines“, welcher der Atem der Größe nicht fehlt. Von da an hat er es gewagt, ſich von den Regeln der klaſſiſchen Metrik zu befreien, und indem er die ausdrucksvolle Macht ſeines Verſes zu vermehren ſtrebte, hat er nach ſeinem Gefallen die Cäſur verſchoben, den regelmäßigen Wechſel zwiſchen männlichen und weiblichen Reimen über Bord geworfen, indem er als höchſte Forderung den Wohllaut aufſtellte. In dieſer freien Form, die er den kühnſten Neuerern entlehnte, hat er echt ſchweizeriſche poetiſche Stoffe verarbeitet, und ſein Buch „Sur l'Alpe“ enthält ſo ſchöne und kräftige Schilderungen, daß man ihm alle ſeine Gewagtheiten gerne verzeiht, wenn auch nicht als berechtigt oder notwendig anerkennt. Neulich hat er uns unter dem Titel: „Le chemin d'espérance“ das herzbewegende Bekenntnis einer Seele gegeben, welche durch das Leid zu den weſentlichen moraliſchen Gewißheiten, zum Glauben an Gott, zur Pflicht der Entſagung zurückgeführt wird.

Louis Duchoſal.
(Phot. J. Lacroix.)

Ein sehr bezeichnender Erfolg wurde im Jahr 1883 den Gedichten einer jungen Neuenburgerin, Alice de Chambrier, die im Alter von 21 Jahren starb, zu teil. Der kleine Band mit dem Titel: „Au delà“, macht seinen Weg durch die Welt und ist bereits bei seiner 6. Auflage angelangt. Er tritt ebensosehr hervor durch den Schwung und die naive Kühnheit der Gedanken, durch seine Gemütsbewegung und seine edeln Gefühle, als durch seine seltene Vornehmheit und den manchmal prächtigen Reichtum der Form. Dieses Mädchen war eine wirkliche Dichterin, wenn anders das poetische Talent besonders in der Kraft besteht, Symbole zu schaffen.

Alice de Chambrier.

Wir haben das Verzeichnis der welschschweizerischen Dichter der Gegenwart noch lange nicht erschöpft; noch zwanzig andere Namen von Erzählern und Dichtern stellen sich ein, die der Erwähnung würdig wären, wenn wir alle diejenigen nennen wollten, die es verdienten. Allein wir haben die so wie so zu lang ausgefallene Aufzählung auf diejenigen Namen beschränken müssen, welche eine originelle Richtung vertreten. Was wir gesagt haben, mag genügen, um dem Leser einen Begriff von der litterarischen Hervorbringung unseres Landes während eines Jahrhunderts zu geben.

VI.

Ein geistreicher Junker des letzten Jahrhunderts, der Ritter de Bouttlerz, hat in einem seiner launigen Briefe gesagt: „Das schweizerische und das französische Volk gleichen zwei Gärtnern, von denen der eine Kohl, der andere Blumen pflanzt."

In der That — wir haben es schon einmal gesagt — sind wir auch innerhalb der Litteratur positive und praktische Leute, die sich wenig um die reine Kunst kümmern; wenn wir zur Feder greifen, so geschieht es nicht aus bloßem Vergnügen am Schreiben, sondern um einen Streitsatz zu verteidigen, für eine Sache einzustehen, Wahrheiten zu verbreiten, Irrtümer zu bekämpfen.

Seit vier Jahrhunderten — so lange schreibt man bei uns Bücher und Broschüren (und wie viel Broschüren!) — üben unsere Schriftsteller eine sociale Funktion aus. Anderswo ist die Litteratur Luxussache; bei uns ist sie eine notwendige Verrichtung. Und darum besitzt sie mehr stoffliches Verdienst als künstlerischen Wert; sie ist viel weniger zu empfehlen wegen ihrer schönen Form als wegen ihres innern Gehaltes, wegen ihrer ernsten Gedankenarbeit und des moralischen Antriebes, der ihre Entstehung veranlaßte. Die vorherrschende Neigung zum Lehrhaften, welche wir bei unsern berühmtesten Schriftstellern gefunden haben, hat unserer Litteratur als Farbenton das ihr eigentümliche Grau in Grau verliehen. Neben den Kampf-, Diskussions- und praktischen Schriften besitzen wir freilich auch poetische oder romanhafte Werke. Allein sogar die Einbildungskraft unserer Romanschriftsteller und unserer Dichter ist zurückhaltend und furchtsam und versagt sich die bereichernden Kühnheiten wie die freien Darstellungen. Die welsche Poesie besingt mit reiner und frischer Stimme die Berge und die Seen, Gott und das Familienleben; sie nährt sich von bescheidenen Gemütsbewegungen und gemäßigten Gefühlen; der große Flug ist etwas Seltenes, die Stürme der Leidenschaft sind ihr unbekannt. Unsere Erzähler setzen ihren Stolz darein, „anständig" zu sein, und sie haben, all den Spöttern zum Trotz, ein Recht, es sein zu wollen; allein darüber werden sie ängstlich und verfallen häufig in eine konventionelle Schönfärberei, die vor der männlich-kraftvollen Schilderung der Wirklichkeit zurückscheut.

Das alles ist wahr und ist noch wahrer *gewesen*. Seit einiger Zeit bemerken wir, wie unsere jungen Schriftsteller entschlossen neue

Wege einschlagen. Die moralische Voreingenommenheit fehlt ihren Werken so wenig als ihren Vorgängern, allein sie lassen dem künstlerischen Streben mehr Spielraum. Wenn wir ein Buch von T. Combe, Samuel Cornut, Warnery oder Philippe Monnier aufschlagen, so gewinnen wir sofort den Eindruck einer strengern Kunstübung, die mit großer Sicherheit über ihre Mittel verfügt, wenn sie dieselben in den Dienst eines ernsten Gedankens, einer treuen Beobachtung aus dem Leben stellt. Bei solchen Erzählern sind wir weit entfernt von den kraftlosen und alltäglichen Idyllen, mit denen sich der Geschmack der Welschschweizer oft begnügt hat. Die Achtung vor der litterarischen Form scheint in dem Maße zu wachsen, wie der feste Wille, wahr zu sein; je aufmerksamer und eindringender das psychologische und moralische Studium wird, desto bestimmter, saft- und kraftvoller und bezeichnender wird der Stil.

Unsere Romanschriftsteller und Dichter haben der Welt etwas zu sagen; der Welschschweizer besitzt ein reiches Seelenleben, das die Pflicht hat, sich Ausdruck zu verschaffen, und an Mitteln dazu wird es ihm fortan nicht gebrechen. Für diesen künstlerischen Fortschritt lassen sich aus den letzten Jahren vielfach Belege beibringen; er macht sich in verschiedenen neulich veröffentlichten Gedichtsammlungen fühlbar; er findet ebensowohl in einem Buche von hoher moralischer Bedeutung, wie die „Esquisses contemporaines“ von Gaston Frommel eines sind, als in einem durch glänzende Erzählungskunst und malerische Schilderung sich auszeichnenden Werke, wie die „Terres lointaines“ von Paul Seippel, seine Bestätigung. Die künstlerische Sorgfalt und den Sinn für die Form hat bisher unsere Litteratur am meisten entbehrt, so daß man lange Zeit von ihr sagen konnte: am wenigsten fehlt es ihr an innerem Gehalt. Es bleibt uns nun übrig, zu hoffen, daß sie über der Erwerbung dessen, was ihr mangelte, nicht das einbüße, was sie in hohem Grade immer besessen hat: den moralischen Ernst und den Gedankenschwung.

Indem wir jedoch dieser Hoffnung Raum geben, überschreiten wir die Grenzen der Litteratur bei weitem, schließen wir auch den Wunsch mit ein, daß unser Volk seinerseits den moralischen und religiösen Überlieferungen, die bislang seine Kraft ausmachten und ohne die es keine Daseinsberechtigung mehr hätte, hinfort treu bleibe.

Wir müssen Philipp Godet um die Erlaubnis bitten, auf eine bedauernswerte Lücke in der vorstehenden Arbeit hinzuweisen. Er hat einen Schriftsteller von Bedeutung, der seit beinahe einem Vierteljahrhundert auf dem kleinen Gebiete der welschschweizerischen Litteratur eine starke Position einnimmt, zu erwähnen vergessen. Dieser Schriftsteller — unsere Leser alle haben seinen Namen bereits auf den Lippen — ist niemand anders als Philipp Godet selber.

Giebt es einen zweiten, der den welschschweizerischen Geist, in neuenburgischer Prägung, besser und würdiger vertritt als er? Er gehört dem Geschlecht der Autochthonen an, die mit allen Fasern ihres Herzens und all ihren geistigen Vererbungen im heimatlichen Boden wurzeln. Wir möchten ihn gerne als den echten Nachfolger des vortrefflichen Meisters, Eugen Ramberts, anerkennen, dem er in dieser Arbeit eine dankbare Huldigung dargebracht hat.

Die Werke Godets sind ebenso mannigfaltig wie diejenigen Ramberts. Als Dichter ist er zuerst mit einem Band Gedichte, unter dem schlichten Titel «Premières poésies», hervorgetreten, denen bald die «Récidives» und die «Evasions» folgten. Diese drei Sammlungen, die vom Publikum sehr beifällig aufgenommen wurden und im Buchhandel rasch vergriffen waren, erlebten eine neue Ausgabe in einem einzigen Bande, «Le Cœur et les Yeux», der seinerseits die dritte Auflage erreichte. Denselben Erfolg hatte die letzte Gedichtsammlung, in welcher der Dichter unter dem Titel «Réalités» den Erfahrungen eines reiferen Alters Ausdruck verlieh. Die „Wirklichkeiten", die er besingt, sind diejenigen, welche sein heller Blick vom Standpunkt, auf den ihn das Schicksal gestellt hat, zu erfassen vermag: der häusliche Herd, die kleine Welt, in der all seine Liebe und seine Neigungen verweilen, das neuenburgische Ländchen. Er hätte als Motto für sein Lebenswerk den sinnigen Vers eines von ihm geliebten Dichters wählen können.

Tout bonheur que la main n'atteint pas n'est qu'un rêve.

Aus Furcht, sich in den Wolken zu verlieren, zaudert er noch, den Flug nach den höchsten Höhen der lyrischen Kunst zu richten. Doch fühlt man, wie in seinen leichtflüssigen und vornehmlich heiteren Versen gesunde und starke Gemütsbewegungen nachzittern. Von glücklichster Eingebung zeugen nach unserer Auffassung diejenigen Gedichte, welche er «Choses d'enfant» betitelt hat, und einige andere Beiträge wie die «Ode à la haine», worin der Dichter jene kraft- und mutvolle Aufrichtigkeit an den Tag legt, welche den sympathischsten Zug seines Wesens ausmacht.

Philipp Godet hat es gewagt, sich in einer Dichtungsgattung zu versuchen, der gegenüber die romanische Schweiz sich bis dahin widerspenstig erwies: der dramatischen Poesie. Nachdem er uns die reizende Idylle «Janie» gegeben, welche Jacques-Dalcroze in Musik gesetzt hat, wurde ihm das besondere Glück zu teil, durch sein historisches Stück «Neuchâtel suisse» das Herz eines ganzen Volkes zu höherem Pulsschlag zu bringen, indem er es an den Ruhm seiner Vergangenheit erinnerte und ihm seine idealen Pflichten vor Augen führte.

Das kampflustige Temperament Godets, sein sicheres und gesundes Urteil, sein Haß gegen die Thoren, die Stümper und Schwätzer bestimmten ihn zum meist gehörten und gefürchteten Kritiker der welschen Schweiz. In seinen bemerkenswerten Berichten in der «Bibliothèque universelle» hat er es seit einer Reihe von Jahren unternommen, Geschmack und Urteil zu reinigen und zu verbessern, was ihm ebensoviel Feindschaft zugezogen hat, als wir ihm dafür Dank wissen müssen. Sein Einfluß auf das welschschweizerische Schrifttum ist sehr groß gewesen und hat sich immer zu

gunsten des guten Geschmackes, des schönen Maßes und der schönen Sprache geltend gemacht. Von all den Früchten dieser sehr wichtigen Thätigkeit hat Godet jedoch nur wenige gesammelt unter dem Titel «Etudes et causeries».

Wenn Godet auf litterarischem Gebiete sehr an den Überlieferungen hängt, so hat er sich als Kunstkritiker den neuen Strömungen geneigter gezeigt und viel dazu beigetragen, die Werke unserer jungen Schule dem Verständnis des Publikums näher zu bringen. Alle Besucher des Neuenburger Museums haben die schöne Broschüre gelesen, welche er dem Meisterwerk seines Freundes Paul Robert gewidmet hat. Ebenso hat er mit der Wärme treuergebener Freundschaft das Leben und Werk August Bachelins in einem Buche geschildert, dessen Titel «Art et Patrie» ein förmliches Programm aufstellt.

Godet hat auch ausgezeichnete Biographien von dem Reformator Viret, dem Naturforscher Agassiz und dem Dichter Juste Olivier geschrieben, welch letzterem er eine besondere Verehrung entgegenbringt.

Das Hauptwerk des neuenburgischen Schriftstellers ist jedoch seine Geschichte der Litteratur in der französischen Schweiz (Histoire littéraire de la Suisse française). Eine genaue Quellenkenntnis, sichere Auskunft über Personen und Sachen, die Kunst, den Gegenstand zu beherrschen, indem man ihn einem harmonischen Gesamtplan einordnet und in der Zusammenfassung richtige, bestimmte und klare Gesichtspunkte entwickelt, die Gabe, aus seinen Werken den Menschen herauszulesen und die litterarischen Erscheinungen der Vergangenheit in scharf und sicher entworfenen Porträten wieder aufleben zu lassen — all das wirkt zusammen, um das schöne Buch zu einem klassischen Werk der romanischen Schweiz zu stempeln. Es hat dazu beigetragen und wird hinfort dazu beitragen, uns in sorgfältiger Auseinanderhaltung unser intellektuelles und moralisches Leben und, wenn der Ausdruck nicht zu anspruchsvoll ist, die Besonderheit unseres geistigen Wesens zum Bewußtsein zu bringen.

Sich selbst vergessend, hat er keine Mühe gescheut, um die Werke und die litterarische Persönlichkeit von Dichtern, die er schätzt, der Vergessenheit zu entreißen. So hat er uns, unter Hinzufügung wertvoller Notizen, die Gedichte von Etienne Eggis, Alice de Chambrier und Ernest Bussy geschenkt. Neulich gab er uns, unter dem Titel «Pages neuchâteloises», von den besten Schriftstellern des Kantons entworfen, die vollständigste und reizendste Schilderung dieses Erdenwinkels, den er über alles liebt.

Seine Sprache hat nichts von den Feinheiten der „Kunstsprache" an sich, die heute Mode ist. Sie scheint unmittelbar aus den Prosaschriftstellern des 18. Jahrhunderts, die er eifrig studiert hat, hervorgegangen zu sein. Sie ist einfach, frisch und völlig frei von dem Wortschwall und den geschraubten Umschreibungen, die man unsern welschschweizerischen Schriftstellern häufig zum Vorwurf gemacht hat. Der Ausdruck geht bei ihm gerade aufs Ziel los und jedes Wort schlägt ein. Wie selten sind heutzutage, sogar in Frankreich, diejenigen Schriftsteller, die das Geheimnis der sermon pedestre, die J. J. Weiß sich angelegen sein ließ, noch kennen und bewahren!

Trotz all der umfangreichen und mannigfaltigen Thätigkeit kann einem doch die starke Einheitlichkeit in seinen Bestrebungen nicht entgehen, und dadurch gewinnt Ph. Godet eine gewisse Originalität, zu einer Zeit, da die Menschen vor lauter Vielseitigkeit unbestimmter und charakterloser geworden zu sein scheinen, als sie es zur Zeit Montaignes waren. Unser Autor hat nicht nur Meinungen, sondern Überzeugungen. Auf dem Gebiete der Religion wie der Moral, der Politik wie der Litteratur wachsen seine Überzeugungen zu einer felsenfesten Masse zusammen, die nichts zu erschüttern und zu

zerbröckeln vermag. Und es ist ein seltenes, gutes Geschick, wenn man in dem Reiche irrender Schatten, in welchem wir leben, einer Persönlichkeit begegnet, die einen festen Halt und Widerstandskraft besitzt.

Dies ist die bedeutsame Lücke, die wir in diesem neuen Kapitel, worin unser ausgezeichneter Mitarbeiter in so glücklicher Form seine Geschichte der Litteratur in der französischen Schweiz ergänzt hat, nach unserm besten Können und Vermögen haben ausfüllen wollen. Natürlich müssen wir es bedauern, daß nicht Ph. Godet selber sich über Ph. Godet ausgesprochen hat; er hätte sich sicherlich mit gewohnter Unparteilichkeit der Aufgabe entledigt. Aber, da er nun nicht da ist, so würden uns unsere Leser kaum verziehen haben, wenn wir ihn die Wahrheit des Sprichworts einmal mehr hätten erfahren lassen: Die Schuster tragen immer das schlechteste Schuhwerk selber. P. S.

Die Litteratur in der italienischen Schweiz.

Die Werke der tessinischen Künstler sind ziemlich weit verbreitet und werden allenthalben geschätzt. Es genügt, hier auf Namen zu verweisen wie Rodari, Fontana, Albertolli, Cisari, Vela, Rusca und Fossati, die ihre Thätigkeit in Italien, in Rußland, in der Türkei entfaltet haben; dagegen sind die Werke der tessinischen Schriftsteller, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, über die Grenzen des kleinen Staates hinaus nicht bekannt geworden.

Es erklärt sich das daraus, daß die plastischen Künste für die Wahl ihrer Sujets ein weites Feld haben, sie sprechen eine Universalsprache und sind infolgedessen im stande, sich das für ihr Gedeihen zuträglichste Gebiet selbst auszusuchen. Die litterarische Produktion dagegen ist hier an die Scholle gebunden, sie muß Inhalt und Form ihrer Darstellung dem heimischen Boden entnehmen, will sie nicht Gefahr laufen, entweder unbeachtet zu bleiben oder gar übel aufgenommen zu werden, um schließlich schnell der Vergessenheit zu verfallen. Und wenn es sich hierbei um ein so kleines Gebiet, einen so kleinen Herd geistiger Interessen handelt, wie im Kanton Tessin, so muß sie notgedrungen ein kümmerliches Dasein fristen. Aber der Kanton Tessin ist nicht nur klein, er ist auch

arm und ist jung; seine Bevölkerung sitzt zum großen Teil in weit voneinander getrennt liegenden Thälern, und die Mehrzahl der tessinischen Jugend muß sich ihren Erwerb außerhalb des Landes suchen.

Der Kanton Tessin in seiner heutigen Gestalt ist erst hundert Jahre alt. Hatte die Konstitution von Ochs die früheren acht Vogteien in zwei Kantone geteilt, so wurde auf der Tagsatzung von Aarau am 1. Mai 1798 ein Antrag Conrad Eschers aus Zürich angenommen, wonach sämtliche Vogteien jenseits der Alpen in einen einzigen, selbständigen Kanton unter dem Namen Kanton Tessin zu vereinigen seien. Dieser Beschluß wurde seitens der herrschenden Klassen im Kanton mit offenem Unwillen, von der großen Masse dagegen mit vollkommener Gleichgültigkeit aufgenommen. (E. Motta. Nel primo centenario dell' indipendenza del Ticino.) Noch heute ist die alte Einteilung nicht ganz verwischt, denn sie gründet sich zum Teil auf die Charakterunterschiede innerhalb der Bevölkerung. Für die zweihundertdreiundsechzig Gemeinden des Kantons Tessin giebt es keinen gemeinsamen Mittelpunkt, dessen Ausstrahlung bis zu allen Punkten des Ländchens zu dringen vermöchte, der im stande wäre, alle Elemente gleichmäßig anzuziehen, sie miteinander zu verschmelzen und sie nach einem einheitlichen Typus umzuformen.

Die kantonale Politik, die bis auf die Gegenwart eine sehr bewegte war und erst neuerdings in eine Periode der Ruhe und der friedlichen Arbeit einlenkte, ist auch heute noch eine ungemein lebhafte und übt eine große Anziehungskraft aus, sie beschäftigt und verbraucht in ihrem Dienst die besten geistigen Kräfte im Lande. Heute mehr als je findet diese Politik ihren Ausdruck in der Journalistik, und dort legt sie eine erstaunliche Fruchtbarkeit an den Tag. Im Kanton Tessin bestehen nicht weniger als sechs täglich erscheinende Zeitungen und drei Wochenblätter, ungerechnet eine Anzahl untergeordneter Publikationen, die sich mehr oder weniger mit Politik befassen. Nun weiß man, wie die Politik nur gewisse, vorübergehende Formen der litterarischen Produktion begünstigt; man kann sagen: Die Zeitung tötet das Buch.

Aber noch mehr. Dadurch, daß der Kanton Tessin jetzt zur Schweiz gehört, befindet er sich in einer ganz eigentümlichen Lage. Während ihn früher kein geistiges Band mit der Eidgenossenschaft verknüpfte, waren nun, wo er als selbständiger Kanton ein Glied des Bundes geworden war, seine Hauptführer darauf bedacht, ihn dem neuen Vaterlande immer näher zu bringen. Das geschah ganz besonders von seiten

solcher Männer, die an der Spitze des öffentlichen Unterrichtswesens standen, allen voran Stefano Franscini; sie waren eifrig bemüht, die Jugend des Kantons mit den Überlieferungen und mit den Bestrebungen der Schweiz vertraut zu machen. Dies edle Streben hat seine Früchte getragen, und diese haben sich noch weiter entwickelt, seitdem das Recht der freien Niederlassung in allen Kantonen anerkannt worden ist, seitdem die gegenwärtige Bundesverfassung das Band zwischen den zweiundzwanzig Republiken und der Centralregierung fester geknüpft, und seitdem die Gotthardbahn die trennende Alpenwand durchbrochen hat. So glückliche Umstände brachten nicht nur die drei schweizerischen Nationalitäten einander näher, sie hatten auch einen beträchtlichen Einfluß auf das italienische Element, wie dieses in der Schweiz durch den Kanton Tessin repräsentiert wird. Und die Bewohner dieses Kantons entzogen sich einem Einflusse nicht, der ihnen unter solchen Gesichtspunkten entgegentrat. Das ist so richtig, daß jeder, der heute aus dem Tessin kommend die italienische Grenze überschreitet, das ganz bestimmte Gefühl hat, sich unter einem anders gearteten Volke zu befinden, trotz aller ethnographischen Verwandtschaft.

Andrerseits aber sind die Tessiner in ihrer Sprache und in ihrem Kunstsinn Italiener geblieben, und man that recht daran, diese Überlieferungen in den Schulen sorgfältig zu pflegen. Das eben macht uns die Einrichtungen unseres Vaterlandes lieb und wert, daß sie den drei Nationalitäten gestatten, sich frei und in voller Harmonie zu entfalten. Es sind Dante, Petrarca, Ariost, Tasso, Alfieri, Parini, Foscolo, Leopardi, Manzoni, Giusti, welche die jungen Tessiner am liebsten lesen.

Daraus geht hervor, daß der Tessin mit seiner litterarischen Produktion den Gebieten, deren politische und sociale Bestrebungen er sonst teilt, ebenso fern steht als denen, auf die ihn Sprache und künstlerische Überlieferung, sowie die historischen Erinnerungen vergangener Jahrhunderte verweisen. Die tessinische Litteratur ist sozusagen eingezwängt in das kleine Gebiet, dem sie entsprungen ist.

Dennoch ist der Kanton von den Wandlungen, welche die italienische Sprache und die italienische Litteratur durchmachten, nicht unberührt geblieben. Zuerst war es der Kampf, den zu Anfang dieses Jahrhunderts die Rechtsgelehrten führten, indem sie ihre Sprache einzig und allein aus den florentinischen Schriftstellern des 13. Jahrhunderts schöpfen wollten, ein Verlangen, gegen das sich Schriftsteller wie Vincenzo Monti

und Giulio Perticari auflehnten, indem sie ihrerseits den Anspruch erhoben, es solle eine italienische Sprache geben, die in lebendigem Zusammenhange mit der Geisteskultur des ganzen Landes stehe. Man begriff, daß die Litteratursprache sich unaufhörlich an der Sprache des Volkes verjüngen und den Entwicklungen der Volkssprache folgen müsse, wenn sie nicht Gefahr laufen wolle, zu veralten und unverständlich zu werden.

Dann kam der berühmte Streit zwischen den Klassikern und den Romantikern. Einen Augenblick schien es, als ob Manzoni diesen Streit beilegen würde, indem er die Geister insgesamt in den Bann seines Meisterwerks, die „promessi sposi", zog und sie für die in seinem Roman zum Ausdruck kommende, ästhetische Forderung zu gewinnen suchte: Die Kunst soll sich des Nützlichen als Zweck, des Wahren als Gegenstand, des Interessanten als Mittel bedienen. Indes, die junge Schule der Veristen, die noch heute die herrschende ist, lehnte den ersten Teil dieser Forderung, das Nützliche zum Zweck der Kunst zu machen, rundweg ab, sie stellte dem entgegen, daß die Kunst nur um der Kunst willen da sei. Sie wollte das unbefangene Erfassen des Wirklichen, die volle Freiheit der litterarischen Produktion, dem inneren Drange und der Eingebung des Augenblicks entspringend. Heute scheint sich hierin ein neuer Umschwung zu vollziehen. Man schickt sich an, Tendenzromane zu schreiben, diese aber in der Form eines seltsamen und gesuchten Symbolismus.

Die tessinische Kultur hat nach und nach alle diese Schulen und litterarischen Moden mitgemacht, es würde schwer halten, in einer so gedrängten Skizze, wie der hier vorliegenden, dafür einen Beleg zu geben.

Brenno Bertoni, der selbst der Verfasser einer Sammlung von Dichtungen ist, hatte die glückliche Idee, eine jährlich erscheinende, sehr interessante strenna poetica ticinese herauszugeben. Zwei Bände davon sind bereits erschienen; sie enthalten Proben aus klassischen und romantischen Dichtern, sowie von Veristen, ebenso von Dichtern aus der ersten und zweiten Hälfte, ja sogar vom Ende dieses Jahrhunderts. Danach wird es in einigen Jahren ziemlich leicht sein, sich auf dem Gebiete der tessinischen Dichtung zu orientieren. Ein Gleiches ist indes nicht der Fall mit den Erscheinungen in Prosa, trotz der zahlreichen bibliographischen Werke, die der Redacteur des Bollettino storico della Svizzera italiana herausgegeben hat. Die Mehrzahl der tessinischen

Schriftsteller sind Gelegenheitsschriftsteller, sie haben ihre Erzeugnisse in Tageblättern, Zeitschriften, Broschüren und Pamphleten niedergelegt und damit zerstreut. Die Werke von kräftigerer Struktur, wie die Bücher, kann man an den Fingern abzählen.

Der Stil in diesen Dokumenten geistigen Lebens im Kanton, anfänglich unbeholfen, schwülstig, weitschweifig, von einer Art, die dem Geist der Sprache zuwiderlief, wird immer gedrängter, bestimmter, ruhiger, italienischer. Ursprünglich war es der alte, schwerfällige, akademische Stil mit seiner Solidität und würdevollen Erhabenheit, später wurden die Ausdrücke einfacher, aber auch zugleich unbestimmter, heute sind sie natürlich, dem Gegenstande angepaßt: das Toskanische dringt allmählich durch.

Louis Lavizzari.
(Phot. C. Lori, Mendrisio.)

Nach all dem Gesagten ist eine reiche Ernte auf diesem Gebiet nicht zu erwarten, um so weniger, als die gelehrten Werke, die gerade am zahlreichsten sind, im Rahmen dieser Studie keinen Platz haben. Dennoch glauben wir, einige dieser Werke wegen ihres litterarischen Wertes hier anführen zu sollen:

Die Übersetzungen des Homer, Virgil, Geßner durch den Pater F. Soave aus Lugano (1644—1806), den man den Begründer der reichen tessinischen Schullitteratur nennen kann; Achille Avanzini aus Curio hat seine Biographie geschrieben, die auch in Italien sehr geschätzt wird.

Die „Svizzera italiana“ enthält sehr genaue Schilderungen historischer Vorgänge im gegenwärtigen tessinischen Staat, verfaßt von Stefano Franscini (1796—1857), dem Begründer des öffentlichen tessinischen Unterrichtswesens.

Die „Escursioni nel cantone Ticino“ geben eine Beschreibung der Gebirgsgegenden, der geologischen Beschaffenheit und der Flora des Tessin im Rahmen malerischer Schilderungen von Ausflügen, verfaßt von Dr. Louis Lavizzari, dem Urheber wichtiger Entdeckungen über die relative Härte der Oberflächen krystallinischer Körper.

Die „Storia del cantone Ticino dal 1803“ von Angelo Baroffio ist der erste Versuch einer allgemeinen Geschichte des tessinischen Staats, dessen Entstehung behandelt wird in der „Storia della Svizzera italiana dal 1779 al 1802, compilata sugli abozzi e documenti lasciati da Stefano Franscini“ von P. Peri.

Pietro Peri.

Diese und andere Autoren, die wir hier nicht aufführen können, repräsentieren die alte historische Schule; sie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, den Kanton Tessin der schweizerischen Überlieferung anzupassen, und von diesem Gesichtspunkt gingen sie aus. Die neue kritische Schule wird gegenwärtig durch Emil Motta vertreten; er hat sie mit seiner synthetischen Arbeit, der vorhin erwähnten Monographie, die er aus Anlaß der ersten Jahrhundertfeier der tessinischen Republik herausgab, recht eigentlich inauguriert.

Die Redekunst, wie sie sich für ein demokratisches Land geziemt, ist in unserm Kanton sehr entwickelt: südliche Lebhaftigkeit im Verein mit praktischem Sinn sind dabei ebenso bemerkenswert wie die sorgfältige Form. Aber freilich denkt niemand daran, Sammlungen von Reden anzulegen, die häufig durch die Presse und in offiziellen Akten wiedergegeben werden. Dagegen hat man einige Sammlungen von Predigten herausgegeben, z. B. die des Abbé Torricelli: „Orazioni sacre e dissertazioni storico politiche“.

Romane haben wir nicht. Wir könnten mehrere „racconti“ und „novelle“ anführen, aber sie haben fast alle einen pädagogischen Zweck.

Aber die Dichtung! Seit den Sonetten, Oden und Liedern zum Preise der Landvögte, die man uns aus den souveränen Kantonen schickte, welche Fülle von Versen! Wenn wir diese hier wollten Revue passieren

lassen, ganze Bände müßten wir voll schreiben. Vom Standpunkt der Kunst aus würden wir darin nur schwache Nachklänge der verschiedenen italienischen Schulen wiederfinden, und überdies — wir beschäftigen uns hier nur mit dem gegenwärtigen Jahrhundert. Und dieses gegenwärtige Jahrhundert — wie Brama beim Anblick der Blumenkränze auf den Altären Buddhas könnten wir da ausrufen: „was für Blüten!" Die Mehrzahl dieser Poesien sind Gelegenheitsgedichte, in fliegenden Blättern zerstreut und verweht. Wir wollen nur von denen berichten, die ein Ganzes bilden und in den Rahmen der tessinischen Kultur hineingehören.

Nach dem Tode Peris, den wir schon in seiner Eigenschaft als Historiker erwähnt haben, veröffentlichte J. B. Buzzi eine Sammlung von dessen lyrischen Dichtungen. Jedes Genre ist darin vertreten: humoristische, geistliche und patriotische Lieder. Peri war sozusagen während eines halben Jahrhunderts der offizielle Poet des Kantons, er hat die Schweizer Nationalhymne übersetzt.

J. B. Buzzi war selbst ein Dichter von erstaunlicher Fruchtbarkeit, er hat lyrische Gedichte in der Art von Parini und eine Reihe von Fabeln nach dem Vorbilde von Phädrus geschrieben; mehr Originalität würde man wohl in seinen „novelle svizzere" finden, für die er den Stoff der Schweizer Geschichte entnommen hat.

Giovanni Airoldi, ein glänzender Redner, hat sich in den letzten Jahren seines Lebens damit beschäftigt, mehrere seiner litterarischen Werke zu sammeln und sie in dem „Pancacciere" herauszugeben, einem kleinen Journal, das er zu diesem Zweck gegründet hatte: die beißende Satire herrscht darin vor. Er schrieb auch mehrere Theaterstücke, von denen einem, der Tragödie „Fausta", die Ehre zu teil wurde, in Mailand aufgeführt zu werden. Sein Stil ist lebendig, wenn auch hie und da etwas schwerfällig und archaistisch, obwohl Airoldi sich bemüht hat, ihn zu modernisieren. Er war ein Zögling der alten Schule. Nicht unerwähnt darf ein originelles Werk bleiben, über dessen litterarischen Wert man freilich streiten kann: „Fra Buonaggiunta e le streghe di Mendrisio", eine Dichtung, die man ins 16. Jahrhundert setzen würde, wenn sie nicht voll von jenem Nationalismus wäre, der für das 18. Jahrhundert charakteristisch ist. Der Verfasser, der sich hinter dem Pseudonym „Romito del Generoso" verbirgt, ist der Abbé Giorgio Bernasconi.

Ebensowenig dürfen wir eine andere kleine Dichtung vergessen, die durchaus romantisch und von einer thränenreichen Sentimentalität ist.

Sie ist den zärtlichen Herzen der tessinischen Frauen gewidmet und heißt: „Eleusina“ von Charles Cioccari.

Wenn wir noch einmal auf die beiden Bände der „strenna poetica ticinese“ zurückkommen, deren Motto in arte libertas heißt, so finden wir dort wirklich, wie bereits erwähnt, Dichter aller alten und neueren Schulen: solche, die V. Filicaja, einen Lyriker des 17. Jahrhunderts, oder V. Monti oder gar Dante Alighieri nachahmen; solche, die durchaus modern sind, sich der modernen Sprache bedienen und, mit der konventionellen Phrase brechend, mit Erfolg bemüht sind, den Ausdruck dem Gedanken anzupassen. Sie lassen die alten akademischen Themata beiseite und verleihen, von der sie umgebenden Wirklichkeit angezogen, ihren Werken eine lokale Färbung. Man kann auf sie die nämliche Definition der Kunst anwenden, wie sie Zola gegeben hat: „Die Wirklichkeit, gesehen durch das Medium des Temperaments.“ Es versteht sich, daß wir mit diesem Wort eine psychologische Bedeutung verbinden. Unter diesen Neueren müssen wir zwei junge Dichter erwähnen, F. Chiesa und M. A. Nessi, von denen jeder eine Sammlung lyrischer Dichtungen, den „Preludio“ und die „colpe di gioventù“, herausgegeben hat. Natürlich spielt das „Ewig-Weibliche“ darin die größte Rolle, 's ist halt so Mode.

Trotz der ungünstigen Umstände, die wir hier aufgezeigt haben, dürfen wir fragen: giebt es eine tessinische Litteratur? wir meinen ja! wir glauben auch, daß sie im Begriff ist, sich in ihrer Eigenart zu befestigen, und daß diese Eigenart von Dauer sein werde, wenn unsere Schriftsteller sich bemühen wollen, sich immer mehr an die Wirklichkeit zu halten und ihr Temperament in einer guten Schule zu läutern. Die Wirklichkeit, das will sagen: der Kanton Tessin, die Eidgenossenschaft, mit einem Wort: das Vaterland mit seinen Überlieferungen, seinen Einrichtungen, seiner Kultur, seinen politischen und socialen Problemen, seinen Eigentümlichkeiten und Sitten, kurz sein öffentliches und sein intimes Leben; die gute Schule, darunter soll verstanden sein: die Reinheit und Klarheit der ästhetischen Anschauung, sowie die Kraft und Würde der gesteckten Ziele.

Rätoromaniſche Litteratur.

Heute iſt in der wiſſenſchaftlichen Welt allgemein anerkannt, daß das Rätoromaniſche eine ſelbſtändige romaniſche Sprache im Kreiſe ihrer dem Lateiniſchen entſtammenden Schweſtern iſt: des Italieniſchen, Franzöſiſchen, Provençaliſchen, Katalaniſchen, Spaniſchen, Portugieſiſchen, Rumäniſchen. Der rätoromaniſchen Sprache aber wurde ein viel ungünſtigeres Geſchick beſchieden als ihren großen Schweſtern. Zu jener Zeit, als auf der pyrenäiſchen Halbinſel und im Frankenlande jene ſtaatlichen Gebilde entſtanden, welche die Geſchicke Europas mitentſcheiden ſollten, und als ſo der Boden für eine vielverſprechende nationale Litteratur bereitet wurde, zerfiel Rätien in eine Unzahl kleiner Feudalherrſchaften, und, eines einheitlichen nationalen Landes entbehrend, zog ſich das Rätoromaniſche vor dem über den Walchenſee vordringenden Deutſchtum mehr und mehr in die Alpen zurück. Als die Bauernſchaften an den Ufern des Rheins und des Inns ſich die Freiheit erkämpften und die drei Bünde zu Vazerol ſich zu einer ſelbſtändigen Republik zuſammenfanden, da hatte das Deutſchtum bereits die Hauptſtadt des Landes erobert; in den rätiſchen Thälern jenſeits des Bernina war bereits das Italieniſche als Schriftſprache angenommen.

In Rätien, wie überall, hatten die Kämpfe um die politiſche Selbſtändigkeit befruchtend auf die Litteratur des Volkes eingewirkt, und Johann von Travers wurde zum Vater der geſchriebenen rätoromaniſchen Litteratur, als er ſein Lied vom Müſſerkriege niederſchrieb. Es war das erſte Mal, daß Romaniſch geſchrieben wurde; denn der

reiche Schatz an Volksliedern, Sagen und Märchen wanderte seit Jahrhunderten von Mund zu Mund, ohne jemals aufgeschrieben zu sein.

Die Reformation brachte die Übersetzung der Bibel ins Romanische und, da die religiösen Kämpfe in offener Gemeinde ausgetragen wurden, zahlreiche Streitschriften aus beiden religiösen Lagern. Selbst aus den Kirchenliedern glauben wir manchmal das Getöse der Waffen herauszuhören. Nirgends in der Schweiz wurden die religiösen Kämpfe mit einer solchen Leidenschaft geführt wie in Graubünden. Wir erinnern nur an das Thusener Strafgericht und den Veltlinermord, an

Kapelle und Ahorn von Truns.

den Erzpriester Rusca und Jörg Jenatsch. Erst am Ende des 17. Jahrhunderts reichten sich die beiden Konfessionen, des alten, blutigen Haders müde, die Hand zum Frieden, den eine streng durchgeführte Parität sichern sollte. Wenn die alten Gegensätze auch später noch manchmal jäh erwachten, das Bedürfnis des Friedens war stark genug, um die Zwistigkeiten ohne Waffengewalt zu erledigen.

Am Ende des 18. Jahrhunderts dienten sehr viele Bündner in Frankreich, in Spanien, in den italienischen Kleinstaaten, in Holland als Soldaten und Offiziere. Die letzteren, welche gewöhnlich der Aristokratie des Landes angehörten, gewannen in der Fremde litterarisches Interesse und brachten die Freude am geistigen Schaffen in die Heimat zurück.

Das Rätoromanische zerfällt in zwei Hauptdialekte: Rheinisch und Engadinisch, von denen jeder eine eigene Schriftsprache hat.

I.

Einer der bedeutendsten Dichter des Vorderrheinthales war Theodor von Castelberg. Wiederholt Landrichter des grauen Bundes, vertrat Castelberg 1798 den siegreichen Franzosen und ihren diplomatischen Vertretern gegenüber das Land der drei Bünde mit Würde und Energie. Mit viel Glück übersetzte er eine Anzahl von Trauer- und Lustspielen aus dem Deutschen, Französischen und Italienischen. Einige tiefgefühlte, ergreifende Lieder Castelbergs schildern den plötzlichen, gewaltthätigen Übergang von der guten, alten Zeit in die blutigen Tage der Revolution, der französischen Invasion und der Herrschaft des großen Korsen. Die Dichtungen Castelbergs zeichnen sich durch eine kräftige, an echt romanischen Ausdrücken und Wendungen reiche, charakteristische Sprache aus.

Theodor von Castelberg.

Die poetischen Traditionen Castelbergs wurden weitergeführt durch Peter Anton de Latour von Brigels, welcher Molières Avare und Tiecks Genoveva in klassisches Romanisch übersetzte. Sein Zigeunerlied zum Lobe der Freiheit gehört zu dem Besten, was die rätoromanische Litteratur überhaupt hervorgebracht hat.

Von den Dichtern aus dem Anfang des Jahrhunderts seien hier noch Georg Anton Vieli und Pfarrer Hansemann genannt. In einem an poetischen Schilderungen reichen Gedichte giebt Gieli Cadisch ein Bild des Hungerjahres 1817.

Trotz der Stürme der großen Revolution dachten und dichteten diese Poeten noch ganz im Sinne und Geiste der Vergangenheit. Doch machte sich

seit dem Jahre 1830 der moderne Geist auch an den Quellen des Vorderrheines geltend. Während Joseph Casanova in seinem prächtigen Liede auf das alte Rätien und der humoristische Pater Maurus Rothmund in seinen ansprechenden Gedichten sich ihren Vorgängern anschlossen, schlug Gieli Caduff in seinem, auch deutsch erschienenen Liede vom Dappenthal und in dem Lobliede auf die tapfern Frauen von Lugnez neue Töne an.

Aber erst dem von der deutschen Litteratur beeinflußten und zugleich mit den Litteraturen der romanischen Schwestersprachen vertrauten Anton Huonder war es zu Anfang der Sechzigerjahre vergönnt, dem Wesen und Empfinden der Seele seines Volkes vollendeten Ausdruck zu geben. Der größte Dichter der Rätoromanen, Huonder, schuf Lieder, die, echt national und in ihrer Kraft und schlichten Größe einzig, zu Volksliedern in des Wortes bester Bedeutung geworden sind. Wir lassen hier das auf den freien Bauer folgen, weil es in wenigen Versen kurz und treffend jene Volksindividualität zeichnet, die in der rätischen Geschichte zur Erscheinung gelangt ist. Diese Geschichte bildet den besten Kommentar zu dem herrlichen Liede. Wollte man in einer internationalen Anthologie die rätoromanische Poesie charakterisieren, so müßte dieses Lied in ihr Aufnahme finden.

Anton Huonder.

Quei ei miu grepp, quei ei miu crapp,
Cheu tschentel jeu miu pei;
Artau hai jeu vus de miu bab,
Sai a negin marschei.

Das ist mein Fels, das ist mein Stein,
Fest wurzelt hier mein Fuß;
Ererbt ist es vom Vater mein,
Niemand ich's danken muß.

Quei ei miu prau, quei miu clavau,
Quei miu regress e dretg;
Sai a negin perquei d'engrau,
Sun cheu jeu mez il retg.

Die Felder hier und dort die Au,
Sie sind zu eigen mir;
Frei trage ich mein Recht zur Schau,
Denn König bin ich hier.

Quei mes affons, miu agien saun,
De miu car Diu schengetg,
Nutreschel els cun agien paun,
Els dorman sut miu tetg.

O libra, libra paupradat,
Artada da mes vegls,
Defender vi cun taffradat
Sco popa de mes egls.

Gie libers sundel jeu naschius,
Ruaseivels vi dormir,
E libers sundel si carschius
E libers vi morir.

Die Kinder auch, mein eigen Blut,
Von Gott mir anvertraut,
Ruh'n unter meines Daches Hut,
Ihr Brot hab' ich gebaut.

O freie Armut, heilig mir,
Der Väter teures Gut,
Mit Freuden will ich opfern dir
Den letzten Tropfen Blut.

Frei ward ich hier zur Welt gebracht,
Frei schaff' ich mir mein Brot,
Frei will ich ruhen in der Nacht
Und frei sein bis zum Tod.

Während Huonder ein rein lyrischer Dichter war, hat Giachen Kaspar Muoth die romanische Romanze und Epopöe geschaffen. Kurz und knapp gehalten, sind diese epischen Schöpfungen Muoths wuchtig realistisch und doch immer voll echter Poesie; originell und reich an trefflichen Bildern ist die Sprache. Scenen aus der Bündner Geschichte: Die Gründung des Klosters Disentis, der schwarze Bund, der Kampf zu Ursern, haben hier eine lebenswarme, farbenprächtige Darstellung gefunden, welche diese Romanzen zum Gemeingut des rätoromanischen Volkes werden ließ.

Schillers Wilhelm Tell, sowie eine größere Anzahl deutscher Gedichte fanden ihren berufenen Interpreten in Anton Bühler. Von diesem stammt auch ein frisches Referendumslied, das zum Volkslied geworden ist.

Von den jüngern Dichtern hat Alfons Tuor einer pessimistischen Seelenstimmung in formvollendeten Gedichten Ausdruck gegeben, während Florin Camathias in einem frischen, volkstümlich gewordenen Gedichte sein teures Romanisch besang.

In mehreren Novellen schilderte Alexander Balletta Land und Leute an den Quellen des Rheines.

II.

Wie dem Vorderrheinthale, so brachte das 19 Jahrhundert auch dem Engadin ein im Verhältnis zur Zahl der Bevölkerung reges litterarisches Leben; trotz des kosmopolitischen Charakters, den die stattlichen Dörfer des Oberengadins infolge des großartigen Fremdenverkehrs annehmen, wird die heimische Sprache noch mit liebevoller Treue gepflegt.

Den Reigen der engadinischen Dichter neuerer Zeit eröffnete Conradin von Flugi, der zunächst 1845 eine Sammlung von Gedichten herausgab und später, 1861, ein zweites Bändchen folgen ließ. Warme, aufrichtige Liebe für Land und Leute des schönen Engadins und edle, humane Gesinnung lassen diesen Dichter sympathisch erscheinen. Recht ansprechend sind die kleinen Gedichte für Schulkinder von Florin Valentin und die Reime des Otto Paul Juvalta.

Zacharias Palliopi.
(Phot. R. Guler, St. Moritz.)

Der bedeutendste ladinische Dichter dieses Jahrhunderts ist Johann Fadri Caderas. Von seinen vielen Gedichten, die schon durch seltenen Wohllaut gewinnen, sind wohl jene die besten, in denen die tote Mutter oder die verlorene Geliebte beklagt wird oder Herbstmelancholie zum Ausdruck gelangt. Tiefes Gefühl und sinniges Verständnis für das Naturschöne erscheinen bei Caderas in einer weichen und bestrickenden Form, wie sie sonst nur dem Süden eigen ist. In seinen prächtigen Übersetzungen aus dem Spanischen des Ramon de Campoamor, Pedro de Padilla, Gustav Adolf Becquer, aus dem Deutschen des Justinus Kerner und Nikolaus Lenau treffen Dichter und Interpret im Empfinden vollkommen zusammen, und darum wird der Leser nirgends daran erinnert, daß er eine Übersetzung vor sich habe. Den Stoff zu seinen nationalen Novellen Die Herrin von Morteratsch und Der Gefangene von Fuentes fand Caderas in der Sage und Geschichte seines Volkes.

Durch klassische Formvollendung zeichnen sich die gedankenreichen Gedichte des Zacharias Palliopi aus. Mit viel Humor besingt Simon Caratsch das Leben im Engadin.

Von den Dichtern aus jüngster Zeit nennen wir Peider Lansel, der eine Anzahl von kleinen, warmen Stimmungsbildern geschaffen, in denen

das echt poetische Empfinden des Dichters durch entsprechende Naturbilder dem Leser vermittelt wird. Die Novellen von Mathis und Bardola zeugen von einem eingehenden, tiefen Studium des ladinischen Volkslebens. Diesem ist auch der Stoff zu dem gelungenen Lustspiele Viel Lärm um Nichts von Florian Grand entnommen, in dem der Kampf zwischen den Alten und Jungen im Oberengadin zur Darstellung gelangt.

Der Eifer, mit welchem die Rätoromanen ihre Muttersprache und Litteratur pflegen, hat zwei Gesellschaften ins Leben gerufen, eine Societad Rhaeto-Romanscha in Chur und die Romania im Oberlande. Beide veröffentlichen Jahrbücher mit wertvollen Beiträgen. Man kann geradezu von einer volkstümlichen Bewegung bei den Rätoromanen sprechen, welche der andringenden Germanisation kräftigen Widerstand entgegensetzen wird.

Die Presse

von

Gaspard Vallette

Die Presse.

Glückliche Völker haben keine Geschichte. Das nämliche könnte man von anspruchslosen, klugen Personen sagen, die ein bescheidenes Leben führen, anderen Dienste leisten, ohne dafür Gegendienste zu verlangen, nicht für einen Deut bösartig, dagegen von Grund aus ehrlich sind, und nur so viel Geräusch machen, als gerade nötig. Eine solche Person ist die Schweizer Presse; daher kommt es ohne Zweifel, daß noch niemand es unternommen hat, ihre Geschichte zu schreiben. Zwar sind die Leistungen der Presse in der deutschen Schweiz in einigen interessanten Aufsätzen von Dr. Burckhardt, Dr. J. Strickler und Dr. Th. Curti bereits gewürdigt worden, und wir selbst haben versucht, in großen Zügen die Aufgaben der politischen Presse des 19. Jahrhunderts in der romanischen Schweiz zu zeichnen, wie das die Herren Bertoni und Luigi Colombi für die schweizerisch-italienische Presse gethan haben, aber all das zusammen macht noch keine Geschichte, und derjenige, der sie in zusammenhängender und vollständiger Darstellung einmal schreiben soll, ist vielleicht noch gar nicht geboren. Ehe er ans Werk geht, wird er sich gründlich mit der politischen, der Kultur- und der Litteraturgeschichte unseres Landes vertraut machen müssen, um entscheiden zu können, bis zu welchem Punkte die Presse den Strom der Ideen selbst geschaffen oder diesem nur gefolgt ist, bis zu welchem Punkte sie die öffentliche Meinung oder die eines Teils der Bevölkerung selbst bestimmt oder nur zum Ausdruck gebracht hat. Er wird sich mit unerschütterlicher Geduld wappnen müssen, um in einer Anzahl von Bibliotheken die dort

zerstreuten Fragmente zu einer einzigen, nur einmal vorhandenen Sammlung desjenigen Journals auszugraben, das früher einmal Ansehen gehabt hat und von Einfluß gewesen ist. Dazu wird er einer guten Dosis von wissenschaftlichem Ernst bedürfen, um die unerträgliche Langweile, die aus diesen vergilbten Blättern heraufsteigt, zu bannen und den ranzigen Geruch alter, längst überwundener Zeit- und Streitfragen zu ertragen. Er mag sich glücklich schätzen, wenn er Philosoph genug ist, um in der Nichtigkeit des schnell vergänglichen journalistischen Tagewerks ein ironisches Abbild von der Eitelkeit menschlicher Bestrebungen überhaupt zu sehen. Und sehr geschickt wird der zukünftige Geschichtsschreiber der Presse sein müssen, wenn er bei der ewigen Unbeständigkeit des Zeitungswesens, wo die Meinungen der Blätter so oft mit den Eigentümern dieser letzteren wechseln, und wo die allgemeinen Interessen in dem Durcheinander von kantonalen Streitigkeiten, lokalen Meinungsverschiedenheiten und der persönlichen Polemik verloren gehen, die großen Ideenströmungen herausfinden will.

Meine Aufgabe ist es zum Glück nicht, hier eine Geschichte der Schweizer Presse zu schreiben — dazu würde selbst ein zwanzigmal größerer Raum, als er mir hier verstattet ist, nicht hinreichen — auch nicht die politische und Litteraturgeschichte der Schweiz, soweit dabei die Presse in Betracht kommt, soll von neuem hier vorgetragen werden, denn dieser Aufgabe haben sich meine Vorgänger in durchaus sachkundiger Weise unterzogen; es handelt sich lediglich darum, einige kurzgefaßte Notizen einesteils über diejenigen schweizerischen Zeitungen zusammenzustellen, die ihr Verdienst — oder ihr gutes Glück — in den Stand setzte, die Menge der selig Entschlafenen zu überleben, anderenteils über solche, die zwar heute verschwunden sind, deren Name sie aber jener wohlthätigen Vergessenheit entreißt, der die Mehrzahl früherer Blätter anheimgefallen ist.

Einige Ziffern sollen die Entwicklung veranschaulichen, welche die Schweizer Presse im Lauf dieses Jahrhunderts genommen hat. Herr Curti veranschlagt die Gesamtzahl der Zeitungen und Zeitschriften, die zwischen den Jahren 1610—1803, also im Zeitraum von beinahe zweihundert Jahren, nach und nach in der Schweiz erschienen sind, auf 318, worunter 264 in deutscher Sprache. Eine von Herrn Paul Haller im Jahre 1896 aufgemachte Statistik setzte die Zahl der in unserm Lande gleichzeitig erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften auf 1003 fest, und

diese Zahl ist während der vier letzten Jahre unseres Jahrhunderts noch gestiegen. Es befinden sich darunter nur fünf politische Zeitungen, die länger als hundert Jahre bestehen; es sind das: die „Zürcher Freitagszeitung", gegründet im Jahre 1683, das „Journal d'Yverdon" (1773), die „Neue Zürcher Zeitung" (1780), der „Nouvelliste vaudois" und die „Gazette de Lausanne" (1798). Die Schweizer Post, die im Jahre 1850 10,601,325 Zeitungsnummern beförderte, hat im Jahre 1895 89,467,914 expediert, gewiß eine stattliche Zahl, die seitdem zweifellos überholt worden ist, und in der die amtlichen portofreien Blätter in der Zahl von 2,014,184 nicht mitinbegriffen sind.

Von den rund 1000 Zeitungen, die in der Schweiz erscheinen, sind 584 in deutscher, 326 in französischer, 43 in mehreren Sprachen, 36 in italienischer, 6 in englischer, 3 in romanischer und 2 in anderen Sprachen geschrieben. Alle diese Zeitungsnachkommen können, wenn man will, auf einen gemeinsamen Urahn, auf die „Ordinäri Wochenzeitung" in Basel, zurückgeführt werden, deren Existenz in den Jahren 1610 und 1611 dadurch beglaubigt ist, daß ihr erteilte behördliche Rügen sich in den Ratsakten verzeichnet finden. Das sind in wenigen Worten die Ausgangs- und die Endpunkte für die Entwicklung der schweizerischen Presse in diesem Jahrhundert.

* * *

Die Verfassung der helvetischen Republik proklamierte in ihrem Artikel 7 in rein theoretischer Form und ohne Garantie das Prinzip der Preßfreiheit solchergestalt: „Die Preßfreiheit ist eine natürliche Folge des allgemeinen Rechts auf Selbstbelehrung."

Aber in der Praxis erwies sich das Direktorium dieser theoretisch verkündeten Freiheit zwiefach feindselig, einmal dadurch, daß es diejenigen Journale, die anders dachten als das Direktorium, durch eine quälsüchtige Polizei chicanierte, sodann dadurch, daß es offizielle Journale gründete zur Verteidigung und zur Ausbreitung des allein gesundmachenden Einheitsdogmas. Ein Dekret vom November 1798 stellt die Presse unter die direkte Überwachung der Polizei und bedroht mit den schärfsten Maßregeln diejenigen Federhelden, die es wagen sollten, die Regierung anzugreifen. Ein anderes Dekret, vom 8. Dezember desselben Jahres, bestimmt, daß der Bürger Heinrich Zschokke den Auftrag habe, vom 1. Januar 1799 ab ein Journal in deutscher Sprache

herauszugeben. Dieses Blatt sollte neben den auszugsweise mitgeteilten Verhandlungen der gesetzgebenden Körper und des Direktoriums „Nachrichten" enthalten, dazu bestimmt, die öffentliche Meinung aufzuklären, die Bürger vor grundlosen Befürchtungen zu bewahren und sie mit einem neuen Geiste zu erfüllen. Der Bürger Redacteur sollte das Blatt auf eigene Kosten herausgeben und jeden Tag 13 Exemplare an das Direktorium abliefern; als Gegenleistung sollte er vom Kultusminister eine jährliche Subvention von 100 Louisdor beziehen und die aus dem Verkauf des Journals sich ergebenden Erträgnisse erhalten.

Dieses offizielle Journal — das „Helvetische Volksblatt" — hatte gewissermaßen auch eine französische Ausgabe im waadtländischen „Journal officiel", das ständig die Politik des Helvetischen Direktoriums unterstützte, und das der Stamm wurde, aus dem später die „Gazette de Lausanne" hervorging. Das „Volksblatt" ging schlecht, erschien nur zweimal wöchentlich und hielt sich nur kurze Zeit, vom August 1798 bis zum Februar 1799; aus Mangel an Abonnenten ließ das Direktorium das Blatt gratis verteilen, verzichtete aber bald, durch die Kosten eines solchen Unternehmens abgeschreckt, auf seine Fortführung.

Eine wertvollere geistige Nahrung fanden die gebildeteren Leser im „Schweizer Republikaner", der in Zürich von Paul Usteri und dem Gelehrten Konrad Escher (von der Linth) redigiert wurde. Dieses Journal brachte nicht nur eine unparteiische und lebhafte Kritik der stürmischen Sitzungen des gesetzgebenden Körpers, der Gesetzesvorlagen und Beschlüsse, es berichtete auch über die neuesten litterarischen Erscheinungen und brachte häufig eingehende Aufsätze über allgemeine Fragen der Politik und der Verwaltung. Diese Erörterungen von prinzipiellen Fragen und die Polemik, die sich daran knüpfte, waren Usteri anvertraut, während Escher den offiziösen Teil des Blattes redigierte. Die neun Bände des „Schweizer Republikaner" gehören zu den zuverlässigsten und wertvollsten Quellen für die geschichtliche Erforschung dieser Epoche. Das Journal von Usteri und Escher trug viel dazu bei, in der deutschen Schweiz gemäßigte Anschauungen zu verbreiten; es wurde in gleicher Weise von den „Aristokraten" wie von der Fortschrittspartei bekämpft, deren Führer La Harpe war.

Unter der Herrschaft der Mediationsakte spielte in den zehn Jahren politischer Erschlaffung, wo die Schweiz fast auf das Niveau eines Vasallenstaates herabgedrückt war, die Presse die kläglichste Rolle von der

Welt. Ihre Freiheit wurde nicht einmal in der Theorie mehr anerkannt, nicht einmal auf dem Papier. Es blühte das Regime der Präventivcensur, und der Journalismus verkümmerte. Die Zeitungen, die da leben wollten, beschränkten sich darauf, bloße Geschäftsunternehmungen zu sein, sie verzichteten auf eine Erörterung der Landesangelegenheiten, ja sogar auf eine Polemik unter sich, und begnügten sich damit, die auswärtigen Nachrichten nach den fremden Zeitungen, die ihnen die Post in großer Zahl zuführte, einfach zusammenzustellen. Die vollendeten Typen der schweizerischen Presse aus dieser Zeit sind in der romanischen Schweiz die aus dem „Bulletin vaudois" hervorgegangene „Gazette de Lausanne", vom Doktor Mieville mit seltenem Geschick und scharfer Beobachtungsgabe redigiert, und in der deutschen Schweiz die „Zürcher Zeitung", in welcher Professor Hirzel mit ebensoviel Sorgfalt als Genauigkeit die schweizerischen Nachrichten wiedergab.

Antoine Mieville.

Das einzige Journal, das um diese Zeit durch seine Lebhaftigkeit, seine Vielseitigkeit und seinen Humor Anspruch auf besondere Beachtung erheben darf, ist der „Schweizerbote", begründet im Jahr 1804 durch den Verleger Sauerländer in Aarau und redigiert durch den trefflichen und unerschöpflichen H. Zschokke. Dies ist das älteste unserer Volksblätter, und vierzig Jahre hindurch war es das gelesenste und einflußreichste Organ in der deutschen Schweiz. Im Fluge erreichte es eine Auflage von mehreren Tausend Exemplaren und wurde von den Schweizern in der ganzen Welt gelesen. Wenn die unaufhörlichen Censurplackereien es zu einer vorsichtigen Haltung in politischen Fragen nötigten (war es doch in Basel im Jahre 1808 wegen einer Kritik über die ungenügenden Maßnahmen gegen Feuersgefahr verboten worden!), so verdankte der „Schweizerbote" von Zschokke seinen anhaltenden Erfolg der besonderen Gabe seines Redacteurs, dem Volke den Stoff mundgerecht zu machen, und ihm die geistige Kost mit biederem Ton,

in launiger und oft unterhaltender Weise vorzusetzen. Diese Zeitung war es auch, die zuerst bruchstückweise die berühmt gewordene „Schweizer Geschichte für das Schweizer Volk" von Zschokke brachte, ebenso dessen Roman „Das Goldmacherdorf" (1817), der später in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Ein erklärter Feind des aristokratischen Regiments von 1814, dessen Sturz er herbeiführen half, Anhänger einer ernsten Militärreform und einer weitgehenden Centralisation, trug der „Schweizerbote" viel dazu bei, den socialen und moralischen Zustand der schweizerischen Landbevölkerung zu verbessern und zu heben. Wieder ein Beweis, daß es nicht so gleichgültig ist, wie manche meinen, ob ein Blatt von einem Laien ohne litterarische Bildung oder von einem Schriftsteller von Fach redigiert wird.

Die Erlebnisse des Buchhändlers Andreas Pecht werfen ein seltsames Licht auf das Los der dem „Protektorat" Napoleons unterworfenen Schweizer Journalisten. Aus Unterfranken stammend, war dieser unternehmende und intelligente Mann aus Konstanz nach der Schweiz gekommen und hatte hier im Jahre 1806 die „Frauenfelder Zeitung" gegründet; bald associierte er sich mit J. Fehr und rief mit ihm im Jahre 1809 die noch heute bestehende „Thurgauer Zeitung" ins Leben, die er selbst redigierte. Nach einiger Zeit — es war im Jahr 1811 — machte er sich daran, eine Broschüre gegen Napoleon zu schreiben. Auf Antrag der französischen Gesandtschaft verwies die Strafkammer den Verwegenen auf drei Jahre des Landes, während seine Broschüre bis auf das letzte Exemplar verbrannt wurde. Das Pikante an der Sache ist, daß sein eigenes Blatt, die „Thurgauer Zeitung", es nicht wagte, auch nur mit einem einzigen Wörtchen von dem Mißgeschick Pechts und dessen Broschüre zu berichten. So stand es unter der Mediationsakte mit der freien Meinungsäußerung der Schweizer Presse!

* * *

Unter dem Vertrage von 1815 wurden die Dinge, weit entfernt, sich zu bessern, für die Presse noch schlimmer. Niemals hat sie bösere Tage gesehen. Die heilige Allianz hatte begreiflicherweise ein besonders scharfes Auge auf die Zeitungen eines republikanischen Landes, und ihre zarte Haut machte sie nicht nur gegen die leichtesten Angriffe, sondern auch gegen die harmlosesten Anspielungen empfindlich. Die Censur stand in schönster Blüte, und nur eine einzige kantonale Verfassung, die Genfer,

erkannte noch das Prinzip der Preßfreiheit an. In manchem Kanton beschränkte sich der Schweizer Journalismus auf irgend ein farbloses Amtsblatt, ein ungefährliches, sogenanntes Avisblatt. Im Jahre 1823 erließ der Kanton Basel, vom Bundesvorort zur Vorsicht ermahnt, folgende in ihrer Schlichtheit bewundernswürdige Verfügung: „Zur Vermeidung jeglicher Unannehmlichkeiten ist die Herausgabe von Zeitungen in Basel verboten!"

Die Censur und der Klerus vereinigten sich in ihren Anstrengungen, um jede liberale Regung der Presse niederzuhalten. Ganz besonders chicanierte man den „Schweizerboten" von Zschokke, der sogar zu wiederholten Malen in Bern, Luzern, Freiburg und in anderen Kantonen konfisziert wurde. Noch im Jahr 1829, am Vorabend des Triumphs der liberalen Ideen, sah sich Zschokke mit Gefängnis bedroht, weil er sich weigerte, den Verfasser eines Artikels zu nennen, dessen Tendenz gegen die Pilgerfahrten von Einsiedeln gerichtet war. In solcher Lage befand sich, von einigen kühnen Anläufen abgesehen, die Schweizer Presse in den Jahren 1819 bis 1822; sie kam erst wieder zu Atem im Jahre 1826, wo sie sich das elementare Recht erstritt, an den Verhandlungen der gesetzgebenden Körper und den Akten der vollziehenden Gewalt Kritik zu üben. Erst mit dem Jahre 1828 gewann die mündig gewordene freiheitliche Bewegung, wie sie von einigen Vorläufern angebahnt und vorausgesehen war (z. B. von Monnard im „Nouvelliste vaudois", der nach langer Unterbrechung im Jahre 1824 wieder erschien), in der Presse jene unwiderstehliche Macht, die zu konstitutionellen Reformen führte.

Carl Müller von Friedberg.

Die wichtigste dieser liberalen Errungenschaften war, von unserm Standpunkte aus, die: dem Prinzip der Preßfreiheit in den revidierten Verfassungen von neuem Geltung zu verschaffen.

Den größten Anteil an diesem Triumph des Liberalismus hatte die „Appenzeller Zeitung", die am 15. Juli 1828 gegründet wurde; sie ist das älteste Tageblatt der Schweiz, war der eifrigste und kraftvollste Vorkämpfer der neuen Ideen und wurde deshalb am meisten gefürchtet von den staatserhaltenden Regierungen, die wiederum ihren Stützpunkt in der „Gazette de Berne" (gegründet im August 1815) und im „Erzähler" von St. Gallen (gegründet 1806) fanden. Dieses letztere Journal, das von 1814 bis 1830 der vielgewandte Müller-Friedberg redigierte, gab in der gesamten gouvernementalen Presse deutscher Sprache den Ton an.

Neben der „Appenzeller Zeitung" vertraten die „Neue Zürcher Zeitung" (seit 1. Juli 1821) mit dem freisinnigen Veteranen Paul Usteri und die „Thurgauer Zeitung" mit Mörike und Kesselring an der Spitze die neuen Ideen, wenn auch mit weniger Schärfe und Nachdruck.

In der romanischen Schweiz gründete James Fazy mit einer Gruppe von Liberalen das erste „Journal de Genève" (5. Januar 1826), dessen rosenwässrige Politik seinem Gründer indes nicht lange behagte; er versuchte darauf sein Glück in Paris als Oppositionsjournalist (12. August 1826). Im Kanton Waadt entwickelte sich im Jahre 1829 ein denkwürdiger Streit zwischen den Verfechtern der Gewissensfreiheit Monnard und Vinet im „Nouvelliste vaudois" einerseits und dem sehr opportunistischen und im Banne der Tradition stehenden Redacteur der „Gazette de Lausanne", Doktor Antoine Miéville, andrerseits. Monnard büßte seinen in diesem Geistesturnier bekundeten Freimut mit dem Verlust seiner Professur. Man sieht also, daß der Schweizer Presse in dem Kampf um ihre Unabhängigkeit, wenn auch keine Märtyrer, so doch — man kann das ohne Übertreibung sagen — zuverlässige Sekundanten und tapfere Streiter für die Freiheit erwuchsen.

* * *

Mit Ausgang des Jahres 1830 gewinnt die Presse, namentlich in der romanischen Schweiz, an Verbreitung, Beständigkeit und Freiheit der Bewegung in einem Maße, wie sie das bis dahin nicht gekannt hatte. Zum erstenmal erschien sie in Kantonen, wo sie bisher nicht hatte Fuß fassen können, so z. B. in Neuchâtel. Die auftauchenden

Streitfragen werden lebhaft, die sich daran knüpfenden Erörterungen zuweilen etwas weitschweifig behandelt: die konservativen Blätter möchten am liebsten zum alten Regime zurückkehren, die liberalen dagegen wollen das einmal Errungene festhalten und es schrittweise vermehren; zu ihnen gesellen sich dann die Organe des Radikalismus, der um das Jahr 1840 in die Periode des Kampfes eintritt.

In der romanischen Schweiz haben die Anhänger einer konstitutionellen Reform den „Nouvelliste vaudois" von Charles Monnard, das „Journal de Genève" und das „Journal de Neuchâtel" von Gonzalve Petitpierre (1831—1832) zu Vorkämpfern.

Die konservative Tendenz wird in den Jahren 1832—1846 hauptsächlich durch den „Fédéral" vertreten, ein doktrinäres Genfer Blatt, das, ernsthaft wo nicht unterhaltend, Pariser Originalkorrespondenzen, ausführliche politische Rundschauen, sowie Berichte aus der Tagsatzung bringt; dabei räumt es der litterarischen und der Theaterkritik einen ziemlich breiten Platz ein. Zu seinen Redacteuren gehören verdienstvolle Schriftsteller wie François Roget, der Verfasser der „Pensées genevoises", John Coindet, der scharfsinnige Geschichtsschreiber der italienischen Kunst, Petit Senn und andere. Der „Constitutionnel neuchâtelois" (1831—1848) bietet das seltsame Schauspiel eines Blattes mit zwei Seelen, einer republikanischen und einer royalistischen, einer schweizerischen und einer preußischen, alles auf einmal.

Die ersten Flügelschläge des Radikalismus unternimmt in Genf James Fazy, zunächst in der „Europe centrale" (1833), dann im „Journal de Genève", das er von 1834—1836 und später wieder von 1838—1839 redigiert, ferner im „Représentant" (1842) und schließlich in der „Revue" (von Genf), die, im Jahre 1842 gegründet, zwanzig Jahre lang das ausgesprochene Organ des Fazyschen Radikalismus war. Infolge der Volksbewegung vom 22. November 1841 gründeten die reinen Konservativen ein Kampforgan, den „Courrier de Genève" (1842—1843), dessen Redacteur der Verfasser der „Réflexions et menus propos", Rudolf Töpffer, war. Er, den man als Künstler seiner Lieblingsbeschäftigung entzog und der politische Ideen eigentlich nicht besaß, aber dafür eine tiefe Liebe zur Genfer Vergangenheit, entwickelte ein bemerkenswertes Talent als Polemiker, sei es in Flugblättern, erfüllt von pathetischem Unwillen, die den Leser mitreißen, sei es in kleinen ironischen Entrefilets und Sticheleien, die den Gegner

nicht bloß stechen, sondern durchbohren. Diesen Angriffen begegnete James Fazy in einem zwar nicht glänzenden, aber korrekten Stile mit der Kraft einer durchaus klaren politischen Doktrin, aus der er auch die logischen Folgerungen zog. Gegenüber den achtungswerten Gefühlen seiner Gegner entwirft er Pläne zu einer Verfassung, die auf der Lieblingsidee Fazys, der Souveränität des Volkes, beruht.

Die nämlichen radikalen Ideen wurden seit 1836 durch den „Nouvelliste vaudois" vertreten, das Organ Henri Drueys, dem die waadtländischen Konservativ-Liberalen den „Courrier suisse" (1840—1853) entgegenstellten. Dieses Blatt genoß die Ehre, zu seinen ersten Redacteuren den Professor Charles Monnard und den ausgezeichneten nationalen Historiker der Schweiz, Louis Vuillemin, zu haben.

Dieselben Tendenzen, die von den romanischen Zeitungen vertreten werden, bilden zugleich die politische Trennungslinie für die Zeitungen der deutschen Schweiz, mit einer Menge von Nuancen und kantonalen Verschiedenheiten im einzelnen, auf die näher einzugehen ein mühsames und langweiliges Geschäft wäre.

Das führende Organ der liberalen Bewegung in der Ostschweiz bleibt die „Neue Zürcher Zeitung", die, gemäßigt fortschrittlich, mehr oder weniger ausgesprochen unter dem Einfluß dieser oder jener maßgebenden politischen Persönlichkeit steht. Von 1836 an bewahrt die „Thurgauer Zeitung" unter der Redaktion von Christian Beyel und der thätigen Mitarbeiterschaft dessen ausgezeichneten Freundes, des Professors Bluntschli, eine ziemlich entschiedene konservative Haltung, während die vorgeschrittene radikale Richtung ihren Wortführer teils im „Schweizer Republikaner" (1830—1851) findet, dessen Redacteur der deutsche Flüchtling Ludwig Snell, einer der geschicktesten zeitgenössischen Journalisten, ist, teils im „Landboten", der seit 1836 in Winterthur erscheint. Dieses Blatt, das sich beständig auf der Höhe hält, ist heute eines der bedeutendsten und einflußreichsten Organe der radikalen Presse und durfte zu seinen vornehmsten Leitern Männer zählen wie einen Ziegler (1877), K. J. Hoffmann (1887) und Dr. Huber (1890).

Sehr interessant nachzulesen ist noch heute „Der Erzähler" des st. gallischen Landammanns Baumgartner; er hegte während dieser Epoche die Idee einer schweizerischen katholischen Kirche, die, in ihrer Bewegung frei, von einem nationalen Erzbischof zu leiten wäre und vom päpstlichen Nuntius unabhängig sein solle. Bekanntlich machte

Baumgartner zu Ende des Jahres 1841 eine vollständige Schwenkung, die ihm sehr übel vermerkt wurde; fortan fand er für sein neues Verhalten die Unterstützung zweier Blätter, die durch diese Thatsache ein historisches Interesse gewannen: durch die „Schweizer Zeitung" (1842—1844) und „Das Freie Wort" (1845), unter dessen Fahne sich die protestantischen und katholischen Konservativen des Kantons St. Gallen sammelten.

Für die Berner Presse wird man die Grundzüge ihrer lebhaften und eigentümlichen Geschichte während dieses Zeitabschnittes in der umfangreichen Biographie über Eduard Blösch finden, geschrieben von dessen Sohn. Seit 1831 war das Organ der Gebrüder Schnell der „Berner Volksfreund", der zuerst in Solothurn, später in Burgdorf erschien. Die Seele dieses Blattes war lange Zeit Karl Schnell, dessen etwas derber und gesalzener Humor bei der Landbevölkerung, auf die er besonders berechnet war, scheinbar vielen Beifall gefunden hat. Seit 1844 unter der Leitung von Eduard Blösch und unter Mitarbeitern wie Bitzius (Jeremias Gotthelf), Hans Schnell und Stettler nimmt der „Volksfreund" eine immer gemäßigtere und anti-radikale Färbung an, bis er unter dem Titel „Berner Volkszeitung" und unter der Leitung von Dr. Eduard Müller ein freisinnig-konservatives Blatt wird. Das Organ des Berner Radikalismus ist sodann die „Berner Zeitung" von J. Stämpfli, während das im Jahre 1834 gegründete „Intelligenzblatt" mehrere Jahre hindurch ein vom Publikum gerne gelesenes Nachrichtenblatt bleibt, das alle Meinungen zu Wort kommen läßt.

Wenn seit 1845 die konservative Partei in der „Eidgenössischen Zeitung" ein starkes und einflußreiches Kampforgan findet, so ist seit 1842 die „National-Zeitung" mit Dr. Karl Brenner an der Spitze das Organ der Basler Radikalen. Unter dieser kraftvollen Leitung prosperierte das Blatt, verlor aber dann nach dem Tode seines Begründers jeden politischen Einfluß, änderte später seinen Namen und erschien im Jahre 1888 unter seinem ursprünglichen Titel wieder. Als die Verfassung von 1848 mit manchem verjährten Streit aufräumte, fegte sie auch eine Anzahl alter Blätter hinweg und ließ dafür neue entstehen, von denen sich mehrere bis auf die Gegenwart behauptet haben. Dem Aufblühen dieser Überlebenden wollen wir die wenigen Seiten widmen, die uns noch zur Verfügung stehen; mögen, nach der Vorschrift des Evangeliums, die Toten ihre Toten begraben.

* * *

Wenn man sich an große Linien hält, die Einzelheiten der politischen Ereignisse und die verschiedenen Erfolge mehrerer Lokalblätter, die einmal unter einem glücklichen Stern standen, beiseite läßt, so treten in dieser letzten Phase der Entwicklung unserer Presse zwei neue Züge besonders scharf hervor. Da ist zunächst die Neigung der bedeutenderen Blätter, das specifisch lokale Gewand, das sie früher trugen, abzulegen, um sich, sei es in nationaler Richtung, sei es sogar im Sinne eines internationalen Einflusses, weiter auszudehnen. Man könnte da hinzufügen, es sei das nur eine natürliche Folge der neueren Erfindungen (Eisenbahn, Telegraph, Telephon); die unaufhörliche Entwicklung des Nachrichtenwesens, insbesondere des ausländischen, sie überschwemmt nach und nach die Zeitung und droht, diese völlig zu verschlingen, sie, die lange Zeit als eine Trägerin von Ideen oder als eine Waffe im Kampf angesehen wurde.

Von allen Versuchen, die man gemacht hat, unserm Journalismus das rein lokale Gepräge zu benehmen und ihn zur Behandlung von Fragen zu führen, die ein allgemeines, nationales Interesse haben, ist keiner so charakteristisch wie die Gründung des „Bund". Die Idee dazu ging im Jahre 1847 von einer Gruppe von Schweizern aus, die in London lebten. Sie fand ein Echo in der ersten Bundesversammlung, welche auf die neue Verfassung folgte, aber der Buchhändler Jent in Solothurn war es, der nicht bloß den Mut hatte, diese Idee für eigene Rechnung auszuführen, sondern auch die Thatkraft, ihr zum Erfolge zu verhelfen. Gewiß, der „Bund" ist dann häufig in das Getriebe der Berner politischen Parteien hineingezogen worden, aber er hat darüber seine Aufgabe als Schweizerorgan auch im Wechsel seiner Redacteure nicht aus den Augen verloren. Sein interessantes und litterarisch wertvolles Feuilleton, das seit dem Jahr 1880 J. V. Widmann redigiert, hat viel dazu beigetragen, das Blatt in Kreise zu bringen, wohin die Politik allein es vielleicht nicht geführt hätte.

Die „Neue Zürcher Zeitung", welcher die zwiefache Ehre zu teil wurde, der Schweizerischen Eidgenossenschaft ihren ersten Präsidenten zu geben: Jonas Furrer, und zu ihren Mitarbeitern den größten Schweizer Schriftsteller dieses Jahrhunderts zu zählen: Gottfried Keller, hat seit 1860 dem volkswirtschaftlichen, sowie dem handelspolitischen Teil einen beträchtlichen Platz eingeräumt. Zahlreiche auswärtige, gut unterrichtete Korrespondenten haben dem alten Züricher

Blatt einen Wert verliehen, der ihm weit über unsere Landesgrenzen hinaus Ansehen verschafft.

Seit 1848 täglich erscheinend und zu einem gemäßigten und verständigen Radikalismus zurückgekehrt, dem sie in der Folge treu geblieben ist, hat die „Thurgauer Zeitung" viel dazu beigetragen, in ihrem Kanton der demokratischen Verfassung von 1868 zum Siege zu verhelfen. Sie hat sich seit 1858 unter der Leitung ihres Eigentümers J. Huber beständig weiter entwickelt und zählte zu ihren vorzüglichsten Redacteuren einen Achill Gengel (seit 1869) und einen Ulrich Guhl (seit 1877).

Stephan Born.

Auch andere hervorragende Blätter entstanden im Verlauf dieser letzten Periode in der deutschen Schweiz und erfreuen sich heute eines glücklichen Gedeihens. Wir nennen darunter in Basel die „Basler Nachrichten", die, im Jahre 1856 auf das „Intelligenzblatt" folgend, bis zum Jahre 1872 ein konservatives Organ waren und dann unter dem Einfluß des Dr. J. S. Wackernagel ein bedeutendes radikales Blatt wurden, zu dessen anerkannter Autorität die langjährige Mitarbeiterschaft des heimgegangenen Stephan Born das Ihrige beitrug.

Die Entwicklung oder vielmehr die Schwenkung dieser Zeitung führte im Jahre 1873 zur Gründung des trefflichen liberal-konservativen Blattes, der „Allgemeinen Schweizer Zeitung", die in Basel erscheint und den protestantischen Konservativen der deutschen Schweiz als Organ dient. Ein Gleiches thut das „Berner Tagblatt", das im Jahre 1888 gegründet wurde, und die von U. Dürrenmatt herausgegebene originell

und populär geschriebene „Berner Volkszeitung" (Buchsizytig), die auch in den katholischen Kantonen stark verbreitet ist.

Erwähnen wir auch den „Freien Rhätier" von Chur, gegründet im Jahre 1868 und redigiert von Florian Gengel, dem ehemaligen Redacteur des „Bund". Von seinem Auftreten an täglich erscheinend, hat das Graubündner Blatt dank der entschieden revisionistischen Haltung, die es in den Jahren 1872 und 1874 beobachtete, sein Format und seinen Leserkreis vergrößert. Seitdem es im Jahre 1892 mit den „Bündner Nachrichten" verschmolzen wurde, ist das Blatt des Herrn Gengel nunmehr das führende Organ der Graubündner radikalen Partei.

Für die Katholisch-Konservativen der ganzen deutschen Schweiz darf seit 1871 als Centralorgan recht eigentlich das Luzerner „Vaterland" angesehen werden. Seine Gründung entsprang im konservativen Lager der nämlichen Tendenz und der gleichen Notwendigkeit, aus der, wie wir vorhin erwähnten, die Gründung des „Bund" von radikaler Seite hervorging.

Die „Ostschweiz" (1874), die ihren Ursprung auf den im Jahre 1835 gegründeten „Wahrheitsfreund" des Pfarrers Poppe zurückführt, unterstützt die Politik der Katholiken in der Ostschweiz, und zwar mit einer ersichtlichen Vorliebe für wirtschaftliche Fragen und positive Ergebnisse.

In Zürich erwähnen wir noch eigens die Gründung der „Zürcher Post" durch Th. Curti im Jahre 1879. Sie ist das Organ der Zürcher demokratischen Partei und widmet eine besondere Aufmerksamkeit den socialen Reformen, kämpft für die Erweiterung der Volksrechte und, was noch verdienstlicher ist, für die Achtung des Rechts der Minoritäten. Zwölf Jahre lang hatte die „Zürcher Post" das Glück, in der Person des Herrn Curti an ihrer Spitze einen gebornen Journalisten und Schriftsteller von Temperament zu haben — ein in der Schweizer Presse nicht allzu häufiger Fall.

Die socialen Tendenzen dieser Zeitung bringen mich ganz naturgemäß auf die Entwicklung, welche während dieser letztern Periode eine specifische Arbeiter- und Socialistenpresse genommen hat. Der „Grütlianer", im Jahre 1851 gegründet, ist Eigentum des Grütlivereins, vertritt dessen Interessen und giebt in seinen Spalten ein treues Bild der schweizerischen Arbeiterbewegung. Die socialistische Presse vertrat

seit 1870 die „Tagwacht", welche im Jahre 1881 durch die „Arbeiterstimme" ersetzt wurde, sowie der „Vorwärts" in Basel, das Organ der Interessen der Arbeiterschaft, gegenwärtig von Arnold redigiert.

Die „Berner Tagwacht", 1893, und das „Volksrecht", 1898 gegründet, sind die letzten Ausläufer dieser für die gegenwärtige Ideenbewegung so bedeutungsvollen Entwicklung[1].

In der romanischen Schweiz finden wir neue Zeitungen nur in Neuchâtel, wo die Presse nach der Revolution von 1848 einen lebhaften Aufschwung nimmt. Auf konservativer Seite hat der „Neuchâtelois" in den Jahren 1848—1863 zum Leiter einen Publizisten von hohem Schwunge, Heinrich Florian Calame, der das Blatt nach dem Bilde seiner eigenen Persönlichkeit gestaltete: freimütig, verständig, sicher und maßvoll. Das kampflustigere und jüngere liberale Organ, der „Courrier de Neuchâtel" (1857), wurde später durch die „Union libérale" ersetzt, die im Jahre 1872 den Titel „Suisse libérale" annahm. Dieses Blatt hatte — nach Henri Jacottet — den Litterarhistoriker der romanischen Schweiz, Philipp Godet, zum Redacteur, später Jules Moret und O. de Dardel.

Seit dem Jahre 1856 ist der „National suisse", dem Numa Droz zuerst als Redacteur, dann als eifriger Mitarbeiter angehörte, das Hauptorgan der Neuenburger radikalen Partei; ihm zur Seite stehen als nützliche Hülfstruppen kleine Lokalblätter.

Im Kanton Waadt entwickelte sich bis zum Jahre 1862 die „Gazette de Lausanne" unter der Leitung von Miéville, der, obwohl erblindet und hochbetagt, sich als ein immer scharfsichtiger und geschickter Taktiker des Journalismus bewährte. Nacheinander von mehr oder weniger hervorragenden Männern geleitet, unter andern von Viktor Tissot, dem Verfasser der „Reise ins Milliardenland", wirkt und gedeiht die „Gazette de Lausanne" seit 1874 unter der sichern und intelligenten Führung des Obersten Eduard Secretan. Sie hat sich innerhalb der Schweizer Presse als Organ der waadtländischen und romanischen Liberalen einen immer einflußreicheren Platz errungen; gleichzeitig gewann sie durch die Sorgfalt, die sie den auswärtigen Nachrichten und der Ideenbewegung im allgemeinen widmete, in den Kreisen der Gebildeten mehr und mehr an Beliebtheit und Verbreitung.

[1] Die nämliche Bewegung in der romanischen Schweiz hat zur Gründung des „Grutli" in Lausanne, der „Sentinelle" in Chaux-de-Fonds und des „Peuple" in Genf u. s. w. geführt.

Die liberale Partei fand ihr volkstümliches Organ im „Nouvelliste vaudois“, der ehedem unter der langjährigen Leitung von Jules Marguerat (1851—1889) das Organ des waadtländischen, ländlichen und föderalistischen Radikalismus gewesen war.

Die vorgerückte Gruppe der nämlichen Partei fand seit 1868 ihren journalistischen Ausdruck in der von Louis Ruchonnet und dessen Freunden gegründeten „Revue“. Als diese im Jahre 1877 das Organ der Regierungspartei wurde, erschien sie als Tagblatt und hat sich seitdem unter der Leitung von Felix Bonjour beständig entwickelt.

Nachdem der „Fédéral“ in Genf im Jahre 1846 mit dem Regime, das er stützte, gebrochen hatte, wurde nunmehr das „Journal de Genève“ das führende Organ der konservativen Partei, unabhängig, wie man sie später nannte, demokratisch, wie sie sich heute nennt. Es war ihm beschieden, im Jahre 1849 in dem ausgezeichneten Helleniſten und hoch gebildeten Jacques Adert den Mann zu finden, der mit feiner Witterung und tüchtigem Verwaltungstalent das Blatt bis zu seinem Tode leitete (1885), und der es verstand, ihm nach und nach jenen unleugbaren Einfluß zu verschaffen, den es heute besitzt. Seine internationale Bedeutung datiert von dem Kriege von 1870—1871, wo sein leitender Redacteur, Marc Debrit, durch die Schnelligkeit und die Zuverlässigkeit seiner Informationen, sowie durch sein scharfes und klares Urteil sich jenen hervorragenden Platz errang, den M. Debrit unter den Publizisten, deren Urteil etwas gilt, noch heute behauptet.

Der „Revue“ (von Genf) und deren Fazyschem Nachwuchs, in den der unterhaltende und bissige Polemiker John Braillard in der „Démocratie suisse“ (1863—1867) Bresche schoß, stellte die radikal-liberale Partei seit 1875 den „Petit Genevois“ entgegen, aus dem zwei Jahre später der „Genevois“ entstand. Seit seinem Erscheinen hatte das Blatt zum Chefredacteur Georges Favon, dessen polemischem Geschick es gelang, aus dem „Genevois“ eines der seltenen Schweizer Blätter zu machen, deren Lektüre niemals langweilig ist.

Der in Genf im Jahre 1879 unternommene Versuch, eine „Tribune“ zu schaffen, die allen Meinungen ebenso offen stehen sollte, wie sie den Vorkommnissen der Straße ihre Aufmerksamkeit zuwendete, und die all dieses in fünf aufeinander folgenden Ausgaben zur Kenntnis des Publikums brachte, hatte einen sehr ansehnlichen kaufmännischen Erfolg. Das Beispiel fand Nachahmer, und die „Tribune de Lausanne“, die 1893

gegründet wurde, verstand es, sich in der waadtländischen Presse einen ganz besonderen Platz zu erringen.

Nicht unerwähnt am Schluß dieses Glockenspiels dürfen die konservativ-katholischen Organe der romanischen Schweiz bleiben: Die „Liberté“ von Freiburg, die im Jahre 1871 M. Soussens gründete, der sie noch heute redigiert, sowie der „Courrier de Genève“, der seit 1866 erscheint, und der die einzige Aufgabe hatte, den Widerstand gegen den Kulturkampf und gegen die neukatholische Bewegung, wie sie durch den verstorbenen Carteret angebahnt war, zu unterstützen.

* * *

Hier würde nun der Ort sein, von der Lokalpresse, von all den bescheidenen Blättern und Blättchen zu sprechen, die, ein- oder zweimal wöchentlich erscheinend, auf ihre Leser eine unmittelbare und vielleicht nachhaltigere Wirkung ausüben als die großen Tageszeitungen. Die Meinung dieser Lokalpresse wird immer sorgfältig abgewogen durch unterrichtete Politiker, welche Bedeutung und Ausbreitung desjenigen Einflusses, den diese Blätter auf die Massen der Wähler haben sollen, genau kennen.

Die so streitbare und so kampflustige Presse im Tessin würde eine eingehende Darstellung verdienen, wenn eine solche nicht schon durch Bertoni und Colombi in dem Buch über die Schweizer Presse gegeben wäre. Die Lage der tessinischen Zeitungen ist eine besonders schwierige, denn einmal ist ihr Absatzgebiet durch die Grenzen des Kantons beschränkt, sodann haben sie es noch mit der Konkurrenz der Mailänder und der Turiner Blätter zu thun. Gleichwohl hat eine gute Zahl von Tessiner Zeitungen eine lange und glänzende Laufbahn hinter sich. Das ist im besondern der Fall bei der „Gazetta ticinese“, gegründet im Jahre 1821; beim „Credente cattolico“ (1826); bei der „Libertà“, die seit 1866 den Ersatz bildet für andere katholisch-konservative Blätter, wie auch der „Dovere“ seit 1878 der Nachfolger einer Reihe von radikalen Blättern wurde; bei der „Riforma“ (1889), einem radikalen Blatt mit einem besondern Programm; schließlich beim „Corriere del Ticino“, der seit 1892 die Ideen der liberal-konservativen Gruppe unterstützt, deren Vorkämpfer Soldati war.

Lassen wir es mit dieser Aufzählung genug sein; wir hätten sie gerne etwas weniger lang, weniger unvollständig und weniger trocken,

dafür aber lieber etwas bilderreicher gestaltet. Wenn die Geschichte der Schweizer Presse nicht besonders aufregend ist, so trifft die Schuld daran nicht allein den, der sie darzustellen versuchte.

Wenn es in der Zeitungswelt wohl kaum eine ehrenhaftere und uneigennützigere Presse giebt als die unserige, so will ich zugeben, daß sie anderwärts glänzender, unterhaltender, mächtiger sein mag. Was thut das? Wenn die Rolle, die unsere Presse in diesem Jahrhundert gespielt hat, mehr eine ehrenvolle als glänzende war, wenn diejenigen, welche unsere Zeitungen geschrieben haben, mehr Überzeugung und Redlichkeit als litterarisches Genie besaßen, so dürfen wir darob uns und unsere Vorgänger nur beglückwünschen. Übrigens hat es unserer Presse, mag sie auch oft erregt sein und sich durch ihre Polemik fortreißen lassen, niemals an Einmütigkeit gefehlt, sobald vaterländische Interessen auf dem Spiele standen. Wenn uns von auswärts eine Gefahr bedroht, wenn unser Land oder einer seiner Kantone durch eine Katastrophe heimgesucht wird, sofort hört der Streit auf, jede Dissonanz verstummt, und die verschiedenen Stimmen der Presse vereinigen sich in dem harmonischen Hymnus patriotischer Hingebung und menschlichen Gemeingefühls.

Die Kunst

I.

Erforschung vaterländischer Kunst

von J. R. Rahn

II.

Die bildende Kunst in der französischen Schweiz

von Philipp Godet

III.

Die bildende Kunst in der italienischen Schweiz

von Francesco Chiesa

IV.

Die bildende Kunst in der deutschen Schweiz

von Carl Brun

V.

Die Musik in der deutschen Schweiz

von A. Niggli

VI.

Die Musik in der französischen Schweiz

von Ferdinand Held

Denkmalpflege

und

Erforschung vaterländischer Kunst.

Der Geist, der die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts beherrschte, war dem Althergebrachten in der Kunst und den Lebensbedürfnissen nicht zugethan. Der Ruf nach „Luft und Licht" war die Parole eines Geschlechtes geworden, das in der Aufklärung das Ideal der Gegenwart und Zukunft erblickte. Schwere Erschütterungen brachen dem Neuen in allen Richtungen Bahn. Es waren nicht bloß die politisch Vorgeschrittenen, von denen das Historische und Antiquarische eine absolute Zurückweisung erfuhr, der Sinn für das Charaktervolle aus alter Zeit war den Damaligen überhaupt abhanden gekommen. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gab es kein Kunsthandwerk mehr. Erst war seine Wirksamkeit durch die Kriegsnot und die Krisen, die ihr folgten, gelähmt. Das weitere zog die Auflösung des zünftigen Lebens nach sich. Unvermerkt hatte es bisher den Betrieb auf den traditionellen Bahnen bewahrt; jetzt war ihm der heimische Boden entzogen und der Meister der Muße beraubt, die ihm die Stimmung zur liebevollen Durchführung des Werkes gegeben hatte. Die treibende Kraft war die Mode geworden, und wer kennt nicht den kalten und nüchternen Geist, den sie in Formen und Gedanken vertrat! „Das Malerische wurde ersetzt durch das Zweckmäßige,

das Charakteristische durch das Normale." Es kam eine Generation, die nur noch dem Werdenden ihre Achtung zollte, welcher der Sammler als ein Sonderling und die Beschäftigung mit der alten Kunst, soweit sie nicht Antike war, als eine Schrulle erschien. Wissenschaftlich war von mittelalterlichen Studien allein noch das der politischen Geschichte legitimiert.

Selbständige zwar hat es zu allen Zeiten gegeben, und es hat auch damals an Unbefangenen nicht gefehlt. Die Erhaltung jeglicher alten Monumente und eine Sammlung alles dessen, was von öffentlichen Besitztümern an Kunstwerken und Antiquitäten die Stürme der Revolution überdauert hatte, wollte Philipp Albert Stapfer als Minister der Künste und Wissenschaften durchgeführt, und so den Grund zu einer Anstalt geschaffen wissen, die der Schweiz einen Ruhmestitel vor andern Ländern verschafft haben würde, allein die Verhältnisse und die Stimmungen drängten auf Realeres hin. Auf anderm Wege, durch stille Arbeit, die, unberührt von den Tagesströmungen, ihren Fortgang genommen hatte, bereitete sich ein Umschwung der Anschauungen langsam, aber sicher, vor.

Schon im 18. Jahrhundert hatten Historiker gewirkt, die Sinn und Verständnis für die sie umgebenden Denkmäler aus dem Mittelalter besaßen: in Zürich Bodmers Freund und Genosse, der Chorherr Johann Jakob Breitinger (1701—1776), der so mannhaft für die Erhaltung des Großmünsters eingestanden war, und der Ratsherr Johann Heinrich Schinz (1725 — 1800); der Basler Daniel Bruckner (1705—1781); die Genfer Léonard Baulacre (1670 bis 1761), Jean de la Corbière (1680—1756) und Jean Senebier (1742—1809). 1773—1778 gab der Zürcher Ingenieur Johannes Müller die erste Sammlung von Abbildungen schweizerischer Altertümer heraus, während sein Mitbürger Johann Kaspar Füßli durch die „Geschichte der besten Mahler in der Schweiz" (1755—1757) und seine „Geschichte der besten Künstler in der Schweiz" (1769—1779) das Gebiet der eigentlichen Kunstforschung eröffnete. Ihm sind, deren Umfang erweiternd, mit Arbeiten allgemeiner Natur sein Sohn und Enkel Johann Rudolf und Johann Heinrich Füßli gefolgt.

Reiche Früchte hat ein anderes Schaffen gezeitigt. Unter denen, welche an dem Horte für baslerische Altertumskunde bauten, ragt der brave Bäckermeister Emanuel Büchel (1705—1775) hervor. Was

die Vaterstadt von Altertümern besaß, hat er in Schrift und Bild gerettet. Seine Sammlung zählt nach Bänden und stellt eine Schatzkammer vor, wie deren nur wenige Städte sich rühmen mögen. In derselben stillen und emsigen Weise haben die Zürcher Martin Usteri (1763—1827) und der Kupferstecher Franz Hegi (1774—1850) gesammelt, die sich beide vornehmlich auf das Studium der Kulturgeschichte verlegten. Almanachblätter und insbesondere die Kupfer, die sie zu den zürcherischen Neujahrsblättern schufen, belegen eine Kenntnis des Mittelalters, durch welche diese Autodidakten keiner ihrer Zeitgenossen übertraf.

Litterarische Arbeiten hatten solchen Studien inzwischen einen immer festern Boden bereitet. In Deutschland war der Anstoß von den Roman-

Emanuel Büchel.
(Original in der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.)

tikern ausgegangen, denen die Einkehr in die christlich-nationale Vergangenheit als eine Rettung aus der unbefriedigenden Welt des klassischen Idealismus und Befreiung von fremdem Geistesjoche erschien. Wackenroder, Tieck und die beiden Schlegel sind die ersten Vertreter dieser neuen Richtung gewesen; dann folgten Männer einer strengern Methode, die Gebrüder Boisserée, Frick und Gilly, Moller; es ging nicht lange, so fing die kunstgeschichtliche Forschung auf breitester Grundlage an.

Ein Nachhall jener Stimmung lebt in Salomon Vögelins liebenswürdigem Buche „Das alte Zürich" nach, das aus gründlichen Vorstudien und mit voller Sachkenntnis das Bild der Stadt und ihrer Denkmäler im Jahre 1504 entwirft und in der 1828 datierten Vorrede den ersten Ruf an die enthält, die sich zur Wahrung und wissenschaftlichen Würdigung der Kunst- und Altertumsdenkmäler vereinigen möchten. Vier Jahre später wurde in Zürich durch Ferdinand Keller die

„Antiquarische Gesellschaft" gegründet, die 1837 die erste ihrer seither zur bändereichen Sammlung gediehenen „Mitteilungen" erscheinen ließ. Den Anstoß dazu hatten prähistorische Funde gegeben, und auf diese Richtung hat sich denn auch das Schwergewicht ihrer sammelnden und forschenden Thätigkeit geraume Zeit verlegt, während die der 1842 gegründeten „Gesellschaft für vaterländische Altertümer" in Basel mit Konsequenz der Kunstgeschichte und Archäologie des Mittelalters zu gute kam.

Basel gebührt es denn überhaupt, ihr die ersten und festesten Grundlagen geschaffen zu haben. Aus dem Amerbachschen Nachlasse war eine Sammlung gewachsen, die sich durch alle folgenden Jahrhunderte einer eifersüchtigen patriotischen Hut erfreute und durch weitere Zuschüsse und Stiftungen zu einer Qualität erhob, die sie den vornehmsten Europas an die Seite stellt. Parallel mit der „Öffentlichen Kunstsammlung" baute sich die „Antiquarische" aus, wozu sich als dritte die 1856 durch Wilhelm Wackernagel gegründete „Mittelalterliche Sammlung" gesellte. Die Zeit, die nunmehr folgte, ist die der Gründungen allerorts geworden. In jedem Kanton und jeder größern Stadt thaten sich Vereinigungen auf, die mit historischen Interessen auch die besondern der Altertumskunde verbanden und ihre zum Teil aus ältern Beständen hervorgegangenen Sammlungen mehrten. In Neubauten haben sich die von Genf, St. Gallen, Bern, Neuenburg, Basel und Aarau nach den Forderungen der Wissenschaft entfaltet; ein würdiges Unterkommen für seine Schätze sieht auch Solothurn vor.

Franz Hegi.

So hatte sich allmählich ein Bestand gesammelt, der den Einblick in alle Epochen und Richtungen der Kultur- und Kunstentwicklung eröffnete, während die Forschung zu Ergebnissen gelangte, die auch in der Fremde Aufsehen machten. Kunstgeschichte und Archäologie des Mittelalters waren Wissenschaften geworden, zu denen ihre Vertreter stehen

konnten, ohne fürderhin mehr das Odium des Absonderlichen scheuen zu müssen.

Nun aber, wie stand die Menge und wie verhielten sich die Offiziellen dazu? Es ist leider zu sagen, daß allen Mühen und Belehrungen zum Trotze hier länger als anderswo der Indifferentismus die Oberhand behielt, und daß es an schnödem Schacher und brutaler Mißachtung selbst die nicht fehlen ließen, welche zu Hütern und Mehrern berufen waren. Ist den Vätern zu grollen, daß sie die Mauern unserer Städte, ihre trotzigen Türme und Thore dem Untergang weihten; daß die traulichen Bilder verschwanden, weil einer nach dem andern die Bauten fielen, die so vielgestaltig und farbig in den Gassen und Plätzen gestanden hatten? Aber Handel und Wandel verlangten nun eben einmal ihr Recht, und so gründlich wie die Forderungen an wohnliche Existenz hatten die der Zweckmäßigkeit überhaupt sich verändert.

Wie vieles wäre trotzdem noch zu retten gewesen. Soll daran erinnert werden, wie sich Basel seinen Münsterschatz entgehen ließ und schließlich der ewig beklagenswerte Handel mit der goldenen Altartafel geschah, an die souveräne Gleichgültigkeit, mit der die Schätze in den Kantonen Aargau, Thurgau, Luzern und des Stiftes Rheinau verkannt, verschleudert und zerstückelt worden sind; wie es kam, daß Holbeins Erstlingswerk, seine berühmte Tischplatte, trotz Hegners und Woltmanns Monographien, bis 1871 zu den verschollenen Schätzen gehörte? Was immer von Wandgemälden zu Tage trat, war allen Zufälligkeiten des Ruines preisgegeben; es hat bis 1877 gewährt, als erst von Staats wegen für die Erhaltung eines solchen Fundes, der Bilder in der Kirche von Oberwinterthur, gesorgt worden ist. Im Jahre 1851 ist der Kreuzgang von Töß gefallen; spurlos, wie früher schon dem Wettinger Kapitel seine eminent historischen Grabsteine verloren gegangen sind, und 1870 die letzten Konventgebäude von Königsfelden verschwanden, würde dieses Kleinod spätgotischer Architektur mitsamt seiner Bilderfülle verschwunden sein, wenn nicht ein altertumseifriger Zürcher, der 1844 verstorbene Ludwig Schultheß-Kaufmann, seine Aufnahmen hinterlassen hätte. In gleicher Weise haben die Schaffhauser Hans Jakob Beck (1786—1868) und Johann Wilhelm Harder (1810—1872) gewirkt. Dem erstern ist die Erhaltung des Munoths und Harder die gewissenhafteste Sammlung alles dessen zu verdanken, was aus dem Gebiete lokaler Geschichte und Altertumskunde überhaupt zu erbringen war.

Inzwischen hatte die Entwicklung der Wissenschaft ihren unbehinderten Verlauf genommen. Schon 1838 und 1839 hatte Jakob Burckhardt (1818—1897) mit den „Bemerkungen über schweizerische Kathedralen" einen Beitrag zu den heimischen Studien gespendet, für die er auch später neben seinen epochemachenden Ausblicken auf das weiteste Gebiet der Kultur- und Kunstgeschichte durch Vorträge und gelegentliche Veröffentlichungen ein warmes Interesse bekundete. Noch war aber die Summe der Arbeiten auf solche monographischer Art beschränkt geblieben; jetzt, 1853, gab John Daniel Blavignac in Genf das erste Werk heraus, das sich in Bild und Schrift mit einer größern Gruppe schweizerischer Denkmäler befaßt. Die artistischen Beilagen sichern ihm einen bleibenden Wert; in der Datierung der Monumente jedoch hielt Blavignac auf einem Standpunkte fest, der schon damals ein überholter war. Unerforscht war auch sonst noch manches geblieben, und zwar ein Gebiet voraus, auf das sich der Ruf der Schweizer Künstler von alters her begründet hatte. Das Verdienst, es erschlossen zu haben, kommt Wilhelm Lübke zu, dem wir die ersten Monographien über die schweizerische Glasmalerei verdanken. So reifte denn immer mehr eine Saat heran, die den Mut zur Ernte im Weiten gab. Den Versuch dazu hat Johann Rudolf Rahn in seiner 1876 erschienenen „Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz" gemacht. Es steht dem Verfasser nicht zu, von diesem Erstling mehr zu halten, aber der Erwartung, daß eine Darstellung des allgemeinen Entwicklungsganges der Künste und die Schil-

Ludwig Schultheß-Kaufmann.

derung der Denkmäler, die ihn in allen Teilen der Heimat belegen, den Sinn erweitern und das Verständnis dafür über die Kreise der Fachgenossen hinaustragen werde, ist keine Enttäuschung gefolgt.

Rastlos ging daneben die sammelnde Thätigkeit einher. Von der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz und der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich war 1855 der „Anzeiger für schweizerische Geschichte und Altertumskunde" gegründet worden, aus dem sich 1869 als selbständiges Organ dieses letztgenannten Vereins der „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde" schied. Für periodische Fundberichte, kleinere Abhandlungen und Litteraturnachweise war damit ein Archiv geschaffen, dem Rahn seit 1872 nun auch seine regelmäßigen Aufzeichnungen „Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler" einverleibte. Sie haben in stets erweitertem Umfange die Rechenschaft über den mittelalterlichen Monumentalbestand der einzelnen Kantone abgelegt und Kunstgebiete erschlossen, deren manche bisher unerforscht geblieben waren. Was außerdem von monographischen Arbeiten erschien, beweist, wie allerwärts die neue Wissenschaft an Boden gewann; sie legen auch Zeugnis von praktischer Werkthätigkeit ab, denn manche dieser Veröffentlichungen sind aus der Rechenschaft von Unternehmungen hervorgegangen, mit denen die Schweiz erst spät dem Vorgange in andern Ländern folgte.

Die Zerstörung des schmuckvollsten Denkmals romanischer Architektur, des Kreuzganges beim Großmünster, stand 1850 in Zürich bevor. Den Vorstellungen einsichtiger Männer, unter welchen dem 1880 verstorbenen Professor A. Salomon Vögelin das erste Verdienst gebührt, gelang es, dem Unheil zu wehren; es ist dann eine Kopie an Stelle des baufälligen Werkes getreten. Von da an hat das Restaurieren in allen Richtungen begonnen. Es hat viel Gutes gewirkt, aber auch seine negativen Seiten geoffenbart. Die Arbeiten am Basler Münster (1852—1857 und 1880—1890), an der Stiftskirche von Neuenburg, den Kathedralen von Lausanne und Genf, der Ausbau des Berner Münsterturms sind nicht bloß um ihrer selber willen, sondern auch als Marksteine der Wandlungen bemerkenswert, die sich mit dem Begriffe von einer Restauration vollzogen haben. Gar manches Werk, das später begonnen hätte, würde besser geraten sein, denn erst allmählich hat sich die Einsicht entwickelt, daß von der Geschichte eines Denkmals auch diejenigen Teile erzählen, mit denen sich spätere Generationen angeschrieben haben, und daß die Aufgaben sich so vielseitig nuancieren, als der

Individualismus der Denkmäler ein schrankenloser ist. In dieser Hinsicht steht das neueste Unternehmen, die Restauration des Schlosses Chillon, sowohl der Umsicht und Sorgfalt ihrer Führung, wie des Zusammenwirkens archivalischer Forschung mit der Hebung und Sicherstellung örtlicher Funde wegen, als ein mustergültiges und epochemachendes da.

Es wiesen überhaupt die Dinge auf das Praktische hin. Ein Ansinnen, das 1877 nichts weniger als den Verkauf der Glasgemälde in Königsfelden wollte, gelang es, im ersten Sturme zurückzuweisen, aber es blieb der Eindruck, daß vereinte Kraft das einzige Mittel gebe, um künftigen Gelüsten dieser Art die Spitze zu bieten. So kam drei Jahre später die erste Vereinigung zu stande, die unter eidgenössischer Fahne die Wahrung unserer nationalen Denkmäler will. Ein weiter und vielseitiger Wirkungskreis hatte sich alsobald dieser „Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler" aufgethan. Restaurationen, Aufnahmen, periodische Veröffentlichungen, Ankäufe von Altertümern, die als Depositen den zunächst interessierten Museen übergeben werden, bezeichnen eine Thätigkeit, der die oberste Landesbehörde ihre Anerkennung dadurch erwies, daß sie den Vorstand der Gesellschaft in den Rang einer eidgenössischen Kommission erhob. Sie hat als solche bis zur Eröffnung des schweizerischen Landesmuseums gewirkt und seither als „Vorstand der schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler" die Leitung der vom Bunde subventionierten Restaurationen, die Sammlung von Aufnahmen historischer Denkmäler und als neuen Zweig, unter der Mitwirkung einer Subkommission, die Obhut über die römischen Altertümer übernommen.

A. Salomon Vögelin.

Noch galt es aber, mit bescheidenen Mitteln zu rechnen, bis 1890 die großmütige Verfügung der schon im folgenden Jahre verstorbenen Frau Lydia Welti-Escher die „eidgenössische Gottfried Keller-Stiftung" ins Leben rief. Nun war der Antrieb zu Großem gegeben, wozu freilich schon Ernstes gemahnt hatte: der jähe Hinschied des weiland bernischen Großrates Friedrich Bürki, der rücksichtslosen Spekulanten eine auserlesene Sammlung in die Hände spielte, und die Landesausstellung von

Gerichtssaal im Schloß Chillon.[1]

1883, auf der die Gruppe „Alte Kunst" aller Augen über die Bedeutung unserer Schätze geöffnet, aber auch die Gefahren enthüllt hatte, die eine fernere Passivität zur Folge haben mußte. Das hatte Friedrich Salomon Vögelin vorausgesehen und vornehmlich aus solchen Gründen jene Gruppe organisiert. Sie sollte der Ausgangspunkt eines Werkes werden, dem forthin noch alle seine Kräfte gewidmet blieben. Die Stimmung der eidgenössischen Räte wandten ihm sein persönlicher Einfluß und

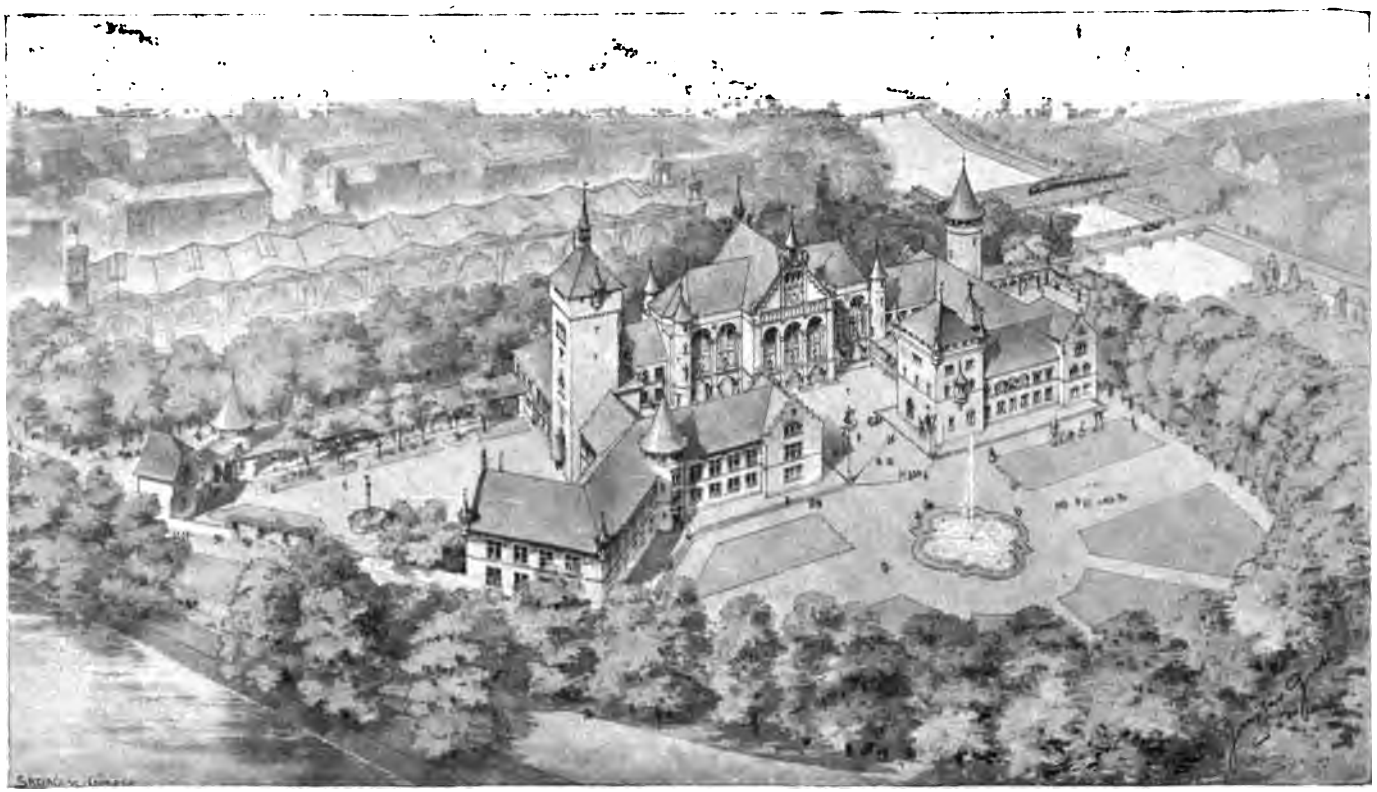
[1] Zur Zeit der Aufnahme unserer Photographie war die Einrichtung des Saales noch nicht ganz fertig.

die überzeugende Kraft der Rede zu. Es folgte am 30. Juni 1886 der Beschluß zur Beteiligung des Bundes an den Bestrebungen zur Erhaltung und Erwerbung vaterländischer Altertümer und zwei Jahre später der förmliche Auftrag zur Ausarbeitung des Programmes für ein schweizerisches Landesmuseum. Das Weitere hat Vögelin nicht mehr erlebt: die Wandlungen, die sich in der Auffassung der Ziele und in der Organisation des zu gründenden Institutes vollzogen, den Wetteifer der Städte, die sich um den Sitz desselben bewarben, den Sieg der Vaterstadt, die Begeisterung, welche die Rückkehr so mancher Schätze in ihre alte Heimat erweckte, und die erhebende Feier, die am 25. Juni 1898 ein achtjähriges Bauen krönte.

Ein Bild der Phasen, welche die Kulturentwicklung auf dem heimatlichen Boden von ihren Anfängen bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts durchlaufen hatte, soll das schweizerische Landesmuseum geben. Nach Maßgabe dessen, was Fleiß und Umsicht zu erringen vermochten, stellt es die Sammlung schon in ihrem Anfange dar. Aber nicht wie bisher wollte ein trockenes Schematisieren nach Stoffen, Gattungen und Zeitaltern genügen, sondern es sollte ein neuer Gedanke die Anordnung beherrschen, die zum erstenmal mit Konsequenz die Sachen in dem Zusammenhange zur Anschauung bringt, für den sie kraft ihrer Bestimmung geschaffen worden sind. Seinen vollkommensten Ausdruck hat dieses Prinzip in den mittelalterlichen Bestandteilen und den aus den folgenden Epochen stammenden Gruppen gefunden, für die schon der erste Entwurf den Plan gezeichnet hatte, und das ist denn eben das Moment, in dem sich die specifische Seite des neuen Institutes offenbart, und das ihm seine besondere Stellung und eine vorbildliche Bedeutung verleiht.

Und noch ein Ereignis ist zu verzeichnen, welches das Reifen des Verständnisses und einer volkstümlichen Begeisterung für den historischen Nachlaß belegt — vom 10. September 1898 datiert das Gesetz, durch welches der Große Rat der Waadt die historischen Denkmäler dieses Kantons unter den Schutz des Staates stellt und ihm hierfür eine Kraft der Befugnisse giebt, die sogar das Verhältnis zu den privaten Besitztümern berührt.

Es gab eine Zeit, da nicht mit Unrecht der Vorwurf erhoben wurde, daß der Schweizer nur einen beschränkten Sinn für das Ideale habe. Das ist nun anders geworden. Spät, aber gründlich, hat sich die Einkehr in Bahnen vollzogen, auf denen unser Sammeln, Hüten und For-



Ansicht des Nationalmuseums aus der Vogelperspektive.

(Nach einer Tuschzeichnung von Architekt G. Gull.)

ſchen den Vergleich mit fremdem Schaffen nicht mehr zu ſcheuen braucht. Das mag uns, wenn wir den mühſamen Aufſtieg zu dem endlichen Erfolge überblicken, mit Genugthuung erfüllen. Sollen wir uns damit begnügen? Doch ſicher nicht, denn immer noch gilt es, den Schaden zu verhüten, bringt Neues die raſtloſe Forſchung hervor und mehrt ſich die Zahl der Aufgaben in dem Maße, als die Entwicklung der Wiſſenſchaft den Blick erweitert und ihn für die Erkenntnis des Zuſammenhanges ſchärft, der zwiſchen den bisher vereinzelt betrachteten Gebieten beſteht.

Die bildende Kunst

in der

französischen Schweiz.[1]

I.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts läßt sich eine achtungswerte Kunstbestrebung in der romanischen Schweiz wahrnehmen. Um Kunstwerke und Künstler aus einer frühern Epoche zu finden, müßte man beinahe bis zur Reformation zurückgehen; denn seit jenem bedeutungsvollen Zeitalter stand die Entwicklung der schönen Künste, an welcher den Förderern des neuen Glaubens wenig gelegen war, sozusagen still.

[1] Wir haben bei der Abfassung dieses Kapitels eine große Anzahl Werke und Monographien benutzt, welche wir im Verlaufe der Darstellung nicht immer citieren konnten, wenn wir der Studie nicht zu viel Ballast beigeben wollten. Wir beschränken uns darauf, unsere Hauptquellen zu nennen: Renseignements sur les beaux-arts à Genève, von J. J. Rigaud; Les beaux-arts en Suisse, eine Reihe von Kunstberichten von B. von Tscharner-de Burier; Art et Artistes neuchâtelois, zu verschiedenen Zeitpunkten im «Musée neuchâtelois» von A. Bachelin veröffentlichte Artikel; Alexandre Calame, sa vie et son œuvre, von E. Rambert; Gleyre, von Charles Clément; Léopold Robert, von Charles Berthoud (Galerie suisse von Secretan) — ohne von den kunstkritischen Studien zu sprechen, die wir selbst seit 20 Jahren veröffentlicht haben. Da, wo jeweilen die Urteile anderer mit unsern persönlichen Eindrücken übereinstimmten, haben wir jene uns zu eigen gemacht, ohne uns für verpflichtet zu halten, auf diese Anleihen durch Bemerkungen und Anführungszeichen hinzuweisen. Wir erklären dies hier ein für allemal. Ph. G.

Nicht daß man deshalb in übertriebener Weise, wie das häufig genug geschieht, die Reformation anzuklagen hätte, durch sie sei in unserm Landesteil die Kunst unterdrückt worden; Beweise für das Gegenteil giebt es in unsern archäologischen Museen in ziemlicher Anzahl. Doch ist es richtig, daß die Reformation im Namen der Prinzipien des innerreligiösen Lebens, die sie verkündigte, die kirchlich-dekorative Kunst abschaffen mußte — und das wollte viel heißen; überdies mußte der Geist der kirchlichen Vorschriften, die, was den Aufwand anbetrifft, im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte so oft erneuert wurden, dem Aufblühen des liebenswürdigen Luxus der Kunst, die zur Freude der Augen geschaffen ist, hinderlich sein.

Die Malerei sah sich mehr oder weniger auf das Porträt beschränkt, aber sie rächte sich dafür in herrlicher Weise auf diesem engen Gebiet. Es genügt, an Namen wie Liotard und Gardelle zu erinnern, deren Werke bedeutsam und kostbar sind. Vor diesen hatte ein anderer Genfer, der die Lehren van Dycks in sich aufgenommen, Jean Petitot, und sein Mitarbeiter Bordier, hernach sein würdiger Nachfolger Jaques Thouron die Emailmalerei zur höchsten Vollkommenheit gebracht.

Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts begriffen die Genfer, daß die Zeichenkunst für das glückliche Gedeihen ihrer Industrie unentbehrlich sei, und die künstlerischen Arbeiten, welche mit der Herstellung von Uhren und Juwelen verbunden waren, brachten zahlreiche Talente zum Keimen. Die dekorativen Künste wurden damals nur auf die Bedürfnisse der Lokalindustrie angewandt.

Eine Sonderstellung jedoch müssen wir Jean Jaquet einräumen, der, aus dem bescheidenen Gipserberuf hervorgehend, ein bedeutender Ornamentalkünstler wurde und in Genf und Umgebung[1] zahlreiche Wohnungen mit feinem Geschmack verzierte. Er hat auch einige ausgezeichnete Büsten, besonders die des Philosophen Charles Bonnet, hinterlassen.

Aber erst seit der Gründung des Kunstvereins, der gegen das Jahr 1772 auf die Anregung von Horace-Benedikt de Saussure hin zu stande kam, datiert eigentlich die Genfer Malerschule.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts zeichneten sich auch Dassier Sohn und Vater in der Medaillen-Gravierkunst aus, worin später Bovy zu Ruhm gelangen sollte.

[1] Siehe La Campagne genevoise d'après nature, von G. Fatio.

Im Jahre 1789 findet in Genf die erste Gemäldeausstellung statt. Schon 1780 hatte Jean-Pierre Saint-Ours (1752—1809) in Paris einen Raub der Sabinerinnen ausgestellt, der den großen Preis erhielt. Von da an brachte er eine Reihe Werke hervor, deren Motive der griechischen Geschichte entnommen waren (Abfahrt der Athenienser nach Salamis, Philopömens Begräbnis, Olympische Spiele), die ihn in gewisser Beziehung zum Genfer David

De la Rive. — Landschaft mit dem Mont Salève.
(Museum Rath.)

stempeln, und worin wir heute noch die sichere und echt künstlerische Zeichnung bewundern. Wie bei David sind jedoch auch bei ihm die Porträte, unter welchen wir sein eigenes und dasjenige Tronchins (des Délices) nennen müssen, das Lebensvollste, was er geschaffen hat.

Georges Chaix (1784—1834), ein Schüler Davids, folgte Saint-Ours bald auf der Bahn der großen akademischen Malerei nach. Sein Ödipus in Kolonos wurde in Paris bemerkt; dann malte er eine Befreiung Bonivards für die Konkurrenz vom Jahre 1824, von der bald des weiteren die Rede sein wird.

Wenn Saint-Ours unser erster Historienmaler war, so ist sein Freund Pierre-Louis de la Rive (1753—1817) unser erster Landschaftsmaler gewesen. Er vollendete im Jahre 1802 ein epochemachendes Gemälde: Der Montblanc, von Sallanches ausgesehen, worauf sich die weiße Gebirgsmasse von dem blauen Himmel abhebt. Dieses Werk ist übrigens nur eine vereinzelte Episode in der Laufbahn dieses schätzenswerten Künstlers, der sonst zugänglichere Landschaften, Thaldurchblicke, See- und Flußufer gemalt und andern die Ehre gelassen hat, sich mit dem Hochgebirge vertraut zu machen.

Schuhflickerbude in Genf.
Karikatur von Adam Toepffer.

Wie er, suchte Adam Toepffer (1766 — 1847) seine Motive in der ländlichen Nachbarschaft Genfs und unternahm es, die malerischen Erdwinkel und die ländlichen Gebräuche Savoyens im flämischen Geschmack zur Darstellung zu bringen. In ihm war das Zeug zu einem Karikaturenmaler à la Hogarth. Sein gutmütiger und fröhlicher Blick fand Gefallen an ländlichen Scenen, die er eigenartig gruppierte. Sein Erfolg fand seine Bestätigung in Paris, wo er 1812 die große goldene Medaille erhielt. Von plebejischer Herkunft, ist er der erste genferische Künstler, der das Bauernleben begriff, der den Savoyarden ebenso wie Savoyen zu malen verstand. Seine Überlegenheit besteht darin, daß er bäurisch und naiv war; was die holländischen Maler auf ihrem Boden ausfindig gemacht und für die Kunst verwertet haben, fand er in der Umgebung von Genf und pflegte es: die stark lokalisierte Genremalerei mit all ihrem Erdgeschmack und Heimatduft. Auf einem von Achtung und Liebe erfüllten Blatte hat sein Sohn Rudolf diesem Künstler seine Huldigung dargebracht, „der mit einer so glücklichen Mischung von

gesundem Menschenverstand und geistigem Schwung, von Wissen und natürlicher Geschicklichkeit die vertrauliche Poesie der Dorfhochzeiten, der Märkte und Messen, der Heimkehr vom Gottesdienst wiederzugeben verstand".

Jean-Daniel Huber (1754—1845) malte ebenfalls ländliche Scenen aus Savoyen; mit Vorliebe trugen ihn jedoch seine Schritte ins Berner Oberland, wo er die bewegten Scenen aus dem Hirtenleben, die Herde, die Schäfer, die Weide und die Sennhütte studierte.

Als Tiermaler übertraf alle seine genferischen Zeitgenossen Jacques-Laurent Agasse (1767 bis 1849). Mit dem eindringendsten anatomischen Studium verband er eine aufmerksame Beobachtung der Gewohnheiten der Tiere und eine bemerkenswerte Korrektheit der Zeichnung. Leidenschaftlich malte er Pferde und Hunde und zeichnete sie, nach dem Urteil Horace Vernets, wie keiner vor ihm. Der Reiz der Studien Agasses liegt in seiner umfassenden Kenntnis der Gewohnheiten und Stellungen seiner Modelle, in der Natürlichkeit, welche er ihnen verleiht, so daß seine Gemälde den Eindruck erwecken, als sei das Leben in seiner ganzen Wirklichkeit wiedergegeben worden.

Markt in Genf.
Karikatur von Adam Toepffer.

Der Porträtist François Ferrière (1753—1839), dessen Laufbahn einige Ähnlichkeit mit derjenigen Liotards aufweist, war im Ausland, besonders in England und Rußland, sehr im Schwange.

Die Genfer Ausstellung vom Jahr 1802, wo Firmin Massot (1766 bis 1849) das reizvolle Porträt seiner Schwägerin, Frl. Mégevand, ausstellte, wurde der Ausgangspunkt für den langandauernden Erfolg dieses Künstlers. Er wurde und blieb der Modeporträtist, von welchem die Frauen gemalt sein wollten. Von seinen Werken wimmelte es in den

Wohnungen der alten Genfer, und sie sind wert, neben diejenigen seiner Freunde Toepffer, Agasse und de la Rive gehängt zu werden; sie bezaubern uns durch die Anmut, mit welcher er seine Modelle ausstattet — sie sind immer in kleinem Maßstab gemalt, was die Intimität des Porträts erhöht — und durch die leichte Eleganz der Ausführung. Massot hat sich eine Schülerin herangezogen, die seiner würdig ist und auf welche er seine liebenswürdigsten Eigenschaften übertragen zu haben scheint, Frau Munier-Romilly (1788—1872), deren Werke heute noch hohe Achtung genießen, und der man das beste Porträt verdankt, welches von Vinet besteht.

Jacques-Laurent Agasse.
Porträt von Firmin Massot.

II.

Wir haben soeben Musterung gehalten unter den ältesten Vertretern der Genfer Schule, den Patriarchen der nationalen Kunst. Bald sollten die politischen Zustände der Kunst zum Aufschwung verhelfen. Seit 1815 wird das von französischer Herrschaft befreite Genf ein Kanton der verjüngten Schweiz und erhält damit die Weihe seiner Unabhängigkeit. Mit dem Lokalpatriotismus vermischt sich von Stund an ein neues Gefühl, und die Offenbarungen des nationalen Lebens werden immer mehr von demselben durchdrungen. Die schönen Künste konnten sich diesem Einfluß nicht entziehen: Wir werden sehen, wie das helvetische Gefühl in der Landschafts- wie in der Historienmalerei Ausdruck gewinnt. Aber wir dürfen auch nicht länger eine Thatsache verschweigen, die zeigt, wie mächtig das Interesse für die Kunst in Genf geweckt worden ist durch die Ausstellungen, die hier aufeinander folgten.

Seit 1823 beschäftigt sich der Kunstverein mit der Errichtung eines Museums und eröffnet zu diesem Zweck eine Konkurrenz unter den Architekten. 1824 anerboten zwei hochherzige Frauen, die Fräulein Rath,

von denen die eine, Henriette, eine verdienstvolle Künstlerin war, der Stadt 84,000 Fr. für den Bau eines Museums. Das Gebäude, welches ihren Namen trägt, wurde 1826 eingeweiht, und die Gründerinnen verdoppelten ihr großmütiges Geschenk beinahe, um die Kosten zu decken. Diese bewunderungswürdige Initiative wirkte anregend auf den öffentlichen Geist, und das Museum bereicherte sich rasch aus den Geschenken von Privatleuten.

Im selben Jahre 1824 wurde in Genf eine Konkurrenz für Historienmalerei eröffnet. Der Gegenstand war die Befreiung des in Chillon gefangen gehaltenen Bonivard. Der Preis wurde einem Künstler zuerkannt, welcher der berufene Illustrator der großen Ereignisse unserer nationalen Geschichte werden sollte, Leonhard Lugardon.

Um dieselbe Zeit fangen die Genfer Landschaftsmaler, die sich bis dahin an die Umgebungen ihrer Stadt hielten, an, sich weiter und höher hinauf zu wagen, die Wälder und Weiden einzubeziehen, die öden und wilden Gegenden aufzusuchen, deren Schönheit man noch nicht gekostet hatte: die Handeck, Eiger, Wetterhorn, der Rosenlauigletscher geben den bevorzugten Gegenstand ihrer Studien ab, während zu gleicher Zeit andere Künstler, die für die Figur und die historische Scene eingenommen waren, sich hinter die großen Gegenstände machen, welche ihnen unsere Chroniken darbieten.

Aus dieser doppelten Bewegung, welche aus dem gleichen Gefühl entspringt — der begeisterten Anhänglichkeit an die Schweiz — entsteht die Genfer Schule, deren charakteristischste Vertreter Diday, Calame, Lugardon und Hornung sind.

Sprechen wir zunächst von den letztern. Ohnehin ist Lugardon (1801—1884) in gewisser Hinsicht die originellste Persönlichkeit in dieser Künstlergruppe. Was ihn auszeichnet, ist das Streben nach Kraft, nach Charakter, den er in Figuren, die so realistisch sind, als man sie in jener Zeit zu erfassen vermochte, ausprägt. Freilich sind seine Gemälde derart gealtert, daß uns bei ihrem Anblick das Wort abgeschmackt auf die Lippen kommt; allein wir müssen diesem oberflächlichen Eindruck mißtrauen! Lugardon war seiner Zeit ein Neuerer, der nach mächtiger Vereinfachung strebte und der keineswegs vor der Derbheit seiner Modelle zurückschrak. Diejenigen, welche sich an die merkwürdige Ausstellung seiner Studien erinnern, welche vor 15 Jahren in Genf stattfand, wissen, was Lugardon bedeutete und was er gewagt hat. Der Gegen-

stand und die Inscenierung in seinen Gemälden mögen uns bedeutungslos und alltäglich vorkommen: unbestritten bleibt trotzdem, daß der Vorwurf männlich erfaßt ist und daß die Figuren mit einer großen Kraft des Ausdrucks die Gefühle der Personen übersetzen. Das Werk, welches Albert Richard innerhalb der Dichtkunst vollbrachte, hat Lugardon auf dem der Malerei vollbracht. Er hat die schönsten Ereignisse aus der Schweizergeschichte, die er mit Begeisterung, in den Rahmen strenger Zeichnung zusammengedrängt, wiedergab (Der Rütlischwur, Melchthal, Die Eroberung des Roßbergschlosses, Die Befreiung Baumgartens durch Wilhelm Tell), eigentlich volkstümlich gemacht.

Älter als Lugardon, aber später auftretend, kündigte sich Joseph Hornung (1792—1870) durch glänzende Erstlingswerke verheißungsvoll an. Er ist ein Autodidakt, der es durch die Energie seines Willens zum Maler gebracht hat, indem er die Natur sowohl als die Meister studierte, deren Werke er in der reichen Galerie Duval fand. Hornung ist mehr Genfer und Protestant als Schweizer; er hat die Kunst Lugardons auf das lokale und religiöse Gebiet übertragen, hat die großen Erinnerungen der Reformationsgeschichte wachgerufen (Farels und Calvins Abschied, Predigt auf dem Molard, Calvins Tod), wobei er manchmal einen etwas schwachen dramatischen Impuls an den Tag legt, aber sich schließlich um historisch genaue Darstellung bemüht. Das Wiedererwachen des Nationalgefühls findet seine Bestätigung zu gleicher Zeit in der Landschaftsmalerei. Der Bahnbrecher innerhalb dieser Gattung war in der französischen Schweiz ein Neuenburger, dem sein kleines Heimatland die Kunstbestrebungen verdankt, auf die es stolz ist, Maximilien de Meuron.

Wir haben gesehen, daß de la Rive sich für das Hochgebirge begeisterte. Sieht man genauer zu, so war de la Rive selber nicht der erste: die ersten Versuche alpiner Malerei sind älter, als man gemeinhin annimmt; sie ist schon bei einer Reihe alter Flamänder und Italiener wahrnehmbar, die es lieben, ihren Kompositionen einen Gebirgshintergrund zu geben. In unserm Lande sind die ältesten Dokumente in dieser Richtung gewisse Miniaturen in einigen Manuskripten aus der Abtei St. Gallen. Die Werke der schweizerischen und schwäbischen Maler, Glasmaler und Kunststecher des 15. und 16. Jahrhunderts verdienten gerade von diesem Gesichtspunkte aus einige Aufmerksamkeit. Man er-

innert sich des merkwürdigen Altarblattes von Saint-Pierre, das 1896 in Genf ausgestellt war, worauf man den mit viel Genauigkeit gemalten Ausblick auf die Voirons, die Salève und die Alpen, vom gegenwärtigen Areal der Paquis aus aufgenommen, zu erkennen vermochte. Aber mit dem 18. Jahrhundert beginnen die Schriftsteller und Künstler das Hochgebirge eigentlich zu entdecken und um seiner selbst willen zu studieren. Albrecht von Haller in seinem berühmten Gedicht; Rousseau in seinen schwärmerischen Schilderungen der wahren Natur, die mehr von Begeisterung als Genauigkeit zeugen; Marc-Théodore Bourrit in seinen exakten und getreuen Kupferstichen, mit welchen er seine Beschreibung der Gletscher Savoyens illustrierte; de Saussure besonders, der zuerst die belebenden Eindrücke beschrieb, die man in diesen noch jungfräulichen Gebirgsregionen fühlt, die Durchsichtigkeit der Luft und das feierliche Schweigen in diesen Einsamkeiten — sie alle wecken das Interesse für diese neue Welt: die Schweiz mit ihren „erhabenen Schrecken" wird Mode.

Studie von Lugardon.
(Museum in Neuenburg.)

Im Jahre 1818 schlug Maximilien de Meuron (1785—1868) den Weg nach dem Oberland ein. In Neuenburg aufgewachsen, hatte er als

Jüngling den Maler Joseph Reinhardt seine lebensvollen Porträte pinseln sehen und von ihm wertvolle Winke und Weisungen erhalten. Nachdem er in Berlin einige Zeit der Diplomatie gewidmet hatte, für die er sich nicht geschaffen schien, verreist er 1808 nach Paris, studiert hier eifrig Claude Lorrain, der in ihm den Wunsch entfacht, Italien zu sehen. 1810 ist er in Rom, wo er mit Cornelius, Schadow, Overbeck und Granet zusammentrifft; er malt sein antikes und sein modernes Rom, welche Gemälde seine erste Manier charakterisieren und welche er seiner Vaterstadt anbietet. 1818, von Rom zurück, begiebt er sich wie auf eine Entdeckungsreise nach den Thälern des Oberlandes; er steht ergriffen vor dem Anblick, den ihm das Haslithal, der Rosenlaui, die Wengernalp darbieten; er studiert sie, ohne sich um irgend eine Überlieferung zu kümmern, und bringt von dieser Wanderung Gemälde nach Hause, die der schweizerischen Landschaftsmalerei die Richtung weisen, welche er selber noch suchte.

Maximilien de Meuron.
Der große Eiger, Ansicht von der Wengernalp.
(Museum in Neuenburg.)

1825 stellt Meuron in Genf jenes kleine Gemälde vom Eiger aus, welches Toepffer noch zehn Jahre später den begeisterten Ausruf entlockt: „Vor einem Dutzend Jahren verschönerte ein berühmter Maler, Maximilien de Meuron, ein Landsmann von Leopold Robert, die Ausstellung unserer Stadt durch einige von seinen Gemälden. Er wagte den Versuch, auf der Leinwand die packende Herbheit eines alpinen Berggipfels

im Momente festzuhalten, da er, in Morgentau gebadet und sich mit Mühe befreiend von der rauhen Frische der Nacht, die ersten Liebkosungen der Morgenröte empfängt. Diese Scene, die von einem Dichter gefühlt und von einem Künstler dargestellt worden war, zu einer Zeit, da die Koloristen allein berechtigt waren, diese Hochgipfellandschaft in Angriff zu nehmen und sie in blau und grün umzusetzen, erschloß der Kunst ein neues Gebiet .....

Jeden Tag kostete ich angesichts dieses Bildes den Zauber einer fesselnden und neuen Poesie: es war der Eindruck, den die Gletschereinsamkeit hinterläßt; das Morgenlicht, das in voller Pracht über die silbernen Kanten der hohen Gipfel hereinquoll; der kühle Tau, der mit seinen klaren Tropfen den kräftigen, wilden Rasen benetzte; das Schweigen der ersten Erdentage, das man noch in diesen Wüsten der Schöpfung findet, welcher der Mensch nur bis an ihre Schwelle nahe zu kommen vermag.

— Dieses Gemälde stellte einen Abschnitt vom Gipfel der kleinen Scheidegg dar, eine Wasserlache, zwei erstaunt aufschauende Kühe, und im Mittelgrund den Eiger in seiner ganzen Größe."

In der That hatte es Meuron in diesem denkwürdigen Gemälde gewagt, das Hochgebirge in seiner Ganzheit und Majestät zu behandeln, in einer Ausführung von holländischer Genauigkeit den Koloß, der zum Himmel aufragt, das ungeheure Eisgebäude mit seinen metallischen Reflexen und seinen blendenden Firnen dem Beschauer vor Augen zu führen. Später kam er zu der Mittelregion zurück und malte besonders Thalansichten. Sein Wallenstadter See, ein Bild von bezaubernder Leuchtkraft, sein Sturm im Näfelser Thal — einer jener vorübergehenden und außergewöhnlichen Effekte, wie Turner sie liebte — geben den richtigen Maßstab für sein Talent ab, und fassen, wie Rambert bemerkt, machtvoll und wahr die beiden großen Momente der Alpennatur zusammen: das Lächeln und die Drohung.

Zur Zeit, da Meuron seine ersten Gebirgsbilder malte, machte sich François Diday (1802—1877) im Alter von 22 Jahren auf den Weg nach Italien; er hatte die Gabe der Erfindung, lebhafte Eindrücke, einen rasch fassenden Blick und eine flinke Hand; als eine offene und herzliche Natur wurde er der sehr geliebte Meister einer großen Schülerschar. Aber trotz langem Aufenthalte im Ausland, besonders in Italien, waren seine Studien fragmentarisch und unregelmäßig; er besaß mehr Können

als Wissen, mehr Auge als Methode. In der Landschaft suchte und schätzte er hauptsächlich die malerische Begebenheit, den dramatischen Effekt: seine Schluchten, Wildbäche, Wasserfälle und Stürme, die er überaus schwungvoll darstellte, hatten ihren reichen Anteil an der Verbreitung der alpinen Schönheit; sie kommen uns alt vor, und ihre erdfarbene Tongebung erscheint uns fade und falsch. Trotz der Lebhaftigkeit seiner Eindrücke war Diday kein schöpferischer Geist, und wenn er auch

Sennhütte in Lauterbrunnen.
Nach einer Lithographie von A. Calame.

die Alpenlandschaftsmalerei in die Mode gebracht hat, so könnte man nicht behaupten, daß sie unter ihm Fortschritte gemacht hätte. Doch war es immerhin etwas, sich auf den von Meuron erschlossenen Weg zu wagen und so wacker darauf zu beharren. Dann bleibt Diday noch die Ehre, der Lehrer Calames (1810—1864) gewesen zu sein.

Alexander Calame wurde als der Sohn eines Maurers vom Locle, der sich in Vevey niedergelassen hatte, im Jahre 1810 in letzterer Stadt geboren. Von seinem 14. Jahre an lebte er in Genf, wo er 1826 seinen Vater verlor. Er trat bei einem Kaufmann in die

Lehre; aber eine außerordentliche Neigung zog ihn zur Malerei hin. Die ersten Jahre seiner neuen Laufbahn waren für ihn äußerst peinvoll. Es bedurfte einer außergewöhnlichen Energie und Widerstandskraft, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm den Weg versperren wollten. Er begann damit, daß er jene kleinen Schweizer-Ansichten, die damals sehr Mode waren, mit Wasserfarben kolorierte. Dann ging er daran, die Hügelreihen am Genfersee und die savoyischen Thäler zu malen. Sein Gemälde Bords du Giffre (1833) war sein erster Erfolg. Zwei Jahre später schlug er den Weg nach dem Oberland ein. Die innere Bewegung, die sich angesichts dieser grandiosen Natur seiner bemächtigte, gab ihm jenes berühmte Bild von jugendlicher und stolzer Haltung ein, Sturm auf der Handeck, welches sich gegenwärtig im Musée Rath befindet. Dieses Gemälde, in welchem schon der ganze Calame steckt, mit seinem ausgesprochenen Sinn für den Effekt und die Kontraste, und, wie soll ich mich ausdrücken? für das Gehaltene und Gewollte in der Ausführung, erhielt 1839 in Paris die goldene Medaille. Ein Jahr zuvor hatte sich Calame mit seinem Freunde Hornung in Holland aufgehalten, wohin ihn eine glühende Sympathie für Ruisdael zog. Diese Reise, die ihn in die Feinheiten der Ausführung bei den flämischen Meistern einweihte, übte auf ihn einen unbestrittenen Einfluß aus. Von da an gab er sich Mühe, der Natur immer näher zu kommen, die Einzelheiten sicher zu erfassen und in die Darstellung der Alpenlandschaften die Genauigkeit und Festigkeit der Holländer in ihren Flachlandschaften hineinzubringen. Sein „Wetterhorn, von Rosenlaui aus“ ist in dieser Hinsicht charakteristisch.

Alexander Calame.

Den Höhepunkt in der Entwicklung Calames bildet der „Monte-Rosa" (1844). Bis dahin blieben unsere Landschafter mehr oder weniger Thalmaler, die gerne auf den schattigen mit Sennhütten besäten Abhängen und in den wilden Schluchten verweilten, wo der Wasserfall zwischen zerschmetterten Tannen hinabrauscht; sie wagten sich selten in die herben Einsamkeiten der Gebirgshöhen hinauf. Calame gelangte

F. Diday. — Auf dem Wege von der Grimsel nach der Handeck.
(Museum Rath.)

eines Tages dazu, indem er in den Fußstapfen Meurons thalaufwärts wanderte: Der Monte-Rosa bezeichnet diese wichtige Entwicklungsstufe.

Bemerkenswert ist, daß Toepffer dieses Werk angeregt zu haben scheint. In einem ungedruckten Briefe aus dem Jahre 1843 berichtet Maximilien de Meuron seinem Sohne Albert über einen Besuch, den er Calame in Genf eben abgestattet hat: „Er hat mir einen Hochalpen-Blick gezeigt, das Thema Toepffers." Und die darauffolgende Beschreibung läßt durchaus keinen Zweifel über den Gegenstand des Gemäldes zu: im Monte-Rosa-Motiv hat Meuron ein „Toepffer-Thema" erkannt. Man weiß, daß Toepffer, bevor ihn der schlimme Zustand seiner

Augen zwang, aufs Malen zu verzichten, einige bedeutende Landschaftsstudien gemacht hat; im Besitze seines Sohnes, des Bildhauers Charles Toepffer in Paris, befindet sich eine davon, die es sehr verdiente, bekannt zu werden: es ist ein Hochplateau, mit einer weißen Alpensilhouette im Hintergrund und einem in tiefem Schatten liegenden Vordergrund. Vergleicht man die Ansicht im allgemeinen, die Tongebung, die Färbung der Gründe und Gipfel, die Kontrastierung von Licht und Schatten, so weist die kleine Leinwand die überraschendste Ähnlichkeit mit dem „Monte-Rosa" auf. Es ist klar, daß dieses Bild einen tiefen Eindruck auf Calame gemacht hat. [1]

Der Berg mit seinen schneeigen Massen, die von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet werden, füllt den Hintergrund und ragt mit einer grandiosen Herbheit in den blaß-rötlichen Himmel hinein, in dem kein Wölklein schwimmt. Im Vordergrund schlummert ein in Felsen eingeschlossener Teich, ein wahrhaftiger Berg-Smaragd, den Alpenrosenbüsche, die schon in die Schatten der Dämmerung getaucht sind, bekränzen.[2] Diese herrliche Landschaft, die er mindestens viermal wiederholt hat, ist ein Blatt für sich im Lebenswerk Calames. Trotz allem Umschwung und Wechsel in der öffentlichen Bewunderung und trotz dem Schwanken des Geschmackes bleibt sie ein Hauptstück in der Geschichte der schweizerischen Kunst. In diesem Zeitabschnitt (1844 bis 1845) unternahm Calame, begleitet von acht Schülern, worunter Etienne Duval und Castan, seine Reise nach Italien. Er brachte ein lebhafteres Gefühl für das Licht und den Stil zurück. Seine Ruinen von

[1] Eugène Rambert (Calame, S. 186) erinnert daran, daß Toepffer 1843 in der Bibliothèque universelle eine Studie über die Alpenlandschaft veröffentlichte, worin dasselbe Thema entwickelt war; Toepffer hatte also den Effekt gemalt, bevor er ihn beschrieb, und sein Gemälde frappierte Calame ebensosehr wie sein Artikel.

[2] Die ewige Frage, ob der Monte-Rosa ein Abend- oder ein Morgeneffekt sei, wollen wir nicht aufnehmen. Sie ist zum Überdruß oft und doch erfolglos diskutiert worden; die Landschaft ist nicht so genau wiedergegeben worden, daß man aus der Schattenrichtung sichere Schlüsse ziehen könnte. Wir stellen hier nur fest, daß Rambert, im Gegensatz zu Bachelin, in dem Gemälde einen Sonnenaufgang erkennt; anderseits erwähnen wir, daß Maximilien de Meuron es einen Sonnenuntergang nannte. Das letztere Zeugnis scheint mir maßgebend zu sein, da Meuron mit dem Maler gesprochen hat über dieses Gemälde, das er in kleinem Maßstabe in dessen Atelier hängen sah; er hat ihn ferner veranlaßt, es für die Ausstellung in Neuenburg, wo es denn auch wirklich zu sehen war, in größeren Dimensionen zu malen. Die Thatsache allein, daß man die Frage diskutieren kann, ist übrigens bezeichnend genug.

Päſtum ſind ein machtvolles Kunſtwerk, worin die Gegenſätze zwiſchen Licht und Schatten meiſterlich herausgearbeitet ſind. Hernach, als ſeine Geſundheit, die immer ſchwächer wurde, ihm den Aufenthalt in der oberſten Alpenregion verbot und ihn zwang, in die Ebene herabzuſteigen, ſchuf er ſeine Vier Jahreszeiten, von denen ein Gemälde, der Sommer, durch ſeine überzeugende Wahrheit populär geworden iſt (Muſée Rath). Man erinnert ſich der rieſigen Eiche, die ihren Schattenteppich mitten in einem reifen Kornfeld ausbreitet.

Das Geſamtwerk Calames zeugt von einer wunderbaren Geſchicklichkeit, von einer leichten, glänzenden Ausführung, die wir in ſeinen ſchönen Radierungen und ſeinen Lithographien wiederfinden. Was er auf dieſem Gebiete allein geleiſtet, hätte genügt, um ein Künſtlerleben auszufüllen.

Calame ragt ſowohl als Maler wie als Zeichner dadurch hervor, daß er den in einer Landſchaft vorherrſchenden Ton herausbringt; er giebt ihre Geſamtanſicht mit einer vollendeten Kunſt der Konſtruktion und der Wirkung; er verleiht ihr meiſterliche Größe, die man ſchon von weitem herausliest. Überdies durchforſcht er jeden Teil eines Gegenſtandes mit unerbittlicher Gewiſſenhaftigkeit, und ſogar in den dunkeln Partien und dem Geheimnis des Schattens entgeht nichts ſeinem faſt zu hell ſehenden Auge. Sein Pinſelſtrich iſt feſt und genau, ſeine Inſcenierung geſchmackvoll, dazu angethan, um der Menge zu gefallen.

Endlich iſt dieſer Maler auch noch Dichter und Philoſoph. Er beſchäftigt ſich nicht nur mit den Anſichten der Natur, ſondern auch mit den Kräften, die ſie in ſich birgt, und den Dramen, die ſich darin abſpielen: wenn jene Anſichten ihn ergreifen, ſo iſt es darum, weil er darin Epiſoden aus dem ewigen Kampf ums Daſein erblickt. Dies meinte Charles Monnard, als er ſagte: „Calame beſitzt im höchſten Grade ſchweizeriſches Gefühl und das Talent, die Seele unſerer Alpen wiederzugeben.“

„Dieſe Alpennatur, ſagt Rambert, hat in ſeinem Geiſte heroiſchen Charakter angenommen, und er hat ihr vorzugsweiſe die großartige und packende Seite abzugewinnen verſucht. Kühner als irgend ein anderer hat er die alles überragenden Hochgipfel, den Mont-Blanc, den Monte-Roſa, die Jungfrau porträtiert; er hat ſich mit Vorliebe an diejenigen herangemacht, deren ſenkrechte Projektion den Gedanken herauszufordern ſcheint, den Eiger, das Wetterhorn; er hat die weißen Gräte unter den ſchiefen Strahlen der Morgenröte oder der untergehenden Sonne erglänzen laſſen; er hat die Abgründe durchforſcht und ermeſſen und hat ſchwindelerregende Eindrücke auf die Leinwand übertragen; bei ihm beugen ſich die Wettertannen unter der Wucht des

Sturmes, stürzen sich die Wildbäche in den Abgrund, erzittern die Felsen in ihrem Grundstock; er hat die Perspektive der hintergrundlosen Bergwellen, die wie die Wogen des Oceans dem Horizont zufliehen, entwickelt. Mit unwiderstehlicher Kühnheit hat er sich an die umfassendsten Aussichten, die charakteristischsten, unvergleichlichsten, mächtigsten, furchtbarsten Naturscenen herangewagt, mit denen man wohl beginnen mußte, da sie sich dem Auge vor den andern darboten und die Aufmerksamkeit beherrschten. Es sind das die Gemälde, welche am meisten bemerkt wurden, am meisten Aufsehen in der Welt erregten und an die man sofort denkt, wenn von Calame die Rede ist."

Allein weder Calame noch seine Lehrer Meuron und Diday entgehen ganz ungestraft gewissen Gefahren, die mit dem Genre verbunden sind, welches sie zu Ehren gebracht hat. Auf die Dimensionen des Gemäldes beschränkt, büßen nämlich die Elemente dieser grandiosen Natur viel von ihrer Bedeutung ein; nur durch rücksichtslose Aufrichtigkeit vermag man sie ihnen zu erhalten; weniger als jede andere verträgt die Alpenlandschaft die alltägliche Auffassung: man muß sie mit alles wagender Kühnheit anpacken. Nun verspürt aber die Malerei der Calame, Diday und Meuron zu ihren Ungunsten die Nachwehen der Einflüsse, die damals in der Kunst vorherrschten: die Wiedergabe der Landschaft war noch konventionell; ein Gemälde wurde etwa so wie eine Theaterdekoration zusammengestellt, mit den dunkel schattierten Gegenstellungen im Vordergrunde und den künstlichen Gegensätzen von Licht und Schatten, und unsere schweizerischen Meister, so unternehmend sie für ihre Zeit waren, wagten es nicht, die Alpen so zu nehmen, wie sie sind, setzten nicht genügend unbefangenes Vertrauen in die Wahrheit. Eine richtige Verwendung der Farben hätte alles gut gemacht; aber gerade die Kühnheit der natürlichen Tongebung fehlt dieser gewissenhaften und kunstvollen Malerei: die Inscenierung des Motives und die allgemeine Anordnung sind bewunderungswürdig; die Treue der Zeichnung verdient, den Künstlern der Gegenwart als Beispiel vorgehalten zu werden; aber die Wirkung ist häufig falsch, weil der Ton in den konventionellen Schatten des Gemäldes verschwimmt, die uns in stand setzen, die Bilder aus dieser Epoche auf den ersten Blick zu erkennen.

Glücklicherweise schritten in den Fußstapfen dieser Meister junge Maler einher, welche der Alpenlandschaftsmalerei einen freieren Aufschwung zu geben verstanden, indem sie sich die Erfahrungen ihrer Vorgänger zu nutze machten. Wir werden sie bald in voller Eroberung des Gebirges begriffen sehen. Jedoch können wir von den ersten Darstellern unserer Alpen diejenigen kaum trennen, welche unmittelbar zur

Zeit, da Calame und seine Nacheiferer ihre großen Erfolge hatten, ihre Motive in weniger öden Gegenden suchten und sich angelegen sein ließen, die Bewohner der Thäler und der Seegestade des Oberlandes zu malen, ihre Sitten und Gebräuche studierten, mit einem Wort, den Menschen aus seiner Umgebung heraufbeschworen: dies war das Werk der Girardet.

III.

Karl Girardet (1813—1871), ein Schüler von Hersent und Coignet, hatte seit seiner Kindheit in Paris gelebt, kam aber seit 1833 mehrere Jahre nacheinander in seine Heimat. Er malte als geschickter Phantast schweizerische Landschaften und besaß ein Körnchen Parisergeist, der das aufwog, was in seiner Farbengebung gelegentlich konventionell war. Mehrere seiner Landschaften mit Figuren erinnern an die Manier Berghems und Karl Dujardins. Es ist außerdem schwierig, diesen Künstler, dessen leicht entzündbare Begeisterung, die übrigens durch zähe Arbeit gesäuert wurde, sich an die verschiedensten Gegenstände herangemacht hat, in eine bestimmte Klasse einzuordnen: er hat sich von Ägypten begeistern lassen; er war auch während einer glücklichen Periode der Maler der Familie Orléans und hielt mit seinem geschmeidigen und flinken Pinsel die Hofceremonien und Hoffeste auf Bildern fest. Im Jahre 1839 hatte er in Paris einen lebhaften Erfolg mit seinem Gemälde Die Hugenotten (Museum in Neuenburg), die von den Truppen des Königs überrascht werden, einem trefflich inscenierten Bilde, worauf die Resignation der unglücklichen Religionsneuerer zu der kriegerischen Wut ihrer Verfolger einen ziemlich dramatischen Kontrast bildet. Als Landschafter hat er sich in der Schweiz kaum in die mittlere Zone hineingewagt, an die Seeufer, an die Dörfer, welche von Hütten gebildet werden, die sich in die Obstgärten hineinducken; er hat die oberen Regionen andern überlassen, indem er sich begnügte mit der idyllischen Schweiz, deren Reize er mit solcher Eleganz auf die Leinwand übertrug, daß man sagen konnte, unter seinem Pinsel lächle sogar der Schnee. Er wollte — gegenüber der neuen, freiern Schule der französischen Landschafter — einer von den Delikaten sein und blieb es.

Sein Bruder Eduard (1811—1880) ist, wenn auch nicht als ausübender Künstler geschickter, so doch wenigstens als Persönlichkeit leichter zu

bestimmen. Auch ist er inniger mit unserm Land verbunden, besonders mit dem Berner Oberland, dessen Sitten, Familien- und Landleben er studiert hat. Seine Werke umfassen eine reiche Mannigfaltigkeit an Scenen, deren berühmteste „Der väterliche Segen" ist. Die Haltung, die Bewegung, die Gesten der Figuren drücken die Gefühle, welche sie beleben, recht deutlich aus. Als eindringender Beobachter, der reich ausgestattet mit Kunstgriffen und voll Schwung und Humor war,

Eduard Girardet. — Der väterliche Segen.
(Museum in Neuenburg.)

wurde Eduard Girardet einer der Ersten, die den Zauber von ländlichen und Interieurscenen, in welchen sich je nach den Umständen Leid oder Freude auslöst, zu malen verstanden. Er hat nachweisbaren Einfluß auf Knaus, Benjamin Vautier, Albert Anker und andere französische und deutsche Genremaler ausgeübt.

Mehrere Werke dieses letzteren wurden von ihrem Vater, Charles Girardet, und ihrem Bruder Paul, dem hervorragenden Versailler Künstler, gestochen, der von den dreien zuletzt starb, und dessen Söhne, Eugène und Jules Girardet, durch eine ebenso geschickte als fruchtbare Produktion, die Überlieferungen der Familie weiterführen.

Die Girardet haben sicherlich im Ausland ihre ursprüngliche Heimat durch ihre Malerei, bei welcher der Gegenstand, die Anekdote, eine wesentliche Rolle spielt und welche gerade deshalb leicht verständlich war und vom großen Publikum genossen wurde, populär gemacht. Diejenigen, welche in die Fußstapfen der Meuron, Diday und Calame traten, verfolgten eine schwieriger zu lösende Aufgabe, nämlich die, die Alpenlandschaftsmalerei auf der Höhe zu erhalten, auf welche sie ihre Lehrer gebracht hatten. Sie entledigten sich derselben wacker.

Albert Lugardon, der neben den Lehren Calames den kräftigenden Unterricht seines Vaters genossen hat, ist dem Hochgebirge unveränderlich treu geblieben; er liebte und liebt es noch heute, in den Höhen herumzuklettern; nicht ganz frei von der romantischen Auffassung der Alpen, stellt er, wenn man so sagen darf, ihre edeln Partien dar, die breiten Ansichten, die hoch in den Azur aufragenden Gipfel, die großen Weiden, auf denen die Alpenrose blüht und verstreut einige Kühe einherschreiten. Diese Kühe zeichnet Lugardon als vollendeter Tiermaler; aber er legt nicht weniger Können in die Konstruktion seiner Erdgründe und Felsen hinein. Aus seinen Gemälden, in denen alles mit Genauigkeit vorgetragen ist, strahlen Glanz und Macht; man fühlt die Kraft eines Talentes heraus, welches die Vererbung geschaffen zu haben scheint, damit es sich messe mit der rauhen helvetischen Landschaft.

Andere haben die Formel der Alpenlandschaftsmalerei stärker modifiziert, haben sich noch mehr ans Bruchstück gehalten und versucht, Felsspalten, nackte Gipfel, Gletscherschründe und Moränen zu malen. Mit Hülfe des Alpinismus hat sich das Arbeitsfeld des Malers vom Fuße bis zum Gipfel ausgedehnt; der Künstler ist näher an sein Modell herangekommen.

Die Neuenburger haben wichtigen Anteil an dieser Bewegung genommen. Seit 1842 hatte Maximilien de Meuron in seiner Vaterstadt eine Gesellschaft von Kunstfreunden gegründet, welche die Künstler unterstützte und sie aufmunterte. Die Neuenburger Ausstellungen wurden das Stelldichein für die Maler des Landes.

Albert de Meuron (1823—1897), zuerst Schüler seines Vaters, dann an der Schule zu Düsseldorf, begab sich nach Paris, um dort seine Studien fortzusetzen; es war gerade zur Zeit, da der Romantismus sich mit Troyon dem Realismus zuwandte; aus Paris brachte er eine freiere, damals ganz „moderne" Faktur zurück, die er bei der

Darstellung des Hochgebirges verwertete; er lebte in den einsamen Höhen mit den Hirten und Jägern, indem er so in Muße den Charakter der Landschaft in sich aufnahm; mit dem Gefühl für die einfache Schönheit der Alpen und ihre ruhige Majestät verbindet er als Maler eine vollkommene Beherrschung seines Berufes. Seine Studien von der Bettenalp gehören zu den bedeutendsten, zu welchen unser Land je einen Künstler begeistert hat. Sein Iseltwald und besonders seine Hirten von der Bernina (Museum in Neuenburg) — ein klassisch gewordenes Gemälde — setzen uns heute durch ihre Luft- und Lichtwirkungen in Erstaunen; diese Bernina, welches Bild aus dem Jahre 1863 stammt, scheint erst gestern gemalt worden zu sein, so sehr hat es seine Frische bewahrt. Meuron ist auch Tiermaler. Seine in Cuyps Manier gehaltenen Landschaften mit Tieren, die er mit Vorliebe malte, seine großen Juraweiden, die so kräftig durchgefühlt sind, geben uns erst recht einen Begriff von diesem starken und richtig abwägenden Talente, das immer Herr seiner selbst war und uns immer etwas zu sagen hat.

Sein Freund und Nacheiferer Léon Berthoud (1822—1892) ist eine Natur, die Eindrücken leicht zugänglich, aber von etwas unruhiger Empfindsamkeit ist. Wie sein erster Lehrer Maximilien de Meuron, ist er in der Überlieferung Claude Lorrains stecken geblieben, hat aber auch den Einfluß der modernen französischen Schule an sich erfahren. Seine Werke legen Zeugnis ab von einem außerordentlich mächtigen Gefühl für das Dramatische. Die qualvolle Natur, die dramatischen Vorgänge unter dem wolkigen Himmel ziehen ihn an und erregen ihn. Eine Barke auf dem Urnersee, der vom Sturmwind gepeitscht wird und mit seinen Schaumwellen den Fuß der hohen Felswände schlägt, ein Lichtstrahl, der aus fahlen Wolken hervorbricht — und wir haben die berühmte Frohnalp im Museum von Neuenburg vor uns. Was für ein hervorragender Kolorist Léon Berthoud war, das zeigen uns die zahlreichen Studien und Gemälde, die er aus der römischen Campagna, den zerfallenen Aquädukten und Mauern der ewigen Stadt mitgebracht hat, mit entscheidender Beredsamkeit.

Zu den überzeugtesten unter den Neuenburger Landschaftsmalern gehört ein Schüler Corots, Auguste-Henri Berthoud (1829—1887), der als echter Gebirgsmaler mitten in den Alpen lebte: er hat ihre obere Region mit einer herben und packenden Wahrheit in seinen Bildern dargestellt, indem er darin die genaue Beobachtung, das Licht und die

freie Farbengebung der neueren französischen Landschafter verwertete; seine kräftige und gesunde Malart wagte es, die wirklichen Alpen zu zeigen, nicht wie man sie durch die Brille gewisser Atelierüberlieferungen zu sehen gewohnt war; er gab die Linien und Flächen mit größter Sauberkeit wieder und lieh ihnen kräftige Accente. Ein kühner Kletterer und abgehärteter Jäger, Gefährte Albert von Meurons auf der Bettenalp, hat dieser treffliche Maler, der lebensfroh die Höhenluft einatmete, einfach das gesagt, was er sah, und zwar mit Ausdrucksmitteln, die damals neu waren. Seine Studien, die seinen großen Gemälden vorzuziehen und sehr wirkungsvoll sind, vermitteln uns kräftige und wahr geschaute Bilder vom Hochgebirge.

Das Gebirgsvolk mit seinen Sitten und malerischen Gebräuchen, welches die Girardet zu so manchem Erfolge anregte, hat natürlich die Aufmerksamkeit unserer Künstler auch weiterhin gefesselt. Raphaël Ritz (1829—1894) von Sitten, ein Zögling der Düsseldorfer Schule, hat uns das Leben der Gebirgsbewohner des Wallis erzählt, in Werken, denen eine etwas konventionelle Farbengebung nichts von ihrer Treue der Beobachtung und ihrer inneren Sammlung zu rauben vermag. Andere haben sich an das so interessante Studium der Herden herangemacht, die unsere Weiden bevölkern und beleben: in diesem Specialfach hat sich der Genfer Humbert (1813—1881), ein Schüler und Freund Calames, unter den Meistern einen Platz gesichert, und der Neuenburger Jacot-Guillarmod (1828—1889), ein ernster Darsteller der Juralandschaften, hat sich als einen unserer fehlerfreiesten Zeichner erwiesen.

Nun wäre es verkehrt, diesen Teil unserer Studie einzig auf das Hochgebirge zu beschränken: es ist ja einleuchtend, daß in einem Land wie das unsrige, wo man das Gebirge von überall sieht, dieses notwendigerweise die Hauptnote in der Landschaft abgiebt, auch dann, wenn der Maler seine Motive im zugänglicheren Gebiete des Flachlands und der Seeufer sucht.

So bei dem glänzenden und behenden Castan (1823—1892), einem der geschicktesten Schüler Calames; Veillon (1834—1890), einem Schüler Didays, dessen liebenswürdige Eleganz einen persönlichen Reiz hat; Nathanël Lemaître (1831—1897), der mit einer intimen und heiteren Ruhe die Poesie unserer Seegestade und trauten Heimatwinkel wiedergab; Alfred Dumont (1828—1894), einem wißbegierigen Reisenden und geistreichen Beobachter; Bocion (1828—1890), dem fruchtbaren waadt-

Bocion in ſeinem Atelier.

Von E. Bieler.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ländischen Künstler, dem köstlichen Barkenreeder, dem der Léman all seine Vertraulichkeiten mitgeteilt und die unendliche Mannigfaltigkeit seiner Lichteffekte enthüllt hatte. Er hat, trotz eines arbeitsamen Lebens, das fast ganz vom Unterricht in Anspruch genommen war, noch Zeit zu erübrigen gewußt, den See von allen Seiten und in allen Beleuchtungen zu studieren und die Poesie seiner Ufer, der zerstreuten Felsen, die sein Gestade bedecken, der Villen, die da und dort eine zierliche und lebhafte Note hineinsetzen, mit einer wunderbaren Feinheit wiederzugeben. Immer

Bocion. — Der Genfersee, Ansicht von St. Saphorin.
(Museum Rath.)

aber — und das ist sein besonderes Merkmal — läßt er jenseits der silbergrauen, rosigen oder blauen Wasserfläche, sei es in der Morgenfrische oder im warmen Hauch der Dämmerung, die Spitzensilhouette der Alpen auftauchen. Die Harmonie zwischen Gewässer und Gebirge, die er hundertmal auf der Leinwand verwirklicht hat, drückt er mit unerhörter Behendigkeit und immer sicherem Vortrag aus, wobei jeder Pinselstrich ein Treffer ist und nichts Bedeutendes vernachlässigt wird.

Auguste Bachelin (1830—1890), ein Schüler Gleyres und Coutures, hat sich mit einer Art Leidenschaft dem Studium unserer heimischen Landschaften gewidmet: die Ufer des Thuner- und besonders des Neuenburgersees, der kieselbedeckte Strand, an welchem die Wellen sich brechen

am Fuße der Weidenbäume und Schneeballsträuche, haben ihm leuchtende und lachende Lieder eingegeben. Dann war dieser sehr produktive Künstler, bei welchem das helvetische Gefühl immer im Vibrieren begriffen war, auch der berufene Maler des schweizerischen Milizen, dessen Leben er auf unzähligen Blättern geschildert hat. Vornehmlich hat er die so dramatische Zeit des deutsch-französischen Krieges, die Episoden aus dem Übertritt der Ostarmee auf schweizerisches Gebiet ausgebeutet; seine Werke bilden eine kostbare Sammlung von Dokumenten über diese bewegte Epoche unserer Geschichte. Bachelin war weniger ein tiefer Psychologe als ein Dekorateur und Illustrator; trotz der etwas vorausbestimmten Haltung, welche er seinen Personen gab, wußte er Soldatenscenen ganz vortrefflich zu gruppieren. Ein unermüdlicher Arbeiter, hat er auch viel geschrieben, und die Geschichte der Kunst in unserm Landesteil verdankt ihm wichtige Beiträge.

Er würde uns sicherlich auffordern, hier die Namen zweier von seinen Freunden nicht auszulassen: Alfred Gandon (1829—1890), der in altertümlichem, aber schmackhaftem Stil malt; Gustave Roux (1828—1885), der waadtländische Autodidakt, der viel Schwung und Einbildungskraft besitzt.

IV.

Bald werden wir den neueren Darstellern unserer schweizerischen Landschaft wieder begegnen. Allein die chronologische Ordnung zwingt uns jetzt, noch einmal umzukehren. Mehrere Meister der schweizerischen Kunst haben nämlich ihre künstlerischen Eingebungen außerhalb ihrer Heimat gesucht, und besonders einer der berühmtesten, Léopold Robert 1794—1835). Dieser große Künstler ist, in La Chaux-de-Fonds geboren, mehr als man es sich gewöhnlich vorstellt, ein charakteristisches Erzeugnis des Lokalgeistes, der vor allen Dingen positiv und bestimmt ist. Die Gravierkunst und die Uhrenmacherei mit ihrer mathematischen Genauigkeit sind auf mehrere jurassische Künstler nicht ohne Einfluß gewesen. Robert hat mit dem Gravieren angefangen. Nun ist dies die Lieblingskunst der alten Bergbewohner des neuenburgischen Landes. Im Locle ist Brandt geboren, der 1817 erster Medaillenstecher auf der Berliner Münze wurde, dessen akademische Strenge aber zu oft in Trockenheit ausartete; auch Forster, der berühmte Graveur, der in

Paris Karriere machte. Vom Locle, aus einer bescheidenen Buchhändleroffizin, stammt auch jene arbeitsame und begabte Familie Girardet, in welcher sich vier Generationen hindurch der Kunstsinn durch Vererbung fortpflanzt.

Wenn nun Léopold von seinem Geschlechte ein positives Geistesgepräge ererbt hat, den Sinn für kleinlich-genaue und geduldige Arbeit, so hatte er von seiner Mutter eine sehr lebhafte und leicht schmerzlich berührte Empfindung. Erklärt uns diese doppelte Erbschaft den Charakter seiner Werke nicht zur Genüge, wenn wir noch hinzufügen, daß er der ehrfürchtige Schüler Davids war und den Einfluß dieses akademischen Künstlers gründlich an sich erfuhr? In seiner Schule lernte er genaues Zeichnen und eignete sich das Gefühl für die klassische Komposition an. Gegen 1818 konnte Léopold, mit Unterstützung Maximilien de Meurons, der von Rom zurückkehrte, selber dahin reisen, und von da an begab er sich, obschon er von David das Gefühl für Vornehmheit, welches alle seine Werke durchdringt — und worin der gegenwärtige Geschmack weniger einen Vorzug als einen Fehler erkennen will — mit sich nahm und behielt, in guten Treuen in die Schule der Natur.

Er schwankte eine Zeit lang zwischen der Genre- und der Historienmalerei. Seine „Sterbende Nonne" datiert aus dieser Zeit der Unbestimmtheit. Dann wurde er durch den Zufall der Umstände der Maler der „Gefangenen von Sonnino", dieser prächtigen Briganten, dieser Frauen von stolzer Schönheit, welche um 1822 seine Gemälde bevölkern. Hierauf besucht er Neapel, wo sein Geist eine Art glücklicher Abspannung erfährt: damals malte er jenen wunderbaren Improvisator, der das ganze Genie Roberts und zugleich die ganze Poesie des neapolitanischen Lebens in sich vereinigt. Dieses Gemälde wurde 1848 im Gange des Schlosses von Neuilly zerstört. Es ist davon (im Museum zu Neuenburg) nur noch das Mittelstück erhalten, die beiden Hauptfiguren mit einem Streifen blauen Meeres. Allein dieses Bruchstück würde genügen, um den Ruhm eines Künstlers zu begründen. Hernach hat Robert die ländliche Episode, die „Fête de la Madone de l'Arc" gemalt, worin sich die edle Einfachheit der antiken Kunst mit dem Brio des modernen Lebens in der Umgebung Neapels verschmelzt, welches Bild zugleich durch die herrliche Bestimmtheit in der Haltung der Figuren und der geringfügigsten Einzelheiten den halbheidnischen Katholizismus Italiens heraufbeschwört; dann die zugleich majestätische

und trauliche Scene von den „Schnittern“, zu der er die Studien in den pontinischen Sümpfen gemacht hatte und welche von all seinen Werken am leichtesten entstanden war. Sie war der große Erfolg des Salons vom Jahre 1831 und öffnete dem Künstler die Bahn des Ruhms. Seine Laufbahn beschloß das Bild von den „Fischern“, das er 1835 in Venedig unter Todesahnungen malte und worin er mit peinlichem Nachdruck die Wehmut des Abschiednehmens darstellt.

Léopold Robert. — Der Improvisator.
(Museum in Neuenburg.)

Die Strenge der Zeichnung, die schöne Anordnung der Scene, scheint Robert wichtiger zu sein als die Geschmeidigkeit der Faktur und der Reiz der Farben. In der That findet die gegenwärtige Generation an seinem Werke eine zu sehr verhaltene Vornehmheit, ein zu konventionelles Kolorit und eine gewisse Nüchternheit in der Ausführung heraus. Und doch war Robert — dies diene den Jungen zur Mahnung, welche mit dem abschätzigen Urteil rasch fertig sind — zu seiner Zeit ein Neuerer. Er war es, indem er in der Kunst die Wirklichkeit des ländlichen Lebens einführt, freilich in stilisierter Form und veredelt durch die Schönheit der Rasse und Haltung, welche dem italienischen

Volke eigen ist. Nicht alles ist künstlich an dieser stets sich wiederholenden Eleganz, und die Formschönheit der Figuren Roberts geht weniger aus den Überlieferungen der Schule hervor als aus der Erhabenheit seines eigenen Ideals und der urwüchsigen Schönheit seiner Modelle. Vielleicht ist sein Einfluß tiefer gewesen, als es zunächst scheint. Er hat zwar keine direkten Nachahmer gehabt und nicht Schule gemacht; aber er hat seiner Generation den Gehalt entdeckt, welchen der Künstler durch treue Beobachtung aus dem ländlichen Leben herausholen kann. Jules Breton, der Maler der „Bénédiction des blés", spricht in seinen Erinnerungen, die er unter dem Titel: „La vie d'un artiste" veröffentlicht hat, von dem entscheidenden Eindruck, welchen die Werke Roberts auf ihn machten.

Für Italien, und zwar besonders für das religiöse Leben der Italiener, hat sich auch Aurèle Robert (1805—1871), der jüngere Bruder Leopolds, begeistert. Seine Kircheninneren, in welchen sich der Prunk des römischen Kultus entfaltet, sind Wunderwerke an eigenartiger und kunstvoller Ausführung, wobei die außergewöhnliche Genauigkeit in den Einzelheiten, welche durch den Zauber, die Vornehmheit der Farbe gehoben wird, verschmolzen ist mit der Majestät des Gesamteindruckes.

Robert seinerseits meinte, von all den jungen Künstlern, welche er in Rom sah, sei Gleyre derjenige, welcher am meisten Hoffnungen wecke.

Charles Gleyres Geist (1806—1874) besitzt einige Verwandtschaft mit demjenigen, der die „Fischer" gemalt hat. Aber wenn ihre Werke die gleiche Leidenschaft für die reine Schönheit aufweisen, wenn beide die Vertreter derselben in den klassischen Ländern aufgesucht und sie unter beständiger Voreingenommenheit für das Vornehme zur Darstellung gebracht haben, so sind gleichwohl die Verschiedenheiten, welche sie trennen, noch merklicher als die Ähnlichkeiten. Trotz der akademischen Malart, welche er bei David gelernt hatte, hat Robert, bei seiner romantischen, fast krankhaften Empfindsamkeit, Italien und die Italiener durch den Schleier seiner unüberwindlichen Melancholie hindurch gesehen. Gleyre scheint Griechenland durch das Medium seiner Kunst und Poesie hindurch geschaut zu haben. Er hat das Ideal der Formenlinien mit freierer Seele verfolgt. Er ist heidnischer oder doch wenigstens objektiver in seiner Betrachtungsweise. Die inneren Qualen verraten seine Werke, die harmonische Heiterkeit atmen, nicht so lebhaft. Überdies ist er mehr Denker als Robert, mehr Philosoph und fähiger, allgemeine Ideen zu

erwecken. Er ist sogar nicht einmal so frei von aller lehrhaften Voreingenommenheit, als es beim ersten Blick den Anschein hat: die griechischen Mythen werden unter seinem Pinsel oft Symbole, durch welche er eine Lehre zu veranschaulichen sucht.

Geboren in dem waadtländischen Dörfchen Chevilly, ging Charles Gleyre, nachdem er seine ersten Studien in Lyon und Paris, im Atelier Hersents, gemacht hatte, 1829 nach Italien und hielt sich vier Jahre in Rom auf, wo er Horace Vernet, Chenavard, Léopold Robert kennen lernte. Der Einfluß des letztern machte sich in den ersten Werken Gleyres, einfachen Genrebildern, worin er sich in der Erforschung des italienischen Typus, des Kostüms und des Malerischen gefällt, deutlich geltend. 1834 bestimmte ein reicher Amerikaner, der nach dem Orient verreiste und einen Zeichner mit sich zu nehmen wünschte, unsern Gleyre, ihn zu begleiten.

Man kennt das Hauptwerk, welches eine Frucht dieser Reise war, jenes Bild, das er „Abend" betitelte, auch „Illusions perdues" genannt, und das im Jahre 1843 in Paris Aufsehen erregte. Gleyre hat seine produktive Thätigkeit erst gegen das 40. Altersjahr begonnen; sein Genie hat sich erst nach einer langen Entwicklungszeit kräftig offenbart. Seine Gemälde, mit großer Geduld und sehr kunstvoll ausgearbeitet, sind nicht zahlreich: ungefähr dreißig (und ebensoviel vollständig erhaltene Skizzen). Nennen wir die bekanntesten ihrer Entstehungszeit nach: Der Abschied der Apostel, Echo, Bacchantentanz, Davel, Die Sintflut, Die Römer gehen durchs Joch, Herkules und Omphale, Pentheus, von den Mänaden verfolgt, Minerva und die Grazien, Die lockende Waldfee (Charmeuse), Das Bad, Der verlorne Sohn. Das sind die Hauptwerke, die er von 1845 bis 1874, seinem Todesjahr, unterzeichnet hat. Sein Aufenthalt in Venedig, 1845, war für die Erkennung seines Talentes entscheidend. Von diesem Zeitpunkt an nimmt er einen geschmeidigeren und breiteren Vortrag an, besonders wird seine Konzeption, die bislang rein malerisch war, poetisch und symbolisch.

Denn Gleyre ist ein Denker; seine Werke haben immer einen Sinn und einen Zweck. Sein Geist erschloß sich auch Gebieten, die dem Beruf eines Malers völlig fern liegen; die politischen und religiösen Fragen interessierten und verfolgten ihn sogar. Vor 1848 hatte er den saint-

simonistischen Doktrinen beifällige Aufmerksamkeit geschenkt, und — neben Männern wie Quinet, Berlioz, Musset, Flaubert — konnte man in seinem Atelier Vater Enfantin treffen. All dies ist bezeichnend. Die so verschiedenartigen Ideen, welche der sinnende Junggeselle in seinem Kopfe wälzte, haben ihn sicherlich in der Wahl seiner Gegenstände beeinflußt; mehrere sind von allgemein menschlichem Interesse. Als entschiedener Weiberfeind hat er zum Beispiel unter dem sehr durchsichtigen mythologischen Schleier von „Herkules, der zu den Füßen der Omphale spinnt" die Unterjochung des Mannes (er selber sagte Erniedrigung) durch das Weib dargestellt. Die allgemeine und in seinen Werken am klarsten ausgesprochene Wahrheit ist diejenige des Verlustes unserer Illusionen. Sie hat ihn zu seinem berühmtesten, wenn nicht besten Werke begeistert. Die Tongebung in dem Gemälde Abend erscheint uns so konventionell, daß diese Komposition gewinnt, wenn man sie im Kupferstich kennen lernt, wo der tiefe Eindruck, den diese unaussprechlich wehmütige Scene auf uns macht, durch nichts gestört wird. Eine Barke entfernt sich vom Gestade, indem sie all die anmutigen Erscheinungen, welche den vergänglichen Zauber der Jugend darstellen, davonführt. Gleyre hat durch diese unsterbliche Allegorie mit einer gehaltenen und um so pathetischeren inneren Bewegung das menschlichste aller Gefühle, den ewigen Gemeinplatz, dessen die Kunst sich immer wieder bemächtigen wird, — solange Menschen auf Erden alt werden, — zum Ausdruck gebracht: Die Flucht der Tage, den Verzicht auf die Illusionen; diese Scene ist eine mysteriöse Vision, die er an den Ufern des Nil während einer tiefen melancholischen Niedergeschlagenheit gehabt hat. Dies ist übrigens nur ein vereinzeltes Blatt in seinem Gesamtwerk: Gleyre pflegt sonst nicht in seinen Bildern Beichte abzulegen, er begnügt sich damit, seine Ideen in der indirekten Form des antiken Symbols, manchmal ironisch und bitter, vorzubringen.

Wie dieser Waadtländer aus Chevilly als verirrter Grieche in unsere Zeit hineingeriet, wer könnte das erklären? Das Rätsel liegt vor unsern Augen. Gleyre fand weder Geschmack an unserer Landesgegend, noch liebte er sie; er machte sogar seine Schüler von derselben abwendig, und einer von ihnen berichtete mir folgende Worte des Meisters: „Mit der Schweiz ist nichts anzufangen." Die Alpennatur, deren großartigen Charakter er kannte, kam ihm unzusammenhängend, maßlos, ohne Vordergründe und Horizonte vor.

Übrigens war das bei Gleyre nicht etwa Pose; er gab einfach einer instinktiven Verwandtschaft mit der kühlen und reinen Schönheit des alten Griechenland nach. Sein Hellenismus hat nichts Künstliches, Gewolltes an sich; er liegt recht eigentlich im Wesen seines Geistes. In der That scheint er sich die Schönheit der Antike mühelos angeeignet zu haben; nicht etwa die Antike im Sinne Davids, der nur auf die akademische Korrektheit der Formen und die edle Haltung sah, sondern sogar die Seele der Antike, wie sie in der Dichtung André Chéniers nachzittert. Gleyre ist Andrés Bruder vermöge des eingebornen Gefühls für Anmut und Schönheit. Kein moderner Meister hat die Nacktheit keuscher und reiner behandelt; keiner hat der Kunst zartere und jungfräulichere Schöpfungen als Minerva und die Grazien geschenkt. Die lockende Waldfee im Museum zu Basel, das Mädchen im Bade haben all die überirdische Anmut und all die Reinheit in der Zeichnung, wie sie etwa das halberhabene Bildwerk eines Praxiteles aufweist.

Gleyre. — Die lockende Waldfee.
(Museum in Basel.)

Aber sein Heimatkanton, in welchem die Gründung des Arlaud-Museums um die Mitte des Jahrhunderts ein Erwachen der Kunst zur Folge gehabt hatte, wollte doch auch nicht darauf verzichten, den großen Künstler zu Schöpfungen anzuregen. Dieser kam dem Wunsche seiner Mitbürger entgegen; er malte seine zwei helvetischen Gemälde, Davel und die Römer. Das erstere überrascht durch den Charakter der Hauptfigur, die den Typus des Lavaux-Winzers kräftig ausprägt; das letztere faßt mit vollkommener Einheitlichkeit und Klarheit eine Menge malerischer Elemente, Figuren, einen großen Komplex widersprechender Gefühlsmomente zusammen. Aber von allen Werken Gleyres scheint uns keines so vollständig zu sein, wie sein Pentheus; dieses Bild vereinigt alles in sich: die ausdrucksvolle Macht der Bewegung, den tragischen Charakter der Landschaft, bis hinab zur Farbe, die hier kühner und lebensvoller ist als auf irgend einem Bilde des Meisters. So interessant seine historischen oder religiösen Scenen sein mögen, so entfaltet er doch immer in den antiken Stoffen sein höchstes Können, weil sie seiner träumerischen Phantasie am meisten Freiheit lassen. Sein Lieblingsthema war die souveräne Schönheit, der mysteriöse und siegreiche Zauber des Weiblichen. Vom Echo an bis zu Phryne und Venus Pandemos zaubert sein Pinsel lauter liebenswürdige Gestalten, liebliche Personifikationen der Anmut und der Jugend hervor. Gleyre besaß neben dem Stilgefühl die Gabe, den flüchtigen Träumen, den ungreifbaren Visionen der Seele eine unsterbliche Gestalt zu verleihen[1].

Léopold Robert könnte man Alfred van Muyden (1818—1898) anreihen, wenn dieser sehr persönliche Künstler es nötig hätte, mit irgend einem seiner Vorgänger in Verbindung gebracht zu werden. Man stelle sich einen quallosen und fröhlichen Léopold Robert vor, der, ohne die italienische Vornehmheit zu verkennen, ihr eine traulichere Anmut verleiht und sie gerne in der heimeligen Stube des bürgerlichen Hauses

[1] Wenn es hier der Ort dazu wäre, könnte man eine merkwürdige Vergleichung zwischen Böcklin und Gleyre anstellen hinsichtlich ihrer Auffassung von der antiken Kunst. Man würde vielleicht in der Weise, wie diese beiden Künstler sich dieselbe angeeignet haben, das beste Unterscheidungsmerkmal für romanischen und deutsch-schweizerischen Geist erkennen. Der Pantheismus Böcklins bemächtigt sich unmittelbar aller Offenbarungen des universellen Lebens; derjenige Gleyres macht sich an die allgemeine Offenbarung aller Formen der menschlichen Vernunft heran.

In dem einen wirkt die Expansion des instinktiven und natürlichen Lebens, während beim andern die Vernunftfolgerung eine bedeutendere Rolle spielt.

oder in der hellen Frische des Klosters aufsucht. Van Muyden ist der Maler der Frau aus dem Volke, welche durch die Mutterschaft verklärt wird. Robert hatte uns die trauernde Venetianerin vorgeführt; bei van Muyden lächelt die Plebejerin, drückt ihr Kindchen an die Brust, indem sie mit ihm liebäugelt und es mit Zärtlichkeiten überhäuft. Er

Alfred van Muyden.
Nach einer Ätzung von Evert van Muyden.

hat dieses Thema zwanzigmal aufgenommen, es mit immer neuem Schwung, neuer Geschicklichkeit und einer unerschöpflichen Fülle von Mitteln behandelt. Seine geistreiche und delikate Kunst zeichnet sich besonders da aus, wo er das kleine Kind mit dem festen und rosigen Fleisch unter einem Lichtstrahl aus geheimnisvollem und idealisierendem Halbdunkel heraustauchen läßt. Dann ist van Muyden auch der Maler der italienischen Mönche; im schweigsamen Kloster, das unter seinem Pinsel nie düster wird, auf der Terrasse, die sich im goldig-braunen

Lichte der Dämmerung badet, im Klostergärtchen, in der Werkstätte, im Refektorium, auf dem Marktplatz oder auf einem ländlichen Fuhrwerk zeigt er uns diese lieben Kapuziner, in ihrer satten Gutmütigkeit oder mit ausgemergeltem Gesicht, die er aber durch eindringende Beobachtung immer kräftig individualisiert. Das Refektorium von Albano, welches Napoleon III. dem General Dufour schenkte, ist ein Meisterstück in seiner Art und giebt einen vollen Begriff von dem Inscenierungstalent, dem Humor und dem kunstvollen Kolorit, das van Muyden auszeichnet. Die Landschaft kommt in seinen Gemälden erst in zweiter Linie, obschon er sowohl auf der Leinwand als auf glänzenden Aquarellen mehr als einmal die mit Schnittern bevölkerte römische Campagna oder auch die mit Getreide bedeckte Dreschtenne, auf der galoppierende Pferde das Korn ausstampfen, gemalt hat. Van Muyden war einer von den in die Geheimnisse der Kunst besteingeweihten unter unsern Künstlern: in der Zurückgezogenheit, in der er seinen Lebensabend verbrachte, studierte er noch mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit die Probleme, welche mit der Perspektive zu schaffen haben, und widmete sich verwickelten Untersuchungen, die seinen immer thätigen Geist fesselten. Er hatte in den Augen seiner jüngeren Kollegen eine bedeutende und gerechtfertigte Autorität erlangt und hat einen merklichen Einfluß auf die Entwicklung der genferischen Kunst ausgeübt. Wir dürfen nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß seine Söhne, die seinen Kunstsinn geerbt haben, sehr beflissen waren, die Ratschläge des ausgezeichneten Meisters zu nutze zu ziehen: Evert van Muyden zählt in Paris zu den besten Radierern, und Henri van Muyden, der erst im Anfang seiner Laufbahn steht, hat schon sehr hübsche Landschaften mit Figuren geschaffen.

Alfred van Muyden. — Mutter und Kind.

Allein der berufene Lehrer unter den genferischen Malern war Barthélemy Menn (1815—1893). Dieser vornehme Künstler hat sich vielleicht als Schöpfer nicht völlig ausgegeben: sehr streng gegen sich selbst, und als Träger eines hohen Ideals, scheint er sein ganzes Leben lang gezögert zu haben, seine Persönlichkeit, die doch so gut für den Erfolg ausgerüstet war, zu bestätigen. Ein sehr umfassender und wählerischer Geist, hat er, wie es die Ausstellung nach seinem Tode deutlich bewies, nacheinander sehr verschiedenartige Einflüsse erfahren, von Léopold Robert an bis zu Français und Corot. Er hat einen reichen und mannigfaltigen Schatz von Landschaften hinterlassen, und aus jedem seiner Gemälde, die klar erfaßt und vorzüglich gezeichnet sind, strömt uns ein erquickender Zauber zu. Schon deshalb, weil er sich mit Leichtigkeit in den verschiedensten Auffassungsarten zurecht fand, mußte er ein bedeutender Meister werden; in der That war er ein wunderbarer Erzieher, voll guter Grundsätze, die auf das Nachdenken und das Studium gegründet waren, die er ohne pedantische Strenge vorbrachte, indem er zugleich von Achtung vor der Individualität seiner Schüler erfüllt war. Alle stimmen, wenn sie vom „Vater Menn" sprechen, in dankbarer Verehrung überein. Er hat sie „gut konstruieren", genau zeichnen und ihre Gemälde folgerichtig ordnen gelehrt; die Frucht seiner Mühe und Anstrengungen ist jene junge, so zahlreiche, so regsame und thätige Genferschule, deren hauptsächliche Vertreter wir später zu erwähnen haben.

Von den Veteranen der exotischen Landschaftsmalerei müssen wir noch den Genfer Etienne Duval und den Waadtländer Emile David (1824—1891), zwei Stilisten, nennen, die vor allem auf die harmonische Anordnung der Linien ausgingen. Duval hat uns die großen Landschaften mit den nüchternen Linien an den Ufern des Nils enthüllt, welche er mit ruhiger Vornehmheit schildert. David suchte in Rom, in Griechenland und an den Gestaden des Bosporus ebenfalls die vornehmen Eindrücke großen Stils auf, von denen sich sein auserlesener Geist zu nähren liebte.

Unter dem nachkommenden Geschlecht verfolgt Edmond de Pury, ein hervorragender Schüler Gleyres, die exotische Richtung, auf welche unsere Künstler in den letzten Jahren zu verzichten scheinen. Ein Porträtist voller Geschmack, ein glänzender Kolorist, hat Pury Venedig zu seinem Lieblingsreich erhoben: er hat eine ganze Reihe Modelle aufgestöbert, Fischer, Mädchen aus dem Volke mit malerischem Putz, die er gerne in den glanzvollen Rahmen der Lagune stellt.

Alfred van Muyden. — Betender Mönch.

V.

Wir dürfen hier nicht Anspruch darauf erheben, alle Maler, deren Werke die Ausstellungen in Genf, Lausanne und Neuenburg bevölkern, zu studieren oder auch nur zu erwähnen. Wir müssen uns auf einige flüchtige Angaben über die verschiedenen Richtungen, die zu Tage treten, beschränken.

Merken wir uns zunächst, daß fast alle unsere gegenwärtigen Künstler in Paris gewesen sind, und daß sogar diejenigen, welche sich in unsere Gegend zurückziehen, den Einfluß der modernen Schulen der Freilichtmalerei und des Impressionismus an sich erfahren haben. Mehrere unter den so Vorbereiteten haben wieder den Weg nach den Alpen eingeschlagen und eine neue Darstellung derselben versucht. Sie haben auf die etwas zurechtgemachten „Kompositionen" der vorhergehenden Generation verzichtet; sie haben auch die tausend Erleichterungen benutzt, welche die Bahnbrecher der alpinen Malerei, zur heroischen Zeit, da es weder so viel bequeme Gasthöfe auf den Bergen, noch so viel Eisenbahnen, um dahin zu gelangen, gab, nicht kannten.

Diese erleichterte Einführung in das Gebirgsleben hat sie dazu gebracht, es anders auszulegen als ihre Meister. Eines der Elemente der alpinen Poesie ist die ungeheure Masse des Gebirgs. Überträgt man ihre Formen in kleinem Maßstabe auf die Leinwand, so können die Proportionen ohne Zweifel ganz genau sein, aber das Ungeheure der Dimension ist verschwunden, und damit ermangelt das Bild eben des machtvollsten Erregungsmittels. So haben denn mehrere unmittelbare Nachfolger Calames bereits herausgefunden, daß es, um uns den Eindruck des Hochgebirges zu vermitteln, nicht unumgänglich notwendig ist, es in seinem ganzen Umfang in den Rahmen einzubeziehen; man kann in einem Bruchstück den Charakter einer ganzen Landschaft zusammenfassen und dem Beschauer einen „konzentrierten" Eindruck verschaffen. Es giebt noch ein anderes Mittel, die Größe der Alpen zu übertragen, es besteht darin, daß man ihnen die natürliche Größe giebt. Das scheint unsinnig: und doch ist nichts einfacher als das. Die Herren Burnand, Baud-Bovy und Furet haben es in ihrem Männlichen-Panorama verwirklicht. Diese Riesen, die Jungfrau, der Eiger, das Wetterhorn, erscheinen uns ebensogroß, wie wir sie in Natur sehen, je

nach der perspektivischen Lage, die sie in der Landschaft einnehmen. Wir beschreiben jedoch dieses großartige Werk, welches ganz Europa kennt, und das einen durchschlagenden Erfolg hatte, nicht. Alle Elemente der Alpenlandschaft sind darin vereinigt; was uns aber an diesem unendlich reich ausgestatteten Schaustück überrascht, ist der Eindruck der Harmonie, der sich davon ablöst: die Alpen sind nicht, wie man es ehemals glaubte, eine chaotische Welt; es herrscht in denselben ein geheimnisvoller Rhythmus, der die bewußte Idee des höchsten Schöpfers offenbart.

Allein das Panorama kann man nur als ein Ausnahmemittel, die Größe der Alpenlandschaft auszudrücken, gelten lassen. Unsere Maler müssen sich in der Regel der gewöhnlichen Mittel bedienen, die ihnen zur Verfügung stehen. So Eugen Burnand selber. Dieser waadtländische Künstler ist einer der thätigsten Geister in der helvetischen Phalanx, und es giebt unter unsern Malern kaum einen, der sich so beständig erneuert und in allen Richtungen so kühne Vorstöße gewagt hat wie er. Er hat sich durch die Radierungen, durch welche er mit viel Treue, Feinheit und Kraft das unsterbliche Gedicht Mistrals interpretiert hat, als Illustrator eine hervorragende Stellung erobert. Die alpine Malerei hat ihn von Anfang an gelockt: in seinem Stier (Museum in Lausanne), in seinem Alpweid-Umzug (Museum in Bern) hat er sich vorgenommen, das Gebirge weniger vom dekorativen Gesichtspunkt aus zu malen, als in seinem wirklichen, intimen und malerischen Charakter. Mit ebensoviel Glück hat er in großen, sehr kunstvoll inscenierten Kompositionen die Landschaften der Waadt, samt dem Leben und den Gebräuchen ihrer Bewohner, bildlich festgehalten; dahin gehören die Feuerspritze, das Pachtgut, der Bauer, der seine Ochsen von der Arbeit heimführt. Auch der Süden hat ihn angezogen, und er hat sein blendendes Licht in einigen Bildern wiedergegeben, unter denen die Rückkehr der Herden (Museum in Basel) das bezeichnendste zu sein scheint. Dann hat er sich mit Karl der Kühne, seinem bedeutendsten Werke, an die große historische und nationale Malerei herangewagt; endlich stachelt seit einiger Zeit die religiöse Malerei sein Herz und sein Talent. Was uns bei der Mannigfaltigkeit seiner Thätigkeit verblüfft, ist der sichere Sinn für Komposition, eine kraft ihrer Schärfe ausdrucksvolle Zeichnung, und vor allem die Bewegung und das Leben.

Seine Mitarbeiter am Panorama sind vor allem Landschafter. Furet hat sich gewöhnlich in der Ebene und der mittleren Region auf-

gehalten, deren Ansichten er mit zartem und treuem Pinsel wiedergiebt. Baud-Bovy (1848—1899) hat die Alpenlandschaftsmalerei mit der Erforschung der Lokalität und der Gebräuche der Bergbewohner begonnen, welche er in seinem geliebten Zufluchtsort Äschi in jeder Saison mit Geduld studiert hat. Seine oberländischen Schwinger, seine Schlittler, Liauba! sind Werke, deren interessantem Gehalt und deren Wert das ein wenig überraschte Publikum noch nicht genügend Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Es ist ihm gelungen, die Pariser für die Hochgebirgslandschaft zu interessieren, und der Erfolg seiner Sérénité, eines sehr merkwürdigen Effektes mit einem Ausblick, der auf den Léman niedertaucht, hat diesem Gemälde die Galerie des Luxembourg geöffnet. Baud-Bovy hat die reizvolle Seite der helvetischen Landschaft entrollt, indem er sie von Idealismus und Träumerei umspielen ließ, und während andere sie in ihrer Rauheit und Derbheit darstellen, taucht er sie ein in die weiche Harmonie und den zarten Hauch des Lichts. Diese seine persönliche Auffassung versprach uns eine Reihe fesselnder Werke, als unglücklicherweise der Tod plötzlich eine Laufbahn unterbrach, die ihren Leitstern gefunden hatte und der neue Erfolge zum voraus gesichert waren.

Hodler hat ebenfalls einige Alpenlandschaften von packender Eigenart gemalt. Alles, was er gemacht hat, trägt den Stempel seiner Kraft. Seiner Herkunft nach ein Berner, hat er wohl seine künstlerische Ausbildung in Genf erhalten, das er sozusagen nie verlassen hat; allein seine Werke alle bezeugen seine Vererbungen vom Altschweizer her, der auf den ersten Blick roh erscheint, im Kampfe Widerstand leistet und auf seinen Überzeugungen unversöhnlich beharrt. Seit langen Jahren unterhält er gegen die Vorurteile und das Herkommen einen Kampf, in welchem mancher andere zu Kreuz gekrochen wäre. Die Kühnheit, manchmal auch Wunderlichkeit seiner Schöpfungen verletzten den konventionellen Geschmack mit einer naiven Heftigkeit; endlich hat er dem Publikum eine gewisse Ehrfurcht vor seiner höchst altertümlichen und zugleich machtvollen Kunst aufgenötigt. Woran wir am wenigsten Geschmack finden, das sind jene symbolischen Früchte geistiger Nachtarbeit (la Nuit, l'Elu), worin Hodler unvermutet Spuren von Mysticismus entschleiert; wir vermissen an seinen Symbolen die Klarheit und den philosophischen Gehalt. Dagegen kann man seine Kriegs- und Turnergestalten, seine Freskenentwürfe für das Landesmuseum in Zürich, welche

F. Hodler. — Studie zum „Rückzug von Marignano".

Carton zum Wettbewerb für die Dekoration des Nationalmuseums.

man für Arbeiten irgend eines Glasmalers aus dem 15. Jahrhundert ansehen möchte, ohne Vorbehalt bewundern. Sie bedeuten eine äußerst merkwürdige, aber eher instinktive als überlegte Rückkehr zu unserer alten nationalen Malerei. Was Hodler vor andern auszeichnet, ist die außergewöhnliche Macht des Ausdrucks, die er durch die Zeichnung bewirkt; er besitzt im höchsten Grade die Gabe der Vereinfachung und der organischen Zusammensetzung. Er ist ein gottbegnadeter Dekorateur.

Machtvolle Einfachheit charakterisiert auch den Neuenburger Gustave Jeanneret. Er bekundet sie seit beinahe dreißig Jahren in Landschaften und Figurenbildern. Sein kräftiges Talent begeistert sich mit Vorliebe an den schönen Ausblicken und den Gebräuchen seiner engern Heimat. Die Struktur einer Landschaft erfaßt er mit bewundernswürdiger Kraft; er entdeckt in den Gegensätzen der Erdbildungen und der Bäume auf grauem und wolkenschwerem Himmel sinnreiche und kräftige Harmonien; er malt mit breitem und freiem Pinsel die grünen Abhänge des Jura, die sich

im Neuenburger- und Bielersee wiederspiegeln, die hohen Böschungen, welche das schlafende Wasser der Zihl eindämmen (Museum in La Chaux-de-Fonds), den unter drückender Sommersonne schlummernd sich dehnenden Sumpf (Museum in Neuenburg). Der Meister der Landschaftsmalerei hat in ausgiebigen Dimensionen und mit einem ruhigen Realismus die Poesie der Arbeit, die Winzer im Weinberg (Museum in Genf), Weinernte- und Kelterscenen, Episoden aus dem ländlichen Leben und auf dem Pachtgut geschildert. Diese Gemälde großen Formats, in denen ein ganzes Arbeiter- und Bauernvolk lebt und leidet, finden bei denjenigen, welchen die einfache Wahrheit niemals genügt, natürlich keine Gnade; die Zukunft wird sie den gesundesten Erzeugnissen unserer nationalen Kunst zuzählen. In gleicher Weise wird sie die Alpenlandschaften, in denen Jeanneret gewisse schwindlige und düstere Abgründe des Hochgebirgs mit Meisterschaft wiedergegeben hat, beurteilen.

Ferdinand Hodler.
Selbstporträt.

Unter denjenigen, welche das Hochgebirge in neuerer Zeit mit größtem Glück dargestellt haben, müssen wir Madame Blanche Berthoud, die Tochter von Auguste-Henri Berthoud, nennen, deren Arbeiten durch die Einfachheit der Ausdrucksmittel und die Kraft des Kolorits (das Breithorn, Museum in Neuenburg) bedeutend wirken. Albert Gos hat manchmal mit Glück die Seltsamkeit gewisser vorübergehender und seltener Effekte auf der Leinwand festzuhalten versucht.

Die Legion unserer Landschaftsmaler vermehrt sich beständig. Einige sind leider mitten aus einer fruchtbaren Thätigkeit hinweggerafft worden. Dies ist der Fall mit dem köstlichen Charles-Edouard Du Bois (1847

bis 1885), der im Alter von 38 Jahren starb, aber unter unsern Malern, die in der modernen französischen Schule ihre Bildung geholt haben, einer der fesselndsten Virtuosen bleibt. Das Museum in Neuenburg besitzt eine reiche Studiensammlung, worin dieses schmiegsame, glänzende Talent, dem Frische und ursprüngliche Eleganz innewohnten, sich mit siegreichem Schwunge zum Besten giebt, daneben ein Gemälde, Augustmorgen, das eines der auserlesensten Werke der schweizerischen Malerei bleiben wird. Dort fühlt man es wohl heraus, daß Du Bois, ein in Amerika geborener Neuenburger, der sich auf seinen Reisen eklektisch gebildet hat, eigentlich mehr ein kosmopolitisches als lokales Talent ist; sogar seine leichte Schaffensweise dürfte kaum heimischen Ursprungs sein. Der Jurassier Koetschet, der ebenfalls sehr jung gestorben ist (1862 bis 1894), hat auch einige Gemälde hinterlassen, welche sehr viel persönliche, durchgefühlte und viel verheißende Kunstfertigkeit verraten.

Unsere Meister gelangen mehr und mehr dazu, ihre Faktur geschmeidiger und sich die Hülfsmittel ihrer Pariser Lehrmeister zu eigen zu machen. Ernest Bieler ist einer der Führer der neuen Schule, nicht nur bekundet er in allen seinen Werken ein reiches Malertemperament, sondern er ist auch ein Forscher, der sich auf Grund der intelligenten Art, die Dinge zu sehen, beständig erneuert. Seine Bilder und Studien von Savièze — dem Barbizon der welschschweizerischen Landschafter — sind ein bemerkenswerter Versuch, die Bestrebungen der modernen „Luministen" in unsere lokale Malerei einzuführen. In seinen herrlichen dekorativen Phantasien prägt sich mit wachsender Selbständigkeit ein köstlicher Kolorist aus, der den Beschauer zugleich als Dichter gefangen nimmt. Seine Mitteilungsgabe ist nicht ohne anregenden Einfluß auf die kleine Phalanx der jungen genferischen und welschschweizerischen Maler.

Wie aber kann man jedem gerecht werden? Wie die schönen Landschaften Edouard Odiers, die in der Zeichnung so sicher und so solid konstruiert sind, mit ein paar raschen und richtigen Zügen charakterisieren? die leuchtenden Visionen von David Estoppey; die feinen und zartsinnigen Aufzeichnungen von Alfred Rehfous; die kraftvollen Symphonien des Koloristen Louis Rheiner; die lebensvollen Darstellungen von J.-P. Simonnet; die nüchternen, aber sauber gehaltenen Walliser Landschaften von Paul Virchaux; die von hohem Schwung und ganz modernem Gefühl getragenen Studien von Otto Vautier, dem Erben eines berühmten Namens; die flink hingeworfenen und anmutvollen Blätter von Fräulein

S. de Niederhäusern; die ernsten und in sich gesammelten Eindrücke von Gustave de Beaumont, dem Urheber der schönen Fresken, welche das Arsenal in Genf zieren, und — um bei der Familie dieses Künstlers zu verweilen — die zarten ländlichen Idyllen von Auguste de Beaumont,

Charles Giron. — Bauern und Landschaft.

die eindringlichen Landschaften von Fräulein Pauline de Beaumont; die feinen, grautönigen Harmonien, welche der Neuenburgersee W. Röthlisberger erschloß; die verblüffenden Aquarellen von Paul Bovier, einem der reichsten Künstlertemperamente der neuen Generation?

Wie viel Reichtümer liegen da schon erschlossen, wie viel Hoffnungen sind noch im Keimen? Allein, um aufrichtig zu sein, beschäftigt und be-

geistert das Geburtsland allein nicht so viel Künstler: nicht alle bleiben dem Orte ihrer Wahl so unveränderlich treu wie Edouard Jeanmaire, der leidenschaftliche und minutiöse Darsteller des Jura, dessen im Laufe von 30 Jahren vollendete Bilder die selben zwei Quadratkilometer Weide und Wald umfassen. Im Gegenteil scheinen mehrere ein boshaftes Vergnügen daran zu haben, die Kritik durch die Buntscheckigkeit ihrer Thätigkeit zu verblüffen.

Charles Giron hat schon eine lange Laufbahn hinter sich. In all den noch so verschiedenartigen Gattungen, die er gepflegt hat, tritt die seltene Kunstfertigkeit seines Talentes zu Tage. Seine in der Haltung eleganten, durch die Ausführung glänzenden Porträte haben ihm außerhalb der Schweiz ungemachte Erfolge eingebracht; sein großes Bild mit den zwei Schwestern, das ein Genrebild in riesenhaftem Maßstabe ist, in welches er eine ganze Boulevard-Ecke mit ihrem Getrieb und dem Menschenknäuel einbezogen hat, erregte seiner Zeit Aufsehen. Wo der Künstler sich an Scenen aus dem schweizerischen und dem Gebirgsleben heranmachte, hat er sich seiner Aufgabe mit demselben Erfolg entledigt. Seine unerhörte Geschmeidigkeit stellt sich allen Gewagtheiten zu Diensten. Hinsichtlich der Ausführung ist er vielleicht unter den schweizerischen Malern der geschickteste.

Indessen, was die Geschicklichkeit anbetrifft, so hat Frl. Louise Breslau — eine parisierte Zürcherin — Giron nicht zu beneiden. Auch sie hat alle die Geheimnisse der gegenwärtigen französischen Schule sich anzueignen gewußt; die Freiheit und Beweglichkeit der Bürste, die Kenntnis des plein air, der zugleich feine und kühne Sinn für die Harmonie der Töne, verschaffen sich in ihren Gemälden von prickelnder Eigenart, die Porträte und zugleich Genrebilder voll überraschender Effekte und lustiger Tollheit sind, in glänzender Weise Geltung; sie zeichnet sich aus in der so feinen Pastellmalerei, welche die Laune der Zeit wieder in Mode gebracht hat.

Simon Durand (1838—1897), der sich auch durch schwungvolle Ausführung hervorthat, hatte in Paris ebenfalls sein Ruhmesstündchen gehabt und versprach, wie es scheint, mehr, als er hielt. Doch würde man unrecht thun, wenn man jene weltlustigen Scenen oder die Episoden aus dem Marktleben mit Seiltänzern und wandernden Musikanten, in denen so viel Leben, Glanz, so viel feine, in einer etwas grellen und blendenden, aber niemals langweiligen Art ausgedrückte Absichten stecken, vergessen wollte.

Caſtres hat ſich mit Glück an ähnliche Stoffe gehalten und noch Scenen aus dem Soldatenleben hinzugenommen, die immerhin in einem Lande, wo jeder — von Zeit zu Zeit — die Uniform trägt, zu intereſſieren vermögen.

Das ſehr durchgebildete und zugleich ſehr behende Talent Edouard Ravels hat ſein Kantonnement im uralten Wallis, das bekanntlich reich an maleriſchen Motiven iſt, bezogen. Er hat die Typen der wackern Bergbewohner, ihre Sennhütten und Kirchen, ihre Gebräuche und Trachten mit einer kunſtvollen Genauigkeit feſtgehalten, welche weder die Poeſie noch den Reiz ausſchließt. Albert Davier, ein anderes, ſehr umfaſſendes Talent, das ſich zunächſt an die Schule Gleyres anlehnte, hat mannigfaltige Beeinfluſſung erfahren, hat ſich mit Liebe und Verſtand ſehr verſchiedene Kunſtformen zu eigen gemacht und iſt einſtweilen hauptſächlich mit einer Anzahl Porträten von ſeltener Vornehmheit hervorgetreten. Vuillermet von Lauſanne iſt ein feiner Landſchafter, der Corot eifrig ſtudiert zu haben und ſich Bocions zu erinnern ſcheint. Renevier, Biſchoff, Rouge, Gaulis halten, jeder in ſeiner Weiſe verdienſtvoll, den Ehrenſchild der kleinen Gruppe waadtländiſcher Maler rein. In Genf verlegen ſich Léon Gaud, Vallet, in Freiburg J. Reichlen auf das Studium der Typen aus der Land- und Gebirgsbevölkerung.

Eine Thatſache, die notwendig feſtgeſtellt werden muß, iſt die, daß hauptſächlich dank der offiziellen Unterſtützung durch den Bund die dekorative Kunſt bei uns einen erfreulichen Aufſchwung nimmt. Zahlreich ſind die Gebäude, bei denen die Malerei aufgefordert wird, die Wirkung der Architektur zu erhöhen. Hodler, Bieler, Robert haben bei der Löſung ſolch edler Aufgaben Verwendung für ihr Talent gefunden.

Beſonders hat ſich Paul Robert durch ſeine Gemälde im Treppenhaus des Muſeums in Neuenburg, die ſeit einigen Jahren Tauſende von Beſuchern nach dieſer kleinen Stadt gelockt haben, einen Namen erworben. Als der Sohn und Neffe berühmter Maler hat Robert ſeine Studien in München, Florenz und Paris gemacht. Er ſtellte im Salon von 1876 aus und erhielt ſchon beim erſten Wagnis eine Medaille für ſeine Zephyre, eine große allegoriſche Kompoſition, die ebenſo bemerkenswert iſt wegen der Friſche der Einbildungskraft, die er darin entfaltet, als wegen der frühreifen Meiſterſchaft, die ſie offenbart. Seit Charles Gleyre hatte man die große Kunſt in der Schweiz nie mehr

mit ausgesprochener Überlegenheit sich bethätigen sehen. Ein auserlesener Zeichner, ein Landschafter von zartestem Gefühl, im Besitze aller technischen Hülfsmittel, bewährt sich Robert besonders als Dichter, als Schöpfer von Symbolen, als Visionär großen Stils. Mit all seinen Gaben als Maler verbindet er den demütigen und kindlichen Glauben eines „Primitiven". Sein ganzes Lebenswerk bis hinab zur geringsten seiner Frühlingslandschaften, in welchem Genre er sich auszeichnet, ist ein inbrünstiger, religiöser Hymnus. Seine drei großen dekorativen Gemälde im Museum zu Neuenburg sind betitelt Avènement du Christ. Vom Boden eines Themas von lokaler Bedeutung — denn es handelt sich um die figurale Darstellung der drei Regionen des Kantons — hat Robert seine Symbolik auf die Höhe der großen menschlichen Tragödie erhoben und ihr universelle Tragweite zu verleihen verstanden: in den engeren Rahmen des Weinlandes, des Ruzthals und der Neuenburger Berge hat er die bildliche Darstellung des intellektuellen, ländlichen und industriellen Lebens, mit dem Kampf zwischen den einander entgegenwirkenden Kräften, den tragischen Problemen, welche die Menschheit ängstigen, einbezogen, und über alledem hat er Christ als den Sieger über das Böse, als das himmlische Licht, welches alle Rätsel löst, die Heerscharen und Mächte der Finsternis in die Flucht schlägt, erscheinen lassen. Diese grandiose Vision ist unbestritten eine der imposantesten Schöpfungen der modernen Kunst.

Und wir müssen ihr hier noch eine besondere Bedeutung zuerkennen, denn sie legt nicht nur Zeugnis ab für ein Talent ersten Ranges, sondern ist auch eines derjenigen Werke, welche unsern Nationalgeist am kräftigsten charakterisieren. Es spiegelt in der That mit einer vollendeten Durchsichtigkeit und Naivität den religiösen Geist der romanischen Schweiz wieder, die starken evangelischen Glaubenslehren, welche, im Gefolge der Reformatoren, Männer wie Osterwald und Vinet im Herzen unseres Volkes erhalten und entwickelt haben, und welche die solide Grundlage, die tiefe Quelle seiner besten Energien bleiben. Der Zudrang zum Werke Roberts ist eher religiösen als künstlerischen Bedürfnissen zuzuschreiben; unser Volk hat in der mystischen Vision des Neuenburger Meisters den Ausdruck seines eigenen überlieferten Glaubens mit Begeisterung begrüßt. Besäße sie mehr künstlerischen Instinkt, so hätte dieselbe Menge in dem Werke nicht nur ein wunderbares Erzeugnis göttlicher Gnade, sondern auch eine seltsam fesselnde Offen-

Paul Robert. — Erſter Frühling.

barung der Anmut, jener unwiderstehlichen Anmut erkannt, die schon in ihrer ganzen Reinheit und ihrem ganzen Adel im Werke Charles Gleyres in die Erscheinung tritt, und nach deren Geheimnis Robert sich bei niemand zu erkundigen brauchte.

Seitdem hat Robert für das historische Museum in Bern ein großes dekoratives Gemälde vollendet, eine Darstelluug der verschiedenen geschichtlichen Zeitalter, welche in den Ateliers von Clément Heaton, einem hervorragenden englischen Künstler, Schüler Ruskins, und von Morris, der sich in Neuenburg niedergelassen hat, und dessen Einfluß sich unter uns schon bemerkbar macht, in Mosaik ausgeführt wird.

Stellen wir bei dieser Gelegenheit fest, daß das Wiederaufleben der dekorativen Kunst in der französischen Schweiz neulich Thatsache geworden ist. Man hat vor kurzem die Ausstellung des Genfers Ed. Reuter sehr bemerkt: seine Tapisserien, seine Möbel bekunden ein vornehmes, in der englischen Schule gebildetes Talent; allein die Schweiz hat auf diesem Gebiete so fruchtbare Überlieferungen, daß es hohe Zeit wäre für unsere Künstler, ihre Phantasie entschlossen in das Erfrischungsbad derselben einzutauchen. Auf dem Gebiete der Architektur, zum Beispiel, thun es bereits einige.

Die Architektur, die ein besonderes Kapitel in Anspruch nehmen würde, hat in unserem Lande hervorragende Vertreter der akademischen Überlieferung und des offiziellen französischen Unterrichts, wie Charles Franel (1824—1885), korrespondierendes Mitglied der französischen Akademie, dessen bekanntestes, ich sage nicht persönlichstes, Werk das Denkmal für den Herzog von Braunschweig in Genf ist; allein es haben sich auch Neuerer gefunden, in deren vorderster Reihe Paul Bouvier steht, der, indem er sich an den alten in unsern Städten erhaltenen Motiven begeisterte, eine neue, schlechthin helvetische, überaus malerische Architektur schuf, für welche der Ausstellungspalast für die bildende Kunst in Genf, die Festhütte am eidgenössischen Schützenfest im Jahre 1898 und das Kasino in Interlaken bemerkenswerte Belege abgeben.

Die Glasmalerei ist durch den beharrlichen Künstler Hosch in Lausanne wieder in Schwung gekommen, und Charles Glardon (1828 bis 1887) hat sich vor allem als Emailmaler in der Stadt, wo die Petitot, Bordier und Thouron heimisch sind, hervorgethan.

VI.

Wenn die Malerei, mit ihren verschiedenen Verfahren, bei uns schöne Entwicklungsstufen aufweist, so kann man von der Skulptur dasselbe nicht sagen. Diese Kunst, die hauptsächlich von der Nacktheit lebt, konnte in einem Lande, wo seit beinahe vier Jahrhunderten die ernste und strenge Lebensauffassung der Reformation herrscht, unmöglich gedeihen. Sie hat sich darauf beschränken müssen, in Marmor oder Erz dem Andenken an unsere großen Männer die künstlerische Weihe zu geben. So errichteten 1835 die Genfer mittels einer nationalen Subskription J. J. Rousseau eine Statue, das schätzenswerte Bildwerk ihres berühmten Mitbürgers James Pradier (1790 bis 1852).

James Pradier.

Im folgenden Jahre wurde man durch eine neue Subskription in stand gesetzt, den David von Chaponnière (1801—1835) zu erwerben. Dieser junge genferische Künstler, ein Schüler Pradiers, war vorzeitig gestorben, nicht ohne Zeichen von der hohen Vorzüglichkeit seines sicheren und vornehmen Talentes in der Statue der Jungen gefangenen Griechin (1827), einem ergreifenden Symbol des unterdrückten Griechenland, und in einem Bas-relief de l'Arc de l'Etoile, der Einnahme Alexandriens durch Kleber (1833), hinterlassen zu haben. Sein bezeichnendstes Werk bleibt jedoch sein David, Goliath besiegend, worin das religiöse Gefühl der antiken Welt mit stolzer Energie ausgedrückt ist.

In neuerer Zeit hat Charles Iguel (1827—1897), ein hervorragender Schüler Rudes, der durch Naturalisation Neuenburger geworden, zahlreiche gut komponierte Werke von schöner Haltung geschaffen.

Vor seinen Statuen des Reformators Farel und Jean Richards, des Vaters der Uhrenindustrie im Jura, wird man ohne Zweifel dem Denkmal des Herzogs von Rohan, im Saint-Pierre zu Genf, und besonders den bas-reliefs im Spital zu Freiburg, zwei historischen Scenen von sehr glücklicher Anordnung, den Vorzug geben.

Freiburg ist jedoch besonders stolz auf Marcello (die Herzogin Colonna, geborne d'Affry, 1800 bis 1883), welche sich vermöge ihres eleganten und nervösen Talentes eine sehr ehrenvolle Stellung innerhalb der zeitgenössischen französischen Skulptur errungen hat. Die Pythia in der Pariser Oper, Bianca Capello sind ihre bekanntesten Werke. Sie hat ihre Sammlungen und ihr Atelier ihrer Vaterstadt vermacht, die daraus das Museum Marcello schuf.

Chaponnière. — David, Besieger des Goliath.

Nachdem der Major Davel seinen Maler gefunden, stellte sich auch sein Bildhauer ein: Maurice Reymond, ein Kind des Waadtlands, ist der Schöpfer des Denkmals, das man jüngst dem Märtyrer der waadtländischen Unabhängigkeit errichtet hat. Derselbe vornehme Künstler vollendet eben die Statue, welche Mitglieder des Studentenvereins Belles-Lettres dem großen Denker Alexandre Vinet weihen wollen.

Wie Maurice Reymond, so lebt auch Charles Toepffer, ein Sohn des Verfassers der Menus propos, in Paris, wo er seit längerer Zeit Werke von urwüchsiger Empfindung, geistreicher Ausführung, die in der Haltung und im Charakter sehr modern anmuten, zur Ausstellung bringt. Von den ungleichen, aber immer machtvollen Leistungen von R. de Niederhäusern schickt es sich, besonders die Büste von Paul Verlaine wegen ihres ausdrucksvollen Realismus zu nennen.

Ein bescheidener und gewissenhafter Künstler, Raphael Lugeon, widmet sich seit vielen Jahren einer schwierigen Aufgabe: der Restauration der Statuen der Lausanner Kathedrale.

Die Medaillengravierkunst, deren Vergangenheit bei uns ruhmvoll war, besaß in diesem Jahrhundert in Genf einen berühmten Vertreter in Antoine Bovy (1795—1877). Dank dem gehaltenen und konzentrierten Charakter seiner Kunst, die zugleich stil- und lebensvoll ist, kommt er uns wie ein Vorläufer der Roty und Chaplain vor. Seine Calvin-Medaille (1836) erhielt in Paris eine der höchsten Anerkennungen des Salons; seine Schweizermünze, welche die Helvetia sitzend und mit ausgestrecktem Arme darstellt, ist eine herrliche Arbeit, welche man über den banalen Bildnissen, die sie ersetzt haben, immer noch nicht vergessen kann.

Marcello. — Die Bacchantin.
(Museum Marcello in Freiburg.)

Unter den letzteren wollen wir nicht etwa das Zwanzigfrankenstück verstanden wissen, das einer der besten Schüler Bovys, der Neuenburger Fritz Landry, gezeichnet hat, der sowohl als Graveur wie als Bildhauer schon eine beträchtliche Reihe Arbeiten, Büsten, Genre, Plaquetten, Gedenkmünzen geliefert hat, die neben der Klarheit des Ausdruckes durch einen frischen Realismus erfreuen.

Es giebt in Paris eine ganze Gruppe schweizerischer Künstler, die sich als Graveure, Illustratoren und Dekorateure einen ehrenvollen Platz errungen haben. Frédéric Florian von Neuenburg wird als ein Meister der Holzschneidekunst betrachtet; er bringt mittels seines Verfahrens Wirkungen von außergewöhnlicher Feinheit hervor. Ihm ist der Auftrag zu teil geworden, die neue Hundertfrankennote der Bank von Frankreich zu gravieren, deren Modell von Luc-Olivier Merson gezeichnet wurde. Ebenfalls in der Holzschneidekunst hat sich Vallotton eine Specialität herausgebildet, in der Richtung nach dem Breiten und Summarischen hin, was seinen Porträten von Zeitgenossen, seinen Scenen aus dem Pariser Leben den Charakter prickelnder Originalität verleiht. Steinlen ist wie Vallotton bekannt geworden als einer der unterhaltendsten Phantasiekünstler des Chat-Noir, und die Katzen, die sein Lieblingswild geworden sind, haben ihm seine Sympathie in Berühmtheit verwandelt. Dunki, ein vorzüglicher Zeichner, ist zu den geschicktesten Illustratoren vorgerückt; der Aquarellist Vulliemin zählt zu den glänzenden Soldatenmalern, Rodolphe Piguet zu den Meistern unter den Radierern mit der trockenen Nadel und zu den feinsinnigsten Pastellmalern; Alexis Forel zu den originellsten Aquafortisten.

Aber von all diesen Künstlern, welche die Schweiz den Parisern gestellt hat, ist der persönlichste ein Waadtländer, Eugène Grasset. Er hat als einer der ersten in Frankreich die neue dekorative Kunst eingeführt, die in England ihren Ursprung nahm. Er war also nicht eigentlich schöpferisch, aber doch ein Bahnbrecher, dessen Einfluß bedeutend ist. Indem er mehr die Prinzipien der englischen Schule in sich aufnahm, als daß er ihr Verfahren nachahmt, hat er versucht, die Dekorationskunst durch das unmittelbare Studium der Natur, im besondern der Pflanzenwelt, neu zu beleben, wovon seine schöne Arbeit, Die Pflanze, Zeugnis ablegt, indem er hier neben der getreuen Abbildung jeder Pflanze und ihrer Bestandteile die Reihe der Ornamentmotive angiebt, welche er durch Stilisierung daraus abgeleitet hat. Die Illustration der Quatre fils Aymon (4 Haimonskinder), welche das Meisterwerk Grassets ist, erhebt dieses Buch zu einem der schönsten, welche in unserem Jahrhundert erschienen sind. Seine Plakate endlich, in denen das Motiv im Kirchenfensterstil vereinfacht erscheint, bezeugen einen durchaus reinen und edeln Geschmack, der zu der leichtfertigen und oft zweideutigen Art ähnlicher Produkte von andern einen wohlthuenden Kontrast bildet.

Die Ornamentierschule, welche Grasset leitet, hat eine Menge Schüler herangebildet, von denen mehrere seine Mitarbeiter geworden sind. Einer der originellsten ist Carlos Schwab, dessen Individualität sich mehr und mehr bestätigt: anfänglich etwas ausgelassen und manieriert, scheint seine Kunstübung nachgerade an Kraft und Einfachheit zu gewinnen.

VII.

Und nun möge man nicht von uns verlangen, dieser flüchtigen Aufzählung noch eine Schlußbetrachtung oder etwa gar Vermutungen über die Zukunft der Kunst in unserem Lande hinzuzufügen.

Wir haben den Versuch gemacht, die verschiedenen Kunstformen, welche seit einem Jahrhundert in unserer kleinen französischen Schweiz zu Tage getreten sind, zu bestimmen. Zunächst hat das Nationalgefühl, das durch das Studium der Natur und der Geschichte befruchtet wurde, eine Schule begeistert, deren Werke wenn nicht die vollkommensten, so doch wenigstens die originellsten Äußerungen unserer Kunstbestrebung in sich schließen: die Alpenlandschaftsmalerei gehört uns ganz zu eigen. Bald darauf haben andere sich bestrebt, diese ganz helvetische und lokale Kunst der Errungenschaften der modernen französischen Schule teilhaft werden zu lassen und die Darstellung des Gebirges durch den plein air und das Licht aufzufrischen. Diese Bestrebung vollzieht sich eben noch vor unsern Augen. Aber eine andere Strömung, welche nach einer weniger lokalen, universelleren Kunst hinzielt, ist neben der ersten, unter dem Einfluß zunächst des Romantismus, hernach der philosophischen Ideen aus der Mitte des Jahrhunderts, sichtbar geworden: einige von unsern Meistern sind berühmte Vertreter des Exotismus geworden und haben auf den klassischen Stätten des Südens und des Ostens neues Malerisches und Symbole von allgemein-menschlicher Bedeutung gesucht. Die einen wie die andern, Robert und Gleyre gerade wie Calame, haben in ihrem Lebenswerk, sei es durch eine treue Zuneigung zur schweizerischen Natur, sei es durch den Ernst ihrer Gedanken und den Geschmack an moralischen Problemen, die Innigkeit der Beziehungen zum heimatlichen Boden zum Ausdruck gebracht: alle sind wohl in irgend einer Hinsicht die Söhne der welschen Schweiz, deren Alpengebirge den Horizont abschließt und deren seelisches Leben die Reformation ausgeprägt hat.

Welche von diesen verschiedenen Bestrebungen wird wohl die Oberhand gewinnen? Welcher ist unvergänglicher Ruhm vorbehalten? Zu dieser Stunde ist es ebenso unmöglich, zu sagen, welche Richtung unsere nationale Kunst einschlägt, als es unmöglich ist, die Kunstrichtung der französischen Schule anzugeben. Viele Talente treten hervor; keine einzige große Strömung macht sich geltend; keine einzige herrschende Idee will sich offenbaren. Gehen wir einer Erneuerung der Alpenlandschaftsmalerei entgegen? Man könnte es meinen, wenn man nach der begeisterten Teilnahme urteilt, welche das Gebirge fast allen unsern Malern abgewonnen hat. Aber im Ernste, wer wird die so lange gesuchte Formel auffinden, die fähig ist, all unsere verschiedenartige Bewunderung auf sich zu vereinigen, die letzten Vorurteile zu zerstreuen, die Sache, welche von Toepffer, Meuron, Calame so trefflich verteidigt worden ist, endgültig zu gewinnen? Wir dürfen glauben — und das ist unsere Schlußbetrachtung — daß sich wohl auf diesem Wege, d. h. in der Darstellung des Hochgebirgs, die schweizerische Kunst zu jeder Zeit ihre machtvollste Originalität erringen und sie jederzeit am leichtesten behaupten wird. Sie wird immer aus dem heimatlichen Boden neues Leben und neue Kraft schöpfen müssen. Unsere Alpen, Seen, Landschaften, unsere Bräuche und Typen malen, ist immer wieder das, was die schweizerischen Künstler am interessantesten gestalten können; denn wenn man seine eigenen Erlebnisse erzählt, fesselt man die andern am sichersten und trägt man sein Körnchen zur Häufung des gemeinsamen Schatzes der Menschheit bei.

Die bildende Kunst

in der

italienischen Schweiz.

I.

Der Kanton Tessin ist, unter dem Gesichtspunkt seiner Sitten und seines Charakters betrachtet, eine lombardische Gegend. Hier hat kein tiefgreifender politischer oder socialer Einfluß die natürlichen Neigungen der Bewohner zu ändern vermocht. Es ist nicht meines Amtes, darüber zu urteilen, ob diese durch und durch italienische Physiognomie des Kantons etwa in einem Mißverhältnis stehe zu dem Einheitsideal, wie es auf der andern Seite der Alpen mehrfach angestrebt wird. Ich habe nur eine Thatsache zu verzeichnen, und diese erhält durch das, was ich über tessinische Kunst zu sagen habe, ihre Bestätigung. Das künstlerische Schaffen weist im Verlauf der tessinischen Geschichte die nämlichen Züge auf, wie die italienische Kunst in der Lombardei, oder, um mich genauer auszudrücken, wie die Kunst in dieser lombardischen Gegend, die bis zum Anfange dieses Jahrhunderts die Wiege der Maestri comacini war.

Ich werde nicht lange bei dem riesenhaften Werke verweilen, das während des Mittelalters und in der Neuzeit die unter dem Namen der Maestri comacini bekannten Künstler und Handwerker schufen, um so weniger, als in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts jedes vereinigende Band zwischen ihnen aufhört und an die Stelle der gemeinschaftlichen Produktion das individuelle Schaffen tritt. Aber der tessinische Künstler unseres Jahrhunderts trägt verschiedene charakteristische Züge an sich, die man nur verstehen kann, wenn man auf die Schaffensweise der frühern Korporation zurückgreift. Es läßt sich das mit wenigen Worten erklären.

Seit dem Auftreten der Korporation Comacina finden wir in der Architektur einen sehr deutlich ausgesprochenen Charakter, was in der Skulptur weniger und in der Malerei noch weniger der Fall ist. Diese Maestri waren anfänglich nichts anderes als eine Gesellschaft von Maurern, die, mit einem gewissen natürlichen Talent begabt, und vielleicht als Erben noch älterer Traditionen im Baugewerbe, gestützt auf einige Privilegien, bekannt und geschätzt in fernabliegenden Ländern, sich besonders mit dem Bau von Tempeln und Palästen beschäftigten. Aus einfachen Praktikern, die sie ursprünglich waren, entwickelten sie sich nach und nach zu Architekten, Technikern, Theoretikern. In der Familie der schönen Künste ist es ohne Zweifel die Bildhauerkunst, die sich der Architektur am meisten nähert und die man, unter einem gewissen Gesichtspunkt, als die Ergänzung der Baukunst ansehen darf. In der That, wenn wir das Gebäude in seiner Gesamtheit betrachten, insbesondere den Tempel, so ist die Architektur die Führerin, sie ist diejenige Kunst, welche es mit der Masse, mit dem Profil, mit der Individualität des Bauwerks zu thun hat, während die Skulptur die schon gezogenen Linien nur begleitet, sie verziert, sie reicher macht, ohne daß sie sich von der Grundidee entfernen darf. Weniger häufig und weniger intim sind die Beziehungen zwischen der Malerei und der Architektur, besonders wenn wir nur die lombardische und die gotische Architektur ins Auge fassen, ein Gebiet, auf dem die Comacini sich so lange und mit solcher Vorliebe bethätigten, daß der Charakter ihrer Kunst davon ein specielles Gepräge erhielt.

Man könnte in der tessinischen Kunst des 19. Jahrhunderts noch sehr viele Analogien mit den Gepflogenheiten der Maestri comacini finden, so z. B. das Verharren einer besondern künstlerischen Tradition in gewissen Familien eine lange Reihe von Generationen hindurch, ebenso

die beſtändige Auswanderung von Künſtlern in einige fremde Gebiete. In mehreren teſſiniſchen Familien unſeres Jahrhunderts ſehen wir, daß ein Architekt oder Bildhauer Bruder, Sohn, Enkel oder Großenkel von andern Künſtlern des nämlichen Kunſtzweiges iſt. Man hat es da mit einem Reſt der alten Korporationsſitten zu thun, wonach in der Regel das väterliche Gewerbe auf die Söhne überging. Und für die Kunſt entſprangen daraus große Vorteile, denn das Ständige in gewiſſen Arbeiten und in gewiſſen darin zum Ausdruck kommenden Gedanken hinterläßt in unſerm Weſen eine unauslöſchliche Spur, eine Neigung, die ſich von Generation auf Generation vererbt. Man würde ſich eine gewiſſe außerordentliche Frühreife bei manchen Künſtlern gar nicht erklären können, wenn man ſich nicht der künſtleriſchen Eigenſchaften des Vaters und des Großvaters erinnerte.

Die Geſchichte der Comacini lehrt uns auch, warum die teſſiniſchen Künſtler unſeres Jahrhunderts faſt alle in gewiſſe fremde Städte auswandern. Es ſind das dieſelben Städte, in denen die Maestri Tempel und Paläſte bauten und dekorierten; in Italien: Mailand, Genua, Venedig, Rom, Neapel u. ſ. w.; in Spanien: Madrid, Sevilla u. ſ. w.; im Orient: Konſtantinopel; in Rußland: Moskau, St. Petersburg.

In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts führten die Lehren der franzöſiſchen Encyklopädiſten, die unter der Gunſt des neuen Regimes ſchnell in Italien Eingang fanden, gegen die letzten Reſte der alten Korporationen einen tödlichen Schlag. Jedes ihnen nützliche Privileg wurde aufgehoben. Die Folge davon war, daß die jeder Unterſtützung und jeder Ermutigung beraubten Korporationen für Kunſt und Gewerbe allmählich erſchlafften und endlich zu exiſtieren aufhörten. So erging es auch der Comacina. Aber die Seele dieſer tauſendjährigen Verbindung konnte durch einen einzigen Hauch jakobiniſcher Gleichmacherei nicht hinweggeweht werden. So ſehen wir denn im Anfange unſeres Jahrhunderts die Comacini und die Söhne der Comacini ſich neuer künſtleriſcher Inſtitutionen, beſonders der Schulen und der Akademien, bemächtigen. Nach und nach erhalten Profeſſoren das Monopol für den Zeichenunterricht, und Konſtrukteure werden als offizielle Regierungsbaumeiſter berufen.

Dieſe allgemeinen Betrachtungen werden ihre Beſtätigung finden in der nun folgenden Studie über die bemerkenswerteſten Künſtler, welche die teſſiniſche Geſchichte des 19. Jahrhunderts aufweiſt.

II.

Beginnen wir mit der Architektur. Simone Cantoni (1736—1820) aus Muggio stammte aus einer Familie hervorragender Architekten, die in Genua thätig gewesen waren. Ein Zeitgenosse des berühmten Piermarini, bemühte er sich, die jenem Meister eigene Nüchternheit des Stils zu korrigieren und so den Auswüchsen des Barock entgegenzutreten. Sein vielleicht vorzüglichstes Werk ist der herzogliche Palast in Genua, den er nach einem Brande von Grund aus wieder aufbaute.

Eine andere Familie, in der die künstlerische Tradition in eine weit entlegene Zeit zurückreicht und sich wie eine heilige Flamme von Geschlecht zu Geschlecht erhielt, war die der Albertolli aus Bedano, in der Nähe von Lugano. Giocondo Albertolli (1742—1841), ein Sohn des Franz und ein Bruder von Michel und von Grato, beides Architekten von Ruf, ist unter den tessinischen Künstlern derjenige, der dem Typus der Neu-Comacini am nächsten kommt, Lehrer, Theoretiker und Praktiker zugleich. Er bethätigte sich in Neapel, mit dem berühmten Vanvitelli zusammen, beim Bau der Kirche der Annunciata, wo er die Verhältnisse und die so überaus harmonischen Linien des korinthischen Kapitäls bestimmte. In Mailand war er der Schöpfer der Stuckverzierungen im Innern des Palais-Royal. Auf eine Einladung Ferdinands III. begab er sich nach Florenz, wo er eine Zeit lang die Renovierung der herzoglichen Paläste leitete. Im Jahr 1775 wurde er für das Fach der Dekoration zum Lehrer an der Akademie von la Brera ernannt, und seitdem waren es die Mühen des Unterrichts, die den Rest seines langen und thätigen Lebens ausfüllten. Damals veröffentlichte er seine Vorlesungen und Aufsätze über das Zeichnen, worin er klar und bestimmt die hervorstechendsten Charaktere dieser neu-klassischen Architektur und Dekorationsweise vorführt, Formen, die, obwohl sie etwas frostig und ein wenig konventionell sind, doch bis auf die letzten Zeiten in Mode blieben. Daraus erklärt es sich, daß die Werke von Giocondo Albertolli während des ganzen Jahrhunderts einen so bemerkenswerten Einfluß in den italienischen Zeichenschulen ausübten. Die künstlerische Tradition der Albertolli setzt sich in Raffaello, dem Sohn des Giocondo, und in den Neffen Giacomo und Ferdinand fort.

Luigi Canonica (1762—1844) aus Tesserete ist der am meisten charakteristische Typus des offiziellen Architekten. Nachdem er sich den akademischen Klassizismus, in den die Liebhaber jener Zeit nun einmal

vernarrt waren, und der unter dem Regiment Napoleons besondern Schutz fand, in der Schule des Piermarini angeeignet hatte, fand er mit dem Beginn des Jahrhunderts in der Lombardei die günstigsten Bedingungen für die Entwicklung seines Talentes. Er wurde mit Geld und Ehren überhäuft. Als Praktiker glänzte er in dem Bau von Theatern. In Mailand schuf er das Teatro Re (das später der Vergrößerung des Domplatzes weichen mußte), das Teatro Carcano und die berühmte Arena, ein gewaltiges Amphitheater, dessen einfache und reizende Linien eine Vorstellung von wahrer Größe geben.

Ebenfalls ein Architekt und Archäologe von großem Ruf war Pietro Bianchi (1797—1849) aus Lugano, der Verfasser zahlreicher Broschüren über römische Archäologie, Leiter der Ausgrabungen von Herkulanum, von Pompeji und von alten Denkmälern im ganzen Königreich Neapel. Sein Meisterwerk in der Architektur ist der Tempel des heiligen Francesco da Paola in Neapel, ein Riesenwerk, in der Form kreisrund, im Stil dem Pantheon des Agrippa nachgebildet. Die Kuppel dieses Baues wird in der Höhe und Breite nur noch überragt durch die von St. Peter und von Santa Maria del Fiore. Das Werk von Pietro Bianchi ist vielleicht der feierlichste Ausdruck des Neuklassizismus in Italien.

Eine wichtige Gruppe tessinischer Architekten nimmt ihren Weg nach Norden und nach Osten. St. Petersburg, Moskau und Konstantinopel sind die Centren ihrer Thätigkeit. Luigi Rusca (1758—1822), aus Agno gebürtig, war von Amts wegen bestellter Architekt am Hofe Katharinas II. und Alexanders I. Er that sich besonders in militärischen Bauten hervor. Giovan Battista Gilardi (1757—1827) aus Montagnola war ebenfalls Hofarchitekt; sein Sohn Domenico arbeitete fast sein ganzes Leben lang an dem Wiederaufbau der Stadt Moskau nach 1812, was ihm den Beinamen eines zweiten Gründers der Stadt eintrug. Die Reihe der tessinischen Architekten wird abgeschlossen durch zwei Nachkommen aus der Familie Fossati aus Morcote, einem Geschlecht, dessen Ruhm in den Annalen der Kunst seit dem 17. Jahrhundert verzeichnet steht. Gaspare Fossati (1809—1883) erbaute in Konstantinopel in einem prächtigen Stil das Palais der russischen Gesandtschaft und stellte im Auftrage des Sultans Abdul-Medjid die berühmte Sophien-Moschee wieder her, während Giuseppe Fossati (1822—1891) seinen ältern Bruder in Konstantinopel als intelligenter Mitarbeiter unterstützte.

III.

Die tessinische Skulptur wird im 19. Jahrhundert durch einen Künstler von universeller Bedeutung beherrscht, durch Vincenzo Vela (1820—1891) aus Ligornetto. Über seine Vorgänger aus dem Anfange des Jahrhunderts ist nicht viel zu sagen. Am ehesten verdient eine besondere Erwähnung Giuseppe Gaggino (1791—1867), aus Bissone gebürtig; er arbeitete meistens in Genua, wo sich einige wohlgelungene Basreliefs von ihm befinden; auch Francesco Somaini (1798—1855) wäre zu nennen; er stammt ebenfalls aus Bissone und war ein Künstler von mäßiger, aber ausgeglichener Begabung. Im allgemeinen muß man sagen: die pseudo-klassische Formel drückte auf die Geister und hinderte sie an einem freien Aufschwunge. Vincenzo Vela, von Natur aus mit einem lebhaften Temperament begabt, dabei stolz und selbstbewußt, mochte sich nicht dem allgemeinen Zwange fügen, von dem er sah, daß er die Skulptur und die Malerei seiner Zeit unterjochte. So ist denn das Werk seines Lebens ein herrlicher Sieg der Begeisterung über die bloße Manier, ein Triumph der Wahrheit und der Jugend über Verkehrtheit und Unnatur. Die ersten Jahre des jungen Meisters verliefen unter schwierigen Verhältnissen. Von Hause aus Steinmetz, gelang es ihm, in die Höhe zu kommen und mit dem Meißel in der Hand zu zeigen, daß etwas Starkes und Großes in seinem ungeschulten Geiste lebte. Sein älterer Bruder Lorenzo, der in Mailand Ornamente meißelte, brachte ihn in dem Atelier eines Bildhauers unter, der für den Dom arbeitete, und dieser gewährte ihm die Mittel, die Schulen von Brescia

Vincenzo Vela.
(Phot. Brunel, Lugano.)

Sparfacus.

Von B. Bela. Im Veſtibule der Villa von Derwyß. (Phot. Brunel, Lugano.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

zu besuchen. Vielleicht war es gerade die Arbeit an den reizenden und zarten Steingebilden der großen Kathedrale, welche die anfänglich ungelenke Hand des jungen Meisters geschmeidig machte. Wie viel feine Sächelchen, leicht wie ein Lufthauch und zart wie eine Liebkosung, sind doch aus den schwieligen Händen dieses Arbeiters hervorgegangen! Seine künstlerische Bedeutung anerkannte die Akademie von Venedig dadurch, daß sie ihm in einer Konkurrenz um ein Basrelief mit religiösem Motive den ersten Preis verlieh. Aus der ersten Periode seines künstlerischen Schaffens stammt die Statue des Bischofs Luvini, die im Vestibule des Stadthauses von Lugano steht, ein „Wilhelm Tell", der weniger gut gelungen ist, sowie „Das Gebet" und anderes mehr. Indes, das waren bis dahin lediglich Versuche. Velas Kunst hatte noch nicht jenes ruhige und wahrhaft individuelle Gepräge gewonnen, das erst in reiferen Jahren und nach langen Erfahrungen kommt. Nach einem Aufenthalte in Rom fühlte er sich jedoch so weit fertig, um den höchsten Kampf auf dem Gebiete der Kunst aufnehmen zu können, denn diesem außerordentlichen Manne mit dem Löwenkopf erschien das Leben eines Künstlers immer nur unter einem kühnen und gewaltigen Bilde. Für den Sieg seines Schönheitsideals zu streiten, sein glühendes Verlangen nach bürgerlicher und socialer Gerechtigkeit, sein menschliches Glaubensbekenntnis in den vornehmsten Formen zum Ausdruck zu

Trostlosigkeit.
Von V. Vela (Phot. Brunel, Lugano.)

bringen, das war sein beständiger Traum, das der Kampf seiner friedlichen Tage. Hierin vermochten auch ernste Zeiten, wo er den Meißel mit dem Karabiner vertauschte, nichts an ihm zu ändern. Als die Morgenröte des Jahres 1848 heraufdämmerte, entfesselte er inmitten des aufstöhnenden Volks seinen furchtbaren „Spartacus". Das war ein Triumph. Heute erscheint uns dieses Werk ein wenig aufdringlich und übertrieben, aber wir sind heute ruhiger als dazumal, ja, wir sind heute sogar ziemlich skeptisch. Anno 1848 war jener wildgewordene Sklave, der plötzlich seine Kette zerreißt und die rächende Waffe krampfhaft umfaßt, kein anderer als das Volk, er war das geheiligte Symbol der Befreiung.

Der sterbende Napoleon.
Von V. Vela. (Phot. Brunel, Lugano.)

Aus der großen Zahl der Werke, die Vincenzo Vela während seines Aufenthalts in Turin und schließlich in Ligornetto geschaffen hat, werde ich nur einige von denen erwähnen, die mir ganz besonders charakteristisch erscheinen. Unter seinen Grabdenkmälern finde ich, nach meinem Geschmack, daß die Statue des Philosophen Rosmini und die der „Trostlosigkeit" alle andern dieses Genres überragt. Die feinen und edeln Züge des großen Metaphysikers, das Gedankenvolle in den Augen und auf der Stirne, den sanften, beinahe treuherzigen Ausdruck des ganzen Gesichts hat der Bildhauer in einer so einfachen, schlichten und doch überzeugenden Weise wiedergegeben, daß man das stundenlang bewundern könnte. Die „Trostlosigkeit" ist eine allegorische Figur am

Denkmal der Brüder Ciani im Park der Villa Ciani in Lugano. Ein junges Weib mit nacktem Körper sitzt einsam, das Haupt in die Hand gestützt, und starrt trauernd in das Leere. Man könnte an dieser Figur manches aussetzen, könnte vor allem das schmachtend Romantische daran tadeln, dann aber würde man den unsagbaren Reiz, der in diesen gramerfüllten Augen und in dem Ebenmaß der Haltung liegt, nicht empfinden, einer Haltung, die mit ihrem Geheimnisvollen und Gebietenden an die Sphinx gemahnt. — „Der sterbende Napoleon", den man 1867 auf der Weltausstellung in Paris bewunderte, ist vielleicht Velas bedeutendstes Werk. Das ist ganz die tragische Ruhe dieses durch das Fatum gestürzten Riesen. In diesem wunderbaren Werk vermählt sich das moderne Schmerzgefühl mit der gehobenen Feierlichkeit der Alten. — Ein großes Basrelief, das im Jahre 1883 in Zürich ausgestellt war, „Die Opfer der Arbeit" [1], bringt das Gefühl des Erbarmens, das uns das Unglück der Armen und Elenden einflößt, in harmonischer und bewegter Darstellung zum Ausdruck. Das war der letzte Sieg des tapfern Streiters.

Unter den zeitgenössischen Bildhauern müssen wir zuerst erwähnen: Raimondo Pereda aus Lugano, dem man trefflich ausgeführte Grabdenkmäler verdankt. Einige seiner Statuen mit verschiedenen Sujets werden wegen ihrer zierlichen Haltung geschätzt, so die „Liebesgefangenen", die 1896 in Genf ausgestellt waren; — Luigi Vassali aus Lugano, der Schöpfer mehrerer Porträtstatuen, die er frei behandelt; — Frau Adelaide Mariani aus Lugano, die mit einer durchaus männlichen Hand die zartesten, sowie die leidenschaftlichsten Empfindungen einer Frauenseele auszudrücken versteht; — Ampello Regazzoni aus Chiasso, voll Kraft und Anmut; — die Brüder Chiattone aus Lugano, die im Basrelief hervorragen u. s. w.

IV.

Ich habe schon versucht, darzulegen, aus welchem Grunde die Malerei im Lauf dieses Jahrhunderts durch die tessinischen Nachkommen der Comacini wenig gepflegt wurde. Es sind da nur drei oder vier

[1] Wir werden eine Reproduktion der „Opfer der Arbeit" im III. Bande dieses Werkes bringen.

Namen zu nennen: Giuseppe Reina (1759—1836) aus Savosa; Giovana-Battista Bagutti (1742—1823) aus Rovio, Hofmaler am württembergischen Hof; und besonders Antonio Ciseri (1821—1891) aus Ascona, der in Toscana studierte und lebte. Wir besitzen von ihm einige gute religiöse Bilder; das berühmteste davon ist „Der Kreuzesgang Christi". Die Kunst Ciseris, die etwas frostig und etwas akademisch ist, verrät indes einen brillanten Zeichner.

Wenn die Malerei in den ersten drei Vierteln dieses Jahrhunderts einen so geringen Raum in der tessinischen Geschichte einnimmt, so gelangt sie dagegen zu einer gewichtigen Rolle während der letzten Periode, in der wir jetzt leben. Von einer comaciniſchen Tradition ist freilich keine Spur mehr; die tessinischen Künstler schmiegen sich den idealen Forderungen von ganz Italien an, nicht bloß denen der Lombardei, die vom Standpunkt der malerischen Technik nichts Apartes mehr hat. In der Kunst folgt auf den Regionalismus der Kosmopolitismus. Wir suchen infolgedessen bei den zeitgenössischen Künstlern jetzt mehr nach individuellen Charakteren, während man früher ebenso aufmerksam nach Charakteren suchen mußte, die einer ganzen Gruppe eigen sind.

Ich will nur einige Namen erwähnen, und zwar die wichtigsten:

Luigi Rosso aus Lugano, ein sehr feiner Beobachter der Natur, von der er viele reizvolle Züge in lebhaften, flotten, ja selbst glühenden Bildern wiedergab. Sein Kolorit ist immer von einer klaren, wohlthuenden Harmonie. Das Ganze seiner Kompositionen erinnert im Stil zuweilen an den großen lombardischen Maler Tranquillo Cremona. Luigi Rossi ist auch ein Illustrator ersten Ranges, wie das seine Illustrationen zum „Tartarin auf den Alpen" und „Sappho", von Daudet, sowie zur „Madame Chrysanthème" von Pierre Loti bezeugen. — Adolfo Ferragutti aus Pura ist ebenfalls ein bemerkenswerter Künstler, dessen Werke ein sehr feines Gefühl für Farbengebung verraten. — Antonio Barzaghi-Cattaneo aus Lugano gehört einer weniger modernen Schule an. Er bevorzugt geschichtliche Sujets. Wir besitzen von ihm einige große Gemälde, in denen er bis zu einem gewissen Grade die außerordentlichen Schwierigkeiten des von ihm gepflegten Genres überwindet. — Filippo Franzoni aus Locarno ist unter den Jüngeren ein Künstler von ebenso ausgeprägter Kraft wie Gewissenhaftigkeit. Mit einem scharfen Auge entdeckt er in den Dingen, besonders in der Landschaft seines heimatlichen Sees, ungemein zarte Schwingungen, neue

Linien und Stimmungen, die er dann auf der Leinwand mit nicht zu ermüdender Geduld und mit einer, man möchte ſagen, frommen Inbrunſt feſthält. Er wird ohne Zweifel ſehr bald zu dem Rufe gelangen, den er verdient. Unter den ganz Jungen nenne ich noch Eduardo Berta aus Giubiasco und Pietro Chieſa aus Sagno, deren Verſuche ein lebhaftes Künſtlernaturell verraten.

Länger darf ich bei dieſen letzten Vertretern der teſſiniſchen Kunſt nicht verweilen; ſie gehören zu den Lebenden, deren Werk noch nicht abgeſchloſſen, und deren Perſönlichkeit noch nicht völlig entwickelt iſt. Die Geſchichte ſoll aber nur über vollendete Thatſachen berichten. Wir hegen indes die Hoffnung, daß das Urteil, das ſie dereinſt über dieſe letzte Periode fällen wird, für unſere teſſiniſchen Maler und Bildhauer nicht ungünſtig lauten wird.

Die bildende Kunst

in der

deutschen Schweiz.

Es wird vielfach behauptet, daß die Schweiz zu klein sei, um eine nationale Kunst zu besitzen. Da sie keine Akademien hat, zwingt sie ihre Söhne, die Schulung im Auslande zu suchen, und so kommt es, daß gerade die hervorragendsten Meister oft scheinbar ihrem Vaterlande entfremdet werden. Es ist deshalb begreiflich, daß Hans Kraemer in seinem Werke über „Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild" Leopold Robert zu den Franzosen und Benjamin Vautier zu den Deutschen zählt, trotzdem beide nie aufhörten, sich als Schweizer zu fühlen. Zu allen Zeiten gingen eben aus der Schweiz tüchtige Meister hervor, und nicht selten spielten sie, wie die genannten und wie Anton Graff, der es in Dresden zum Hofmaler und Professor brachte, und Heinrich Füßli, als Mitglied der Royal Academy in London, im Auslande eine führende Rolle. Charakteristisch aber bleibt, daß sie, auch fern von der Heimat, sich mit vaterländischer Sitte und Geschichte beschäftigten.

Die Betrachtung der Neuzeit ergiebt als Resultat die entschiedene Zunahme des nationalen Elementes in der schweizerischen Kunst. Johann

Heinrich Füßli (1741—1825), nach Goethe „ein würdiger Bewunderer des großen Michel Angelo", behandelte nur ausnahmsweise einheimische Stoffe. So in dem Bilde, das Joh. Jakob Bodmer, den Dichter der Noachide, im Gespräch mit dem Künstler zeigt. Es bietet mehr als die berühmte Shakespeare-Galerie Füßlis, weil es Erlebtes darstellt. Sein „Schwur der drei Eidgenossen", vor dem der Olympier von Weimar bewundernd stand, ist den Zürchern heute noch lieb, weil das Gemälde ihren Ratssaal schmückt.

Illustration zu „Lienhard und Gertrud", von H. Bendel.

Hans Bendel (1814—1853) schuf am Ende seines Lebens bereits einen ganzen Cyklus von Darstellungen zur Schweizergeschichte. Allein nicht diese in der Villa Charlottenfels bei Schaffhausen al fresco gemalten Kompositionen, zu denen die Gottfried Keller-Stiftung die Kartons besitzt, bewahren den Meister vor der Vergessenheit, sondern die sinnigen Illustrationen zu Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" (1844) und Hebels alemannischen Gedichten (1849). Bendel starb zu früh, um sein Genre, in dem er noch zu Großem berufen war, ausbilden zu können. Er hätte mit der Zeit gewisse technische Unebenheiten und Schwächen im Ausdruck sicherlich überwunden.

Erst bei Ludwig Vogel (1788—1879) trat das geschichtliche Bild in den Vordergrund. Über ihn sei ausführlicher berichtet, da ein nam-

haſter deutſcher Kunſthiſtoriker, Anton Springer, Vogel 1884 als verſchollen erklärte, obgleich damals ſchon (1881—1882) die muſterhafte Monographie vorlag, welche die Zürcher Künſtlergeſellſchaft in ihren Neujahrsblättern veröffentlichte. Vogels Entwickelung fällt in die Zeit der deutſchen Romantik. Befreundet mit Pforr und Overbeck, die er in Wien kennen gelernt hatte, ging er mit ihnen nach Rom, wo die Genoſſen dem akademiſchen Konventionalismus den Fehdehandſchuh hinwarfen. Vor dem Konvertitentum wußte Vogel ſich zu bewahren. Auch entzog ſich der praktiſch-nüchterne Mann dem Einfluſſe der Nazarener; denn ſchon in Rom wandte er ſich ſchweizeriſchen Stoffen zu, in deren Behandlung die Illuſtrationen zum Fauſt von Peter Cornelius ihn noch beſtärkten. Vogel war entſchieden groß in der Kompoſition. Zahlreiche Figuren wußte er in überſichtliche Gruppen zu gliedern, und mit dieſem Talent verband er die Gabe, den Charakter der Zeit, die darzuſtellen war, klar zu veranſchaulichen. Geſchickt benutzte er legendariſche wie hiſtoriſche Quellen; mit Takt traf er die Auswahl ſeiner Stoffe. Die Gründung der Eidgenoſſenſchaft (Schwur auf dem Rütli) feſſelte ihn wie die Heldenzeit der Väter (Winkelried, Tell). Er iſt der Lugardon der deutſchen Schweiz. Er ſtellte die Schlachten der Vorfahren dar (Rückkehr von Morgarten, Murten) und Scenen aus der Reformations-

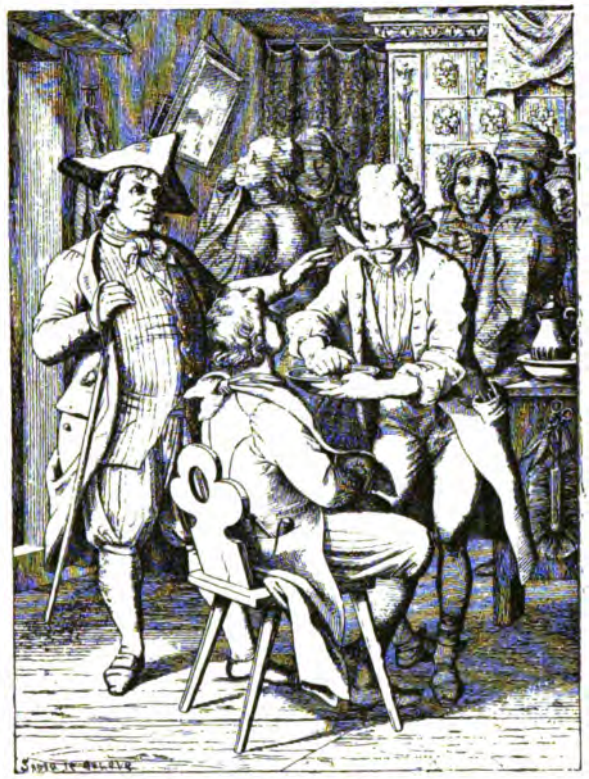


Illuſtration zu „Lienhard und Gertrud“, von H. Bendel.

geschichte, wie Zwinglis Abschied von seinem Weibe vor der Schlacht bei Kappel. Mit Lokalgeschichte befaßte er sich nur ausnahmsweise; mit Vorliebe behandelte er Momente, die für die Gestaltung der Eidgenossenschaft von Bedeutung waren. Sein Meisterwerk ist „Winkelrieds Leiche auf dem Schlachtfelde bei Sempach" (in Basel), von dem eine Wiederholung sich im Besitze der Familie befindet.

Neben den Historienbildern stehen die Sittengemälde Vogels wie „die Tellenfahrt" und Genrestücke: die „Kapuziner im Refektorium", „das Gebet auf dem Friedhof", die „Tanzkilbi im Kanton Freiburg", die „Messe im Wildkirchli", das „Steinstoßen auf dem Rigi", das „Schwingfest auf der Alp" und die liebliche „Familienscene" von 1830, in der Vogel den Beschauer in sein Heim führt. Das Haus „Zum obern Schönenberg" in Zürich, in dem Vogel lebte, ist als Besitztum Bodmers und durch den Aufenthalt Klopstocks, Wielands und Goethes berühmt geworden.

Skizze von Ludwig Vogel.

Wenige Bilder Vogels gehören öffentlichen Sammlungen an, der Zeichner aber ist im Künstlergut Zürich, im schweizerischen Landesmuseum und im Kupferstichkabinett des Polytechnikums vertreten. Bauernkostüme und Trachtenstücke wechseln mit Bildnissen von Landleuten ab, architektonische Studien und Landschaften stehen neben Aufnahmen kunsthistorisch interessanter Gegenstände und Intérieurs. Vogel war mehr Zeichner als Maler und als Zeichner ein eifriger Antiquar, der alles, was er beobachtete, mit der Genauigkeit des Altertumsforschers wiederzugeben verstand. Sein zeichnerischer Nachlaß hat deshalb für die, welche sich mit der Kulturgeschichte der Schweiz befassen, bleibende Bedeutung.

Vogels Wunsch, ein Werk zu schaffen, das als integrierender Bestandteil eines architektonischen Ganzen monumentalen Charakter hat, wurde nicht erfüllt. Das zu thun, blieb Ernst Stückelberg von Basel (geb. 1831) vorbehalten. Stückelberg nahm 1850 unter J. L. Dyckmans und Gustav Wappers die Einflüsse der belgischen Schule in sich auf. Ein vielgereister Mann, verfügt er über eine vornehme Bildung, die sich in der Mannigfaltigkeit der Stoffe, die er behandelt, deutlich wiederspiegelt. Als Porträtmaler wies er sich an der schweizerischen Landesausstellung 1883 in dem mit Liebe gemalten Bildnisse seiner Mutter aus. „Die Wahrsagerin" (1872), jetzt in Winterthur, fand an der Wiener Weltausstellung Beachtung; andere Genrestücke, so die reizende Illustration zu Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe", sind ins Ausland gekommen. Allein nicht diese Gemälde und die gelegentlichen Landschaften des Meisters machten seinen Namen populär, sondern die Fresken in der Tellskapelle am Vierwaldstättersee. Lange Zeit lebte Stückelberg nur dieser Aufgabe, und wie ernst er es nahm, zeigen die mannigfaltigen, in der Zeichnung vortrefflichen, in der Farbe etwas matten Charakterstudien, zu denen die Modelle sich ihm in den Urkantonen darboten. In der Tellskapelle liegt der Schwerpunkt von Stückelbergs Leistungen, und es gereicht dem schweizerischen Kunstverein zum dauernden Ruhme, die erste Anregung

E. Stückelberg.
Studie für die Fresken der Tellskapelle.

zu ihrer Ausmalung gegeben zu haben. 1883 fand die Übergabe des Werkes an den Kanton Uri statt und seitdem pilgern jahraus, jahrein Tausende zur Tellskapelle, um sich, dem Glauben der Väter treu, in die patriotischen Scenen (Apfelschuß, Rütlischwur, Tellsprung, Geßlers Tod) zu vertiefen. Was Stückelberg sonst an Historienbildern schuf („Johannes Parricida", „der letzte Hohen-Rhätier", das „Erdbeben von Basel"), ist voll schöner Einzelheiten, aber nicht immer frei von theatralischem Anfluge.

Um Stückelberg, den als Hauptvertreter des Faches die philosophische Fakultät der Zürcher Hochschule zum Ehrendoktor ernannte, gruppieren sich andere Meister, einig in dem Streben, im geschichtlichen Genre das Beste zu leisten. Der Tellskapelle-Konkurrenz, die auch in ausländischen Blättern ausgeschrieben wurde, hatten sie in patriotischer Empfindung, allerdings sehr ungleich im Erfolge, ihre Kräfte gewidmet. Sechzehn Projekte wurden eingereicht, der Ausfluß der lebendigen Quelle der Tradition und des Volksgeistes. Josef Balmer in Luzern erhielt damals den zweiten Preis.

Von jeher ist der schweizerische Kunstverein auf die Pflege des Historienbildes bedacht gewesen. 1880 erteilte seine Delegiertenversammlung dem Geschäftskomitee Vollmacht, mit den Künstlergesellschaften, auch des Auslandes, in Beziehung zu treten, um durch ihre Vermittelung Bilder von wirklich geschichtlicher Bedeutung für die Turnusausstellungen zu gewinnen. Gleichzeitig wurde der Beschluß gefaßt, zur Hebung des Turnus, dessen Niveau von Jahr zu Jahr sank, es mit einer Jury zu versuchen. Es mußte einmal der Flut mittelmäßiger Produktionen entgegengetreten werden! Was erreicht wurde, war, daß die Zahl der ausgestellten Objekte bald auf ein Minimum sank: 1880 wies der Katalog über 600 Nummern auf, 1881 kaum die Hälfte, 1882 nur noch 231 Nummern. Das war alles schön und gut, allein die Kunst läßt sich nicht kommandieren, und eine Anstalt zum Züchten von Historienbildern ist ein Unding. Die Gefahr für den Maler liegt darin, auf Bestellung geistlose Werke zu schaffen, die höchstens als Illustrationen von Geschichtsbüchern am Platze sind.

Die Künstler begegnen sich häufig in der Wahl ihrer Stoffe, so Viktor Tobler (geb. 1846), ein Schüler Wilhelm Lindenschmitts, und August Weckesser (1821—1899), die beide den Reformator Zwingli darstellten. Während Tobler sich abmühte, dem Beschauer die Disputation vor Augen zu führen, die 1523 im Rathause zu Zürich stattfand, malte

Weckeſſer den Tod Zwinglis in der Schlacht bei Kappel. Weckeſſer war glücklicher in der Wahl des Themas; denn Geſpräche, politiſcher wie religiöſer Art, das zeigen ähnliche Kompoſitionen Leſſings und Hübners, ſind bildlich ſchlechterdings nicht wiederzugeben. Toblers Gemälde vereinigt etwa zwanzig hiſtoriſche Perſonen, deren Köpfe, treffend charakteriſiert, von ernſtem Studium zeugen. Es iſt aber ohne Kommentar kaum verſtändlich. Was da gemalt erſcheint, lieſt ſich ebenſogut in Mörikofers Zwingli-Biographie. Hiſtoriſche Genrebilder („Zwingli im Familienkreiſe") gelingen Tobler entſchieden beſſer. Toblers „Disputation" iſt Eigentum des Aargauer Kunſtvereins, Weckeſſers „Tod Zwinglis" (1854) gehört der Stadtbibliothek in Winterthur an. Dieſes Bild iſt kraft der in ihm ausgeſprochenen Handlung auf den erſten Blick verſtändlich.

Weckeſſer ging aus der Münchener Schule hervor, was ſeine Lünette im Muſeum zu Winterthur („Ausbreitung des Chriſtentums im alten Helvetien") deutlich verrät. Zum Glück fand ſich ein Gönner, den Jüngling nach Antwerpen und Paris zu ſchicken. 1854 lebte er wieder in München, von 1859 an in Rom, wo er ſtarb, von allen, denen es vergönnt war, mit ihm im gaſtfreien Hauſe des alten Salomon Corrodi zu verkehren, tief betrauert. Liegt Weckeſſers Bedeutung denn vornehmlich in ſeinen Hiſtorienbildern? Ich möchte es bezweifeln. Gemälde wie „der Tod des Richters Stanga" und „die Gefangennahme der Anna von Muralt" laſſen kalt, ſeine „Gertrud von Wart, die für ihren Gatten um Gnade fleht" (1878), nimmt ſich in der Buntheit des Figurenreichtums wie ein Akt aus einer Wagnerſchen Oper aus. In den Werken dagegen, die Weckeſſer als Früchte auf ſeinen Wanderungen durch das Sabiner- und Albanergebirge pflückte, kommt die Beobachtung der Natur zu ihrem Rechte. „Der Brand im Sabinergebirge" im Imthurneum zu Schaffhauſen und „die Brotſpende am Feſte des heiligen Antonius zu Cervara bei Rom" im Künſtlergut zu Zürich ſind Leiſtungen, die den Namen des Meiſters auf die Nachwelt bringen werden.

Schließlich ſeien unter den Hiſtorienmalern noch Walter von Vigier aus Solothurn und Joh. Kaſpar Boßhard von Pfäffikon am Zürichſee erwähnt, ein Schüler Schadows und Leſſings, der von 1823—1887 lebte und in München ſtarb. „Waldmanns Abſchied von ſeinen Mitgefangenen" und „die Gefangennahme des Chorherrn Felix Hämmerlin" in Zürich ſind längſt überholte Erſcheinungen, die das nächſte Jahrhundert wohl nur noch hiſtoriſch würdigen wird. Vigier, ein Schüler Léon

Bonnats, wandte sich in letzter Zeit vom historischen Genre („Heldenkampf der Schwyzer gegen die Franzosen am Rothenthurm", „Schultheiß Wengi") ab, um mit Erfolg sich der Illustration von Jeremias Gotthelfs Werken hinzugeben.

* * *

In einsamer Höhe und seine Zeitgenossen durch die Macht des Gedankens überragend, steht Arnold Böcklin da, der große Vertreter des internationalen Neoidealismus. Nationale Saiten hat er nie angeschlagen, es sei denn in den Medaillen auf den 70. Geburtstag Gottfried Kellers und das 600jährige Jubiläum der Eidgenossenschaft. Doch dieser Medaille, die nur im Bilde zur Ausführung kam, wurde von offizieller Seite merkwürdigerweise die Genehmigung versagt.

Böcklin wurde am 16. Oktober 1827 in Basel geboren. Er machte seine Studien 1846 unter Wilhelm Schirmer in der Düsseldorfer Akademie. Sodann ging er nach Brüssel und Paris, wo er mit Rudolf Koller und dem Kupferstecher J. C. Werdmüller 1848 die Revolution und ihre Barrikadenkämpfe erlebte. 1850 in Rom, ließ er dort die klassischen Linien der Landschaft auf sich wirken, die einst Poussin entzückt hatten. Doch darf neben dem römischen Einfluß derjenige der Florentiner Quattrocentisten, besonders der Einfluß Botticellis, nicht vergessen werden. Gewisse Erscheinungen in Böcklins Werken, zum Beispiel seine Frühlingsbilder, sind Reflexe der Gedankengänge Sandros. Ein Intermezzo im Leben Böcklins bildet die kurze Zeit seiner Professur an der Kunstschule in Weimar (1860—1862). Ist er auch, wie Rudolf Schicks Tagebuchaufzeichnungen über ihn im „Pan" erkennen lassen, stets ein denkender, ja grübelnder Künstler gewesen, so mochte der hohe Ikarosflug seiner Ideen, das Unpraktische seines Wesens für einen Lehrer im eigentlichen Sinne des Wortes sich doch nicht recht eignen. Und so gab er denn die Lehrthätigkeit wieder auf, um fortan ausschließlich den Geschöpfen seines Geistes zu leben. 1862 geht er neuerdings nach Rom, 1866 arbeitet er in seiner Vaterstadt, 1871 vorübergehend in München, von 1875 bis 1885 in Florenz. Nun hebt die Zürcher Periode an, in der gemeinsame Interessen ihn mit Gottfried Keller verbinden. Sie dauert bis 1892, in welchem Jahre er sich in Fiesole (San Domenico) bei Florenz niederließ.

Kentaurenkampf, von A. Böcklin.

(Museum in Basel.)

Mit specieller Erlaubnis der „Photographischen Union“ in München.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Arnold Böcklin ist vor allem Landschaftsmaler; denn wo menschliche Figuren seine Landschaften bevölkern, ordnen sie sich der durch Linien und Farben in der Landschaft zum Ausdruck gebrachten Stimmung unter. Und so liegt das Geheimnis des tiefen Eindrucks der Werke des großen Stimmungslandschafters in der Harmonie, in der die Landschaften bei ihm stets mit den in ihnen sich ergehenden Geschöpfen zusammenklingen. Phantastereien, Abweichungen vom Normalmenschen sind mit in den Kauf zu nehmen, und wer sich daran stößt, wird den nachhaltigsten Genuß vor denjenigen Landschaften des Meisters haben, in denen die nach der eigenen Phantasie frei gestalteten Fabelwesen Böcklins auftreten, wie Pan, der als Urkraft der Natur an den Satyr in Victor Hugos „Légende des siècles“ gemahnt. Die Elemente weiß Böcklin mit der Sicherheit des Sehers darzustellen. Nicht nur der Wellenschlag setzt das Meer bei ihm in Bewegung, sondern die Tritonen und Nereiden, die es durchstreifen, und die Seeschlangen, die sich in ihm tummeln. Wer wird nicht gepackt von der grandiosen Meeresidylle, die 1878 an der Weltausstellung in Paris selbst den Franzosen imponierte? „Son Idylle marine, schrieb damals Charles Blanc, est empreinte d'une poésie farouche, qui tient de la réalité et du songe.“ Das ist es eben! Ein Träumer ist Böcklin; aber seine Träume haben reales Leben. Das beweist der dramatisch bewegte „Kentaurenkampf“ in Basel, der humoristisch angehauchte „Kentaur in der Dorfschmiede“ in Berlin, das zeigt das „Spiel der Wellen“ mit dem lustigen Hippokampen im Hintergrunde, das „Spiel der Najaden“ im Museum zu Basel, „die Meeresstille“ in Bern und die „Meeresbrandung“ mit dem mysteriösen, am felsigen Ufer dastehenden Weibe, das in die Saiten der Harfe greift. Der Meister erschließt mit dem Zauberstabe des Genies seine Fabelwelt, die sich in ihrer Gegenwärtigkeit dem Auge des Beschauers überzeugend aufdrängt. Er besitzt

„. la fixité calme et profonde des yeux“

und kann mit Fug und Recht von sich sagen:

„Et, sous mon œil pensif, l'étrange vision
Devenait moins brumeuse et plus claire, à mesure
Que ma prunelle était moins troublée et plus sûre.“

Es spricht für die Vielseitigkeit des Künstlers, daß der gleiche Böcklin, der im Phantastischen lebt und webt, auch ein Meister des Porträts ist. Und zwar zeigt er sich besonders glücklich in der Darstel-

lung der eigenen Person. Wer wollte ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er immer und immer wieder auf sich zurückkommt? In einem einzigen Selbstbildnisse offenbart sich der geschichtliche Sinn oft besser als in hundert sogenannten Historienbildern. Ein gutes Porträt ist für den Geschichtsmaler überhaupt eine unerläßliche Bedingung. Welch feine Beobachtungsgabe bekunden die Selbstbildnisse von 1873, 1885 und 1893! Böcklin hat sich entdeckt und fühlt sich nach und nach als unumschränkter Gebieter über seine Kunst. Er erkannte, welcher Entwickelung er fähig war, und strebte nach möglichster Ausbildung seiner Eigenart. Zu diesem Zweck behielt er sich stets im Auge. Es ist ihm um Selbsterkenntnis zu thun, und deshalb giebt er sich dem intensiven Studium der eigenen Person hin, das Sokratische Wort zu seinem kategorischen Imperativ machend. Seine Selbstbildnisse sind gewissermaßen autobiographische Aufzeichnungen. In der äußern Form spiegelt sich das innere Leben des Menschen wieder, kommt der Charakter des Mannes zum Vorschein. Hier steht er da, freudig das Glas zum Anstoßen erhebend, dort mit Pinsel und Palette vor der Staffelei in seinem Atelier. Stets schaut er aus dem Gemälde heraus, da er mit Hülfe des Spiegels sich abkonterfeit. Am genialsten erscheint er auf dem Bildnisse von 1872, wo er vom Knochenmann auf der Geige sich ein Allegro vortragen läßt.

Schon früh hat Böcklin Freude am Porträtieren gehabt. Das beweist das Bildnis der Mutter von 1843, das zeigen die Porträts des Kupferstechers Friedrich Weber von 1860, die Bildnisse Lenbachs und Jakob Mählys. Von 1889 rührt das vorzügliche Porträt Gottfried Kellers her. Daß unter den Bildnissen auch die eigene Gattin nicht fehlt, versteht sich von selbst. Wir sehen sie mit Böcklin im Freien sich ergehen, doch auch in einem an Anselm Feuerbach erinnernden Einzelbildnisse im Besitze des Basler Kunstvereins.

Fast am größten erscheint Böcklin da, wo er sich dem vom Baumeister gebotenen architektonischen Raume unterordnet. Im Auslande fand er in Hannover Gelegenheit, als Freskomaler sich zu versuchen. In der Schweiz besitzt Basel Fresken von der Hand Böcklins: im Treppenhause des Museums Darstellungen, die den Geist und die Kraft der Natur veranschaulichen; im Gartensaale des Herrn Sarasin-Thurneysen drei Landschaften, die den Freunden des Meisters 1897 an der Böcklin-Jubiläumsausstellung eine förmliche Offenbarung waren. Es sind italienische Landschaften von vollendeter Schönheit der Linie mit

Böcklins Selbſtbildnis (1873).

Mit ſpecieller Erlaubnis der „Photographiſchen Union“ in München.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B

biblischen Figuren, ebenbürtig der herrlichen Landschaft im Gange nach Emmaus.

Irrig ist die Meinung derer, die glauben, daß Böcklin schnell arbeite, ohne sich auf Studien in Gottes freier Natur zu stützen. Er ist ein scharfer Beobachter. Zwar hält er nicht alles, was vor das Prisma seines Auges tritt, im Bilde für brauchbar. Sein Auge arbeitet nicht wie die Linse des photographischen Apparates. Er weiß sich das landschaftliche Motiv nutzbar zu machen; aber Nebensächliches, rein Zufälliges, was ihm nicht in die Linie paßt, glaubt er sich berechtigt, beiseite zu schieben. Er ist kein Abschreiber, sondern ein Poet und Stilist. Und gerade durch die innige Verbindung des strengen Studiums der Natur mit einem ungewöhnlich ausgebildeten Gefühl für Stil und Linie erzielt er seine Wirkungen und weiß Bilder von wahrhaft historischem Charakter auf die Leinwand zu zaubern. Auch diejenigen Kompositionen, in denen die menschliche Figur die Dominante ist, entstehen nicht von heute auf morgen. Als organische Gebilde reifen sie langsam, was ein Beispiel zeigen möge. Unter den Gemälden Böcklins in der Galerie Schack in München nimmt die durch eine meisterhafte Radierung Hechts wohl in weiteren Kreisen bekannte „Klage des Hirten" eine bedeutende Stellung ein. Zwei Gestalten, ein Jüngling und ein Mädchen, sind die handelnden Personen im Gemälde, das ein Hochbild ist. Der erste Entwurf im Künstlergut in Zürich zeigt aber ein Breitbild. Weshalb gab denn Böcklin das ursprüngliche Format wieder auf? Weil die Figuren ihm zu entfernt voneinander standen. Dadurch, daß er den Raum zwischen ihnen beschnitt, gewann durch die größere Übersichtlichkeit die Komposition wesentlich an Zusammenhang. Die Beziehungen der Jungfrau zu dem Jüngling wurden jetzt erst dem Beschauer klar. Das Verhältnis der Skizze zum vollendeten Bilde ist überaus lehrreich, und wer es in Betracht zieht, dem wird der Genius des Künstlers näher gerückt. Er lernt seine Gedankenwelt in der Entwickelung kennen. Die Meisterwerke Böcklins stehen ihm nicht mehr in der unerklärlichen Plötzlichkeit der Erscheinung da wie Minerva, als sie gewappnet aus dem Haupte Jupiters hervorging.

Der Ideenreichtum Böcklins ist so groß, daß es bisher unmöglich war, den Künstler an den gewöhnlichen Ausstellungen kennen und würdigen zu lernen. Selbst die schweizerischen Landesausstellungen von 1883 und 1896 vermochten kein getreues Bild von den mannigfaltigen Rich-

tungen zu geben, die Böcklin einschlägt. Erst 1897 konnte Basel, zur Feier seines 70. Geburtstages, in der Jubiläumsausstellung in der Kunsthalle, dem Vaterlande die europäische Bedeutung des großen Mannes vor die Augen führen. Es war ein Ereignis für die gesamte Kunstwelt. Der Katalog der Ausstellung umfaßte 85 Nummern. Ihm war das Bild Böcklins beigegeben, von seinem Lieblingsschüler Hans

Hans Sandreuter. — Brunnen des Lebens.
(Museum in Basel)

Sandreuter, von dem Basel im „Brunnen des Lebens" ein Hauptwerk besitzt, nach der Natur gezeichnet. Eine wahre Völkerwanderung fand statt, und zum erstenmal wurde auch denen klar, die sich nicht zur engeren Böcklin-Gemeinde zählen, daß die Schweiz allen Grund hat, in Böcklin einen ihrer hervorragendsten Söhne zu verehren.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß der Maler der „Toteninsel", der „Gefilde der Seligen", der „Villa am Meere" gelegentlich über einen göttlichen Humor verfügt. Es ist, als ob die stete Beschäftigung mit den ernsten Seiten des Lebens Böcklin bisweilen das

Bedürfnis empfinden läßt, einmal ausnahmsweise dem Komischen sich zuzuwenden. Wie von Leonardos Hand besitzt die Welt von der seinigen die köstlichsten Karikaturen. Böcklin sucht sich mit Vorliebe solche Typen aus, die vom Gewöhnlichen weit abgehen, ja er hat sogar eine Neigung für das Monströse und Barocke. Auch diese Neigung entspringt aus der Freude des Künstlers am Studium des Individuums. Mit den Karikaturen hat Böcklin stets die Lacher auf seiner Seite, um so mehr, als die Porträtähnlichkeit dieser menschlichen Ungetüme in den meisten Fällen unverkennbar ist. In Basel könnten gewiß die Modelle zu den Sandsteinmasken an der Kunsthalle namhaft gemacht werden.

Viele Bilder Böcklins sind nur für den verständlich, der sie scherzhaft nimmt. So die von den Alten bedrängte „Susanna im Bade", die von demselben Standpunkte aus betrachtet sein will wie Rembrandts „Ganymed". Böcklin ist ein Schalk, ein Satiriker. Wie seine Faune eine Nymphe belauschen, wie die Hirten von panischem Schrecken erfaßt werden, wie seine Pane im Netze ein Meerweibchen gefangen halten, dessen üppige Reize sie lüstern anstaunen, ist mit unverwüstlichem Humor geschildert. Scharf ironisch pointiert geißelt die „Fischpredigt des heiligen Antonius" die Heuchelei und weist auf den geringen Nutzen der pädagogischen Erziehung hin. Der Heilige selbst traut den Raubfischen nicht recht, die ihre Köpfe aus dem Meere emporstrecken, um dem Worte des Predigers andächtig zu lauschen; denn krampfhaft bemüht er sich, zu verhindern, daß seine Rockschöße vom Winde und hernach von den fromm lauernden Tieren erfaßt werden. In der Predella ist die Wirkung der Predigt drastisch dargestellt: hier fressen die großen Fische die kleinen auf. So sind die Gedankengänge Böcklins stets originell und verschaffen dem Beschauer dauernde Eindrücke. Die koloristisch glänzende Behandlung seiner Bilder aber sorgt dafür, daß sie auch dem unvergeßlich bleiben, der sie nur einmal flüchtig schauen durfte.

* * *

Die höchste Gunst genießt beim Publikum das Genre, das auf den öffentlichen Ausstellungen neben der Landschaft tonangebend ist. Seitdem die Kunst im 17. Jahrhundert durch die Anstrengung der Niederländer bürgerlich geworden war, hatte sie neue Kreise sich erobert und mit ihrer Hülfe nach und nach das Akademische überwunden. An die Stelle des Gespreizten trat das Einfache, das gegen Ende des vorigen

Jahrhunderts selbst in Frankreich freudig begrüßt wurde. So konnte Salomon Geßner (1730—1788) mit seinen Idyllen und reizenden Radierungen, die von gesunder Naturbeobachtung zeugen, im Auslande größere Erfolge als im eigenen Vaterlande erringen. Er gehört jedoch dem 18. Jahrhundert an, wie Sigmund Freudenberger (1745—1801), dessen liebenswürdige Aquarelle heute noch modern sind und an den Pariser Auktionen mit Gold aufgewogen werden. Geßner ist nicht der einzige Dichter-Maler seiner Zeit; in seine Fußstapfen trat Martin Usteri, der erste Präsident der Zürcher Künstlergesellschaft, die 1787 aus einer Privatvereinigung von Künstlern und Kunstfreunden hervorgewachsen war. Das geistige und sociale Leben Zürichs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte ihr den Boden geebnet.

Friedrich Simon. — Der Wilddieb.
(Museum Rath.)

An der Spitze der Genremaler steht der leider zu früh gestorbene Berner Friedrich Simon, in dem der Keim zu einem Meissonier lag. Sein kurzes Leben dauerte von 1828 bis 1862. Simon war für den Apothekerberuf bestimmt, bildete sich jedoch unter Menn und Gleyre zum Maler aus. Die wenigen Werke, die er schuf, sichern ihm in der Kunstgeschichte seines Landes einen ehrenvollen Namen. In erster Linie „Der Wilddieb", für den der Meister sich 1852 in Genf eine Medaille holte, dann das von 1856 datierte und der Berner Künstlergesellschaft gehörende Gemälde „Armut und Reichtum" und die Perle seiner Schöpfungen „Der Postwagen". Der Wilddieb ist nicht beim Weidwerk begriffen, er ist in seinem Heim dargestellt und prüft kritisch den Hahn seiner Flinte. Das „Armut und Reichtum" betitelte Bild spielt an einer Heerstraße in Südfrankreich. Ein Vierspänner mit eleganter Reisegesellschaft rollt vorüber, bei einem schmucklosen Kreuz am Wege lagern Soldaten und Handwerksburschen.

Die Gestalten zeichnen sich durch die feine Charakteristik aus. Die Gruppen sind gut gegeneinander abgewogen; der Gegensatz ist scharf, aber nicht unversöhnlich zum Ausdruck gebracht. „Der Postwagen" giebt dem Meister vielleicht noch mehr Gelegenheit, sein ernstes Studium nach der Natur zu bekunden. Es tritt Pferdewechsel ein. Die Reisenden steigen aus und lassen sich ihr Gepäck nachreichen, andere bleiben sitzen und nehmen Erfrischungen in Empfang. Vor dem Posthause der Treppenaufgang, der durch eine Frau und zwei Soldaten belebt wird. Auch malerische Qualitäten besitzen die Bilder Simons, der wohl am besten, mit vier Gemälden, im Museum Rath in Genf vertreten ist.

Ebenfalls kurz war die Laufbahn Arnold Corrodis (1846 bis 1874), des talentvollsten Sohnes Salomon Corrodis. Er trat mit dem in Rom 1874 gemalten Bilde „Onkel und Nichten" als vielversprechender Künstler auf. Johann Friedrich Dietler aus Solothurn (1804 bis 1874) war mehr Zeichner und Aquarellist. Ein Schüler Gros', ging er vom Porträt, in dem er gelegentlich Tüchtiges leistete, zum Genre über und stellte frische, anmutige Kinderscenen dar, die durch die ihnen innewohnende gesunde Komik wirken.

Das Höchste auf dem Gebiete des Genre leisteten im 19. Jahrhundert Vautier und der im Auslande noch viel zu wenig bekannte Anker. Benjamin Vautier (1829—1898) gehört dem Namen und der Geburt nach der welschen Schweiz an, seiner künstlerischen Erziehung nach aber durchaus der deutschen. Er ging aus der Düsseldorfer Schule hervor, in der die Genremalerei schon lange vor ihm mit Sorgfalt gepflegt wurde. Gerade die gemalte Anekdote, in der Vautier sich später auszeichnete, ist Düsseldorfer Produkt. Ihm eigen jedoch war die Schärfe des Blickes, die immer unfehlbar das Charakteristische im Volksleben erkannte und mit sicherer Psychologie wiederzugeben wußte. Vautier ist ebenso glücklich in der Darstellung rührender wie komischer Scenen. Warme, dichterische Empfindung kann ihm nicht abgesprochen werden. Wirkungsvoll, bisweilen sogar dramatisch zugespitzt, ja sensationell, weiß er seine Kompositionen zu gestalten, dagegen fehlt ihnen der malerische Reiz. Die Farbentöne Vautiers sind schwer, er konnte und wollte wohl auch nicht malen wie die modernen Franzosen; ein Aufenthalt in Paris (1856—1857) ging ziemlich spurlos an ihm vorüber. Es kam ihm hauptsächlich auf die feine Ausmalung und den Gesichtsausdruck der einzelnen Gestalten an, und darüber vernachlässigte er die koloristische Gesamterscheinung.

Groß ist er als Illustrator der Episode des Oberhofs in Immermanns „Münchhausen" und der Dorfgeschichte „Barfüßele" von Berthold Auerbach. Auch an Goethes „Hermann und Dorothea" versuchte sich Vautier.

Warf sich Vautier hauptsächlich darauf, den Schwarzwälder Typus seinen Darstellungen zu Grunde zu legen, so hat er doch bisweilen auch volkstümlich-schweizerische Stoffe behandelt, z. B. in der „Dampfschifffahrt auf dem Genfersee", im „Neuen Weltbürger" und in der „Fahrt zum Begräbnis auf dem Brienzersee". Das Bild „In der Dorfkirche" zeigt das Innere einer schweizerischen Dorfkirche. Das sind aber Ausnahmen, welche die Regel bestätigen, die Schwarzwälder Geschichten herrschen durchaus bei Vautier vor. In der Wahl der Stoffe ist der Künstler etwas hausbacken: der „Gang zur Civiltrauung" (1877) und der „Besuch aus der Stadt" (1879) haben etwas von dem steifen Bureaukratentum Deutschlands an sich. Glücklich erscheint Vautier in der Schilderung des Eindrucks, den die „Übertreibungen des Großsprechers" (1873) auf seine Zuhörer machen; drastisch weiß er den „Jungen Burschen" darzustellen (1882), der sein Mädchen zum Tanz auffordert. Geschätzt sind die Einzelfiguren, in denen der Meister, wie in der „Jugendlichen Träumerin" von 1879 und im „Witwer", fast noch intensiver seine feine Beobachtungsgabe und die phänomenale Schärfe seiner Charakteristik offenbaren kann.

Benjamin Vautier. — Der Witwer.
(Galerie Henneberg in Zürich.)

Vautier erhebt ſich, und das will nicht wenig ſagen, bisweilen, wie in dem „Zweckeſſen auf dem Lande", zur Höhe von Ludwig Knaus. Wie dieſer, legt auch er ſeine Bilder ſorgfältig an. Zu jeder einzelnen Figur laſſen ſich Studien nachweiſen. „Die Verhaftung" malte er ſogar zweimal, in zwei verſchiedenen Formaten. Der erſte Entwurf zu dem ausgeführten Gemälde, das 1879 an der Münchener Ausſtellung Aufſehen erregte, ging in den Beſitz der G. Keller-Stiftung über und hängt

Benjamin Vautier. — Neuer Weltbürger.
Mit ſpecieller Genehmigung der „Photographiſchen Geſellſchaft" in Berlin.

nun im Muſeum Rath in Genf. Für die Entſtehungsgeſchichte und Vollendung eines Hauptwerkes Vautiers, der ſich bekanntlich ſchwer ſelbſt genügte, iſt dieſer Entwurf von hohem Intereſſe. Der Meiſter iſt in den Muſeen ſeiner Heimat nicht gut vertreten. Nirgends ein Bild, das ſich mit der köſtlichen „Erſten Tanzſtunde" (1868) der Berliner National-Galerie meſſen kann, weder in Bern, noch in Zürich. Das iſt bedauerlich, denn Vautier als Zeichner könnte der jüngern Generation zum Vorbilde dienen. Wenn von den tüchtigſten Genremalern Deutſchlands die Rede iſt, wird ſtets auch ſein Name genannt. Lübke hat recht: „Niemals bleiben die Scenen, die Vautier uns vorführt, in der Äußerlichkeit ſtecken;

niemals mutet er uns zu, wie so viele andere, mit dem interessanten Kostüm des Landvolkes in Ermangelung interessanter Charaktere vorlieb zu nehmen; aber stets sind seine Menschen mit ihrer Innerlichkeit so voll und scharf in ihrer äußeren Erscheinung ausgeprägt, daß jede Linie der Komposition, jeder kleinste Zug der Gestalten von gehaltvollster Energie charakteristischen Einzellebens durchdrungen erscheint."

Albrecht Anker (geb. 1831 in Ins) verhält sich zu Vautier wie der ursprünglichere Jeremias Gotthelf zu Berthold Auerbach. Er ging aus der Schule Gleyres hervor und lebte lange Zeit den Winter über in Paris. Dennoch nahm er nichts vom welschen Wesen an. Er blieb Schweizer und hat wie keiner es verstanden, den Bauerntypus seiner engern Heimat Bern zu schildern. Alles, was er malt und zeichnet, hat entschieden heimatliches Gepräge. Anker ist eine Albert Bitzius kongeniale Natur, dessen Dorfgeschichten („Leiden und Freuden eines Schulmeisters", „Dursli der Branntweinsäufer", „Der Besenbinder von Rychwyl", „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen", „Wie Joggeli eine Frau sucht" u. s. w.) er meisterhaft illustrierte. So wie er haben seine Mitarbeiter Vigier, H. Bachmann, K. Gehri den Ton Gotthelfs nicht getroffen, und doch waren auch sie bestrebt, nach Kräften in den Geist des großen Volksschriftstellers einzudringen.

Weiteren Kreisen wurde die Bedeutung Ankers wohl erst durch das Album klar, das in vorzüglichen Reproduktionen eine Auswahl seiner Werke bot. Zwar fehlen in dem Album die charakteristischen historischen Genrebilder des Künstlers, wie „Die Kappeler Milchsuppe" aus dem Jahre 1869. Technisch vollendet, darf sie als das Meisterwerk Ankers und als ein klassisches Beispiel für die Behandlung einer geschichtlichen Anekdote bezeichnet werden. Am Abend vor der Schlacht bei Kappel saßen Krieger des katholischen und protestantischen Heeres, der alten Freundschaft eingedenk, im Schatten eines Baumes und labten sich an einer Milchsuppe. Links die Protestanten, rechts die Katholiken. Trotzdem die Gestalten symmetrisch — fünf auf jeder Seite — um ihren Mittelpunkt gruppiert sind, ist die Komposition voller Leben. Die einzelnen Figuren sind meisterhaft gezeichnet und offenbaren die tüchtige Schule, die Anker durchmachte. Sagt er doch selbst von Gleyre: „Il aimait à ce qu'on dessinât longtemps et à ce qu'on ne se mît à peindre que tard, persuadé que c'est le dessin qui est la base de tout art . . . Il voulait voir les dessins blonds, la lumière bien

blanche, le noir employé très-sobrement. C'est le chic qui était son grand ennemi."

Aus allem, was Anker darstellt, spricht ein tiefes Gemüt. Im schweizerischen Salon von 1881 war eine ergreifende Zeichnung zu sehen, „Der Tod in der Pfahlhütte", die, zusammen mit der „Frau aus der Pfahlbautenzeit und ihrem Säugling" (1873), den Künstler auf prähistorischem Pfade zeigt. Besonders dieses Bild — es machte im Pariser Salon Aufsehen — strahlt eine entzükkende Poesie aus. Im „Nachmittagsgebet" (1861) schildert Anker treu das protestantische Landvolk seiner Heimat, in einem andern Gemälde ergreifend, wie ein Kind auf das Totenbett der Gespielin einen Kranz legt. Auf den Ernst des Lebens weist der Meister, der ursprünglich Theologie studierte, vielfach hin; aber auch Humor und Liebe zur Kinderwelt ist ihm eigen, es sei auf „Die badenden Kinder" und den „Kleinen Architekten" hingewiesen. Daß Anker gelegentlich zur Radiernadel griff und für den Holzschnitt, in „Die Alpenrosen" z. B., zeichnete, daß er Fühlung mit dem Kunsthandwerk suchte, insofern als er für ein Pariser Haus Fayencen malte, dürfte wohl wenig bekannt sein. 1866 erhielt er, gleichzeitig mit Vautier, in Paris die goldene Medaille.

Albert Anker. — Studie.

Groß ist die Zahl der Genremaler, die jeweilen, jeder mit seiner Specialität, sich an den öffentlichen Ausstellungen beteiligen. Von den Toten seien noch Frank Buchser (1828—1890) und Robert Durheim genannt. Beide sind viel umhergeirrt und haben vieler Menschen Städte gesehen und Sitte kennen gelernt, beide im Orient die Motive zu ihren Hauptwerken gefunden. Buchsers „Markt in Marokko", sein „Arabisches Douar", „Mary Blaine" sind Bilder, in ihren malerischen

Frank Buchser. — Italienisches Schäferidyll.
(Künstlergut, Zürich.)

Qualitäten denen des Franzosen Decamps ebenbürtig. Treue Wiedergabe des Gesehenen war Buchsers Streben, dem zwei Haupteigenschaften entsprangen: die unmittelbare Wahrheit und die ihm eigene Lebendigkeit. Seine Studienreisen in Afrika hat der Künstler in den marokkanischen Bildern (1861) anschaulich geschildert. Der Berner Durheim war hochbegabt, fand aber die Anerkennung, um die er bei Lebzeiten sich umsonst bemühte, erst nach seinem Tode. Ein Schüler Lugardons und Ary Scheffers, hat er gut zeichnen und malen gelernt. Er besaß ein scharfes Auge und eine sichere Hand. Ein Dichter war er nicht; seine Studien zeichnen sich vielmehr durch ihre bewunderungswürdige Genauigkeit aus, die er nicht

nur bei der Wiedergabe der Interieurs, sondern auch bei seinen Bildnissen anstrebte. Eine vorzüglich ähnliche Porträtskizze des englischen Kunsthistorikers John Ruskin aus dem Jahre 1846, in Florenz gemalt, hängt im Berner Museum.

Eine ganz andere Richtung schlug Alois Fellmann ein, ein Künstler, der zu großen Hoffnungen berechtigte, leider aber (in Düsseldorf 1892) zu jung starb. Seine letzte Arbeit, „Palmsonntag" im Museum zu Luzern, ging in den Besitz der Eidgenossenschaft über. Auch in dem „Begräbnis auf dem Lande" zeigt Fellmann große Eigenschaften. Er ist ein tüchtiger Zeichner und weiß vorzüglich zu charakterisieren. Ihm ist Frische, Natürlichkeit und Harmonie der Farben eigen. Das Bild „Palmsonntag" ist im Entwurf und in der Komposition, in der Durchführung und Gestaltung der Einzelheiten ein Meisterwerk. Eine Abbildung in Lichtdruck findet der Leser im „Neujahrsblatt" der Zürcher Künstlergesellschaft von 1894.

Es darf vom Genremaler verlangt werden, daß er Stoffe wähle, die menschlich ansprechen. Des Häßlichen beut das Leben genug, und auf der Leinwand sollte es nicht verewigt werden, damit Pascals Wort: „Quelle vanité que la peinture, qui attire l'admiration par la ressemblance des choses dont on n'admire pas les originaux", die Berechtigung verliert. Von dieser Wahrheit ist Konrad Grob (geboren in Andelfingen 1828) durchdrungen; denn er wählt mit Vorliebe solche Stoffe, die dem Gemüte etwas bieten. Er weist auf das Glück der jungen Mutter hin, auf die Freude des Großvaters über das Enkelchen. Er zeigt die Kalenderhändlerin, den Improvisator, den Maler auf Reisen. Im Historienbilde ist Grob nur dann glücklich, wenn, wie bei seinem „Pestalozzi in Stans", das genrehafte Motiv die Dominante bildet. In der „Schlacht bei Sempach" im Berner Bundespalaste tritt Winkelried als Hauptfigur nicht genügend hervor.

Während für einige Künstler gerade die Vermischung der verschiedenen Gattungen charakteristisch erscheint, widmen andere sich einem einzigen Genre. So der St. Galler Emil Rittmeyer, der den Appenzeller Typus in dem 1865 gemalten „Älplerfest" meisterhaft wiedergab, und sein Landsmann Severin Benz, der hauptsächlich das religiöse Gebiet pflegte und in seinem Heimatskanton manche Kirche mit Altargemälden versah. Zwar malte Benz auch tüchtige Fruchtstücke. Er ist nicht so einseitig wie Deschwanden, der seinen Pinsel ausschließlich in den

Dienst der Kirche stellte. Melchior Paul von Deschwanden (1811 bis 1881) darf hier nicht übergangen werden. Unermüdlich malte er Madonnen und Heiligenbilder für die Kirchen und Klöster der Urkantone. Nahezu 2000 gingen aus seiner Werkstatt hervor, und zwar in den Jahren von 1840—1880, folglich fallen im Durchschnitt auf ein Jahr 50 Gemälde. Deschwanden war ein Schnellmaler, bald fertig im Entwurf wie in der Ausführung. Er wiederholte seine Motive bis zum Überdruß und drückte so, besonders in der spätern Zeit, seinen Werken den Stempel des Fabrikmäßigen auf. Er arbeitete bis zuletzt im Geiste Degers und Overbecks, und wie die Werke dieser Meister muten auch die seinigen den Beschauer wie Kopien nach alten Bildern an. Von den neueren hat, jedoch durchaus in individueller Weise, Ottilie Röderstein (geb. 1859) gelegentlich eine Madonna gemalt. Sie ist Schülerin Gussows in Berlin und reifte unter Carolus-Duran und Henner in Paris zur selbständigen Künstlerin heran. Der Tüchtigkeit ihrer zuweilen an das Genrehafte streifenden, technisch hervorragenden Porträts („Die Verlobten", „Das Waisenkind") entsprechen die Erfolge. 1888 erhielt Frl. Röderstein im Pariser Salon eine Ehrenmeldung, 1889 an der Weltausstellung die silberne Medaille.

E. Stauffer.
Entwurf für das Bubenbergdenkmal.

* * *

Ottilie Röderstein leitet zur Bildnismalerei über, die immer mehr die Domäne der Frauen geworden ist. An der Spitze des Jahrhunderts

E. Stauffer. — Crucifixus.

(Museum in Bern.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

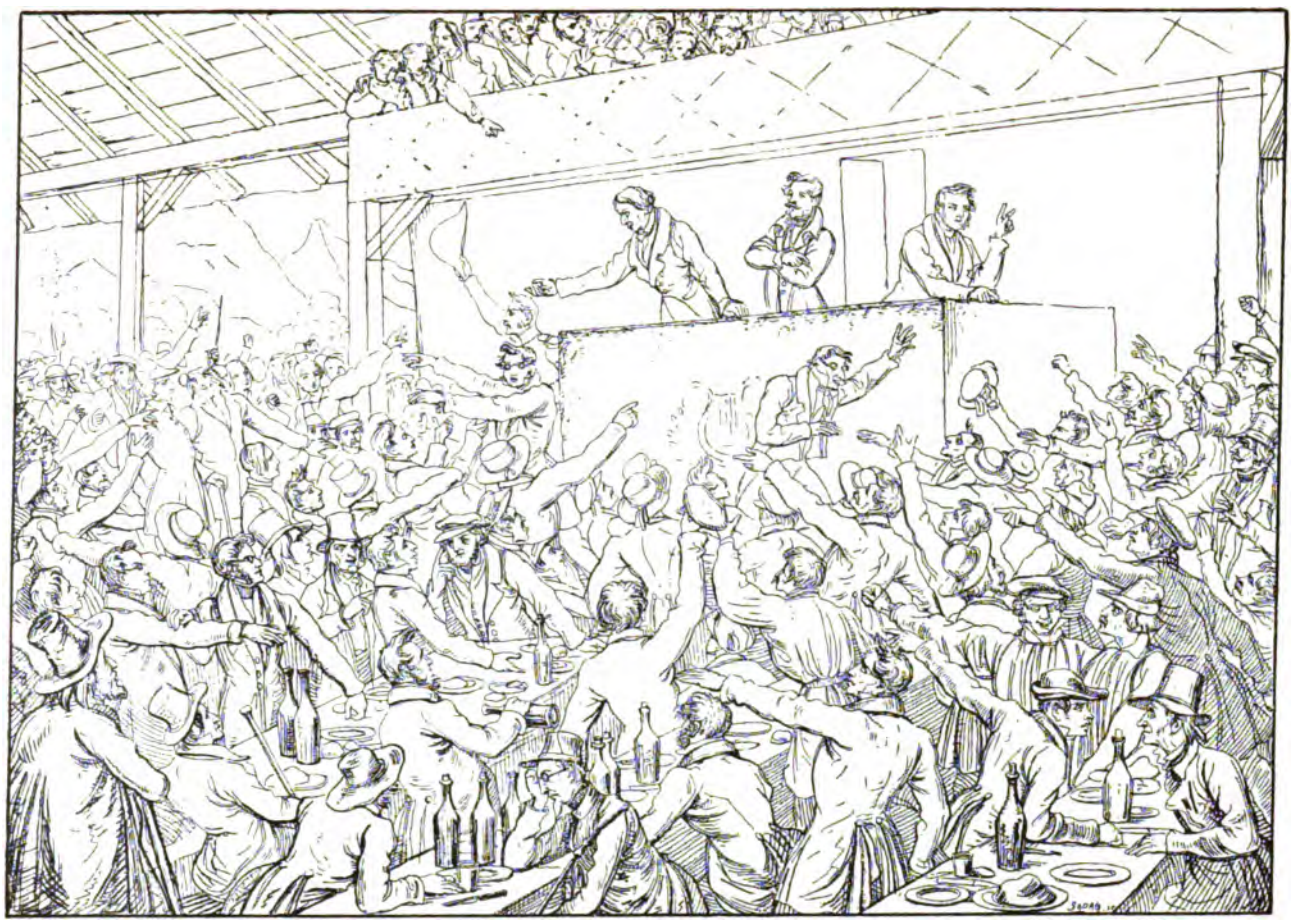
steht Anton Graff (1736—1813). Wer sollte denken, daß seine objektiven und bürgerlichen Bildnisse in die Sturm- und Drangperiode fallen? Goethe nennt Graff in „Wahrheit und Dichtung", seine Porträts atmen aber schlichte und lautere Wahrheit. Das Selbstbildnis Graffs ist eine Perle. „Der Kopf ist ganz vortrefflich", sagt Goethe, „das künstlerische Auge hat den höchsten Glanz, nur will mir die Stellung, da er über einen Stuhlrücken sich herüber lehnt, nicht gefallen, um so weniger, da dieser Rücken durchbrochen ist und das Bild also unten durchlöchert erscheint." Graff war der prädestinierte Maler der großen Männer seiner Zeit, der mit markiger Kunst und sicherer Technik, in plastischer Herausarbeitung der Köpfe, der Nachwelt die Züge Schillers und Lessings, Wielands und Herders überlieferte. Ihm saßen Moses Mendelssohn und der Winterthurer Sulzer, Gellert und Bürger, Gottfried Körner und die Schweizer Geßner und Bodmer. Mit schneller und fleißiger Hand, äußert sein Biograph Muther, nahm der Meister von allen diesen Männern ein treues und zuverlässiges Konterfei. Neben Graff arbeitete Felix Maria Diog (1762—1834), ein Schüler Joh. Melchior Würschs. Zur Weltberühmtheit brachte er es zwar nicht, immerhin widerfuhr auch dem bescheidenen Manne aus Urseren die Ehre, von Goethe auf seiner Schweizerreise bemerkt zu werden In Stäfa, wo Goethe mit Johann Heinrich Meyer (1760—1832) den Freundschaftsbund schloß, lernte er ebenfalls Diog kennen und schätzen.

David Hess.
Rabelais' verwünschte Viertelstunde.
(Vignette aus der „Badenfahrt".)

Auch in neuerer Zeit brachte die Schweiz tüchtige Bildnismaler hervor, die es ernst mit der Kunst nehmen und der Manier aus dem Wege gehen. Glücklicherweise werden die Porträts, denen es schon von ferne anzusehen ist, daß ihnen Photographien zu Grunde liegen, immer seltener. Die Photographie ist der Todfeind der Malerei, wie der graphischen Künste, die in der Raschheit der Produktion nicht mit ihr wetteifern können. Die Malerei soll sich des Vorteils, der für sie in

dem Studium der Natur liegt, nicht begeben. Sie hat an Selbstgeschautes und nicht an Augenblicksaufnahmen, photographische Akte und Studien anzuknüpfen. Unter den neueren Bildnismalern ragen Wilhelm Füßli (geb. 1830 in Zürich) und Karl Stauffer hervor. Jener, ein Schüler Berdelles in München und Coutures in Paris, verdankt seine Kunst dem gründlichen Studium der alten Italiener. Wie tief er in sie eindrang, beweisen die Lenbachs ebenbürtigen Kopien nach Raffael und Tizian. Füßli ist gleich tüchtig im Einzel- wie im Gruppenbildnisse; es seien die Porträts von Professor Dr. Cloetta und Oberst Rothpletz mit seiner Gattin genannt. Karl Stauffer hat gehalten, was er schon jung versprach. Mit seinem ersten, 1881 in Berlin gemalten Porträt des Bildhauers Klein holte er sich in der akademischen Kunstausstellung daselbst die kleine goldene Medaille. Das Porträt ist trefflich gezeichnet und modelliert. Stauffer kam von Löfftz und Wilhelm Diez her. Er wurde später lebhaft von Max Klinger angeregt, mit dem er 1888 nach Rom ging, um im Wettkampfe mit ihm als Bildhauer sich zu versuchen. Alles drängte gerade ihn, der Mühe hatte, zu komponieren, und deshalb als Maler und Radierer keine rechte Befriedigung mehr fand, zur Plastik hin. So entstanden in der letzten Zeit seines zu früh abgeschlossenen Lebens „Der Adorant" (1888) und der Entwurf zum Bubenberg-Denkmal (1890). Die vorzüglichsten Schöpfungen des Meisters bleiben aber doch die Porträts bedeutender Zeitgenossen, wovon sich jeder an der Ausstellung seiner Werke in der National-Galerie zu Berlin 1891—1892 überzeugen konnte. Die Porträts von Ober-Medizinalrat Dr. Bardeleben, Direktor l'Arronge und Gustav Freytag sind Triumphe moderner Bildnismalerei. Neben ihnen stehen die mehr intimen, Reiz ausübenden Familienbildnisse der Mutter und Schwester des Künstlers. Sein „Crucifixus" in Bern ist ein die Einzelgestalt plastisch zum Ausdruck bringender, lebensgroßer Akt, die Totenschädelstudie im Berner Museum ein vorzügliches Stillleben.

M. Diffeli.
Einzug des Königs von Preußen in Neuenburg.



Martin Diſteli. — Scene aus der Kantine.

Vielleicht ist hier der Platz, ein Wort über die Maler-Satiriker zu sagen, die ja ebenfalls die Männer ihrer Zeit, besonders die, welche eine politische Rolle spielen, abkonterfeien, allerdings indem sie die lächerliche Seite der Erscheinung betonen. Je nachdem diese Maler konservativ oder radikal sind, treffen sie die Radikalen oder die Konservativen. Der Zürcher David Heß (1770—1843) stand im Lager der Konservativen. Er wies in den köstlichen Karikaturen der „Hollandia regenerata“ (London 1796) auf die Nachteile hin, die der neu organisierte Staat mit sich brachte. Der „Scharringgelhof“ (1801), in dem das Spießbürgertum mit Witz gegeißelt wird, betrifft Zürcher Verhältnisse, die „Politische Schaukel“ (Februar 1802) die napoleonische Zeit. Heß konnte verletzend scharf werden, seine ätzendsten Blätter aber, in Zürcher Privatbesitz, sind nie öffentlich bekannt geworden. Den radikalen Standpunkt nahm der Solothurner Martin Disteli ein. Olten besitzt von ihm Altargemälde, das Museum in Solothurn Entwürfe zu Historienbildern, z. B. eine Skizze zur „Belagerung von Solothurn“ durch Herzog Leopold. Allein nicht diese Werke sind sein Ruhm, sondern die schweizerischen, seinen Namen tragenden Bilderkalender der dreißiger und vierziger Jahre. Bei den Karikaturen kam Disteli sein entschiedenes Kompositionstalent sehr zu statten. Er weiß (Kampf der „Hornmänner“ und der „Klauenmänner“)[1] große Volksmassen in Bewegung zu setzen, aufgeregte Versammlungen drastisch zu schildern. Charakteristisch treten die Ereignisse vor das Auge des Kalenderlesers. Der „Züriputsch“ (1839)[2] ist meisterhaft persifliert, der aargauische Landsturm[3] von 1841 mit dem Pater Theodosius und dem Pfarrer Knecht typisch dargestellt. Auch Hieronymus Heß († 1850) wollte als Historienmaler gelten („Schlacht von St. Jakob“, der „schwarze Tod in Basel“), auch von ihm fesseln heute jedoch lediglich noch die mit Humor und Satire gewürzten Sarkasmen und fast am meisten die flüchtig, aber mit sicherem Griffel hingeworfenen kleinen Skizzen, in

Hieronymus Heß. — Karikatur.

[1] Siehe Band I, Seite 207.
[2] Siehe Band II, Seite 133.
[3] Siehe Band I, Seite 216 und 217.

denen sonderbare Menschenkinder gleichsam in flagranti ertappt erscheinen. „Die sieben Schwaben", „Niggeli Münch und Boppi Keller" sind launige und ergötzliche Darstellungen.

* * *

Am eigenartigsten erscheinen die Schweizer Maler auf dem Gebiete der Landschaft; hier kann wieder von nationaler Kunst die Rede sein.

Landschaftsmaler auf einer Alpen-Tournée (1825).
Nach einer Zeichnung von Gottfried Weiß.

Die Welschen brachten dasjenige Element, das die Fremden in die Schweiz zieht, zur Anschauung, indem sie die Hochalpen-Landschaft zu europäischer Bedeutung erhoben. Sie haben sie aber nicht erfunden. Schon im 18. Jahrhundert mühte sich Kaspar Wolf (1735—1798) ab, die Hochalpennatur für die Malerei zu entdecken. Er durchstreifte Schluchten und Gletscher, Alpenpässe und Thäler, für seine „Alpes helveticae" fleißig Studien sammelnd. Nach ihm kam Ludwig Heß (1760—1800), ein Künstler mit feiner Naturempfindung, der das gleiche liebevolle Studium der

Schweizer Heimat, wie der römischen Campagna, widmete. Diese Männer waren die Vorläufer, und ihre Namen dürfen deshalb nicht der Vergessenheit anheimfallen, trotz der gewaltigen Fortschritte der Landschaftsmalerei in neuerer Zeit. Die Bilder von Heß machen im Vergleich zu denen Fritz Böllmys heute allerdings einen primitiven Eindruck, die Gletscher Wolfs sind technisch unbeholfen gegenüber denen Wilhelm Ludwig Lehmanns (geb. 1861), der mit seinem „Merjelensee" an die größten Schöpfungen der Welschen heranreicht.

Die Landschaften pflegen auf den Ausstellungen die übrigen Genres zu überwuchern. Glücklicherweise aber lassen nicht alle Landschafter von der Liebe zur Heimat sich den Pinsel führen. Denn sie hat die Vedutenmalerei großgezogen, die das Charakteristikum der ersten Hälfte des Jahrhunderts ist und von der selbst ein so tüchtiger Künstler wie Gabriel Lory (1784 bis 1846) sich nicht frei halten konnte. Die Signatur der Neuzeit ist die Befreiung der Landschaft von der Vedute! Einer wesentlich modernen Richtung schloß sich der Zürcher Karl Bodmer († 1893) an, als er sich der Schule von Fontainebleau zuwandte. Er half durch die Paysages intimes, die er malte, mit, die alte historische Landschaft überwinden. Auch seine Radierungen und Holzschnitte zeichnen sich durch subjektive Empfindung aus. Nachhaltender wirkte im Sinne der Schule von Fontainebleau, besonders durch Studien, der Solothurner Otto Fröhlicher (1840—1890), der in München, wo er lebte, bekannter ist als in der Schweiz. Ebenen, über die trübe Regenstimmung sich ergießt, mit knorrigen Eichen, weiß er kraftvoll darzustellen. Noch bedeutender ist Adolf Stäbli (geb. 1842), der seine Motive gerne vom Starnbergersee und vom Ammersee herholt. Ein feines Gefühl für Farbenwirkung und Linienführung kommt in seinen Landschaften, in denen mächtige Baumgruppen in ernsten Silhouetten von düsterm Horizonte sich abheben, zum Ausdruck. Robert Zünd

H. Lips. — Gottfried Mind.

in Luzern (geb. 1827) blieb seinem Vaterlande treu. Ein wunderbar organisiertes Auge läßt ihn in die tiefsten Geheimnisse, in das feinste Detail der Natur eindringen. Keiner gab die Poesie des schweigenden Waldes mit solcher Empfindung wieder, wie er. Der „Eichenwald" im Künstlergut in Zürich und der „Gang nach Emmaus" sind Meisterwerke allerersten Ranges!

Sämtliche moderne Richtungen, die Freilichtmalerei wie der Impressionismus, kommen in der Landschaft zur Geltung, und alle Länder

Gottfried Mind. — Tanzbär.
(Eidgenössische Kupferstichsammlung.)

sind dem Landschafter erschlossen: der Orient, den Eugen Bracht in Berlin (geb. 1842) mit Vorliebe pflegt, das bayrische Hochgebirge, woher Johann Gottfried Steffan (geb. 1815), das französische Küstenland, woher neuerdings Wilhelm Lehmann seine Motive nimmt. Dort hatte einst Johann Jakob Ulrich (1798—1877) seine besten Marinen gemalt. In der Landschaft steht das objektive Kunstwerk dem subjektiven gegenüber. Jenes ist bestrebt, die Natur wahr wiederzugeben, diesem dient die Natur als Spiegel seelischer Vorgänge. Wer das Subjektive in der Kunst gestalten will, hat mit der Gefahr zu rechnen, in Manier

auszuarten. Dem Basler Rüdisühli ist es zuweilen gelungen („Quelle am Fuße des Casanna", „Vorfrühling", „Herbstweide"), die Klippe zu umgehen und höchst wirkungsvolle und stimmungsreiche Gemälde zu schaffen.

* * *

Von den Tiermalern der Schweiz im 19. Jahrhundert seien zwei erwähnt, der eine als Vertreter des Tierbildes im Anfang, der andere als Vertreter des Tierbildes am Ende des Jahrhunderts. Jener ist Gottfried Mind (1768—1814), dieser Rudolf Koller (geb. 1828). Mind ist eine höchst originelle Erscheinung. Er war von der Natur geistig und körperlich schlecht bedacht. Er trug einzig den Keim zu einem Künstler in sich und war im übrigen nicht viel mehr als ein Trottel, der auf den Gebieten menschlichen Wissens nie über die Anfänge hinauskam. Er vermochte kaum den eigenen Namen zu schreiben. Er lebte seit 1780 im Freudenbergerschen Hause in Bern und malte still für sich seine Katzen, die ihm den Beinamen des „Katzen-Raffael" einbrachten. Unerschöpflich war er im Auffinden neuer Motive, und zahlreich sind die Variationen, die seiner durch seine Beobachtungsgabe geleiteten Phantasie entspringen. Das Spiel der alten Katze mit den Jungen, die Fütterungsstunde, der Mittagsschlaf, wie Katze und Kater knurrend einander messen, das sind Momente, die bei Mind in typischer Weise in die Erscheinung treten. Auch andere Tiere, Bären, Pudel, Löwen, Affen,

Rudolf Koller. — Springendes Rind.
(Phot. Ganz, Zürich.)

diese, wie sie die Menschen travestieren, hat Mind dargestellt, gelegentlich auch aus Kastanien geschnitzt.

Rudolf Koller ist der Potter des neunzehnten Jahrhunderts, jedoch vielseitiger als der niederländische Meister im siebzehnten. Er malte auch vorzügliche Landschaften. Seine Gemälde sind stets geschickt komponiert und zeichnen sich durch glückliche Lichteffekte, plastische Wirkung, Harmonie der Farben und gute Perspektive aus. Die „Gotthardpost" würde hinreichen, ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Das Gemälde, ursprünglich Eigentum Alfred Eschers, ging nach dessen Tode in den Besitz der Tochter über und kam nach ihrem Hinscheiden durch Vermächtnis in den des Bundesrat Welti, dessen Sohn das Bild schließlich dem Künstlergut in Zürich schenkte. Die Gotthardpost (1873) spiegelt in klassischer Weise ein Bild längst entschwundenen Kulturlebens der Schweiz wieder. So passierte man den Gotthard, bevor die Schienenstraße durch den Berg führte.

Die zu Ehren des siebzigsten Geburtstages Kollers 1898 in Zürich veranstaltete Ausstellung seiner Werke gab ein mannigfaltiges Bild. Naturgetreu auf die Leinwand gezauberte Stiere und Kühe wechselten mit Schafen und Pferden ab. 1881 entstand die dramatisch bewegte „Heuernte", 1883 der „Schafweg". Die Wolle, trefflich gemalt, gemahnt an die Pinselführung der Rosa Bonheur. Die Schaffenskraft des Meisters ist noch heute zur Freude des Publikums ungebrochen. Stets neuen Genuß bringt die Betrachtung der schwerfälligen, gutmütigen Vierfüßer, die in der sonnigen Natur, in der malerischen Bucht des Zürichhorns sich ergehen. Auf einem Hauptbilde Kollers tritt ein Säemann auf, der die Frucht ausstreut. Die Arbeit und Mühe, die das Landleben mit sich bringt, hat der Meister poetisch verklärt. Es tönt im Grundaccorde von dieser Leinwand uns entgegen: „Wer nicht säet, wird auch nicht ernten." Rudolf Koller hat gesäet, und die Ernte seines Lebens ist reichlich ausgefallen.

* * *

Wer ein vollständiges Bild von der Kunst des 19. Jahrhunderts entwerfen will, hat die vervielfältigenden Künste mit in den Rahmen seiner Schilderung einzubeziehen. Auch in der Schweiz machte der Kupferstich und besonders die Radierung, die modernste der graphischen Künste, in neuerer Zeit gewaltige Fortschritte. Die Maler sind zu zählen, die

nicht wenigstens einmal die Radiernadel zur Hand nahmen, um einen guten Gedanken direkt der Kupferplatte anzuvertrauen.

Was zunächst den Kupferstich betrifft, so muß einer Gruppe von Meistern gedacht werden, die an die romantische Bewegung Deutschlands anknüpfte. Die Maler von damals erzogen sich die Stecher förmlich zur Reproduktion ihrer Werke. Die Richtung eines Wille, eines Schmidt verwarfen sie. Sie predigten die Nachahmung der Technik Marcantons und Dürers, griffen also auf die Ausdrucksmittel der Vergangenheit zurück.

Die Stecher, die sich diese Maler dienstbar machten, hatten das Hauptgewicht auf die Zeichnung zu legen. Zu ihnen gehörten Samuel Amsler von Schinznach (1791—1849) und Heinrich Merz von St. Gallen (1806—1875). Amsler, ein Schüler von Lips und Heß, erhielt 1828 eine Professur an der Akademie in München. Er gab in einfacher Stechweise die Skulpturen Thorwaldsens heraus und arbeitete nach Cornelius und Raffael. Merz stach „Das jüngste Gericht" von Cornelius und Kaulbachs „Narrenhaus". Die äußersten Konsequenzen aus dieser Richtung zog in reinen Umrißstichen ein Schüler Amslers, Carl Arnold von Gonzenbach aus St. Gallen (1806—1885). Gerade er aber mochte empfunden haben, an der Grenze seiner Ausdrucksfähigkeit angelangt zu sein, weshalb er sich gelegentlich auch zu farbigeren Stichen entschloß.

Vignette von Salomon Geßner.

Unter den jüngeren Kupferstechern der Schweiz ragen J. C. Werdmüller (1819—1892) mit Girardets „Maler im Taglohn", Johann Burger und Friedrich Weber (1813—1882) hervor. Burger[1] läßt in den frühen Arbeiten noch die strenge Schultradition Amslers erkennen. Erst später wandte er sich dem Malerischen zu und schuf seine Meisterwerke, die Stiche nach Raffaels „Madonna della Sedia" und Guido Renis „Aurora". Trotz seiner 70 Jahre rüstig wie ein Junger, trat er kürzlich noch mit der vorzüglich gelungenen Wiedergabe der „Donna velata" im Palazzo Pitti vor die Öffentlichkeit. Auch der Basler

[1] Sein Sohn Fritz machte sich um die farbige Lithographie verdient.

Interessante Lektüre.

Nach einem Aquarell von Freudenberger.

(Eidgenössische Kupferstichsammlung.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Friedrich Weber ging von Amsler aus; er vollendete aber seine Ausbildung bei Franz Forster aus Locle, der sich in Paris niedergelassen hatte und ohne Zweifel einer der hervorragendsten Kupferstecher des neunzehnten Jahrhunderts ist. Die Fühlung mit der Stecherschule Frankreichs war Webers Glück. Schon in München zwar ist er sich des Antagonismus bewußt geworden, in dem er zur Auffassung der namhaftesten damaligen deutschen Kunstheroen stand. Während er sein Augenmerk auf ausgeführte Bilder richtete, die seiner Anlage, seinem Gefühl für das Malerische und Farbenreiche entsprachen, mußte er in München sehen, wie die Stecher darauf ausgingen, über die Zeichnung die Farbe zu vernachlässigen, und wie die Kartonmanier für den Fortschritt des deutschen Kupferstichs verhängnisvoll wurde. Kein Wunder, daß Weber, der spätere getreue Interpret der venetianischen Farbenglut in den Werken Tizians („Himmlische und irdische Liebe"), mit diesem Treiben nicht einverstanden war. Immerhin trat der Wendepunkt erst 1840 in Paris ein, wo er durch das Studium der geschichtlichen Porträts, die er für die von Louis Philipp angeordnete Galerie von Versailles stach, lernte, schärfer und in größerem Maßstabe zu individualisieren. 1859 brachte Raffaels „Vierge au linge" dem Stecher im Salon eine Auszeichnung. Nach Basel zurückgekehrt, warf Weber sich mit Vorliebe auf Hans Holbein den Jüngeren, in dessen Selbstporträt (1847), Lais Corinthiaca (1865), Amerbach (1873) und Erasmus (1878) er sich selbst übertraf. In diesen Blättern ist seine Kunst auf dem Gipfel angelangt; die Kritik

Zeichnung von Freudenberger.
(Eidgenössische Kupferstichsammlung.)

war denn auch einstimmig in ihrem Lobe. Sie mußte bekennen, daß Weber, als Meister ersten Ranges, die letzte Ehrung, die ihm 1878 auf der Pariser Weltausstellung zuerkannt wurde, durchaus verdiente.

Zu hoher Blüte gelangte die Radierung im 19. Jahrhundert. Seitdem Rembrandt im 17. gezeigt hatte, welche Wirkungen sich mit ihr erzielen lassen, griffen die bedeutendsten Künstler zur Nadel und wurden Maler-Radierer. Der Aufschwung war in der Schweiz kein plötzlicher. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts trat die Radierung in den Vordergrund. Salomon Geßner, obgleich als Zeichner Dilettant, handhabte die Nadel sicherer als die Feder. Er begann 1753 mit Vignetten und Illustrationen für Neujahrsblätter und Bücher. 1762 und 1765 erschien, mit eigenhändigen Zierbildern geschmückt, die vierbändige Ausgabe seiner Werke, 1770—1772 die fünfbändige Oktavausgabe, 1777—1778 die Quartausgabe. Außerdem gab Geßner, 1764, 1768 und 1771, Folgen von landschaftlichen Radierungen heraus, zum Teil mit mythologischen Figuren. Hier zeigt sich allerdings, daß ernste Formstudien dem Künstler abgingen. Am besten gelangen ihm die in den Text eingestreuten kleinen Vignetten mit den lustigen Eroten und den naiv tändelnden Putten.[1]

Zeichnung von Freudenberger.
(Eidgenössische Kupferstichsammlung.)

In Deutschland gereichte damals Adrian Zingg (1734—1816), als kurfürstlich sächsischer Hof-Kupferstecher in Dresden thätig, der

[1] Siehe die Kopfleiste und Schlußvignette dieses Kapitels und des Kapitels über „Die Musik in der französischen Schweiz".

Niklaus König. — Inneres eines Oberländerhauses.

(Eidgenössische Kupferstichsammlung.)

Schweiz zur Ehre. Er ist aus der Schule Willes hervorgegangen und war mit Chodowiecki befreundet. Als Künstler von seiner Zeit überschätzt, hat Zingg als Radierer immerhin im Landschaftsfache Tüchtiges geleistet. Er nahm Ansichten aus der Gegend von Dresden, Meißen und Potsdam auf. Es sind feine, zierliche Arbeiten, aber etwas schablonenhaft und philiströs ausgeführt. Charakteristischer muten diejenigen Meister an, die ihrem Vaterlande räumlich treu blieben. Sigmund Freudenberger und Niklaus König sind leuchtende Beispiele. Lebte jener auch vorübergehend (1765—1773) in Paris, wo er mit Greuze und François Boucher verkehrte, so sind doch die einfach ländlichen Scenen, die er darstellte, der treue Spiegel des idyllisch aufgefaßten Volkslebens seiner Heimat. Freudenbergers Schüler Niklaus König (1765—1832) weckte durch seine Arbeiten den Sinn für die Schönheiten der Alpenlandschaft, die er während der elf Jahre, die er im Berner Oberlande zubrachte, gründlich kennen lernte. Er ist wie Freudenberger im Kupferstichkabinett des Polytechnikums vorzüglich vertreten und in weiteren Kreisen als Anordner des durch Frau von Staëls Schilderung berühmt gewordenen Alpenhirtenfestes von Unspunnen bekannt. Noch sei der liebenswürdige Franz Hegi (1774—1850) erwähnt, dessen zahlreiche Skizzenbücher und Radierungen im Künstlergut Zürich von der Produktivität und Sorgfalt eines Meisters zeugen, der besonders in der Aquatintamanier Vorzügliches leistete. An seinen Neujahrskupfern der Gesellschaft zum schwarzen Garten kann man sich nicht leicht satt sehen.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erreichte die Radierung eine Popularität sondergleichen. Keine Ausstellung findet statt, auf der sie nicht eine Rolle spielt. Radierervereine bildeten sich in den Hauptstädten Deutschlands, und ihnen schlossen sich die einheimischen Kräfte an. So kommt es, daß oft fremde Publikationen die besten Arbeiten der Schweizer Radierer enthalten. Robert Leemann warf sich neuerdings mit Vorliebe auf das Porträt; der 1882 verstorbene Caspar Huber widmete mit dem wissenschaftlichen Ernste des Geologen seinen Stift der Hochalpenlandschaft. In der Niederung bleiben Carl Theodor Meyer-Basel, ein Schüler des unvergeßlichen Joh. Leonh. Raab in München, der phantasievolle Albert Welti und der talentvolle Hermann Gattiker in Zürich. Technisch Epoche machend wirkte der zu früh dahingegangene Karl Stauffer, dessen Bedeutung als Radierer nicht genug hervorgehoben werden kann.

Stauffer wurde 1857 zu Trubschachen im Emmenthal geboren und starb 1891 in Florenz. Er wuchs in Neueneck an der Sense auf. Er zeichnete früh nach Walthards Illustrationen zu Jeremias Gotthelf und genoß in Bern seit 1873 den Unterricht P. Volmars. 1874 begab er sich nach München, wo er zunächst bei einem Dekorationsmaler Arbeit fand. Ein halbes Jahr darauf bethätigte er sich bei dem Theatermaler Quaglio; dann besuchte er vier Jahre die Akademie. 1880 siedelte Stauffer nach Berlin über, wo Peter Halm ihn in die Kunst des Radierens einführte. 1888 vertauschte er Berlin mit Rom, in der Absicht, sich fortan ausschließlich der Bildhauerkunst zu widmen. Da vollzog sich sein Geschick. Stauffer geriet als Mensch auf eine schiefe Ebene und war für die Kunst fortan verloren.

Selbstporträt Staufers.
Mit specieller Erlaubnis der Herren Amsler & Ruthardt, Berlin.

Karl Stauffer trug wesentlich dazu bei, die Stichradierung in Deutschland einzuführen. Sein erstes Blatt, ein stehender weiblicher Akt von skizzenhafter Behandlung, war eine reine Radierung gewesen. Später jedoch genügte ihm diese nicht mehr, so wenig wie der farblose und den Mangel der Charakterisierung offenbarende schematische Linienstich, der seit dem Beginne des Jahrhunderts üblich war. Griff Stauffer dennoch zum Stichel, strebte er den Wirkungen nach, die Gaillard mit ihm erzielte. Er handhabte ihn frei wie die modernen Franzosen und suchte sein Heil allein bei ihm. Das Porträt seiner Mutter (1885) und ein

männlicher Akt sind die glänzenden Resultate seiner Versuche. Als reine Radierungen seien noch genannt die Bildnisse Gustav Freytags, Konrad Ferdinand Meyers und Adolf Menzels, die, was die mehr plastisch als malerische Wirkung anlangt, unübertroffen dastehen. Stauffer benutzte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel mit Ausnahme des Aquatintaverfahrens. Er unterwarf als Radierer seine Platten einer letzten Überarbeitung mit dem Grabstichel, um zu jener naturalistischen Durchbildung der Einzelheiten und des Helldunkels zu gelangen (Porträt von Eva Dohm), durch die alle seine Blätter sich auszeichnen.

* * *

Die Schwesterkünste der Malerei, die Architektur und Plastik, sind nur insofern im Vorteil, als sie sich dem Auge von selbst darbieten. Während die Werke des Pinsels in den Galerien und Ausstellungen aufgesucht sein wollen, schmücken die monumentalen Bauten und die den großen Männern der Vergangenheit gesetzten Denkmäler die einem jeden leicht zugänglichen öffentlichen Plätze. Die Städte der Schweiz sind im Aufschwung begriffen, ihre bauliche Entwickelung ist eine in hohem Grade erfreuliche. Schulhäuser und Theater, besonders aber Postgebäude und Kirchen (Bluntschlis Centralkuppelbaute in Enge und Chioderas und Tschudis Synagoge in Zürich) werden in großer Anzahl errichtet. Die Baukunst kommt wieder der Malerei und Plastik zu gute, indem sie den Malern Wandflächen und den Bildhauern Nischen zur Verfügung stellt. Dies ist ein Glück, denn in den öffentlichen Ausstellungen erscheint die Plastik gewöhnlich schwach vertreten, da die Bildhauer sich schwer dazu entschließen, ihre Werke, die durch vieles Ein- und Auspacken leiden, dem Risiko des Transportes auszusetzen.

Zürich hatte die Chance, Gottfried Semper (1803—1870) jahrelang als Lehrer des Polytechnikums wirken zu sehen. So genial als Schriftsteller („Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten", 1860 bis 1863) wie als Architekt, wäre Semper wohl nie in die Schweiz gekommen, hätte 1848 ihm nicht einen Querstrich gemacht. Seinen großen Namen brachte er mit, denn das alte Hoftheater in Dresden, mit dem die Renaissance neuerdings ihren Einzug in Deutschland hielt, und das Dresdener Museum standen damals bereits. In der Schweiz, wo seine Kraft nicht genügend ausgenutzt worden ist, baute er das prächtige Stadthaus zu

Winterthur und das Polytechnikum[1] in Zürich mit seinem herrlichen, an einen hellen Dreiklang erinnernden Mittelstück.

Sempers Einfluß wäre heute spürbarer, hätten seine Schüler, unter denen sich tüchtige Leute befinden, mehr Gelegenheit gehabt, hervorzutreten. Was soll man dazu sagen, daß eine Stadt, die Männer wie Fr. Bluntschli zu den Ihrigen zählt, zwei Durchschnittsarchitekten aus Wien berief, um sich ein Theater und eine neue Tonhalle bauen zu lassen? Hoffentlich kommt wenigstens das von Bluntschli projektierte Zürcher Kunstmuseum zu stande. Neben Bluntschli steht sein Kollege am Polytechnikum, Professor Gustav Gull[2] (geb. 1858), einer der talentvollsten jüngeren Architekten der Schweiz. Schon verdanken zwei Gebäude in Zürich ihm ihre Entstehung: das neue gotische Stadthaus neben dem Florentiner Renaissance-Palast der Post von Schmid-Kerez und das Landesmuseum im Platzspitz, ein in vieler Beziehung vorbildlicher Bau. Die Bundesstadt wird demnächst das Parlamentsgebäude von Meister Hans Auer einweihen, welches das alte von Studer in Bern errichtete Bundesrathaus mit dem neuen, ebenfalls von Auer herrührenden, verbinden soll.[3] Der feine Geschmack des Architekten und sein Sinn für die Plastik und Malerei bürgen dafür, daß auch diese Künste im Parlamentsgebäude zur Geltung kommen.

Von den drei bildenden Künsten ist entschieden die Malerei die moderne Kunst par excellence. Dennoch sind der bei dem Publikum weniger in Gunst stehenden Skulptur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die schöneren Aufgaben zugewiesen worden. Die Bildhauer, in geringerem Maße im Banne des international angehauchten Zeitgeistes, stellen ihre Thätigkeit in den Dienst der nationalen Idee. Das ist der Fall bei Dorer und Schlöth, bei Kißling und Lanz, bei Leu und Natter.

Robert Dorer, einer der hervorragendsten Repräsentanten im Lager der deutsch-schweizerischen Bildhauer, hielt bis zum letzten Atemzuge mit Schlöth das Banner des Idealismus hoch. Er ist der Schöpfer der Helvetia am Verwaltungsgebäude der Versicherungsgesellschaft in St. Gallen, vor allem aber der Bildner des schönen Bronzedenkmals, das zur Erinnerung an den 1814 erfolgten Anschluß Genfs an die Eidgenossenschaft vor dem englischen Garten in Genf errichtet wurde. Fer-

[1] Siehe Band II, Seite 26.
[2] Siehe Band II, Seite 443.
[3] Siehe Band I, Seite 420.

dinand Schlöth (1818—1891) weihte den Helden von Sempach zu Stans ein würdiges Monument; den Helden von St. Jakob an der Birs setzte er in Basel ein Denkmal, das am 26. August 1872 enthüllt wurde. Schlöths Arbeiten zeichnen sich durch klassische Linien aus, besonders diejenigen, die antike Stoffe behandeln. Eine Marmorstatue stellt Psyche dar, wie sie, durch Neugierde getrieben, leise von dem Lager Amors sich erhebt und zum erstenmal die Züge ihres Gemahls wahrnimmt. Ein Marmorrelief zeigt Ganymed, den der Adler Jupiters zum Olymp trägt.

Telldenkmal in Altorf von Richard Kißling.
Nach einer Photographie der „Photoglob Co.“, Zürich.

Im Atelier Schlöths fanden der Zürcher Baptist Hoerbst und Richard Kißling von Solothurn ihre Ausbildung. Hoerbst, der Ignaz Heim in Zürich ein Denkmal setzte, ist vorwiegend Porträtist. Er lieferte vorzügliche Büsten, z. B. von Ferdinand Keller (im Landesmuseum), Oberst Ziegler, Alfred Escher ꝛc. Kißling, eine frische Kraft, verbindet mit Phantasie viel Beobachtung. Seine Werke tragen den Stempel einer bedeutenden, das Leben poetisch auffassenden Künstlernatur. Die Tellstatue in Altorf war ein glücklicher Wurf, weniger gelungen ist das Alfred Escher-Denkmal in Zürich. Geist verrät der „Dämon des Dampfes“, ein ideal

gedachter, auf einem geflügelten Dampfrade dahineilender Jüngling, die treffende Verkörperung der Gegenwart. Bei der Ausführung in Marmor sollte der plastische Dampf, ein Ding der Unmöglichkeit, allerdings fortbleiben. Auch gute Büsten hat Kißling modelliert, z. B. den Pater Hyacinth und Gottfried Keller. Ebenfalls in Zürich lebt der Solothurner Urs Eggenschwyler, dessen naturalistisch behandelte Löwen von großem Fleiße zeugen. In ihnen soll die Kraft, die Zürich eigen, symbolisch zum Ausdruck gelangen. H. Natter, der dem Reformator Ulrich Zwingli in Zürich ein Denkmal setzte, das stets ein leuchtendes Vorbild bleiben wird, ist kein Schweizer, sondern Tiroler.

Eine vornehme Erscheinung ist Alfred Lanz, dessen Hauptwerke, das dem General Dufour auf der Place neuve in Genf gesetzte Bronze-Reiterstandbild und das Denkmal Heinrich Pestalozzis in Yverdon, der Schweiz zur hohen Ehre gereichen. Pestalozzi, mit zwei Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, zusammen gruppiert, ist die gelungene Verkörperung des berühmten Menschenfreundes. Das Monument brachte dem Künstler denn auch 1889 auf der Weltausstellung in Paris die goldene Medaille ein. Es wurde am 5. Juli 1890 enthüllt und ist bis zum heutigen Tage das Ideal eines Pestalozzidenkmals geblieben. Wohl eiferte Zürich Yverdon nach, als es einem jungen und talentvollen Bildhauer aus Luzern, Hugo Siegwart, den Auftrag erteilte, auf dem Linth-Escher-Platze dem großen Pädagogen ein Denkmal zu errichten; allein Siegwart hatte nach Lanz und angesichts der Kommission, die ein Zweifigurenbild wünschte, einen schweren Stand. Gerade in der Wirkung der eine Pyramide bildenden und von einem gleichschenkligen Dreiecke umschriebenen Gruppe von drei Figuren liegt der Hauptreiz des Pestalozzi von Lanz. Die Siegwartsche Gruppe erinnert an die Konkurrenzarbeit Albisettis, nur daß der Knabe des Tessiner Bildhauers ungleich schöner ist. Siegwart schmiegte sich eben den Ideen der Kommission an, statt sein ursprüngliches und selbst empfundenes Projekt, das Pestalozzi mit einem Kinde im Arm darstellte, auszuführen. Glücklich Michel Angelo, dem Julius II. völlig freie Hand ließ, in der Sixtina zu malen, was er für gut hielt.

Die Bildhauer der Schweiz sind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besser gestellt als in der ersten, wo wenig Denkmäler errichtet wurden. Der Löwe von Luzern, der 1821 zum Gedächtnisse der 1792 in Paris gefallenen Offiziere und Soldaten, welche die Tuilerien verteidigten, nach einem Modelle Thorwaldsens ausgeführt wurde, ist

eine Ausnahme, welche die Regel bestätigt. Max Im Hof (1798—1869), dem Schöpfer der Hagargruppe und der Eva, ist niemals eine monumentale Aufgabe zu teil geworden. Damals war eben noch nicht der Drang da, die Städte bildhauerisch zu schmücken. Heute ist das anders geworden, das Volk stiftet den Männern, denen es zu Dank verpflichtet ist, der schweizerischen Arbeit und Ausdauer würdige Denkmäler. Adrian von Bubenberg erhält in Bern ein Monument von der kunstfertigen Hand Max Leus, Jonas Furrer, der 1861 gestorbene schweizerische Bundespräsident, ein solches in Winterthur von Gustav Sieber. Hoffentlich findet auch Ludwig Brandenberg von Zug Gelegenheit, seinen „Steinstoßer", der warme Anerkennung verdient, und die anderen, die nationalen Spiele des Landes personifizierenden Gruppen und Figuren einst in Marmor auszuführen.

* * *

Der Leser wird bemerkt haben, daß gewisse extravagante Richtungen in dieser leider zu kurz ausgefallenen Skizze keine Berücksichtigung fanden. Sie gehören wohl auch mehr dem 20. als dem 19. Jahrhundert an, weshalb erst spätere Geschlechter in ihrer Beurteilung der nötigen Objektivität sich rühmen können. Das Charakteristische der Kunst der Neuzeit ist die Auflösung der in der Vergangenheit gültigen Formen. Ein anarchischer, nihilistischer Zug macht sich vielfach geltend. Anderseits greifen die Künstler wieder nach längst Entschwundenem. So schlägt der Symbolismus eine Brücke in entfernte Regionen. Es ist oft schwer zu sagen, wohin die Künstler zielen; sie wissen es wohl hie und da, weil sie in einer Übergangsperiode leben, selbst nicht. Die Erscheinungen bieten sich dem Auge wie durch einen Schleier dar. Die Linien verwischen sich, die Konturen sind oft dem schärfsten Blicke kaum erkennbar. Aus allen diesen Gründen hüten wir uns, um mit Anton Springer zu reden, „das endgültige Urteil über das Wesen und die Aufgabe unserer Kunst rasch zu fällen".

Erfreuliche Resultate zeitigte die ernste Pflege, welche die Kunst in der Schweiz in den letzten Decennien erfuhr. Die Reduktion des Bundeskredites ist hoffentlich nur vorübergehend. Wenn auch die Erwartung unbegründet erscheint, daß durch staatliche Hülfe die Künste neuen Aufschwung nehmen — sie sind keine Treibhauspflanzen, die durch künstliche Mittel zum Blühen gebracht werden — so ist doch die Überzeugung

gerechtfertigt, daß die größere finanzielle Unterstützung des Bundes ermutigend auf die Künstler einwirke. Es kann aber nicht oft genug betont werden, daß die Kunst ein Faktor ist, mit dem ein gesundes Staatswesen rechnen muß. Ihr treu zu dienen, ist die Pflicht eines jeden Bürgers. Die Kunst veredelt die Volkssitten. Sie tritt der Verrohung entgegen und trägt zur Erziehung des Menschengeschlechts bei. Didicisse fideliter artes, emollit mores nec sinit esse feros.

Die Musik der deutschen Schweiz.

Während die Musik im 18. Jahrhundert auf Schweizerboden keine hervorragende Rolle spielt und namentlich die untern Volksschichten wenig berührt, nimmt sie im 19. Jahrhundert einen so mächtigen Aufschwung und wird ein so bedeutsames Kulturelement, daß es sich lohnen würde, ihre Entwicklung in diesem Zeitraum zum Gegenstand eines Specialwerkes zu machen. Hier kann nur skizziert werden, welches die Hauptfaktoren und Leiter der Bewegung waren, wie sich das Vereinswesen, das ja überhaupt unser Jahrhundert kennzeichnet, auch auf musikalischem Gebiete bethätigt und insbesondere den Chorgesang für gemischte und für Männer-Stimmen zu üppiger Blüte entfaltet hat, und wie zugleich auf instrumentalem Boden der Dilettantismus, der die erste Hälfte des Jahrhunderts beherrscht, allmählich künstlerischen Leistungen weicht, je mehr sich unsere größern Städte ausdehnen und an die Stelle der Liebhabergesellschaften aus Berufsmusikern zusammengesetzte Orchester treten. Wir fassen dabei nur die deutsche Schweiz ins Auge, da die Musikgeschichte der französischen besonders behandelt wird. Die Grundlage der eifrigen Musikpflege, welche bei uns mit diesem Jahrhundert beginnt, bilden für die katholischen Landesteile die zahlreichen Stifts- und Klosterschulen, in denen von jeher eine Menge tüchtiger Chordirigenten wie Instrumentalisten thätig war, für die reformierten Gegenden die sogenannten Collegia musica, das heißt jene

Dilettantenvereinigungen, deren Entstehung bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückreicht. Während ursprünglich geistliche Kompositionen, namentlich die Goudimelschen Psalmen, den Hauptmusikstoff dieser spießbürgerlich, aber fest organisierten Kollegien abgaben, werden später auch weltliche Lieder herbeigezogen und tritt die Instrumentalmusik immer mehr hervor. Es hängt dies unmittelbar mit der großartigen Entwicklung zusammen, welche die orchestrale Kunst im 18. Jahrhundert erfuhr und deren Gipfel die klassischen Meister Haydn, Mozart, Beethoven darstellen. Weil das heute zum „Mädchen für alles" gewordene Klavier damals noch verhältnismäßig wenig verbreitet war, wandten sich die begeisterten Musikliebhaber dem Studium der Streichinstrumente, aber auch der Flöte und Oboe zu, wie wir denn noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts unter den Mitgliedern der schweizerischen Musikgesellschaft einer stattlichen Zahl von hervorragenden Holzbläsern begegnen. Die Revolutionsstürme der Neunziger Jahre und die neuen Ideen, welche die weltumgestaltende Bewegung auch auf Schweizerboden verpflanzte, hatten die Auflösung der zopfigen, mit den frühern gesellschaftlichen Anschauungen verwachsenen Collegia musica zur Folge. Allein die Lust und Liebe zur Musik, die sie in unsern bürgerlichen Kreisen geweckt hatten, gingen ebensowenig zu Grunde als die von ihnen ins Leben gerufenen Institute, so namentlich die in den Städten entstandenen, mehr oder weniger regelmäßigen Subskriptionskonzerte, und vielfach bildeten sich aus den Trümmern der alten neue Gesellschaften mit umgeänderten, dem Geist der Zeit entsprechenden Statuten.

Den Ausgangspunkt für die volkstümliche Entwicklung unserer deutschschweizerischen Musik und die Wiege einer ganzen Reihe musikalisch hervorragender Männer bildete in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die zürcherische Gemeinde Wetzikon. Hier wurde 1754 Johannes Schmidlin zum Pfarrer gewählt, welcher schon während seines Vikariats in Dietlikon die rasch zu allgemeiner Beliebtheit gelangte Sammlung ein- und mehrstimmiger Lieder, „Singendes und spielendes Vergnügen reiner Andacht", geschaffen hatte. Nun rief er neben einem Collegium musicum eine große, bald 200 Mitglieder umfassende Singgesellschaft ins Leben, die sich jeden Sonntagnachmittag zwei Stunden lang übte und für eine Menge schweizerischer Gesangvereine vorbildlich wurde. Auch Schmidlins treffliche Nachfolger als Liederkomponisten, J. Heinrich Egli von Seegräben bei Wetzikon (1742—1810) und Joh. Jak. Walder

von Unterwetzikon (1750—1817), waren seine Schüler, und nach seinem Tode (1772) trat in sein Amt Pfarrer Nägeli, gleichfalls ein eben so musikkundiger wie begeisterter Mann, der das Werk des Vorgängers erfolgreich fortsetzte. Am 26. Mai 1773 wurde diesem geistlichen Herrn ein Sohn geboren, welcher die Namen Hans Georg erhielt und sich den Ehrentitel „Vater des schweizerischen Volksgesanges" erringen sollte. Mit 17 Jahren kam der für die Musik prädestinierte Jüngling nach dem nahen Zürich, wo er 1791 eine Handlung und Bibliothek für Musikalien, das erste derartige Institut in der Schweiz, gründete. Von der Überzeugung durchdrungen, daß die Tonkunst nur durch den Chorgesang Gemeingut des Volkes werden und so ihre hochwichtige civilisatorische Aufgabe erfüllen könne, gründete Nägeli in Zürich 1805 sein Singinstitut, d. h. einen gemischten Chor von zunächst etwa 30 Personen, dem bald ein Kinderchor zur Seite trat. Für beide komponierte der Leiter selbst geeigneten Singstoff, für die Erwachsenen Motetten, Rund- und Wechselgesänge mit Einzelstimmen, für die Jugend zwei- und dreistimmige Lieder. Daß in Zürichs Mauern lebendiger Sinn und tüchtige Kräfte für den gemischten Chorgesang vorhanden waren, hatte sich schon 1801 bei Anlaß der Totenfeier für den am 2. Januar genannten Jahres verstorbenen Joh. Kaspar Lavater gezeigt. Denn diesem Trauerakt vom 26. Februar wohnten im Großmünster gegen 3000 Personen bei, und zum erstenmal finden wir hier im Festchor neben den Mitgliedern der beiden zürcherischen Musikgesellschaften und auswärtigen Liebhabern zahlreiche Sängerinnen. Seit 1810 hielt das Nägelische Singinstitut wöchentlich drei Übungen ab und brachte in seinen öffentlichen Konzerten neben des Leiters eigenen Kompositionen fast alljährlich ein umfängliches Chorwerk, wie die beiden Haydnschen Oratorien oder 1814, als Trauermusik

Hans Georg Nägeli.

zu Ehren des heimgegangenen Bürgermeisters v. Escher, Mozarts Requiem zur Aufführung. Besonders intensiv aber beteiligte sich das Institut an den schweizerischen Musikfesten in Zürich von 1809, 1812 und 1818, welche sämtlich von Nägeli dirigiert wurden. Es führt uns dies zu einer etwas nähern Betrachtung des Entstehens und der Thätigkeit der schweizerischen Musikgesellschaft, von der die genannten Feste ausgingen und die während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts den Vereinigungspunkt der helvetischen Musikfreunde und das wichtigste Organ für die Entwicklung des musikalischen Lebens in der Schweiz darstellt.

Während die helvetische Regierung in Luzern residierte, gab man sich daselbst alle Mühe, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen. So nahm auch das musikalische Leben der Leuchtenstadt einen bedeutenden Aufschwung. Die bestehende Musikgesellschaft veranstaltete Abonnementskonzerte und war so eifrig auf die Beschaffung neuen und guten Stoffes bedacht, daß die Statuten jedes Mitglied verpflichteten, wenn es heiratete oder taufte, der Gesellschaft ein Notenwerk zu schenken. Da die Orchesterdilettanten verschiedener Ortschaften bei größern Konzerten einander unterstützten und namentlich Haydns „Schöpfung" in zahlreichen Städten, wie Schaffhausen, Wyl, Aarau, unter Zuzug auswärtiger Kräfte aufgeführt wurde, machte sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei unsern kunstsinnigen Instrumentalisten immer stärker geltend. 1808 ergriff daher Luzern die Initiative und lud die Musikfreunde der Schweiz auf den 27. und 28. Juni zu einem gemeinsamen Konzert und zur Gründung einer allgemeinen schweizerischen Musikgesellschaft ein. Nach Schnyder von Wartensees „Erinnerungen" folgten dem Ruf 40 Musikfreunde von Luzern, 12 aus Zürich, 11 aus dem Kanton Aargau, 3 von Stans, 3 von Zug, 2 von Solothurn, 1 von St. Gallen, 2 von Rapperswil, 2 von Rorschach, im ganzen 84 Personen, die gleich in ihrer ersten Sitzung eine fünfgliederige Kommission, mit Dekan Häfliger von Hochdorf an der Spitze, zur Vorlage eines Grundgesetzes für die Gesellschaft bestellten und andern Tages deren Entwurf genehmigten. Hiernach sollten nur Einzelpersonen, und zwar bloß Schweizerbürger und aktive Musikliebhaber, als ordentliche Mitglieder in den Bund eintreten können, dieselben übrigens berechtigt und verpflichtet sein, bei den Konzerten diejenige Orchesterpartie zu spielen, die ihnen vom Kapellmeister, d. h. dem mit den musikalischen Anordnungen betrauten Kommissionsmitglied oder dem Korrespondenten ihres Kantons, angewiesen

würde. Die Reisekosten und Tafelauslagen bei den alljährlich stattfindenden zweitägigen Versammlungen überband man den Mitgliedern, während sie auf unentgeltliches Quartier Anspruch erhielten. Kandidaten sollten sich wenigstens vier Tage vor der Jahresversammlung beim Korrespondenten ihres Kantons melden und erst beim zweiten Erscheinen, d. h. beim folgenden Jahresfest, als Mitglieder aufgenommen werden. Obschon die Gesellschaft somit wesentlich den Charakter eines aus Liebhabern zusammengesetzten Orchestervereins an sich trug, beschränkte sie sich nicht auf Instrumentalmusik, sondern brachte von Anfang an, unter Zuzug der gemischten Chöre des jeweiligen Festortes, sowie von Gesangskräften aus der Umgegend, kleinere und größere Chorwerke zur Aufführung. Allerdings bestand lange Zeit ein starkes numerisches Mißverhältnis zwischen Chor- und Instrumentalkräften. So zählte 1809 in Zürich der Chor 100, das Orchester 114 Mitwirkende, und beim Zürcherfest von 1812, dessen Programm Bruchstücke aus Händels „Messias" und das Mozartsche Requiem brachte, standen einem gemischten Chor von 104 Personen 199 Mitglieder im Orchester gegenüber, welch letzteres die für unsere Begriffe ungeheuerlichen Zahlen von 18 Flöten, 12 Hörnern, 10 Fagotten aufwies. Schon 1810 dehnte man die Dauer der Feste auf drei Tage aus und führte ein regelmäßiges zweites Konzert ein, „in welchem die vorzüglichen Tonkünstler der Gesellschaft und ausgezeichnete Musikliebhaberinnen eingeladen werden, sich hören zu lassen". Wie bei diesen Solistenkonzerten Unbedeutendes genug in Stoff und Ausführung unterlief, so konnten die Gesamtaufführungen strengern künstlerischen Anforderungen nur selten genügen. Immerhin nennt Karl Maria v. Weber, welcher der vierten Zusammenkunft von 1811 in Schaffhausen beiwohnte und damals zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt wurde, die Wiedergabe der Beethovenschen C-dur-Symphonie „recht brav für ein so großes Orchester, das aus allen Enden der Schweiz

Xaver Schnyder von Wartensee.

zusammenkommt und mit einer Probe dies leisten muß". Lebhaft interessierte den romantischen Meister das damals aus der Taufe gehobene Männerquartett Schnyder von Wartensees: „Das Grab ist tief und stille", und eine besondere Lust war es ihm, „den echt republikanischen Geist und die Einigkeit zu sehen, die da herrscht". Strenger urteilte der aristokratische Spohr, welcher, von Konradin Kreutzer begleitet, an der siebenten Zusammenkunft der Gesellschaft in Freiburg von 1816 teilnahm und das Orchester bedenklich fand, während er den aus Deutschsingenden zusammengesetzten Chor gut eingeübt, kräftig und rein nennt. Wie sehr sich indes die Vereinsproduktionen schon bis Anfang der 40er Jahre vervollkommneten, geht aus den Äußerungen Spohrs über das 23. Musikfest in Luzern vom Sommer 1841 hervor, bei welchem sein Oratorium „Des Heilands letzte Stunden" zur Aufführung kam und Madame Stockhausen die Partie der Maria nach seinen eigenen Worten „mit wahrer Engelsstimme" sang, aber auch die Chöre „vortrefflich gingen" und das Orchester „durchaus Annehmbares" leistete.

Welch bedeutsamen Einfluß die Gesellschaft auf das musikalische Leben unserer deutschschweizerischen Städte ausübte, ergiebt sich vor allem aus der Musikgeschichte Basels, das je mit Abständen von 20 Jahren, 1820, 1840 und 1860, den Bund in seinen Mauern aufnahm und wo die Aufführungen namentlich für die Ausbildung und Konzentration der Chorkräfte die entscheidenden Impulse gaben. Beim Fest von 1820 besaß die Rheinstadt noch keinen größern Chorgesangverein, vielmehr bildete der treffliche Direktor Tollmann, der 1804 zur Leitung der Konzertgesellschaft von Mannheim berufen worden war und siebenmal bei Zusammenkünften der schweizerischen Musikgesellschaft das Scepter führte, einen gemischten Chor ad hoc. Die Haydnschen „Jahreszeiten" brachten einen so mächtigen Eindruck hervor, daß Tollmann 1821 einen „musikalischen Übungsverein" gründen konnte; doch wurde letzterer bald vom „Gesangverein" überflügelt, der 1824 unter Ferdinand Laur ins Leben trat und sich unter dessen Nachfolgern Ernst Reiter und Alfred Volkland immer erfreulicher entwickelt hat bis auf den heutigen Tag. Für das Musikfest von 1840 war der gemischte Chor infolge öffentlichen Aufrufes an alle singfähigen Elemente der Stadt auf 411 Mitwirkende angewachsen, so daß die Chöre des Händelschen „Samson" und des 42. Psalms von Mendelssohn prachtvoll durch die Hallen des Münsters klangen. Und auf noch höherer Stufe stand der gewaltige Chor beim

Fest von 1860, dessen Programm das Oratorium „Jephta“ von Händel und Beethovens 9. Symphonie, letztere zum erstenmal bei einem Gesellschaftskonzert, enthielt. Auch zum Orchester, das sich seiner schweren Aufgabe gewachsen zeigte, hatte die Feststadt selbst in ihrer Konzertgesellschaft den tüchtigen Grundstock gestellt; denn während diese früher

Ankunft der zürcherischen Musikanten beim Basler Fest, im Jahre 1820.
Nach einem Kupferstich der „Neujahrsblätter der Zürcher Musikgesellschaft“.

fast nur aus Liebhabern bestand, saßen nun eine ganze Anzahl Fachmusiker darin und waren namentlich die Blasinstrumente mit tüchtigen Künstlern, wie den seit den 40er Jahren engagierten Gebrüdern Lang, besetzt. Schon 1856 hatte man daher zu Basel lediglich mit eigenen Kräften eine Feier von Mozarts hundertstem Geburtstag veranstalten können, die des Meisters würdig war und welcher im Dezember 1870 die Gedächtnisfeier an den vor hundert Jahren geborenen Beethoven, sowie 1874 das 50jährige Jubiläum des Gesangvereins in noch groß-

artigerm Maßstab folgten. In Basel fanden 1865 und 1870 auch die ersten schweizerischen Aufführungen der Bachschen Matthäuspassion statt, denen sich Zürich 1872 mit der dritten Wiedergabe des erhabenen Werkes anschloß.

Das letzte Fest der schweizerischen Musikgesellschaft wurde nach siebenjähriger Pause während der denkwürdigen Tage des 13. bis 16. Juli 1867 in Zürich abgehalten, wo man nach langen Mühen durch den Umbau des frühern Kaufhauses am rechten Seeufer in eine Tonhalle endlich zu einem der anwachsenden Großstadt würdigen Konzertlokal gelangt war. In künstlerischer Hinsicht übertraf das Fest alle vorangegangenen, ein Ergebnis, das freilich nur dadurch erreicht werden konnte, daß man die veralteten statutarischen Vorschriften der Gesellschaft, namentlich was das (101 Mann starke) Orchester anbetrifft, über Bord warf und in letzterm neben den stehenden Kapellen von Zürich und Basel nur eine beschränkte Anzahl wohlausgewiesener Dilettanten mitspielen ließ. Indem die namhaftesten gemischten Gesangvereine der gesamten Schweiz zur Mitwirkung eingeladen wurden, kam ein Chor von 603 Sängern und Sängerinnen zusammen, wobei übrigens eine gewisse Verteilung der Programmwerke unter die nichtzürcherischen Vereine stattfand. Den Bruchschen Fritjofscenen, die im ersten Konzert unter des Komponisten Leitung von den vereinigten Sängern der Stadt vorgetragen wurden, folgte Bachs Magnifikat, während der zweite Tag den Händelschen „Judas Makkabäus", der dritte die Schubertsche C-dur-Symphonie, die Leonore-Ouverture Nr. 3 von Beethoven und Vorträge der Solisten brachte. Unter letztern ragten Julius Stockhausen, der unübertroffene Sangesmeister, und Jean Becker, der spätere Leiter des weltberühmten Florentinerquartettes, hervor, und wie imponierend das von Herrn Fr. Hegar musterhaft geleitete Ensemble wirkte, zeigt das Votum eines sachverständigen deutschen Berichterstatters, der in die „Leipziger Signale" schrieb: „An Präcision, Reinheit und Kraft standen die Chöre den besten deutschen gleich; dabei herrschte eine so vortreffliche Disciplin, daß in den großen Chorwerken nicht eine Schwankung, kein einziger unsicherer Einsatz vorkam." — Nach Zürich sollte Lausanne das Fest der schweizerischen Musikgesellschaft übernehmen, allein wiederholte Anstrengungen, die man dort machte, führten nicht ans Ziel. Immer mehr zeigte sich, daß das Institut sich überlebt hatte. Nachdem allmählich in allen größern Städten der Schweiz aus Fachmusikern bestehende Orchester und daneben Chor-

gesangvereine entstanden waren, die sich vermöge ihrer Größe und Qualität ungescheut an die Wiedergabe der bedeutendsten Tonwerke wagen durften, hatte es keinen Sinn und Zweck mehr, daß einzelne Dilettanten aus allen Teilen der Schweiz zu gemeinsamen Konzerten zusammentraten. Schon in der ersten Hälfte der 50er Jahre hatte der damals in Zürich niedergelassene Richard Wagner gezeigt, was sich unter genialer Leitung mit den vorhandenen künstlerischen Mitteln zu stande bringen ließ, indem er 1853 Stücke aus seinen Opern „Rienzi", „Fliegender Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin" konzertmäßig aufführte und, allerdings unter Zuzug auswärtiger Musiker, eine Reihe von Orchesterwerken hinreißend ertönen ließ. Und 1874 leistete die Limmatstadt den Beweis, daß eine Vereinigung der musikalischen Kräfte unseres Vaterlandes zu gemeinsamen Thaten zu erzielen sei, ohne daß dabei an eine Centralstelle, beziehungsweise eine vorhandene Genossenschaft appelliert werde. Denn freudig folgten damals die hervorragendsten Gesangvereine der Gesamtschweiz dem Rufe Zürichs, um in den Tagen vom 11. bis 14. Juli, abermals unter Fr. Hegars Kommandostab, eine ganze Reihe großartiger Tonwerke zu würdiger Aufführung zu bringen. Das Brahmssche Triumphlied dirigierte sein erlauchter Autor selbst, der das Schweizerland längst in sein Herz geschlossen hatte und, wie Richard Wagner, auf unserm Boden eine Anzahl seiner herrlichsten Tondichtungen, darunter das Deutsche Requiem, schuf. Und vielleicht noch tiefer ergriffen die Massen der dritte Teil der Schumannschen Faustscenen, Beethovens 9. Symphonie und Händels „Josua".

Im Herbst 1891 löste sich die schweizerische Musikgesellschaft, nachdem sie fast ein Menschenalter hindurch bloß noch ein schattenhaftes Dasein gefristet, de jure auf. Infolge einer Anregung der Zürcher Mitglieder des Centralkomitees, Herren Oberrichter M. von Wyß und Dr. Mousson, beschloß man, das abgesehen von der Bibliothek cirka Fr. 25,000 betragende Gesellschaftsvermögen zu einem schweizerischen Stipendienfonds für Musikstudien zu verwenden, aus welchem schweizerische Angehörige beider Geschlechter, die sich der Tonkunst widmen und zu ihrer Ausbildung in- oder ausländische Musikschulen besuchen möchten, im Bedürfnisfall angemessen unterstützt werden sollen. Als Sitz der Stiftung wurde Basel bezeichnet und die Verwaltung einem Rat von sieben Mitgliedern und zwei Ersatzmännern übertragen. So fand die fast hundertjährige Geschichte des Institutes ihren ehrenvollsten Abschluß,

und bereits sind eine ganze Anzahl begabter junger Musiker der Wohlthaten des Stipendienfonds teilhaft geworden.

Während die schweizerische Musikgesellschaft sich aus den vermöglichen, bürgerlichen Kreisen rekrutierte, in ihrer Organisation ein gewisses aristokratisches Gepräge an sich trug, und hauptsächlich für die Entwicklung und Ausbreitung der Instrumentalmusik und des gemischten Chorgesanges in unserem Vaterlande wichtig wurde, wurzelt der schweizerische Männergesang, dem wir uns nunmehr zuwenden, unmittelbar im Volk und bildet der unbegleitete vierstimmige Chor seine Haupterscheinungsform. Als der eigentliche Begründer dieser für unser kulturelles Leben wichtigsten Kunstgattung erscheint wiederum Hans Georg Nägeli. Wie es überhaupt sein Bestreben war, das ganze Volk zu einem singenden zu machen, durch das Mittel des Gesanges die Erziehung und Bildung der Massen zu fördern, so erschien ihm der Männerchor als das natürlichste und geeignetste Organ für die Erreichung dieses ebenso humanitären wie künstlerischen Zweckes. „Der Chorgesang ist das Eine, allgemein mögliche Volksleben im Reiche der höheren Kunst", und „damit alles recht wirksam werde, müssen die Noten von so vielen als möglich gesungen werden", so lauteten die Kapitalsätze, von denen Nägeli ausging, und eben dadurch, daß er auch beim Männergesang von vornherein auf eine möglichst starke Beteiligung drang, unterscheidet sich seine Neuschöpfung auf diesem Boden wesentlich von der ungefähr gleichzeitig durch Zelter ins Leben gerufenen Berliner Liedertafel, die sich auf eine kleine Mitgliederzahl beschränkte und lediglich aus künstlerisch gebildeten Sängern bestand. Die Gründung des Nägelischen Männergesangvereines fällt ins Jahr 1810, sein erstes Auftreten ins Jahr 1811. Gleichzeitig galt es aber auch, die neue Gattung des Chorgesanges künstlerisch zu fundieren, den nötigen Stoff zu ihrer ersprießlichen Pflege zu beschaffen, da Anfang dieses Jahrhunderts von selbständigen Gesängen für Männerstimmen so gut wie nichts vorhanden war. Wie Nägeli daher 1810 in Verbindung mit seinem trefflichen Freunde, dem Lenzburger Seminarlehrer Mich. Traug. Pfeiffer, die allgemeine „Gesangsbildungslehre nach pestalozzischen Grundsätzen" herausgab und damit die Basis einer rationellen Gesangsmethode schuf, so ließ er diesem epochemachenden Werk 1817 die nicht weniger bedeutsame Gesangsbildungslehre für den Männerchor folgen und komponierte gleichzeitig eine große Anzahl vierstimmiger a capella-Chöre. Dabei legte Nägeli auf würdige Texte nicht weniger

Gewicht als auf echte Sangbarkeit und ging allem Süßlichen, Tändelnden grundsätzlich aus dem Wege. Denn „die Noten machen den Text lebendig" hieß es bei ihm wie bei Luther, und der Komponist soll daher nichts in Töne umsetzen, was des Lebendigmachens durch sie unwert wäre. So schuf der von seiner Mission begeisterte Mann jene Kernlieder: „Stehe fest, o Vaterland", „Nation, Nation", jene schlicht-schönen Motetten: „Der Mensch lebt und bestehet", „Es lag in Nacht und Graus die Erde" u. s. w., die zum Teil noch heute gesungen werden, und welchen Anklang diese echten, alle vier Stimmen als gleichberechtigte behandelnden Männerchorkompositionen fanden, zeigt der Umstand, daß die Liste für die 1826 von Nägeli veröffentlichte Sammlung „Schweizerischer Männergesang" in unserm Vaterlande allein nicht weniger den 4000 Subskribenten ergab. Bald sollte der fruchtbare Samen, den Nägeli ausgestreut, auch in andern Teilen der Schweiz aufgehen, und zwar führt uns der historische Gang der Ereignisse zunächst nach Osten, in das von jeher sangesfreudige Appenzellerland. Da die Appenzell-Außerrhodenschen Gesellschaften beim Erscheinen auf dem Landsgemeindeplatz jeweilen ein patriotisches Lied zu singen pflegten, machte der musikkundige Pfarrer Sam. Weishaupt von Wald im Herbst 1823 den Vorschlag, es möchten sich die Gesellschaften bei Anlaß der nächsten Landsgemeinde zum gemeinsamem Vortrag eines passenden Liedes zusammenthun. So bildete sich am 29. Januar 1824 unter dem Vorsitz Weishaupts, der auch als Chorleiter an die Spitze trat, der Appenzellische Sängerverein, und am 8. April gleichen Jahres eröffnete derselbe, 189 Mann stark, die Landsgemeindeversammlung mit einem volltönenden Choral.

Ähnlichen Verbindungen begegnen wir von Mitte der zwanziger Jahre hinweg in anderen Kantonen. Im Aargau traten schon 1824 die Sänger unter Dr. Elster zu einem Bunde zusammen, und in Richtersweil am Zürichsee vereinigten sich den 17. November 1825 Männer aus 13 Gemeinden zur Gründung eines Seesängervereins, der am 17. April 1826 sein erstes Fest feierte und dessen Zusammenkünfte seither eine ununterbrochene Kette von alljährlichen, liederreichen Aufführungen bilden. 1828 konstituierte sich, geleitet von Hans Ulrich Wehrli, dem Schöpfer unseres Sempacherliedes, der ähnlich geartete und gleichfalls bis zur Stunde unermüdlich thätige Sängerverein des Limmatthales, und in den Herbst desselben Jahres fällt die durch Pfarrer Müller in Limpach angeregte Errichtung des bernischen Kantonalgesangvereins, dem später

ähnlich wie den Gesellschaften am Zürichsee zahlreiche Frauen- und Gemischte Chöre zur Seite traten und dessen zweitägige Feste dadurch auf einen noch höheren, edleren Ton gestimmt wurden. Wie die trefflichen Männer Joh. Jb. Dändliker von Stäfa, Kammerer Pestalozzi aus Richtersweil und der schon früher von uns genannte Pfarrer Sprüngli von Thalweil an der Spitze des zürcherischen Sängerwesens standen, waren es im Kanton Solothurn die kunstsinnigen Brüder Landammann Jos. und Dr. Viktor Munzinger zu Olten, die dort 1827 den ersten Männerchor ins Leben riefen und sich um die Verbreitung des Chorgesanges die größten Verdienste erwarben. In St. Gallen gab der sogenannte Sempacher Verein, eine Gesellschaft von Jünglingen, die alljährlich ein schweizerisches Schlachtfeld besuchten, den Anstoß zur korporativen Pflege des patriotischen Volksliedes, und auch die schon 1620 entstandene Antlitzgesellschaft der Stadt wurde zeitweilig ein zahlreicher Männerchor. Während den politisch bewegten dreißiger Jahren ergriff die Begeisterung für den Männergesang, der damals eine Art Standarte für die freisinnigen Elemente abgab, Schaffhausen und Thurgau, wo Dr. E. Haffter von Weinfelden das erste Kantonalgesangfest zu Tägerweilen leitete. In Glarus entstand 1834 aus den zerstreuten Männerchören ein Kantonalgesangverein, während der Männerchor Basel schon vom Jahre 1832 datiert.

So konnte Nägeli 1835 mit Stolz ausrufen: „Wir haben jetzt in der Schweiz, die Schüler nicht gerechnet, 2000 kunstgerecht zu nennende Figuralsänger, welche Mitglieder von Vereinen sind. Welches Land hätte eine ähnliche Zahl aufzuweisen!" Der Boden für einen eidgenössischen Verband war vorbereitet, und dem kleinen, aber von jeher regsamen Aarau, wo die Wiege unserer schweizerischen Kadetten-, Schützen- und Turnfeste stand, sollte auch der Central-Sängerverein seine Entstehung verdanken. Jeweilen am Auffahrtstage pflegte man im Aargau das Kantonalgesangfest abzuhalten. Als nun für 1842 die Reihe an die Hauptstadt kam, beschloß der kürzlich neu konstituierte dortige Männerchor, an dessen Spitze Regierungssekretär Ch. Häfelin stand, die bestehenden Sängervereine des Gesamtvaterlandes zu dem Feste einzuladen, das man, um alles gehörig vorbereiten zu können, auf den 5. Juni hinausschob. „Es müßte schön sein, hieß es im Cirkular an die Sängervereine, wenn ein schweizerischer Männerchor seinen gemeinsamen Gesang über die vaterländischen Gauen und Berge hinaus erschallen lassen

und in dem heiligen Dom der Freiheit, über den Schlachtfeldern der Vorväter und an den Granitaltären einer heiligen Vaterlandsliebe, allem Freien und Starken, allem Schönen und Guten zusingen und zubeten würde." Der Ruf fand überall freudigen Wiederhall und bald hatten sich über 500 Sänger angemeldet. In der Delegiertenversammlung, die am Vorabend des Festes im Aarauer Kasino stattfand und bei der neben dem Aargau die Kantone Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, Baselstadt und Baselland vertreten waren, wurde die Gründung eines eidgenössischen Sängervereins nach kurzer Diskussion beschlossen und ein neungliedriger Ausschuß zum Entwurf der Statuten bestellt. Auf dem Programm der Hauptaufführung, das neun Gesamtnummern und eine Anzahl Einzelchöre umfaßte, finden wir neben Nägeli von Schweizerkomponisten Ferd. Huber, Theod. Fröhlich, Bäbler und J. Greith vertreten.

Das erste eidgenössische Sängerfest übernahm die Zürcher „Harmonie", die 1841 infolge einer politischen Spaltung im Schoße des Stadtsängervereins entstanden war. Schon bei diesem Fest (25. und 26. Juni 1843) wurden, um edeln Wetteifer unter den Vereinen zu entflammen, Wettgesänge angeordnet und Ehrengaben an die Sieger ausgeteilt, eine Institution, die sich, obwohl zeitweilig stark angefochten, bis heute erhalten und bewährt hat. Als Aufgabe des eidgenössischen Sängervereins bezeichneten die in Zürich angenommenen Statuten (§ 1) „Ausbildung und Veredlung des Volksgesanges, Erweckung höherer Gefühle für Gott, Freiheit und Vaterland und Vereinigung und Verbrüderung der Freunde der Kunst und des Vaterlandes". Das patriotische Element, das hier betont ist, trat bei den ersten Festen stark hervor, insbesondere bei demjenigen zu Schaffhausen, welches der sturm- und drangvollen Zeit der Freischarenzüge wegen erst am 14. und 15. Juni 1846 stattfinden konnte und bei welchem Augustin Keller, der fortschrittsfreudige Führer der Aargauer Sänger, eine seiner feurigsten Reden hielt, aber auch bei dem Berner Fest vom 13. und 14. August 1848, wo die Freude über die Wiedervereinigung der Bundesbrüder nach dem Sonderbundskrieg und über das neue Verfassungswerk alle Herzen erfüllte. Für den Wettgesang hatte man in Schaffhausen ein Reglement angenommen, das Schnyder von Wartensee bearbeitet, und das sich in seinen Hauptgrundsätzen trefflich bewährte. Zu einer schönen Feier gestaltete sich am 16. Oktober gleichen Jahres die Einweihung des Nägelidenkmals auf der hohen Promenade in Zürich, der eine Delegation des eidgenössischen

Centralkomitees und gegen 300 Sänger aus allen Teilen der Schweiz beiwohnten. 1850 zog die eidgenössische Fahne ins Herz des Vaterlandes, nach Luzern, wo die Versöhnung der neu vereinigten Eidgenossen besiegelt wurde, 1852 an die Landesmark nach Basel, 1854 nach Winterthur, 1856 nach St. Gallen. Am letzteren Ort trat das wichtige neue Reglement in Vollzug, wonach die wettsingenden Vereine in zwei Abteilungen, eine für den Kunstgesang und eine für den Volksgesang, zerfielen, und so den kleineren und ländlichen Vereinen die Möglichkeit gewährt wurde, sich mit gleicher Aussicht auf Erfolg beim Wettkampf zu beteiligen wie die kunstgeübteren Gesellschaften der großen Städte. Welch hinreißende Macht dem Männergesang innewohnt, wenn der Vortrag der Massen ihn jedes individuellen Anstrichs entkleidet, gleichsam von allem Staub der Materie reinigt, das bewies die St. Galler Aufführung, bei der Carl Maria von Webers „Schwertlied" mit „wahrhaft überirdischer Gewalt" aufflammte, und der Beifallssturm nicht nachließ, bis die Sänger es wiederholten. Großartig gestaltete sich das Zürcherfest von 1858, an dem 4000 Sänger teilnahmen. Zum erstenmal erschien nach demselben ein gedruckter kampfgerichtlicher Bericht, in welchem Wilh. Baumgartner die zu Tage getretenen Mängel maßvoll, aber deutlich bezeichnete und die Notwendigkeit einer schärferen Kontrolle der wettsingenden Vereine, aber auch einer strengeren Prüfung aller an dem Feste teilnehmenden Gesellschaften hervorhob. Die Folge war eine Statutenrevision in dem Sinne, daß man für sämtliche Sänger eine Vorprüfung durch eidgenössische Inspektoren, sowie eine Besuchskontrolle für Hauptprobe und Gesamtaufführung festsetzte, — Neuerungen, die sich schon beim Oltener Fest von 1860 aufs beste bewährten und mithalfen, daß bei der dortigen Aufführung ein Ensemble von tadelloser Geschlossenheit und wundervollem Wohllaut erzielt wurde. Ähnlich vorzügliche Leistungen traten bei den Festen in Chur und Bern von 1862 und 1864 zu Tage, welch letzteres im Hauptprogramm zum erstenmal eine patriotische Kantate, den infolge eines Preisausschreibens gekrönten „Schwur im Rütli", von dem unlängst verstorbenen Neuenburger Musikdirektor Eduard Munzinger brachte. Treffend waren die Worte, mit denen Bundespräsident Schenk bei der Fahnenübergabe zu Bern den ethischen Wert der Sängerfeste und des volkstümlichen Männergesangs hervorhob: „Einst sahen wir Dorf gegen Dorf feindlich abgeschlossen, auf gegenseitige Kränkung die Jugend bedacht, geist- und herzlosem Spiel die

Muße gewidmet, jede Zusammenkunft in wildstreitendem Volksknäuel endigend, roh die Sitten, barbarisch die Gebräuche — und jetzt, wie ganz anders ist es innerhalb weniger Decennien geworden! Es schließt sich freundlich Dorf an Dorf und Land an Land; es wetteifert allerorten die Jugend in der Pflege des Schönen; zu fröhlichen Festen, an denen alt und jung Herz und Geist erlabt, ruft bald diese, bald jene Gemeinde; friedlich bei allen Kämpfen flattern die Fahnen nebeneinander, und brüderlich schlägt Hand in Hand; zu edlerem, höherem Menschenleben heraufgehoben sind Tausende des Volkes — und das hast zum großen Teil du gethan, eidgenössisches Sängerbanner!"

A. Attenhofer.
(Phot. J. Link, Winterthur.)

Noch herrlicher als das Berner- gestaltete sich 1866 das Rapperswyler Fest, das zwar mit einem tragischen Ereignis, dem Brand des städtischen Rathauses und dem Todessturz des Burgdorfer Sängers Lehrer Dändliker beim Rettungswerk, begann, die Flammen patriotischer und künstlerischer Begeisterung auf diesem dunkeln Hintergrunde aber um so heller aufstrahlen ließ. Von Direktor Karl Attenhofer mit starkem Arm geleitet, brachte hier das als Gesamtchor vorgetragene, kraftstrotzende Lied: „Auf der Kirchweih' zu Schwyz" von Roquette-Tietz einen überwältigenden Eindruck hervor und mußte wiederholt werden, eine Ehre, die beim Fest in Solothurn von 1868 auch dem taufrischen Mailied des Burgdorfer Musikdirektors Agathon Billeter zu teil ward: „Nun bricht aus allen Zweigen."

In Luzern (1873) und Basel (1875) bildeten die Schwerpunkte des Programms patriotische Kantaten — dort die preisgekrönte „Siegesfeier der Freiheit" von Gust. Arnold, dem ausgezeichneten Luzerner Musikdirektor, hier „Die Schlacht bei St. Jakob" von dem kurz vor dem Fest

zu den Toten gegangenen Basler Kapellmeister Ernst Reiter, welche die Hörer gleichfalls zu stürmischem Jubel hinriß. Beim Zürcher Fest von 1880 ließ man das Rangnummernsystem für die Wettgesänge fallen und rangierte solche nach Gruppen, welcher Modus indes nicht befriedigte und beim St. Galler Fest von 1886 wieder mit dem frühern vertauscht wurde. Besondere Bedeutung errang das Wettgesangskonzert in St. Gallen dadurch, daß die von den Kunstgesangvereinen gewählten Werke in ihrer tonmalerischen Eigenart, ihrer fast symphonisch zu nennenden Klangpracht eine neue Ära der Männerchorkomposition eröffneten. Als Begründer derselben ist der geniale Zürcher Kapellmeister Dr. Fr. Hegar zu betrachten, von welchem der „Männerchor" und die „Harmonie Zürich" damals das „Totenvolk" und den „Schlafwandel" vortrugen, a capella-Chöre, in denen die zu Grunde liegenden erzählenden, beziehungsweise situationsmalerischen Gedichte von J. V. Widmann und Gottfried Keller eine ebenso farbensatte wie stimmungsvolle Illustration erfuhren. Dem Fest in Basel von 1892 ging eine abermalige Revision der Statuten und des Reglements voraus, deren Hauptmomente in der Aufstellung von vier Kategorien der Wettgesänge, einfaches Volkslied, volkstümliches Lied, einfaches Kunstlied, ausgebildetes Kunstlied, und in der Einführung eines obligatorischen Vortrages als neuen Konkurrenzfaktors bestanden. Letztere Neuerung fand wenig Anklang, während das vom Basler Männerchor durchgeführte Fest im übrigen den schönsten Verlauf nahm und seiner Bedeutung als 50jähriger Jubelfeier des Vereinsbestandes durchaus entsprach. Als letztes Fest dieses Jahrhunderts reihte sich das aufs beste verlaufene in der Bundesstadt Bern an, an welchem gegen 6000 Sänger teilnahmen.

Hans Huber.
(Phot. Bulacher & Kling, Basel.)

Je mehr sich das künstlerische Niveau der Leistungen auf dem Gebiete unseres schweizerischen Männergesanges hob, je erfolgreicher insbesondere unsere großstädtischen Vereine dasselbe hegten und pflegten, desto mehr drängte es sie, auch dem Ausland zu zeigen, auf welcher Stufe des Könnens man bei uns angelangt sei und wie sich das republikanische Solidaritätsgefühl gerade im Männergesang wiederspiegle. So überschritten unsere leistungsfähigen Chöre in den letzten Jahrzehnten wiederholt die schweizerischen Grenzen und pflanzten ihre Fahnen jenseits des Rheines und südlich der Alpen auf. Im Frühjahr 1888 finden wir den Männerchor Zürich in Mailand und 1897 zu Augsburg und München, 1891 die Luzerner Liedertafel ebenfalls in Mailand, sowie zu Genua und Marseille, Mai 1892 die Basler Liedertafel in Stuttgart, im gleichen Jahre die Zürcher Harmonie beim internationalen Gesangswettstreit zu Karlsruhe und 1898 in Stuttgart und Mainz, 1894 die Berner Liedertafel sogar jenseits des Kanals, in London. Überall waren die errungenen Erfolge für die Schweiz die ehrenvollsten und knüpften sich insbesondere mit den stammverwandten deutschen Vereinen, welche ihrerseits die Besuche erwiderten, herzliche Beziehungen an.

Johann Rudolf Weber.

Bedeutsam für unser musikalisches Leben wurden die kantatenartigen Schöpfungen, mit deren Aufführung man in den letzten Decennien nationale und örtliche Feste in der Schweiz zu feiern begann und aus denen sich allmählich die zu großer Beliebtheit gelangten sogenannten Festspiele entwickelten. So wurde bei Anlaß der fünften Säkularfeier der Sempacher Schlacht, Juli 1886, die bereits von uns erwähnte Arnoldsche Kantate, „Siegesfeier der Freiheit", wiederholt und ergriff die herbeigeströmten Tausende von Hörern aufs tiefste. Ähnlich geartet war die preisgekrönte Kantate von Lothar Kempter, dem bewährten Zürcher Kapellmeister, welche bei der Murtenschlachtfeier von 1876 zur Aufführung kam, wie der Genannte denn auch für das eidgenössische Schützen-

fest in Winterthur von 1895 zu einem von Leonhard Steiner gedichteten Festspiel eine wirkungsvolle, von großem Erfolg begleitete Musik schrieb. Wiederum von Gust. Arnold rührte die Musik zu der Schillerschen Rütlischwurscene her, welche bei der Jubelfeier der Gründung des Schweizerbundes den 3. August 1891 auf der geweihten Wiese am Vierwaldstätterse ertönte, und ebenso die Musik zu dem prachtvollen „Festakt" von Arnold Ott, mit dem man am 28. August 1895 die Enthüllung des Telldenkmals in Altdorf feierte.

Fr. Hegar.
(Phot. Wolfsgruber, Aarau.)

Aber nicht nur große Männerchöre, auch den gemischten Chor zog man für die Festspiele herbei und verlieh ihnen dadurch höhern Kunstwert und vermehrten Glanz. So schrieb Karl Munzinger für die großartige Gründungsfeier der Stadt Bern von 1891 eine Festspielmusik, die sehr populär wurde, und einen eben so glücklichen Wurf that Hans Huber mit seiner pittoresken Musik zum Festspiel, das 1892 zur Erinnerung an die Vereinigung Groß- und Kleinbasels unter Entfaltung imposanter Mittel aufgeführt wurde. Würdig reiht sich daran die von O. Barblan in Genf komponierte Musik zum Festspiel, in welchem die Calvenfeier zu Chur (Ende Mai 1899) gipfelte.

Wie schon die oben angeführten Namen darthun, fehlt es der Schweiz in neuerer Zeit ebensowenig an zahlreichen schöpferischen Kräften auf dem Gebiete der Tonkunst, als an autochthonen Dirigenten und Musiklehrern. Die Verhältnisse haben sich in dieser Hinsicht seit 50 Jahren auffallend verändert. Während der ersten Hälfte des Jahrhunderts waren es fast überall deutsche Tonkünstler, die an der Spitze unserer größern Vereine und musikalischen Institute standen. Wir brauchen nur an die

Namen Liste, Blumenthal, Alex. Müller in Zürich, Tollmann, Wassermann, Ferd. Laur, Ernst Reiter in Basel, Methfessel, Mendel, Franck, Reichel in Bern zu erinnern, denen wir als eben so vielseitig gebildete, einflußreiche und besonders auch kompositorisch thätige Musiker schweizerischen Ursprungs bloß ein kleines Kontingent gegenüberstellen können. Als die bedeutendsten erscheinen von Deutschschweizern der Luzerner Xaver Schnyder von Wartensee, der sich indes früh ins Ausland begab und in Frankfurt a. M. seinen dauernden Wirkungskreis fand, und der Zürcher Johann Georg Nägeli. An des letztern volkstümliche Bestrebungen knüpfen dann allerdings eine Reihe tüchtiger Männer an, die sich speciell um den schweizerischen Männergesang und um den Musikunterricht in unserer Volksschule große Verdienste erwarben. Wir erwähnen Joh. Rud. Weber, den „Sängervater", der als trefflicher Pädagoge, Leiter von Kursen für Gesangsdirektoren und Lehrer im Kanton Bern, sowie als langjähriger Redaktor des 1861 gegründeten „Schweizerischen Sängerblattes", zur Hebung unseres Volksgesanges das Beste that; ferner Ignaz Heim, den ausgezeichneten Dirigenten der Zürcher Harmonie, den zweiten Nägeli, wie man ihn nicht unpassend hieß, der gleichfalls auf das Volks- und volkstümliche Lied als edelstes Bildungsmittel unserer Chöre abstellte und denselben mit seinen reichhaltigen Sammlungen solcher Gesänge (den sogenannten Synodalliederbüchern) einen unschätzbaren Stoff bot. Als hervorragende Komponisten auf dem Gebiet des volkstümlichen Liedes sind ferner zu erwähnen: Joh. Heinr. Tobler von Wolfhalden, der Komponist des Appenzeller Landsgemeindeliedes: „Alles Leben strömt aus dir"; Ferd. Huber (1791—1863), der St. Galler Musikdirektor, der eine Reihe unserer schönsten Schweizerlieder („Härz, wohi zieht es di", „I de Flüehne ist mis Läbe" u. s. w.) schuf; der edle Urner Mönch Alberic Zwyßig, der uns mit dem zur religiösen Nationalhymne gewordenen „Schweizerpsalm" („Trittst im Morgenrot daher") beschenkte; Wilh. Baumgartner, der allzu früh heimgegangene Schöpfer unserer herrlichsten patriotischen Liedweise „O mein Heimatland", zu der ihm sein unsterblicher dichterischer Freund Gottfried Keller die heimwehdurchwehten Strophen lieh; endlich von noch Lebenden Karl Attenhofer, der geborene Männerchor-Komponist und -Leiter, dem wir eine große Zahl unserer frischesten und populärsten Männerchöre verdanken.

Vielseitiger in ihrem Schaffen und künstlerisch noch höher stehend sind Männer wie der wiederholt von uns genannte Fr. Hegar, der

unter anderm eines der besten und zugkräftigsten, neuzeitlichen Oratorien, „Manasse" (Text von Joseph Viktor Widmann), schrieb, und Hans Huber, von dem wir über hundert im Druck erschienene Werke, darunter zahlreiche geist- und phantasievolle Kammermusik-Kompositionen und Klavierstücke, besitzen. Ihnen ebenbürtig steht der allzu früh zu den Toten gegangene Gustav Weber da, der Sohn des Sängervaters, der leider wenig veröffentlicht hat, aber auf dem Gebiete der Kammermusik das Tiefste und Beste, was in dieser vornehmen Kunstgattung aus der Schweiz hervorging.

Wenig zahlreich sind die deutschschweizerischen Komponisten, die sich in der Bühnenmusik versucht haben, und die Bedeutung der auf unserm Boden entstandenen und auf dem Libretto eines Schweizerdichters (Joseph Viktor Widmann) fußenden Oper „Der Widerspenstigen Zähmung" von Hermann Götz hat keine Schöpfung eines Eingebornen erlangt. Immerhin verdient hier neben Hans Huber („Weltfrühling", „Kudrun") der 1898 in Dresden verstorbene Rapperswyler Franz Curti erwähnt zu werden, der eine ausgeprägte dramatische Begabung besaß und unter anderm eine echte, eben so phantasievolle wie edel gehaltene Schweizer Oper, „Das Rösli vom Säntis", schrieb.

Im gleichen Verhältnis wie die Zahl der schöpferischen Talente hat sich in den letzten Decennien aber auch die Zahl der ausübenden schweizerischen Tonkünstler von Ruf vermehrt, eine Erscheinung, die zum guten Teil auf Rechnung der während der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts in all unsern größern Städten entstandenen tüchtigen Musikschulen zu schreiben ist.

Bis in die 50er und 60er Jahre waren ausgezeichnete Berufssänger, wie der Aargauer Dr. Karl Schmid, Bassist an der Wiener Hofoper, oder der etwas später zu hohem Ansehen gelangte Solothurner Tenor Joseph Schild vereinzelte Erscheinungen, während wir in neuerer Zeit eine ganze Menge ausgezeichneter Sänger und Sängerinnen besitzen. Wir nennen von letztern nur Frau Anna Walter-Strauß und die Altistin Frau Albertine Hegar-Volkart, ferner die auf allen Gebieten der Gesangskunst erprobte Berliner Hofopernsängerin Frau Emilie Welti-Herzog und die in neuester Zeit gleich ihr zu europäischem Ruf gelangte Frau Erika Oschwald-Wedekind, von Sängern den Basler Tenoristen Herm. Rob. Kaufmann, einen der besten Vertreter des Evangelisten in den Bachschen Passionen, und den mit einem

prachtvollen Bariton ausgestatteten Solothurner Joseph Burgmeier in Aarau. Ebenso sind in neuerer Zeit vorzügliche Instrumentalkünstler aus der deutschen Schweiz hervorgegangen, wobei bloß an die Namen Bertrand Roth, Fritz Blumer, Otto Hegner und an die genial veranlagte, jugendliche Cellistin Elsa Rüegger erinnert sei.

Während die aristokratische Kammermusik erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts intensivere künstlerische Pflege in den größern Schweizerstädten fand, hat das Blech- und Harmoniemusikwesen allgemeine Verbreitung bei uns erlangt, und auch hierfür ist ein schweizerischer Volks- und Militär-Musikverein entstanden, der regelmäßige centrale Feste abhält.

Gustav Weber.
(Phot. E. Gaßler, Zürich.)

Dieselben Männer, denen unser Volksgesang seine größte Förderung verdankt, waren zum Teil erfolgreich bemüht, auch die schweizerische Kirchenmusik auf eine höhere Stufe zu heben, namentlich den kirchlichen Chorgesang zu einem bedeutsamen Faktor des Gottesdienstes zu machen, wobei sie von musikverständigen Geistlichen wirksam unterstützt wurden. Schon Nägelis religiöse Lieder und sein 1829 herausgegebenes „Christliches Gesangbuch für den öffentlichen Gottesdienst und die häusliche Erbauung" fanden weite Verbreitung, obwohl letzteres den Anforderungen an ein Kirchengesangbuch nicht genügen konnte, weil es nur neuere Gesänge enthielt und den reichen kirchlichen Liederschatz früherer Jahrhunderte unberücksichtigt ließ. Anders verhielt es sich mit den zahlreichen kirchlichen Gesangbüchern, die wir seit Ende des 18. Jahrhunderts immer zahlreicher auftauchen sehen und die mit ihren vierstimmigen Weisen auf die geistlichen Lieder früherer Zeit zurückgriffen, wobei sich die verschiedenen kirchlichen Richtungen allerdings deutlich genug darin wiederspiegeln. Wohl die erste Stelle unter den ältern Publikationen dieser Art nimmt das Basler Gesangbuch von 1854 ein, das sich wesent-

lich an das württembergische anschloß, die Hauptperioden des Kirchenliedes unbefangen berücksichtigte und sich durch pietätvolle Redaktion in textlicher wie musikalischer Hinsicht hervorthat. Eine gleichfalls sehr verdienstliche Arbeit ist das 1868 publizierte Gesangbuch für die evangelische Kirche der Kantone Glarus, Graubünden, St. Gallen, Thurgau, und noch höher steht das auf Veranlassung der Schweizerischen Predigergesellschaft 1890 edierte „Gesangbuch für die evangelisch-reformierte Kirche der Schweiz", dessen Melodien Gustav Weber revidierte und das nunmehr die meisten reformierten Kantone, beziehungsweise Landesteile angenommen haben.

Gleichzeitig entstanden überall Kirchengesangvereine, die sich einerseits die Aufgabe stellen, für die mit dem Gottesdienst verbundene Musik eine feste Stütze zu bilden, andererseits bedeutende geistliche Tonwerke zu selbständiger, würdiger Aufführung zu bringen. Was speciell die katholische Kirchenmusik betrifft, so war im 17. und 18. Jahrhundert bei uns wie im Ausland an die Stelle des strengen Kontrapunktes die freie Melodie mit instrumentaler Begleitung getreten und hatte die Musik infolgedessen einen glänzendern, aber auch mehr äußerlichen, sinnlich gefälligen Charakter angenommen. Dieser Verweltlichung stellten sich in neuerer Zeit die Bestrebungen der sogenannten Cäcilienvereine entgegen, welche auf den gregorianischen Choralgesang, die Diatonik der alten Kirchenmusik zurückgehen und namentlich den Palestrina-Stil neu zu beleben bemüht sind, von der Absicht geleitet, der Kirchenmusik wiederum eine idealere, ihrer heiligen Aufgabe entsprechende Richtung zu geben.

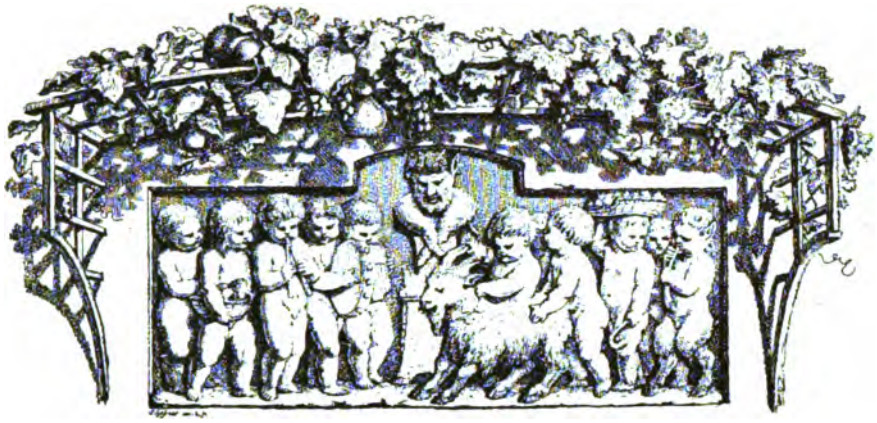
Unterstützt wird unsere Kirchenmusik durch die vorzüglichen Orgelwerke, welche vielerorts, und zwar nicht bloß in den Großstädten, sondern auch in kleinern Gemeinden beschafft wurden und deren Gewinnung das Vorhandensein hervorragender Orgelbauer in der Schweiz (wir erinnern an die Firmen Goll und Kuhn) wesentlich erleichtert hat. An ausgezeichneten Organisten hatten wir von jeher keinen Mangel, und in neuerer Zeit ist ihre Zahl noch außerordentlich angestiegen, wie denn in fast allen größern Schweizerstädten, namentlich während der Sommersaison, billige oder unentgeltliche Orgelkonzerte als ständiges Institut eingeführt sind. Noch sei beigefügt, daß der Klavierbau gleichfalls durch eine ganze Reihe leistungsfähiger Firmen vertreten ist, und daß wir, seit J. G. Nägeli die erste Musikalienhandlung gründete,

eine stattliche Anzahl bedeutender Geschäfte in dieser Branche aufzuweisen haben.

Nicht zu unterschätzen ist neben unsern musikalischen Landesprodukten der Einfluß, den das Auftreten der bedeutendsten Gesangs- und Instrumental-Virtuosen des Auslandes auf den Musiksinn unserer Bevölkerung, namentlich in den größern Städten, ausgeübt hat und fortwährend ausübt. Schon während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts begegnen wir in der Schweiz den berühmtesten reproduzierenden Künstlern und Künstlerinnen ihrer Zeit, von Angelika Catalani hinweg, deren Kehlgewandtheit um das Jahr 1815 die Hörer entzückte, bis zu Wilhelmine Schröder-Devrient, welche 1843 in dem damals von Charlotte Birch-Pfeiffer geleiteten Zürcher Stadttheater eine Reihe ihrer glänzendsten Rollen gab, und von Louis Spohr, dem Geiger großen Stils, hinweg bis zu Liszt und Thalberg. Und noch weit zahlreicher sehen wir die Virtuosen aller Arten und Länder in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf unserm Boden erscheinen; ja es dürfte in den letzten Decennien kaum ein hervorragender ausübender Künstler aufgetaucht sein, der nicht auch die Schweiz bereist oder sich wenigstens in den Konzerten unserer Hauptstädte hätte hören lassen, von Clara Schumann und Joachim hinweg bis zu Bülow und Eugen d'Albert, von Julius Stockhausen und Hermine Spieß bis zu Meschaert, Emma Hiller und Marcella Pregi, welch letztere übrigens, trotz ihres italienisch klingenden Namens, eine geborene Schweizerin ist. Wurde doch 1881 sogar eine deutsche Tonkünstlerversammlung in Zürich abgehalten, zu der Franz Liszt mit seinem ganzen Hofstaat erschien und bei der man den greisen Meister an der Seite des namhaftesten französischen Komponisten der Neuzeit, Camille Saint-Saëns, am Flügel sitzen sah.

So sind die Tage längst vorüber, da der berühmte Wiener Kritiker Ed. Hanslick („Musikalisches aus der Schweiz, 1857") schreiben konnte: „Die Schweiz, diese Schatzkammer von Naturschönheiten, ist im Vergleich zu ihren europäischen Nachbarn ein sehr tonarmes Land. Ich wüßte kein civilisiertes Land, wo dem Reisenden so wenig Musik entgegenklänge als in der Schweiz — aber wahrlich auch keines, wo er die Kunst leichter und froher entbehrt." — Heute giebt es wohl wenige Gegenden in Europa, in denen namentlich der Chorgesang intensiver gepflegt wird, wo man mit mehr Recht das ganze Volk ein singendes nennen könnte als bei uns. Aber auch auf allen andern Gebieten der

Tonkunst blüht und grünt es in unsern Gauen fröhlich und verheißungsvoll, und wer weiß, ob nicht das kommende Jahrhundert aus der Schweiz schöpferische Genien hervorgehen läßt, die uns im Reiche der Musik eine ähnliche Stellung erringen, wie sie die Großmeister Gottfried Keller und Konrad Ferd. Meyer auf demjenigen der Litteratur für unser Vaterland erobert haben!



Die Musik der französischen Schweiz.

I.

Gibt es eine Musik der französischen Schweiz, ja der Schweiz überhaupt, die einen ausgeprägten nationalen Charakter und wirkliche Eigenart besitzt? Bis in die letzten Jahrzehnte hätte die Antwort hierauf verneinend gelautet, denn noch vor kurzem beschränkten sich unsere Musiker im allgemeinen darauf, fremde Meister nachzuahmen, die sie sich zum Muster genommen hatten, und nur gelegentlich bearbeiteten sie schweizerische Vorwürfe oder benutzten einheimische Volksmelodien. Seit einiger Zeit zeigt sich, wie ja gegenwärtig die Komponisten fast überall daran gehen, ihre Phantasie an den lebendigen Quellen der Volksmusik zu nähren, eine derartige Bewegung auch bei uns, und unsere Musiker haben angefangen, sich auf eine nationale Kunst zu berufen, sich zu vereinigen und gemeinschaftliche Sache zu machen. So sah man in der That eine schweizerische Musik entstehen; man konnte Programme anhören, die ihren Werken ausschließlich gewidmet waren, und wie die deutsche Schweiz bemerkenswerte Talente hervorbrachte, so bewährte die junge Schule der französischen ihre Existenz-

berechtigung durch reichliche Erzeugnisse, wovon wenigstens einige einen sehr ausgesprochenen Erdgeschmack besitzen. Fügen wir immerhin bei, daß sowohl die deutsch- als die französischschweizerische Musik fortwährend in hohem Maß von den Schulen unserer Nachbarländer beeinflußt wird.

Man muß zugestehen, daß in den früheren Jahrhunderten die Bedingungen für unsere künstlerische Entwicklung nicht eben günstige waren. Im Gegensatz zu dem, was in deutschen Landen vorging, verzögerte die Reformation in der französischen Schweiz die Entwicklung musikalischer Talente mehr, als sie dieselbe förderte. Man weiß, daß zur Zeit Calvins die Musik verdächtig erschien, daß strenge Luxus-Gesetze alle weltlichen Gesänge verboten. Zuerst dehnte sich diese herbe Bevormundung sogar auf die heiligen Hymnen aus, und es ist bekannt, daß es den ersten Sängern am Saint-Pierre nicht erlaubt war, die Psalmen mehrstimmig vortragen zu lassen. Als freiere Ideen überhand nahmen, war die Reformation der Ausgangspunkt für eine große Reihe von Psalmen- und Kirchenliederausgaben, welche aus Genfer Druckereien stammten; immerhin hatte der erwähnte Zwang seine langandauernden Nachwirkungen für alles, was nicht geistliche Musik war, und man muß bis zu Jean Jacques Rousseau vorschreiten, um einen Musiker welschschweizerischer Abstammung zu finden, der von sich reden machte — wobei übrigens die Musik an seinem Weltruhm verhältnismäßig wenig Anteil hatte und wir den großen Namen nur flüchtig anführen, ohne im Rahmen dieser Skizze darauf zurückzukommen.

In unserer französischen Schweiz war die Musik während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf einfachsten Ausdruck beschränkt. Es war die Zeit der Orchester von Liebhabern und „Musikgesellschaften", die damals in unseren Hauptstädten in großer Gunst standen. Diejenige von Genf, welche als Muster gelten kann, hielt regelmäßige Versammlungen von 1824—1842 ab. Aus Instrumental- und Gesangsdilettanten bestehend, welche die musikalischen Fachleute der Stadt und öfters auch vorübergehend daselbst sich aufhaltende Künstler verstärkten, führte sie ihre Hörer in die damals triumphierenden Schönheiten der italienischen Musik, namentlich derjenigen Rossinis ein, welcher der Abgott der Zeit war. Allem Anschein nach begeisterten solche Opernstücke das damalige Publikum mehr als die Symphonien von Haydn und Mozart, die man ihm bisweilen auch darbot. Die große Musik — symphonische und Oratorien — behielt man sich übrigens für besonders wichtige und feierliche Anlässe vor, wie

die Aufführungen der Gesellschaft „Chant sacré“, welche 1827 von Wehrstedt, einer originellen Gestalt des damaligen musikalischen Genf, gegründet worden war, und für die großen Konzerte der Helvetischen Musikgesellschaft.

Diese zahlreiche Gesellschaft hielt jedesmal ihre Versammlung in einer andern Stadt ab. 1842 führte sie in Lausanne den Mendelssohnschen

Einschiffung der Musikgesellschaft in Genf, im Jahre 1826.
Nach einem Kupferstich der „Neujahrsblätter der Zürcher Musikgesellschaft“.

„Lobgesang“ auf, wobei der Komponist selbst anwesend war, und 1826, 1834 und 1856 empfingen sie die Genfer mit Begeisterung bei sich und veranstalteten zu ihren Ehren prächtige Feste. Bei der Vereinigung von 1826 wurden Mozarts Requiem, „Christus am Ölberg“ von Beethoven und eine Symphonie dieses Meisters in der Kathedrale Saint-Pierre unter der Leitung von Blumenthal gegeben, während die Beethovensche „Messe“ in D bei der zweiten Zusammenkunft an die Reihe kam. Zwei Jahre vorher hatte Genf ähnliche patriotische Eindrücke

empfangen, als Kaupert für den Nationalgesang Propaganda machte und bei der Gelegenheit mehrere Tausend Sänger in der Ebene von Plainpalais vereinigte.

In den Konzerten der Genfer Musikgesellschaft hörte man auch zum erstenmal die Werke von Franz Graft. Dieser Genfer Komponist, geboren 1802, hatte ursprünglich theologischen Studien obgelegen, widmete sich dann aber, nachdem er die Musik fast allein erlernt, vollständig dieser Kunst. Er machte sich zunächst durch Romanzen und Balladen bekannt, für die er gerne Texte des Genfer Dichters Albert Richard benutzte. Seine Kantate „L'Helvétienne" war seiner Zeit sehr beliebt, aber seinen Ehrentitel als welschschweizerischer Musiker verdankt er seiner Partitur für das Winzerfest. Zweimal, im Jahre 1851 und 1865, betraute man Graft mit der Musik zu diesem schönen Vivisferfeste, und so wurde er einer der ersten Komponisten von Festspielen. Vor 30 Jahren wußte jeder bei uns jene frischen und anspruchslosen Melodien, die mit ihren einfachen und kräftigen Rhythmen für ihren Zweck vortrefflich paßten, auswendig. Graft hatte 1843 in Genf einen Chorgesangverein gegründet, welcher geschätzte historische Konzerte gab. Er war Professor der Harmonie am Konservatorium, Verfasser verschiedener musikalischer Unterrichtswerke, sowie einer komischen Oper Bianca Capello und starb 1871.

Franz Liszt
zur Zeit seines Aufenthaltes in Genf.

Zwei Berühmtheiten als Pianisten, Thalberg und Franz Liszt, nehmen hier, freilich nur vorübergehend, eine hervorragende Stelle ein. Der erste wurde zu Genf geboren, verließ aber diese Stadt schon mit seinem zehnten Jahr. Liszt verweilte daselbst noch kürzere Zeit, aber er hat während derselben eine aktive Rolle in unserem Musikleben gespielt. Der große Künstler war 1835 nach Genf gekommen, in dem Zeitpunkt,

da zwei hochherzige Genfer Philanthropen, die Herren Franz und Constant Bartholoni, das Konservatorium für Musik gründeten. Liszt erbot sich, unentgeltlich Unterricht an der Anstalt zu erteilen, welche aus Genf die musikalischste Stadt der französischen Schweiz machen sollte; seine wertvollen Dienste wurden mit Dank angenommen, und 6 Schüler hatten den Vorzug, Stunden von ihm zu erhalten. Oft ist zu dieser Zeit in den Protokollen des Konservatoriums von einer Pianoforte-Methode die Rede, welche Liszt für seine Lehrzwecke bearbeitet hatte. Doch weiß man nicht, ob diese Methode jemals vollendet wurde, da nichts mehr davon vorhanden ist; aber kurz vor der Abreise des Meisters wurde das Manuskript zum Druck nach Lyon geschickt. Unglücklicherweise ließ der Lithograph, der mit der Arbeit betraut war, in einem Augenblick der Geldverlegenheit die gestochenen Platten der Methode ins Leihhaus wandern und konnte sie nicht rechtzeitig zurückziehen, so daß sie verloren gingen oder zerstört wurden. Da das Manuskript gleichfalls verschwunden ist, erblickte die Methode des Genfer Konservatoriums nie das Tageslicht.

In einem Briefe an George Sand hat Liszt einen hübschen Bericht über das erste Konzert niedergelegt, das er in Genf mit seinem Freunde, dem Fürsten Belgiojoso, einem begeisterten Musikliebhaber, gab. Die Hörerschaft war eine sehr gewählte und man sah in dem Kasinosaal berühmte Verbannte der verschiedensten Staaten, unter anderen den König Jérôme, begleitet von seiner Tochter „mit dem sanften Blick einer Taube auf Ruinen". Der große Klavierspieler ließ sich während seines Genferaufenthalts wiederholt öffentlich hören, und die Genfer bewunderten sein erstaunliches Talent in hohem Maß, wurden aber durch die romantischen Allüren des Künstlers etwas abgeschreckt und zeigten sich demselben gegenüber daher zurückhaltend. Doch verband sich Liszt mit den ersten Berühmtheiten seiner Zeit, Sismondi, Alphonse Denis, Pyramus de Candolle und Adolf Pictet, welcher in seiner „Voyage à Chamonix" einen geistreichen Bericht über einen Alpenausflug hinterlassen hat, den er im Begleit des Künstlers, der Gräfin d'Agout und George Sands unternahm.

Der Liszt des Jahres 1835 war noch nicht der Freund Wagners und der Schöpfer der symphonischen Dichtungen. Vor allem Virtuose, schrieb er lediglich für sein Instrument. Seine zahlreichen Werke aus der Genfer Periode umfassen die drei reichhaltigen Serien des „Album

d'un voyageur", die romantische Phantasie über Schweizer-Themen und neben anderen Klavierstücken seine ersten Operntransskriptionen, namentlich diejenigen über „Lucia" und über die „Jüdin", welche Berlioz zu dem Ausspruch veranlaßte: „Man darf jetzt von Liszt als Komponisten alles erwarten."

Wie die beiden vorgenannten Klavierspieler steht Louis Niedermeyer, geb. zu Nyon 1803, nicht in direktem Zusammenhang mit der schweizerischen Musik. Sein Vater, ein geborener Bayer, hatte Ende des letzten Jahrhunderts in Genf festen Fuß gefaßt und ließ sich in der Folge zu Nyon nieder, nachdem er eine Waadtländerin geheiratet. Niedermeyer machte seine Studien in Wien, Rom und Neapel, und bewohnte 1821 bis 1823 Genf, wo er zahlreiche Lieder herausgab. Nachdem er sich zu Paris festgesetzt, führte er in der Oper daselbst von 1828—1853 „Stradella", „Maria Stuart" und „La Fronde" auf; aber da keines dieser Werke einen dauernden Erfolg errang, verzichtete der Musiker auf die Theaterbühne und widmete sich ganz der religiösen Musik, gründete auch die berühmte Schule „Niedermeyer", welche derjenigen von Choron folgte und noch heute besteht. Sein Ziel war, den geistlichen Gesang in der katholischen Kirche zu reformieren und zu restaurieren, und um seine Ideen zur Darstellung zu bringen, gab er sein schönes musikalisches Werk „La Maîtrise" heraus. Niedermeyer komponierte auch Messen und geistliche Musikstücke, welche kurz nach ihrem Erscheinen fast ebensoviel gesungen wurden wie seine berühmte Romanze „Le lac", zu der ihn das Lamartinsche Gedicht begeistert hatte. Mit den Herren Bartholoni, den Gründern des Konservatoriums, freundschaftlich verbunden, besuchte er oft die genannte Anstalt und erteilte wertvolle Ratschläge für die Einrichtung der Klassen, als 1856 das neue Gebäude auf der Place neuve erstellt wurde.

Unter den zahlreichen Künstlern aus der Schweiz und dem Ausland, welche dies Institut nach Genf zog, ist der bayrische Pianist Joseph Schad (1812—1879) zu nennen. Dieser Musiker war lange Zeit Organist und Musikdirektor in Morges, wo damals ein ziemlich vollständiges Orchester bestand. Schad hinterließ eine große Menge von Phantasien und Tänzen, nachdem er sich zuletzt in Bordeaux niedergelassen hatte. Andere Pianisten wie: Pierre Wolf, Michel Bergson, Langert und Vincent Adler, der ungarische Künstler, dessen Salonmusik noch nicht völlig vergessen ist, veröffentlichten während ihres Genfer Professorates

pädagogische Werke und mancherlei Kompositionen. Mehr als eine bloße Erwähnung verdient ihr Kollege Charles Bovy-Lysberg (1821—1873). Geboren zu Genf und Sohn eines namhaften Genfer Graveurs, studierte er Musik in Paris, wo er der Freund Liszts und der Schüler Chopins wurde. Nach Genf zurückgekehrt, machte sich der sorgfältige und feine Klavierspieler durch zahlreiche Salon-Kompositionen bekannt, elegant geschriebene Stücke, die in ihren Verzierungen oft einen pastoralen Charakter an sich tragen, oft auch schweizerische Themen und Gegenstände behandeln. Die „Idylle", der „Réveil des oiseaux" und die „Naïade" waren das Entzücken der zeitgenössischen Liebhaber-Pianisten. Bovy-Lysberg hat auch dem Theater von Genf den „Carillonneur de Bruges" geschenkt, eine kleine komische Oper, deren Ouverture besonders fein behandelt ist.

Hugo von Senger.
(Phot. Lacroix, Genf.)

Wir gelangen zu einem der populärsten Namen des neuzeitlichen musikalischen Genfs, dem Orchesterleiter, welcher, man darf dies wohl sagen, den musikalischen Geschmack der gegenwärtigen Generation gebildet hat, Hugo von Senger (1835—1892). Geboren zu Nördlingen in Bayern, Sohn eines Doktors der Rechte und selbst Doktor der Philosophie, studierte Senger Musik in Leipzig bei Hauptmann und Moscheles. Während seiner Jugendjahre trat er in Beziehung zu Berlioz, Mendelssohn, Schumann und Wagner. In St. Gallen debütiert der junge Musiker als Kapellmeister, und 1857 geht er als Orchesterleiter ans

Zürcher Theater, von wo er zum erstenmal nach Genf kommt, um mit seiner Truppe den „Tannhäuser" und „Figaros Hochzeit" zur Darstellung zu bringen. Später läßt er sich in Lausanne nieder und übernimmt die Leitung des Beau-Rivage-Orchesters. Er macht von hier aus mit seinen Musikern häufige Besuche in Genf, wo er sehr beliebte Symphonie-Konzerte giebt. Wie die großen Volkskonzerte und ihr aus Liebhabern und Fachleuten zusammengesetztes Orchester in letztgenannter Stadt gegründet werden, vertraut man die Direktion Hugo von Senger an, der bei dieser Gelegenheit ein Musikfest zur Feier des 100. Geburtstages von Beethoven veranstaltet. Von dieser Zeit an in Genf etabliert, wird er 1874 Leiter des stehenden Orchesters und bleibt unter verschiedenen Komitees bis zu seinem Tode (das Interregnum eines Jahres abgerechnet) an der Spitze der Abonnementskonzerte. So war der Meister fast 30 Jahre lang die Seele der musikalischen Bewegung in Genf, indem er auch zu wiederholten Malen die Gesellschaften „Chant sacré" und „Chant du Conservatoire" (in welch letzterem er als Lehrer für Piano, Harmonie und Komposition wirkt), sowie zahlreiche Gesang- und Harmoniemusik-Vereine leitete.

Er war ein überaus anziehender, wahrhaft ritterlicher Charakter; seine mit Geist gepaarte Liebenswürdigkeit, seine Güte und seine unermüdliche Aufopferung gewannen ihm die Zuneigung aller, die sich ihm näherten. Sehr gebildet, war er in der Unterhaltung höchst fesselnd und vielseitig und sprach ebensogut von Wissenschaft und Philosophie wie von Litteratur und Kunst.

Die Kompositionen Hugo von Sengers sind schlichte und charaktervolle Werke, die einen maßvollen, von Schubert und Schumann begeisterten Romantiker wiederspiegeln. Der Musiker folgte übrigens mit Teilnahme der Bewegung der modernen Schule, ohne sich ins Parteihandgemenge zu mischen, und bewunderte Wagner, obschon er ihn nicht nachahmte. Sein bekanntestes Werk ist die Partitur des Winzerfestes von 1889. Dieser Festspielmusik verlieh er einen Schwung und eine Bedeutung, welche sie bis dahin nicht besessen hatte. Der warme Hauch, der die patriotischen und religiösen Abschnitte durchdringt, die Anmut der Tänze und ländlichen Chöre sicherten ihr einen bleibenden Erfolg. An mehr als einer Stelle hat er sich von volkstümlichen Themen und Liedern anregen lassen, und ebenso findet man darin geistreiche Reminiscenzen an J. J. Rousseau und Gretry. Das „Bacchanale" und

der „Chant de la noce“ sind die packendsten Partien des Werkes geblieben. Von anderen Werken Hugo von Sengers seien hervorgehoben die „Cantate de la fête de la jeunesse“, die „Marche funèbre“, das „Andante religioso“ und die „Airs de ballets“.

Aus der Zahl der lebenden Musiker in der französischen Schweiz, deren Ideen und musikalische Ausdrucksweise sie mit dieser ersten Gruppe verknüpfen, nennen wir Henri Kling, geb. zu Paris 1842 und seit langen Jahren in Genf niedergelassen. Der Komponist, der sich dem Studium des Horns widmete und lange Zeit Virtuose auf diesem Instrument war, hat außerordentlich viel produziert, und man verdankt ihm unzählige Lieder und Tänze, Romanzen, Chöre, Transskriptionen und Phantasien für Harmoniemusik, Gesangvereine und Instrumente aller Art. Er ist ein leichtschaffender Musiker, der den in seiner Jugend beliebten Musikgattungen treu blieb. Lehrer für Gesang und Horn am Genfer Konservatorium, gewandt im gemeinverständlichen Vortrag, hat Kling zahlreiche Werke zur Popularisierung der Musik veröffentlicht: Abhandlungen über Instrumentation, vom vollkommenen Kapellmeister, Methoden ꝛc. Er gehört ferner zu denjenigen, welche die Genfer Bühne mit Gesangswerken beschenkt haben und zu denen auch Bergalonne, der Leiter des Theater-Orchesters seit 1859, Schneegans, Krantz und Georges de Seigneux, Musikdilettant, der Schöpfer der letztes Jahr gegebenen lyrischen Oper „Anita“, zählen.

Auguste Werner, geb. zu Petersburg 1842, begann seine musikalischen Studien in Leipzig. Schüler von Reinecke, debütierte er 1863 mit Glück im Gewandhaus und ließ sich nach einem Pariser Aufenthalt in Genf nieder, wo er bald auf die Laufbahn des Virtuosen verzichtete, um sich der Lehrthätigkeit zu widmen. Wir besitzen von ihm Stücke für Pianoforte, die in einem reizvollen pastoralen Ton gehalten sind, sowie eine Orchestersuite, die in Genf und Angers gespielt wurde. Ein anderer Musiker, vorzüglicher Geiger, der gleichfalls früh die Virtuosencarriere aufgab, Adolphe Köckert, hat wesentlich dazu beigetragen, den Sinn für Kammermusik in Genf zu verbreiten, indem er allwöchentliche Quartettabende veranstaltete, die ohne Unterbrechung seit mehr denn 40 Jahren stattfinden. Als Komponist hat Köckert Stücke für Violine und geistliche Chöre von Wert herausgegeben.

In diese erste Gruppe lassen sich ferner einreihen: Justin Bischoff, Professor an der Musikschule zu Lausanne, Komponist zahlreicher Männer-

chöre, einer Humoreske über schweizerische Themen für Streichinstrumente und der „Cantate de la cathédrale de Lausanne"; Koella, welcher eine Auswahl Freiburgischer Kuhreihen zu einem Band vereinigte, und Eschmann-Dumur, der Verfasser eines ausgezeichneten Führers für junge Pianisten. Diesen beiden Lausanner Namen gesellen sich die der Herren Plumhof von Vivis, bekannt durch seine Grandson-Kantate; Eduard Munzinger (gest. 1899), zuerst Organist und Musiklehrer in Morges, Yverdon und Zürich, später in Neuenburg niedergelassen, wo er zahlreiche Kantaten und Chorwerke geschrieben hat; endlich Vogt, Organist in Freiburg, dem man gute Männerchöre verdankt. Bei Erwähnung dieser letzteren Stadt erinnern wir auch an Augustin Eggis (1799—1891), welcher lange Zeit Leiter der Freiburger Blechmusiken war und für ihren Gebrauch Stücke für Militärmusik schrieb.

II.

Bei der Landesausstellung in Genf von 1896 konnte man sich am besten ein Bild von der neuen Schule der französischen Schweiz machen. Man gewann bezüglich ihres Wertes und ihrer Bedeutung ein Urteil beim Anhören der damaligen Konzerte, in denen zahlreiche Arbeiten der Gruppe aufgeführt wurden. Diese Musiker fortschrittlicher Richtung schreiben ihre Werke nicht nur nach den neuesten technischen Formeln, sie suchen ihnen auch einen nationalen Charakter zu verleihen, indem sie die Kompositionen öfters auf volkstümlichen Themen aufbauen. In der blühenden Schule, die bereits Schöpfungen von ausgesprochen schweizerischer Eigenart hervorgebracht hat, besitzen die Kantone Genf, Waadt und Neuenburg jeder einen glänzenden Vertreter in den Herren Jaques-Dalcroze, Gustave Doret und Joseph Lauber. Letzterer hat sich vor kurzem in Zürich festgesetzt, aber die Mehrzahl seiner Kompositionen entstand in Neuenburg, und die französische Schweiz darf ihn daher für sich in Anspruch nehmen.

Der anerkannte Leiter der Gruppe, der sie gewissermaßen begründet und durch seine Schriften und Vorträge ins klare Licht gesetzt hat, ist Emil Jaques-Dalcroze. Geboren 1865 zu Wien, doch von waadtländischen Eltern abstammend, kam Jaques einige Jahre später mit seiner Familie nach Genf, wo er seine Studien absolvierte und das Konservatorium besuchte.

Seine Befähigung trat frühzeitig zu Tage, denn schon 1884 ließ er durch Liebhaber seine erste komische Oper „La Soubrette“ aufführen und beschenkte uns zwei Jahre darauf mit „Riquet à la Houppe“, einer Buffooper voll von ausgelassen lustigen Liedern und Tänzen. Ein anderes Werk, „Par les bois“, und zahlreiche Kompositionen aller Arten folgten. Nachdem er ein kleines Orchester aus Genfer Liebhabern ins Leben gerufen, das er zwei Winter leitete, brachte der junge Musiker als Orchesterdirigent eine Saison in Algier zu. Ein Jahr später war er in Wien, beendete dort seine Studien unter Bruckner und begab sich dann nach Paris, um einige Zeit bei Delibes zu arbeiten. Nach Genf zurückgekehrt, wurde er 1892 zum Lehrer der Harmonie am Konservatorium ernannt, und seither verbindet er mit diesem Unterricht Kurse für höheren Gesang und Improvisation nach einer Methode eigener Erfindung.

Emil Jaques-Dalcroze.
(Phot. Lacroix, Genf.)

Als Jaques-Dalcroze noch die grüne Mütze des Akademikers trug, waren seine Studentengesänge die Freude seiner Kameraden. Später ersuchte man ihn, seine „Chansons belletriennes“, zu denen er Text und Musik gemacht, zu veröffentlichen, und der Erfolg dieser geistreichen Stücke ermutigte ihn, die Gattung weiter zu pflegen, in der er sich als schöpferischer Künstler von ausgesprochener Eigenart gezeigt hat. Seit einigen Jahren beschenkt uns Jaques-Dalcroze jeden Winter mit einer Sammlung von „Chansons romandes“, worin er mit Humor und mit einer Musik voll fröhlichen Lebens und von feinem Geschmack unsere kleinen Genfer, Waadtländer und Neuenburger Schwächen und Verkehrtheiten verspottet, oder aber die Wonne besingt, in der französischen Schweiz zu leben. Diese bald phantastischen, bald traulichen und zärtlichen Gesänge

haben sofort großen und verdienten Erfolg errungen, und ihr glücklicher Urheber ist recht eigentlich der Musiker des „chez nous“ geworden. Die Volkstümlichkeit des geistreichen Chansonnier wuchs in den beiden letzten Jahren noch durch die Publikation der „Rondes enfantines“, die, in demselben Geist erdacht wie die „Chansons romandes“, von gleichem Reiz und köstlicher Laune sind. Diese gesungenen und getanzten Reigen bilden nicht nur die Freude der Kinder in der französischen Schweiz; sie sind auch von zahlreichen Schulen der Schweiz und des Auslandes adoptiert worden. Doch ist all dies eigentlich nur eine Erholung für Jaques-Dalcroze, der viel schwereres musikalisches Gepäck mit sich führt. Mit seinen Orchesterwerken nähert er sich der neuen französischen Schule eines Vincent d'Indy und Fauré. Er besitzt das Raffinement ihrer Mache, die von Wagner befruchtete Kunst der Orchestration, ihre prägnanten Wendungen wie ihre gewählten Harmonien. Bis jetzt hat Jaques dem Theater zwei „lyrische Komödien“ geschenkt. Die erste, „Janie“ (Genf 1892, Stuttgart und Frankfurt 1895), deren treffliches Libretto von Philippe Godet herrührt, ist ein frisches Idyll, überströmend von glücklich erfundenen Melodien. Neben Partien, die mit Geschick volkstümliche Themen verwerten, findet man in „Janie“ eigentümliche Proben echt komischer Instrumentalmusik und wieder fein behandelte Chorscenen. Die musikalische Charakteristik der Personen vermittelst des Orchesters ist hier fesselnd, und noch weiter treibt sie Jaques in dem zweiten Werk, „Sancho“ (4 Akte mit 9 Tableaux, Text von Ives-Plessis, Genf 1897). Die Handlung dieses bedeutenden Werkes, das wirkliche Neuerungen anstrebt, wickelt sich auf einem festgeschlossenen symphonischen Gewebe ab, welches aus etwa 20 typischen und von dem Musiker aufs geistvollste verwerteten Motiven geflochten ist. Auf dieser manchmal etwas dichten orchestralen Unterlage ruht der Gesang, welcher öfters nichts weiter ist als die musikalische Notierung des Textwortes, eine Verstärkung der gesprochenen Rede. Jaques-Dalcroze hat eine natürliche Quelle für das Komische in der musikalischen Betonung des Wortlautes gefunden, in gesungenen Themen, die er aus den Hebungen und Senkungen der Sprache bildet und die das Orchester weiter entwickelt. In diesem Sinne hat er Neues geschaffen und eigenartige Wirkungen erzielt. Und doch ist es bei der Aufführung der Oper nicht diese so neue Seite des Werkes, welche am meisten durchschlägt, sondern es sind die lyrischen Scenen, die Rolle Don Quixotes, die so

poetisch angelegt erscheint, die geistreiche Gerichtsscene und die Liebeszwiegesänge. „Sancho" hat übrigens sein letztes Wort noch nicht gesprochen, und die Stunde für das kühn gestaltete Werk wird kommen.

Aus den anderen großen Kompositionen von Jaques-Dalcroze seien hervorgehoben „La Veillée" (für Chor, Soli und Orchester), worin sich feine Chöre und wirksam bearbeitete volkstümliche Melodien vorfinden, „Le Violon maudit", lyrisches Drama, und hauptsächlich „Poème alpestre", die am meisten specifisch schweizerische Partitur, welche in unseren welschschweizerischen Kantonen zu Tage getreten ist und von der im Kapitel „Festspiele" einläßlicher die Rede sein wird. Zahlreiche Liedersträuße, die ganz von welschschweizerischem Geist durchdrungen sind, bedeutende Kammermusikwerke (Quartett, verschiedene Suiten) und mehrere Serien von Klavierstücken bilden die Schöpfungen des fruchtbaren Musikers. Jaques-Dalcroze ist überdies ein vorzüglicher Lehrer und Meister des Vortrags und ein talentvoller Musikschriftsteller.

Gustave Doret.
(Phot. de Jongh. Lausanne.)

Gustave Doret, geboren 1866 zu Aigle, machte zuerst Violinstudien bei Joachim und Marsik, sollte aber namentlich als Orchesterdirigent einen glänzenden Ruf erwerben und führte sich in dieser Eigenschaft zuerst zu Lausanne und Genf mit Symphoniesoireen ein, die den Werken der neuzeitlichen französischen Schule gewidmet waren. Nachdem er sich in Paris niedergelassen, wurde Doret 1893 Orchesterleiter für die Harcourt-Konzerte und ging dann zur Société nationale de musique über. Als man ihn 1896 zur Direktion der Symphoniekonzerte bei der Genfer Landesausstellung berief, bildete er für diese ein Orchester ersten Ranges und legte die wertvollsten Eigenschaften eines Kapellmeisters in jenen Soireen an den Tag, in denen die Werke schweizerischer Musik

einen breiten Raum einnahmen. Gegenwärtig steht Doret an der Spitze der „Société Humbert de Romans“ in Paris.

Als der junge Komponist seine Studien am dortigen Konservatorium machte, besuchte er die Klassen von Dubois und Massenet, welcher anfänglich seine Schreibweise beeinflußte, wie seine ersten Sammlungen „Six mélodies“ und „Fleurs de deuil“ (Dichtung von Eugen Rambert) darthun. Von den „Sonnets païens“ hinweg, Liedern, die sorgfältig gearbeitet sind und eine fortschrittliche Tendenz zeigen, entfaltet und befestigt sich die Persönlichkeit des Musikers immer mehr. 1891 bot ihm die Festfeier der Universität Lausanne Gelegenheit, sich an größere Werke zu machen, die „Cantate du Centenaire“ und die „Voix de la patrie“, Kompositionen, durch die eine schöne Begeisterung weht und die noch jetzt oft gesungen werden. Die bedeutendste Partitur Dorets aber ist das Oratorium „Les sept paroles du Christ“ (Vivis 1895), ein farbenreiches, dramatisch bewegtes Werk, in welchem man Judenchöre von kraftvollem Accent und scharfer Zeichnung findet. In letzter Linie hat der Komponist glückliche Streifzüge ins Gebiet des Liedes und volkstümlichen Gesanges unternommen. Ohne unsere Nationalmelodien direkt zu benutzen, sucht Doret seinen Originalgesängen ihre frische Natürlichkeit und Lebendigkeit zu verleihen, und meist gelingt ihm dies. Seine „Airs“ und „Chansons couleur du temps“ haben Familienähnlichkeit mit gewissen zarten Gesängen von Jaques-Dalcroze und sind von großem melodischem Reiz. Wie sein Genfer Kollege hat Doret in letzter Zeit für die Kleinen geschrieben, und zu seiner reizenden Sammlung „Jardin d'enfants“ regten ihn Gedichte des Genfer Poeten Daniel Baud-Bovy an.

Die Symphonie und die Kammermusik der französischen Schweiz haben ihren Hauptvertreter in Joseph Lauber gefunden, welcher lange Zeit in Neuenburg wohnte. Aus dem bereits reichhaltigen Verzeichnis seiner Werke nennen wir das Quintett über schweizerische Themen (Op. 6), in welchem der nationale Charakter sehr glücklich getroffen ist. Niemand hatte vorher unsere Volksmelodien mit solchem Erfolg für die Kammermusik verwertet; sie sind hier in fein künstlerischer Weise dargestellt und verarbeitet. Die beiden Quartette und drei Sonaten von Lauber besitzen ebenso hohen Wert. Überdies liegen von dem ausgezeichneten Musiker drei sehr interessante Symphonien vor (die zweite wurde erfolgreich in den Genfer Abonnementskonzerten aufgeführt), ferner symphonische Dichtungen von schönem instrumentalem Kolorit („Le vent et la vague“,

„Chant du soir“, „Sur l'alpe“), eine französische Suite, Kantaten, Chöre, Lieder und Klavierstücke.

Ein junger Waadtländer Komponist, Alex. Dénéréaz, Sohn von César Dénéréaz, der sich durch die Pflege und Verbreitung des Volksgesanges im Waadtland bekannt machte, hat gleichfalls als Symphoniker die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Seine erste Symphonie wurde 1896 in Dresden aufgeführt; die zweite, mit dem Titel „pathetische“, die man in Lausanne und Genf spielte, enthält namentlich ein bedeutendes Andante. Stücke für Streichinstrumente und Orgel, eine akademische Ouverture, eine Kantate und Lieder bilden das Ergebnis der schöpferischen Thätigkeit dieses Musikers, der gegenwärtig als Organist an der Kirche Saint-François in Lausanne angestellt ist.

Otto Barblan.
(Phot. F. Boissonnas, Genf.)

Sein Kollege an der Genfer Kathedrale, Otto Barblan, Lehrer für Orgelspiel, Fuge und Komposition am Konservatorium dieser Stadt, ist ein bedeutender Musiker. Geboren im Ober-Engadin, 1860, machte er seine musikalischen Studien in Stuttgart und wirkte zuerst als Lehrer in Chur. Er hat neben anderen Orgelstücken eine Passacaglia für dieses Instrument (Op. 6) geschrieben, die mit Recht berühmt wurde. Auch verdanken wir ihm Albumblätter für Pianoforte, ein feines, von Schumannschem Geist durchwehtes Werk. Seine „Ode patriotique“, zur Eröffnung der Genfer Landesausstellung auf Worte von Jules Cougnard gesetzt, ist meisterlich gearbeitet und voll Wärme und Schwung. Sein Hauptwerk aber stellt das großartige Festspiel zur Calvenfeier dar, welches in wenigen Monaten zwei Auflagen erlebte. Barblan leitet seit längerer Zeit den „Chant sacré“ in Genf, einen wegen seinen

musterhaften Aufführungen Bachscher und Händelscher Kompositionen allgemein bekannten Chorgesangverein. Ein Schüler Barblans, Haenni, der in Sitten wohnt, brachte in dieser Stadt eine Oper „Blanche de Mons“ zur Aufführung, deren Textbuch gleichfalls von einem Walliser verfaßt wurde.

Große Hoffnungen setzt man auf einen der jüngsten Genfer Komponisten, Pierre Maurice, einen Schüler Massenets. Seine Orchestersuite „Pêcheurs bretons“, sowie sein Tongedicht „Françoise de Rimini“ beurkunden einen talentvollen Symphoniker, und in seinen Liedern und seinen Klavierkompositionen offenbart sich eine vielversprechende eigenartige Begabung. Die „Société de chant du Conservatoire“ in Genf führte letztes Jahr mit großem Erfolg sein Oratorium „La fille de Jephté“ auf, eine bedeutende Partitur, die sich durch dramatische Lebendigkeit, Phantasiereichtum und gewandte Faktur empfiehlt.

Die Musiker, deren Namen wir noch flüchtig erwähnen, würden mehr als dies verdienen; aber der Raum ist uns bemessen. In erster Linie zählt hierher Willy Rehberg, der ausgezeichnete Pianist, „Professeur supérieur“ am Konservatorium und Kapellmeister der Abonnementskonzerte seit Hugo von Sengers Tod. 1863 zu Morges geboren, als Sohn und Bruder geschätzter Musiker, schrieb W. Rehberg wertvolle Sonaten und Lieder. Sein Kollege am Konservatorium, Oskar Schulz, hat bereits eine beträchtliche Zahl von Vokal- und Instrumentalwerken geschaffen. Eduard Combe, der musikalische Kritiker, welcher unlängst die glückliche Idee hatte, die schweizerischen Komponisten behufs Wahrung ihrer Interessen zu einer Gesellschaft zu vereinigen, hat Orchesterstücke (Serenade, Suite, Ouverture zu Wilhelm Tell) und eine Reihe von Liedern über Gedichte von Verlaine geschrieben. Gustave Ferraris, ein anderer Genfer Kritiker, bekannt durch seine Soireen für schweizerische Musik, komponierte gleichfalls verschiedene Lieder in ausgesprochen modernem Ton. Noch wären zu erwähnen Leopold Ketten, „Professeur supérieur“ für Gesang am Genfer Konservatorium, der Schöpfer zahlreicher Gesänge, Louis Nicole, welcher Direktor des Konservatoriums zu Athen war und als solcher die erste Übersetzung der „Hymne an Apollo“ nach ihrer Entdeckung geben konnte, endlich, ein Musiker von hohem Wert, der in Deutschland niedergelassene Genfer Fr. Klose, der eine von der Kritik sehr gerühmte Messe und eine Symphonie mit Chören schuf.

Vervollständigen wir das Verzeichnis welschschweizerischer Musiker noch durch Nennung einiger Musikschriftsteller wie George Becker, dem man eine reichhaltige „Geschichte der Musik in der Schweiz bis zum 18. Jahrhundert" verdankt, William Cart in Lausanne, dessen vortreffliches Buch über Bach ein wertvolles Werk ist, und Georges Humbert, Leiter des Orchesters in Lausanne und Begründer der „Gazette musicale de la Suisse romande". Humbert ist namentlich bekannt durch seine verdienstliche Übersetzung des Diktionärs von Riemann, in das er zahlreiche vorher nicht veröffentlichte Biographien schweizerischer Musiker aufnahm. Endlich besitzen wir einen bedeutenden Kenner Richard Wagners, Adolphe Appia, der, von Geburt Genfer, im Waadtland wohnt und unlängst zwei Werke voll neuer Ideen und origineller Ansichten veröffentlicht hat, „La mise en scène du drame wagnérien" und „die Musik und die Inscenierung".

Gerne hätten wir die lange Namensliste, welche die Lebensfähigkeit unserer französischschweizerischen Musik hinlänglich darthut, weniger dürftig und trocken gestaltet. Immerhin wird man daraus erkennen, daß die genannte Schule in vollem Safte steht und in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen hat. Seit einiger Zeit erhalten unsere Komponisten auch öfters Gelegenheit, sich vorzuführen und ihre Werke hören zu lassen. Möge ihnen der Zutritt zu unseren Symphoniekonzerten und Theatern immer mehr erleichtert werden und ihre Werke immer ausgeprägter jenen wahrhaft schweizerischen Stempel an sich tragen, der den bisher unbekannten und ungeahnten Reiz des Quintetts von Lauber und des „Poème alpestre" von Jaques-Dalcroze, dieser beiden Muster der neuern Gattung, ausmacht!

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Die Schule. Geschichte des öffentlichen Unterrichts aller Stufen.

I. **Deutsche Schweiz.** — Von Prof. Dr. Otto Hunziker 7
II. **Welsche Schweiz.** — Von François Guex 43

Die Kirche.

I. **Katholizismus.** — Von K. Decurtins 81
II. **Christkatholische Kirche der Schweiz.** — Von Prof. Dr. Eduard Herzog 117
III. **Protestantismus in der deutschen Schweiz.** — Von Prof. Dr. Emil Blösch 123
IV. **Protestantismus in der französischen Schweiz.** — Von Prof. G. Frommel 149

Die Wissenschaft.

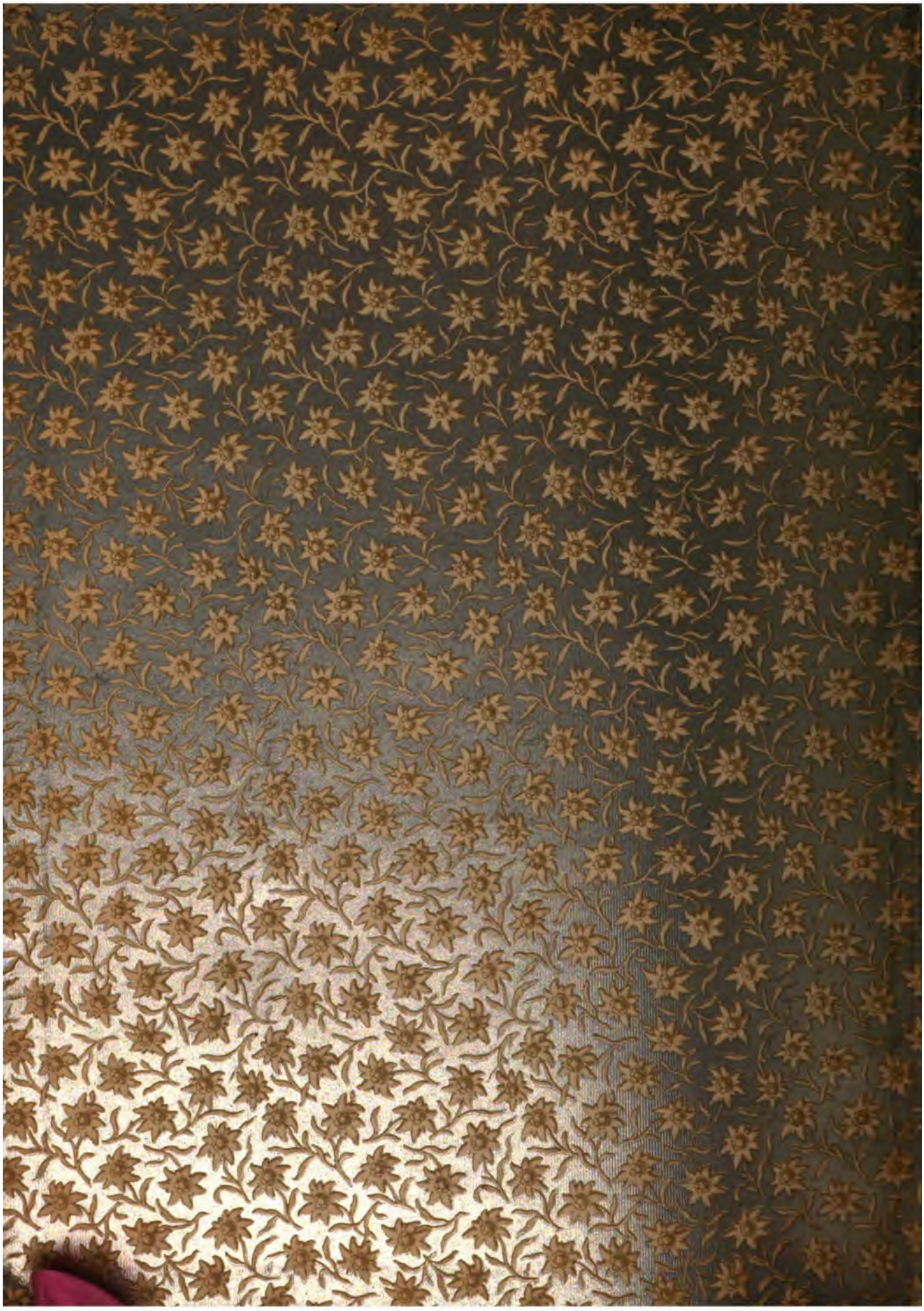
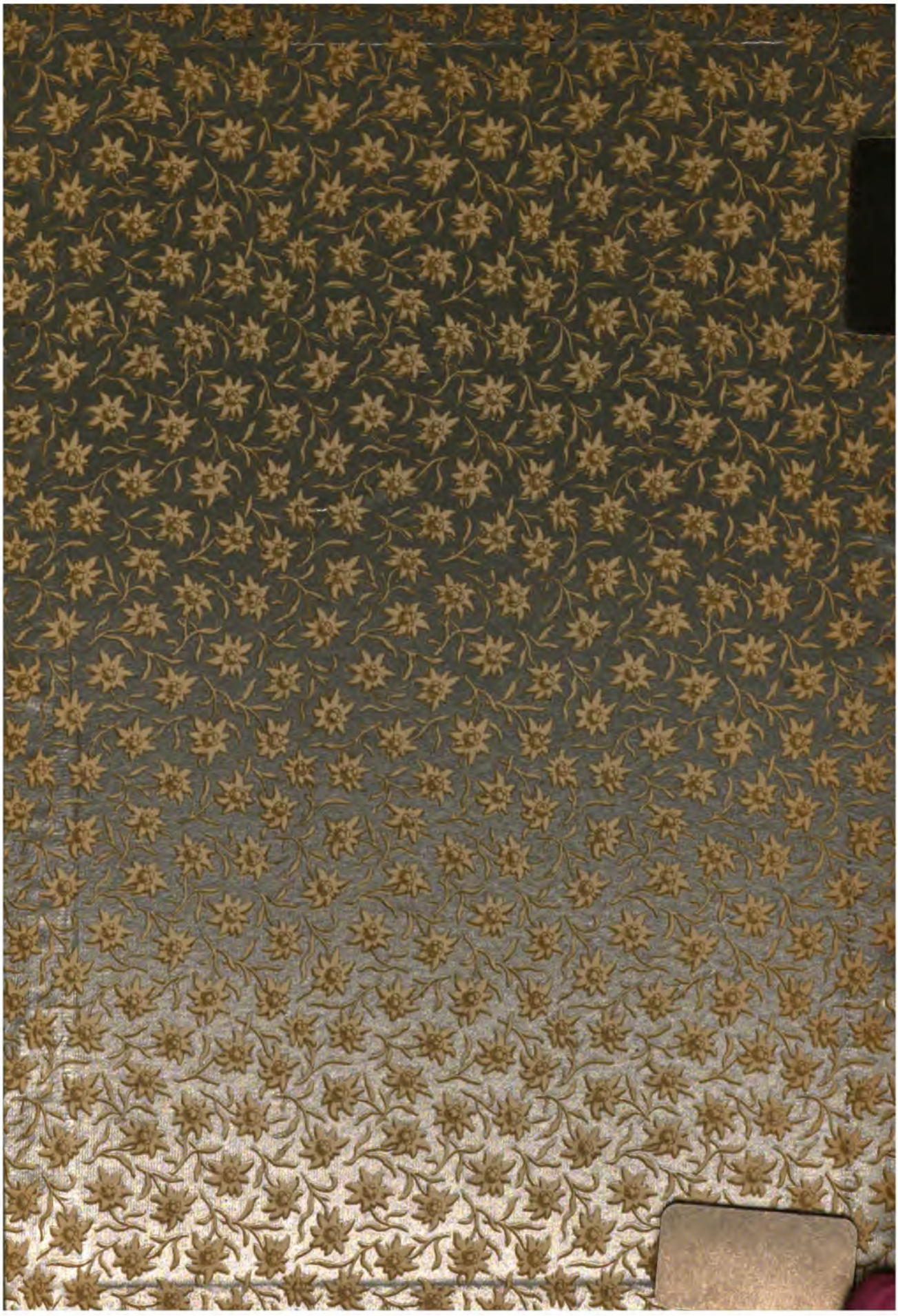
I. **Naturwissenschaften.** — Von Prof. Dr. Theoph. Studer 193
I. Die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft 202
II. Meteorologische Beobachtungen 208
III. Mitteleuropäische Gradmessung 212
IV. Die Gletscherbeobachtungen 215
V. Die geologische Karte und die geologische Landesaufnahme der Schweiz 230
VI. Die Seenforschung 240
VII. Anthropologische Untersuchungen 245
VIII. Kantonale und Fachgesellschaften 256
II. **Geschichtswissenschaft.** — Von Prof. Dr. G. Meyer von Knonau 271

Litteratur.

Seite

I. Deutsche Schweiz. — Von O. Fäßler 299
II. Welsche Schweiz. — Von Prof. Ph. Godet 343
III. Italienische Schweiz. — Von Dr. A. Pioda 395
IV. Rhätoromanische Litteratur. — Von K. Decurtins . 403

Die Presse. — Von Gaspard Vallette 413

Die Kunst.

I. Denkmalpflege und Erforschung vaterländischer Kunst. — Von Prof. J. R. Rahn 433
II. Die bildende Kunst in der französischen Schweiz. — Von Prof. Ph. Godet 445
III. Die bildende Kunst in der italienischen Schweiz. — Von Prof. Fr. Chiesa 503
IV. Die bildende Kunst in der deutschen Schweiz. — Von Dr. Carl Brun 517
V. Die Musik in der deutschen Schweiz. — Von A. Niggli 569
VI. Die Musik in der französischen Schweiz. — Von Ferd. Held 593